Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

Entartung.

Von

Max Nordau.

Zweiter Band.

2. Auflage.

Berlin NW.

Verlag von Carl Dunder.

1898.

Drittes Buch.

Die Ich-Sucht.

I. Psychologie der Ich-Sucht.

Wie verschieden auch Individualitäten gleich Wagner und Tolstoi, Rossetti und Verlaine auf den ersten Blick scheinen mögen, wir haben doch bei allen gewisse Züge: das verschwommene oder unzusammenhängende Denken, die Tyrannei der Ideen-Assoziation, das Auftreten von Zwangsvorstellungen, die erotische Erregbarkeit, die Glaubens-Schwärmerei, angetroffen, die sie als Mitglieder einer und derselben Geistesfamilie erkennen lassen und es rechtfertigen, sie in eine einzige Gruppe, die der Mystiker, zu vereinigen.

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß nicht blos die Mystiker unter den Entarteten, sondern im Grunde alle Degenerirten, welcher Art sie auch seien, aus demselben Teig geknetet sind. Sie zeigen alle dieselben Lücken, Ungleichmäßigkeiten und Mißbildungen der Geistesfähigkeiten, dieselben seelischen und leiblichen Stigmate. Wer also angesichts einer Anzahl Entarteter bei den einen blos die Mystik des Denkens, bei den anderen blos die erotische Emotivität, oder blos die verworrene, unfruchtbare Nächstenliebe und Weltverbesserungssucht, oder blos den Zwangsantrieb zu verbrecherischen Handlungen u. s. w. hervorheben und als ihre ausschließliche Besonderheit ansprechen wollte, der würde offenbar nur eine

Seite der Erſcheinung ſehen und die anderen außer Rechnung laſſen. Das eine oder das andere Entartungs-Stigma mag in einem gegebenen Falle beſonders auffallend ſichtbar ſein, aber wenn man gehörig ſucht, wird man daneben auch alle übrigen, wenigſten angedeutet, finden.

Es war das große Verdienſt des berühmten franzöſiſchen Irrenarztes Esquirol, erkannt zu haben, daß es Formen der Geiſtesſtörung gibt, in denen das Denken ſcheinbar vollſtändig vernünftig vor ſich geht, inmitten der verſtändigen, folgerichtigen Hirnthätigkeit aber einzelne verrückte Vorſtellungen gleich erratiſchen Blöcken erſcheinen, die den Betreffenden als geiſteskrank erkennen laſſen. Allein Esquirol beging den Fehler, nicht tief genug zu graben. Seine Beobachtung haftete zu ſehr an der Oberfläche. Nur darum konnte er dazu gelangen, in die Wiſſenſchaft den Begriff der „Monomanie“ einzuführen, das heißt des wohlumſchriebenen Theil-Wahnſinns, der vereinzelten fixen Idee, neben der das ganze übrige Geiſtesleben geſund verlaufen ſoll. Das war ein Irrthum. Es gibt keine Monomanie. Esquirols eigener Schüler, Falret der Aeltere, hat dies bald genug nachgewieſen, und unſer Weſtphal, unbeſchadet ſeiner ſonſtigen Verdienſte, ſtand nicht entfernt auf der Höhe der Forſchung, als er ein halbes Jahrhundert nach Esquirol, dreißig Jahre nach Falret, noch die „Platzſcheu“ oder Agoraphobie als eine beſondere Geiſteskrankheit, als eine Monomanie, beſchrieb. Die ſcheinbare Monomanie iſt in Wirklichkeit das Anzeichen einer tiefen organiſchen Zerrüttung, die ſich nie in einer einzigen Narrheit kundgibt. Eine fixe Idee beſteht nie für ſich allein.[1])

[1]) Liſandro Reyes hat dies in ſeiner brauchbaren Studie über die Entarteten (Contribution à l'étude de l'état mental chez les

Sie ist immer auch von anderen Unregelmäßigkeiten des Denkens und Fühlens begleitet, die aber freilich bei flüchtigem Hinblick nicht gleich eben so deutlich bemerkt werden mögen wie die besonders stark entwickelte Wahnvorstellung. Die neuere klinische Beobachtung hat eine lange Reihe derartiger fixer Ideen oder „Monomanien" entdeckt und die Thatsache erkannt, daß sie allesammt die Folge einer Grund-Verfassung des Organismus, nämlich seiner Entartung, sind. Es war unnöthig, daß Magnan jedem Entartungs-Anzeichen einen besondern Namen gab und die beinahe drollig wirkende Schaar der „Phobien" und „Manien" aufmarschiren ließ, die „Agoraphobie" (Platzscheu), „Klaustrophobie" (Scheu der geschlossenen Räume), „Rupophobie" (Schmutzscheu), „Iophobie" (Giftscheu), „Nosophobie" (Krankheitsscheu), „Aichmophobie" (Scheu vor spitzen Dingen), „Belenophobie" (Nadelscheu), „Kremnophobie" (Abgrundscheu), „Trichophobie" (Haarscheu), die „Onomatomanie" (Wort- oder Namen-Wahnsinn), „Pyromanie" (Brand-Wahnsinn), „Kleptomanie" (Stehl-Wahnsinn), „Dipsomanie" (Sauf-Wahnsinn), „Erotomanie" (Liebes-Wahnsinn), „Arithmomanie" (Zähl-Wahnsinn), „Oniomanie" (Kauf-Wahnsinn) u. s. w. Man könnte diese Liste nach Belieben verlängern und sie ungefähr mit allen Wurzeln des griechischen Wörterbuchs bereichern. Das ist einfach eine philologisch-medizinische Spielerei. Keine der von Magnan und seinen Schülern entdeckten, beschriebenen und mit einem klangvollen griechischen Eigennamen versehenen

---

enfants dégénérés, Paris, 1890) gut gesehen. Er stellt (S. 8) ausdrücklich fest, daß bei den entarteten Kindern eine wirkliche, ausschließliche, „Monomanie" nicht vorkommt. „Eine einzige delirirende Idee mag bei ihnen eine Zeit lang bestehen, meistens aber wird sie plötzlich durch eine neue Vorstellung ersetzt."

Störungen ist etwas Selbstständiges, keine tritt vereinzelt auf, und Morel hatte Recht, als er alle diese bunten Kundgebungen krankhafter Hirnthätigkeit als unwesentlich vernachlässigte und sich an die eine Haupterscheinung hielt, die allen „Phobien“ und „Manien“ zu Grunde liegt: die große Emotivität der Entarteten[1]). Hätte er zur Emotivität oder übergroßen Erregbarkeit noch die Hirnschwäche hinzugefügt, welche die Schwäche der Wahrnehmung, des Willens, des Gedächtnisses, des Urtheils, die Unaufmerksamkeit, die Unstetigkeit in sich schließt, so hätte er das Wesen der Entartung erschöpfend gekennzeichnet und vielleicht verhindert, daß die Irrenheilkunde mit einer Menge unnöthiger und verwirrender Bezeichnungen vollgekramt werde. Kowalewski kam der Wahrheit viel näher, als er in seiner bekannten Studie[2]) alle Geistesstörungen der Entarteten als eine einheitliche Krankheit darstellte, die nur verschiedene Stärkegrade erkennen lasse und in ihrer mildesten Form die Neurasthenie, in der schwereren Zwangs-Antriebe und unsinnige Angstgefühle, in der schwersten den Grübel- oder Zweifel-Wahnsinn gebe. In diesem Rahmen lassen sich alle einzelnen „Manien“ und „Phobien“ unterbringen, von denen gegenwärtig das psychiatrische Schriftthum wimmelt.

Aber wenn man es ablehnen muß, aus jedem Anzeichen, in welchem sich die Grundstörung, nämlich die Entartung, kundgibt, eine besondere Krankheit zu machen, so ist andererseits doch auch nicht zu verkennen, daß bei manchen Entarteten

---

[1]) Legrain, Du délire chez les dégénérés, Paris, 1886, drückt dies blos mit etwas anderen Worten aus, wenn er (S. 68) sagt: „Zwangs-Vorstellung, Zwangs-Antrieb, das ist es, was man am Grunde jeder Monomanie antrifft.“

[2]) Analysirt im Journal of Mental Science, Januar 1888.

eine Gruppe von Krankheits-Erscheinungen entschieden vorwiegt, ohne daß darum die übrigen bei ihnen fehlen. Es ist also zulässig, unter ihnen gewisse Haupt-Gattungen zu unterscheiden, und zwar neben den Mystikern, deren hervorragendste Vertreter in der zeitgenössischen Kunst und Dichtung wir kennen gelernt haben, die Ichsüchtigen. Es ist keine Ziererei, daß ich mich dieses Wortes statt der längst gebräuchlichen „Selbstsucht" und „Selbstsüchtige" bediene. Die Selbstsucht ist eine Unliebenswürdigkeit, ein Erziehungsfehler, vielleicht ein Charakter-Mangel, ein Beweis ungenügend entwickelter Sittlichkeit, aber sie ist keine Krankheit. Der Selbstsüchtige ist vollkommen im Stande, sich im Leben zu führen und seinen Platz in der Gesellschaft zu behaupten, er ist dazu, wenn es sich blos um die Erreichung niedriger Ziele handelt, häufig sogar fähiger als der höhere und edlere Mensch, der sich bis zur Selbstlosigkeit emporgerungen hat. Der Ichsüchtige dagegen ist ein Kranker, der die Dinge nicht sieht, wie sie sind, der die Welt nicht begreift und sich nicht richtig zu ihr zu stellen weiß. Auch die Franzosen machen diesen Unterschied und bezeichnen die Ichsucht mit dem aus dem Englischen genommenen neuen Worte „Egotisme", das von den sorgfältigeren Schriftstellern niemals mit „Egoisme", Selbstsucht, verwechselt wird.

Natürlich muß der Leser, wenn ihm die geistige Physiognomie der Ichsüchtigen gezeigt wird, immer daran festhalten, daß zwar die Hauptvertreter dieser und der mystischen Gattung scharf genug gekennzeichnet, die Grenzen der letztern aber schwimmend sind. Die Ichsüchtigen sind einerseits gleichzeitig Mystiker, Erotiker, manchmal sogar, scheinbar paradoxal, angebliche Menschenfreunde, und bei den Mystikern treffen wir andererseits oft genug

eine stark entwickelte Ichsucht an. Es gibt einzelne Menschen-Erscheinungen unter den Entarteten, bei denen alle Störungen so gleichmäßig auftreten, daß man in Zweifel sein kann, ob man sie richtiger den Mystikern oder den Ichsüchtigen zuzählen würde. In der Regel wird aber die Einordnung in die eine oder andere Klasse keine allzugroße Schwierigkeit bieten.

Daß der Egoismus ein hervorstechender Charakterzug der Entarteten ist, wird von allen Beobachtern einhellig festgestellt. „Der Degenerirte kennt nichts als sich und nimmt an nichts Antheil als an sich selbst," heißt es bei Roubinovitch.[1]) „Er hat nur eine einzige Sorge: seine Begierden zu befriedigen," sagt Legrain.[2]) Diese Eigenthümlichkeit schlingt vom höchsten bis zum tiefsten Entarteten, vom wahnsinnigen Genie bis zum schwachsinnigen Geisteskrüppel, ein verknüpfendes Band. „Alle wahnsinnigen Genies," bemerkt Lombroso,[3]) „sind sehr von dem eigenen Ich eingenommen und damit beschäftigt," und von ihren Gegenfüßlern, den Imbecillen, schreibt Sollier[4]): „Unbändig, wie sie sind, gehorchen sie blos der Furcht und sind oft gewaltthätig, namentlich gegen die, die schwächer sind als sie, dagegen unterwürfig gegen die Stärkeren. Sie sind gefühllos, im höchsten Grade egoistisch, Aufschneider."

Der Kliniker begnügt sich mit der Anführung der Thatsache dieses kennzeichnenden Egoismus, wir aber wollen auch

---

[1]) J. Roubinovitch, Hystérie mâle et dégénérescence, Paris, 1890. S. 62.

[2]) Legrain, a. a. O. S. 10.

[3]) Lombroso, Genie und Irrsinn. Deutsche Ausgabe. (Reclams Universal-Bibliothek.) S. 325.

[4]) Dr. Paul Sollier, Psychologie de l'Idiot et de l'Imbécile. Paris, 1891. S. 174.

untersuchen, welches seine organischen Wurzeln sind, weshalb der Entartete mehr als egoistisch, weshalb er ichsüchtig sein muß und nicht anders sein kann.

Um zu begreifen, wie das krankhaft übertriebene, häufig bis zum Größenwahn gesteigerte Ich-Bewußtsein entsteht, müssen wir uns gegenwärtig halten, wie das gesunde Ich-Bewußtsein sich bildet.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier die ganze Erkenntniß-Theorie zu behandeln, nur die wichtigsten Ergebnisse dieser heute bereits so hoch entwickelten Wissenschaft können an dieser Stelle Platz finden.

Es ist ein philosophischer Gemeinplatz geworden, daß wir unmittelbare Kenntniß nur von Veränderungen erlangen, die in unserm eigenen Organismus vor sich gehen. Wenn wir trotzdem im Stande sind, aus Wahrnehmungen, die wir einzig und allein aus unserm Innern schöpfen, ein Bild der uns umgebenden Außenwelt zu gestalten, so ist es, weil wir die von uns an unserm Organismus wahrgenommenen Veränderungen auf Ursachen zurückführen, welche außerhalb desselben thätig sind, und aus der Art und Stärke der in unserm Organismus vorgehenden Veränderungen Schlüsse auf die Art und Stärke der sie veranlassenden äußeren Vorgänge ziehen.

Wie wir dazu kommen, überhaupt anzunehmen, daß es etwas Äußeres gibt und daß die allein von uns wahrgenommenen Veränderungen an unserm Organismus Ursachen haben können, die nicht im Organismus selbst liegen, ist eine Frage, über welche die Metaphysik sich seit Jahrhunderten den Kopf zerbricht. Eine Antwort hat sie so wenig gefunden, daß sie, um mit der Schwierigkeit doch irgend wie fertig zu werden, einfach

die Frage selbst geleugnet und sich zu der Behauptung verstiegen hat, das Ich habe thatsächlich keine Kenntniß von einem Nicht-Ich, von einer Außenwelt, und könne sie auch nicht haben, weil es eine Außenwelt überhaupt nicht gebe, vielmehr das, was wir so nennen, eine Schöpfung unseres Geistes und nur in unserm Denken als Vorstellung, nicht aber außerhalb unseres Ichs als Wirklichkeit vorhanden sei.

Es ist bezeichnend für die einlullende Wirkung, welche der Klang eines Wortes auf den Menschengeist übt, daß dieses völlig sinnlose Geschwätz, glatt, wohlgefügt und zum philosophischen System des Idealismus ausgebildet, beinahe acht Menschenalter hindurch die meisten Berufs-Metaphysiker von Berkeley bis Fichte, Schelling und Hegel vollkommen befriedigt hat. Diese weisen Männer wiederholten mit überzeugter Miene die Lehre vom Nichtbestehen des Nicht-Ichs und es störte sie nicht, daß sie selbst in all ihrem Thun fortwährend ihrem eigenen Wortschwall widersprachen, daß sie selbst von der Geburt bis zum Tode unausgesetzt Handlungen vornahmen, welche gänzlich sinnlos waren, wenn es keine objektive Außenwelt gab, daß sie also selbst ihr System als Wind und Schatten, als ein kindisches Spiel mit begriffleeren Worten erkannten. Und der folgerichtigste unter diesen ernsthaften Faselhänsen, Bischof Berkeley, merkte nicht einmal, daß er um den Preis des völligen Verzichts auf den gesunden Menschenverstand immer noch nicht die gesuchte Antwort auf die Grundfrage der Erkenntniß erlangt hat, denn sein dogmatischer Idealismus leugnet zwar die Wirklichkeit der Außenwelt, gibt aber leichtsinnig gedankenlos zu, daß es außer ihm, Berkeley, selbst noch andere Geister und sogar einen Weltgeist gebe. Also selbst nach ihm ist das Ich nicht Alles,

es gibt außerhalb des Ichs noch Etwas, ein Nicht-Ich, eine Außenwelt besteht also, wäre es auch nur in der Form von unstofflichen Geistern. Damit ist jedoch wieder die Frage gegeben: wie kommt Berkeleys Ich dazu, das Vorhandensein von irgend Etwas außerhalb seiner selbst, das Bestehen eines Nicht-Ichs anzunehmen? Diese Frage war aber zu beantworten und trotz der Opferung der ganzen Erscheinungswelt läßt Berkeleys Idealismus, ebenso wie der Idealismus eines jeden seiner Nachtreter, sie ganz und gar ungelöst.

Die Metaphysik konnte keine Antwort auf die Frage finden, weil diese so, wie sie von jener gestellt wird, eben nicht zu beantworten ist. Die wissenschaftliche Psychologie, das heißt die Psycho-Physiologie, begegnet nicht denselben Schwierigkeiten. Sie nimmt nicht das fertige, seiner selbst sich klar bewußte Ich des erwachsenen Menschen, das sich als bestimmten Gegensatz zum Nicht-Ich, zur ganzen Außenwelt, fühlt, sondern sie geht auf die Anfänge dieses Ichs zurück, sie untersucht, auf welche Weise es entsteht, und da findet sie denn, daß zu einer Zeit, da die Vorstellung vom Vorhandensein eines Nicht-Ichs wirklich unerklärlich wäre, diese Vorstellung eben in der That gar nicht besteht und daß dann, wenn wir sie antreffen, das Ich bereits solche Erfahrungen erworben hat, welche es durchaus verständlich machen, wie es zur Bildung der Vorstellung eines Nicht-Ichs gelangen konnte und mußte.

Daß ein gewisses Bewußtsein die Begleiterscheinung jeder Rückwirkung des Protoplasmas auf äußere Einwirkungen, also eine Grundeigenschaft des lebenden Stoffes ist, dürfen wir annehmen. Selbst die allereinfachsten einzelligen Lebewesen bewegen sich mit unverkennbarer Absicht nach gewissen Zielen hin

und von gewissen Punkten weg, sie unterscheiden zwischen Nahrung und solchen Stoffen, die zur Ernährung untauglich sind, sie haben also eine Art Willen und Urtheil und diese beiden Thätigkeiten setzen Bewußtsein voraus.[1]) Freilich, wie dieses in dem noch nicht einmal zu Nervenzellen differenzirten Protoplasma sitzende Bewußtsein beschaffen sein mag, davon kann ein Menschengeist sich unmöglich ein deutliches Bild machen. Nur das eine können wir bestimmt voraussetzen, daß in dem dämmernden Bewußtsein eines einzelligen Lebewesens die Vorstellung eines Ichs und eines ihm entgegengesetzten Nicht-Ichs nicht vorhanden ist. Die Zelle fühlt Veränderungen in sich selbst und diese Veränderungen rufen nach bestimmten biochemischen oder biomechanischen Gesetzen andere Veränderungen hervor; sie empfängt einen Eindruck und antwortet auf ihn mit einer Bewegung; aber sie macht sich sicher keine Vorstellung davon, daß der Eindruck von einem Vorgang in der Außenwelt verursacht ist und daß ihre Bewegung auf die Außenwelt zurückwirkt.

Selbst bei sehr viel höher stehenden, in der Differenzirung erheblich weiter vorgeschrittenen Thieren ist ein eigentliches Ich-Bewußtsein undenkbar. Wie soll ein Arm eines Seesterns, eine Knospe eines Mantelthiers, etwa des Botrylus, die eine Hälfte eines Doppelthiers (Diplozoon), ein Röhrchen einer Seenelke oder eines andern Korallen-Polypen sich als ein besonderes Ich

---

[1]) Siehe hierüber die bemerkenswerthe Abhandlung von A. Binet „über das Seelenleben des Kleinlebewesen", enthalten in dem Sammelbande: „Le fétichisme dans l'amour (études de psychologie expérimentale). La vie psychique des micro-organismes, l'intensité des images mentales, le problème hypnotique, note sur l'écriture hystérique." Paris 1890. Kurz vor Binet hat Verworn in seinen „Psycho-physiologischen Protisten-Studien", Jena, 1889, denselben Gegenstand sehr verdienstlich und bahnbrechend behandelt.

fühlen, da es zwar ein Thier für sich, aber zugleich der Theil eines zusammengesetzten Thiers, einer Thierkolonie, ist und sowohl Eindrücke, die es unmittelbar treffen, als auch solche, die ein Genosse derselben Kolonie erfährt, wahrnehmen muß? Oder können gewisse große Würmer, z. B. manche Eunice-Arten, eine Vorstellung von ihrem Ich haben, da sie ihre eigenen Körpertheile nicht als Bestandtheile ihrer Individualität fühlen und erkennen und ihren Schwanz anfressen, wenn er durch einen Zufall der Ringelung vor ihren Mund zu liegen kommt?

Das Ich-Bewußtsein ist nicht gleichbedeutend mit dem Bewußtsein überhaupt. Während dieses wohl dem ganzen lebenden Stoffe zukommt, ist jenes das Ergebniß des Zusammenwirkens hochdifferenzirten und in ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältniß gebrachten (hierarchisirten) Nervengewebes. Es tritt sehr spät in der Entwickelungsreihe der Organismen auf und ist bis jetzt die höchste Lebens-Erscheinung, von der wir Kenntniß haben. Es entsteht allmälig aus den Erfahrungen, welche der Organismus im Laufe der natürlichen Thätigkeit seiner Bestandtheile gewinnt. Jede einzelne unserer Nervenganglien, ja jede einzelne Nervenfaser, und selbst jede Zelle, hat ein untergeordnetes, schwaches Bewußtsein von dem, was in ihr vorgeht. Da das ganze Nervensystem unseres Körpers unter sich mannigfach zusammenhängt, so nimmt es in seiner Gesammtheit von allen Erregungen und dem sie begleitenden Bewußtsein seiner Theile etwas wahr. Auf diese Weise entsteht an der Hauptstelle, wo alle Nervenbahnen des ganzen Körpers einmünden, im Gehirn, ein aus zahllosen Theilbewußtsein zusammengesetztes Gesammtbewußtsein, das aber selbstverständlich nur die Vorgänge im eigenen Organismus zum Inhalte hat. Im Laufe seines Daseins, und zwar sehr früh, unter-

ſcheidet das Bewußtſein zwei gänzlich verſchiedene Arten von Wahrnehmungen. Die einen treten unvorbereitet auf, die anderen in Begleitung von anderen Erſcheinungen, die ihnen vorhergehen. Den Erregungen der Sinne geht keine Willenshandlung vorher, wohl aber jeder bewußten Bewegung; ehe unſere Sinne etwas wahrnehmen, hat unſer Bewußtſein keine Vorſtellung von dem, was ſie wahrnehmen werden; ehe unſere Muskeln eine Bewegung ausführen, wird im Gehirn oder Rückenmark (wenn es ſich um eine Reflexbewegung handelt) ein Bild dieſer Bewegung ausgearbeitet, es iſt alſo vorher eine Vorſtellung von der Bewegung vorhanden, welche die Muskeln ausführen werden. Wir empfinden deutlich, daß die unmittelbare Urſache der Bewegung in uns ſelbſt liegt, dagegen haben wir eine ähnliche Empfindung nicht von den Sinneseindrücken. Wir erfahren ferner durch das Muskelgefühl die Verwirklichung der von unſerm Bewußtſein ausgearbeiteten Bewegungsvorſtellungen, dagegen erfahren wir nichts derartiges, wenn wir eine Bewegungsvorſtellung ausarbeiten, die nicht ausſchließlich unſere eigenen Muskeln zum Gegenſtande hat. Wir wollen z. B. den Arm heben. Unſer Bewußtſein arbeitet dieſe Vorſtellung aus, die Armmuskeln gehorchen und das Bewußtſein erhält die Rückmeldung, daß die Vorſtellung von den Armmuskeln verwirklicht wurde. Nun wollen wir etwa mit dem Arm einen Stein heben oder ſchleudern. Unſer Bewußtſein arbeitet eine Bewegungsvorſtellung aus, in welcher unſere eigenen Muskeln und der Stein enthalten ſind. Wenn wir die gewollte und gedachte Bewegung ausführen, ſo empfängt unſer Bewußtſein wohl von den in Thätigkeit geſetzten Muskeln Empfindungen, nicht aber von dem Stein. Es nimmt alſo Bewegungen wahr, die von Muskelempfindungen begleitet ſind,

und solche, die ohne diese Begleitung auftreten. Um den Werdegang unseres Ich-Bewußtseins und der Vorstellung vom Vorhandensein eines Nicht-Ichs vollständig zu begreifen, müssen wir noch einen dritten Punkt ins Auge fassen.

Alle einzelnen Theile, alle Zellen unseres Leibes haben ihr Sonderbewußtsein, das jede ihrer Erregungen begleitet. Diese Erregungen sind theils durch die Thätigkeit der Ernährung, des Stoffwechsels, der Kerntheilung, das heißt durch die eigentlichen Lebensvorgänge der Zelle, theils durch äußere Einwirkungen veranlaßt. Die Erregungen, welche von den inneren, biochemischen und biomechanischen, Vorgängen der Zelle herrühren, sind ununterbrochene und dauern so lange wie das Leben der Zelle selbst. Die Erregungen, die eine Folge äußerer Einwirkungen sind, erscheinen naturgemäß nur mit diesen Einwirkungen, also nicht dauernd, sondern zeitweilig. Die Lebensvorgänge in der Zelle haben unmittelbar blos für die Zelle selbst Werth und Bedeutung, nicht für den Gesammtorganismus, die äußeren Einwirkungen können für den ganzen Organismus Wichtigkeit erlangen. Das Haupt-Organ, das Gehirn, gewöhnt sich daran, die Erregungen, welche sich auf die innere Lebensthätigkeit der Zelle beziehen, zu vernachlässigen, einmal, weil sie dauernd sind und nur eine Aenderung eines Zustandes, nicht aber ein Zustand selbst deutlich wahrgenommen wird, und dann, weil die Zelle ihre eigenen Verrichtungen aus eigener Kraft besorgt, ein Eingreifen des Gehirns also nicht nöthig ist. Die Erregungen dagegen, welche durch äußere Einwirkung hervorgerufen werden, beachtet das Gehirn, erstens, weil sie mit Unterbrechungen auftreten, und zweitens, weil sie eine Anpassung des Gesammt-

Organismus nöthig machen können, diese aber nur durch ein Eingreifen des Gehirns erfolgt.

Daß das Gehirn auch von den inneren Erregungen des Organismus Kenntniß erlangt und nur aus den angegebenen Gründen sich ihrer in der Regel nicht deutlich bewußt wird, ist nicht zweifelhaft. Wenn durch Krankheit in den Verrichtungen der einzelnen Zelle eine Störung eintritt, werden wir uns der Vorgänge in der Zelle sofort bewußt, wir empfinden das kranke Organ, es erregt unsere Aufmerksamkeit, der ganze Organismus fühlt sich unbehaglich und verstimmt. Aus den Erregungen dieser Art, die uns im gesunden Zustand nicht klar zum Bewußtsein kommen, setzt sich die Empfindung unseres Leibes, unser organisches Ich, die sogenannte Cönästhesie oder das Gemeingefühl, zusammen.

Zum hellen Ich-Bewußtsein steigert sich die Cönästhesie, das organische, nur dunkel bewußte Ich, durch die Erregungen der zweiten Art, die dem Gehirn aus den Nerven und Muskeln zugehen, denn sie sind stärker und deutlicher als die anderen und sie sind unterbrochen. Das Gehirn erfährt die durch äußere Einwirkungen gesetzten Veränderungen im Nervensystem und die Zusammenziehungen der Muskeln. Wie es von den letzteren Kenntniß erlangt, das ist noch dunkel. Man hat in der letzten Zeit behauptet, der Sitz des Muskelsinnes seien die Nerven der Gelenke. Das ist sicher falsch. Denn wir haben deutliche Empfindungen von Zusammenziehungen solcher Muskeln, die keine Gelenke bewegen, z. B. der Ring- und Schließmuskeln, dann von Krämpfen und Zuckungen sogar einzelner Muskelfasern, die ebenfalls nicht zu einer Aenderung der Stellung des Gelenks führen. Indeß, wie auch die Wahrnehmungen des Muskel-

sinnes zu Stande kommen, diese Wahrnehmungen sind jedenfalls vorhanden.

Das Bewußtsein macht also sehr früh die Erfahrung, daß den wahrgenommenen Muskelbewegungen gewisse Handlungen, die es selbst verrichtet, voraufgehen, nämlich die Ausarbeitung von Bewegungsvorstellungen, die Aussendung von Anregungen an die Muskeln. Es empfängt von diesen Bewegungen zweimal nach einander Kenntniß: es nimmt sie zuerst unmittelbar als eigene Vorstellung und Willenshandlung, als in den Nervenzentren ausgearbeitetes Bewegungsbild, und gleich darauf als einen aus den Muskelnerven stammenden Eindruck, als vollzogene Bewegung, wahr. Es gewöhnt sich daran, jene eigenen Handlungen, jene zuerst ausgearbeiteten Bewegungs-Bilder, mit den Muskelbewegungen in Zusammenhang zu bringen, diese als Folge von jenen anzusehen, kurz: ursächlich zu denken. Hat das Bewußtsein erst die Gewohnheit der Ursächlichkeit erlangt, so sucht es für alle seine Wahrnehmungen die Ursache und kann sich eine Wahrnehmung ohne Ursache nicht mehr denken. Die Ursache der Muskel-Wahrnehmungen, das heißt der mit Bewußtsein gewollten Bewegungen, findet es in sich selbst. Die Ursache der Nerven-Wahrnehmungen, das heißt der Meldungen des Nervensystems von den Erregungen, die es erfährt, findet es nicht in sich selbst. Eine Ursache müssen sie haben. Wo soll diese Ursache nun liegen? Da sie nicht im Bewußtsein liegen, müssen sie nothwendig irgendwo anders liegen, es muß also außerhalb des Bewußtseins noch etwas Anderes geben, und so kommt das Bewußtsein durch die Gewohnheit des ursächlichen Denkens dazu, das Vorhandensein von irgend Etwas außerhalb seiner selbst, von einem Nicht-Ich, von einer Außenwelt anzu-

nehmen und dahin die Ursache der Erregungen zu verlegen, die es im Nervensystem wahrnimmt.

Die Erfahrung lehrt, daß es sich beim Unterscheiden zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich thatsächlich nur um eine Denk-Gewohnheit, um ein Denk-Schema, nicht um eine sachliche, sichere Erkenntniß handelt, welche die Kriterien ihrer Richtigkeit und Zuverlässigkeit in sich selbst trägt. Wenn unsere Sinnesnerven oder ihre Wahrnehmungs-Zentren in Folge von krankhafter Störung erregt sind und das Bewußtsein von dieser Erregung Kenntniß erlangt, so schreibt es ihr ohne Weiteres seiner Gewohnheit gemäß eine im Nicht-Ich liegende, eine äußere Ursache zu. So entstehen die Illusionen und Halluzinationen, die der Kranke für Wirklichkeiten hält, und zwar so zuversichtlich, daß es schlechterdings kein Mittel gibt, ihn zu überzeugen, daß er Vorgänge wahrnimmt, die in ihm, nicht außer ihm, stattfinden. Ebenso folgert das Bewußtsein, daß solche Bewegungen, die unbewußt ausgeführt werden, von einem fremden Willen veranlaßt sind. Es nimmt die Bewegung wahr, es hat nicht gemerkt, daß ihr die gewohnte innere Ursache, nämlich eine Bewegungs-Vorstellung und eine Willenshandlung, vorausgegangen ist, es verlegt also ohne Zögern die Ursache der Bewegung in das Nicht-Ich, obwohl sie im Ich liegt und nur durch untergeordnete Zentren veranlaßt wurde, deren Thätigkeit dem Bewußtsein verborgen bleibt. Dies ist die Entstehungsursache des Spiritismus, der, so weit er nicht offener Betrug, sondern guten Glaubens ist, einfach ein mystischer Erklärungsversuch von Bewegungen ist, deren eigentliche Ursache das Bewußtsein nicht in sich findet und darum ins Nicht-Ich verlegt.

Im letzten Grunde ist das Ich-Bewußtsein und namentlich

die Gegenüberstellung des Ichs und Nicht-Ichs eine Sinnestäuschung und ein Denkfehler. Jeder Organismus hängt mit der Art und über sie hinaus mit dem Weltganzen zusammen. Er ist die unmittelbare, stoffliche Fortsetzung seiner Eltern, er setzt sich unmittelbar, stofflich in seinen Nachkommen fort. Er besteht aus denselben Stoffen wie die ganze ihn umgebende Welt, diese Stoffe dringen fortwährend in ihn ein, verändern ihn, veranlassen in ihm alle Erscheinungen des Lebens und Bewußtseins. Alle Kraftlinien der Natur verlängern sich in sein Inneres, das der Schauplatz derselben physikalischen und chemischen Vorgänge ist, die im ganzen Weltall ablaufen. Was der Pantheismus ahnt und in unnöthig mystische Worte kleidet, ist nüchterne und klare Thatsache: die Einheit der Natur, in der auch jeder Organismus ein mit dem Ganzen zusammenhängender Theil ist. Manche Theile sind näher zusammengerückt, andere liegen etwas weiter auseinander. Das Bewußtsein nimmt nur die dicht aneinander geknüpften Theile seiner körperlichen Unterlage wahr, die ferner abliegenden nicht. So gelangt es zur Illusion, die nahen Theile als allein zu sich gehörig, die entfernteren als etwas Fremdes zu betrachten und sich als ein „Individuum" zu fühlen, das der Welt als eine besondere Welt, als ein Mikrokosmus, entgegentritt. Es merkt nicht, daß das so schroff hingestellte Ich keine festen Grenzen hat, sondern unter der Bewußtseins-Schwelle mit immer mehr abnehmender Bestimmtheit der Sonderung sich weit hinaus bis in die äußersten Tiefen der Natur fortsetzt, um dort mit allen anderen Bestandtheilen des Weltganzen zu verschwimmen.

Wir können jetzt die Naturgeschichte des Ichs und Nicht-Ichs noch sehr viel kürzer zusammenfassen und in einigen Schlag-

worten darstellen. Bewußtsein ist eine Grund-Eigenschaft des lebenden Stoffs. Auch der höchste Organismus ist nur eine Kolonie einfachster Organismen, nämlich lebender Zellen, die aber mannigfach differenzirt sind, um der Kolonie höhere Verrichtungen zu ermöglichen, als die einfache Zelle sie leisten kann. Das Gesammt- oder Ich-Bewußtsein der Kolonie setzt sich aus dem Einzelbewußtsein der Theile zusammen. Das Ich-Bewußtsein hat einen dunkeln, vernachlässigten Theil, der sich auf die Lebensverrichtungen der Zellen bezieht, die Cönästhesie, und einen hellen, bevorzugten Theil, der die Erregungen der Sinnesnerven und die willkürliche Thätigkeit der Muskeln beachtet und kennt. Das helle Bewußtsein macht die Erfahrung, daß den willkürlichen Bewegungen Willenshandlungen voraufgehen. Es gelangt zur Annahme der Ursächlichkeit. Es bemerkt, daß die Sinneserregungen keine in ihm selbst liegende Ursache haben. Es ist also gezwungen, diese Ursache, auf deren Annahme es nicht verzichten kann, anderswohin zu verlegen, und wird dadurch nothwendig zuerst zur Vorstellung eines Nicht-Ichs und dann zur Entwickelung dieses Nicht-Ichs in die ganze Welterscheinung geführt.

Die alte, spiritualistische Psychologie, die das Ich als etwas vom Körper ganz Verschiedenes, als eine besondere, einheitliche Substanz ansieht, behauptet, daß es den eigenen Leib als etwas nicht mit ihm Identisches, als ein dem eigentlichen Ich Entgegengesetztes, als ein Aeußeres, also thatsächlich als Nicht-Ich betrachtet. Sie leugnet damit die Cönästhesie, das heißt eine vollkommen gesicherte Erfahrungsthatsache. Wir haben fortwährend die dunkle Empfindung des Vorhandenseins aller unserer Körpertheile und unser Ich-Bewußtsein erfährt sofort eine

Aenderung, wenn die Lebensverrichtungen in den einzelnen Organen oder Geweben eine Störung erleiden.[1])

Die Entwickelung geht vom organischen, unbewußten Ich zum hellen Ich-Bewußtsein und zum Begriffe des Nicht-Ichs. Das Kind hat wahrscheinlich schon vor, jedenfalls aber nach der Geburt Cönästhesie, denn es empfindet seine inneren Lebensvorgänge, läßt Behagen erkennen, wenn diese gesund verlaufen, gibt durch Bewegungen und Geschrei, das auch nur eine Bewegung der Athem- und Kehlkopfmuskeln ist, sein Mißbehagen kund, wenn in ihnen Störungen auftreten, bemerkt und äußert Gemeinzustände seines Organismus wie Hunger, Durst und Ermüdung. Ein klares Bewußtsein besteht aber noch nicht, das Gehirn hat noch nicht die Herrschaft über die untergeordneten Zentren angetreten, Sinneseindrücke werden vielleicht wahrgenommen, aber sicher noch nicht zu Vorstellungen verknüpft, den meisten Bewegungen geht keine bewußte Willenshandlung vorher, sie sind bloße Reflexe, das heißt Kundgebungen jener örtlichen Bewußtsein, die später bis zur Unwahrnehmbarkeit verdunkelt werden, wenn das Hirn-Bewußtsein die volle Helle erlangt hat. Allmälig entwickeln sich die höheren Zentren, das

---

[1]) „Manche“ (Kranke) „empfinden voll Wonne eine Leichtheit ihres Körpers, sie fühlen sich in der Luft schweben, sie glauben fliegen zu können; oder sie haben ein Gefühl der Schwere im ganzen Körper, in manchen Gliedern, in einem Gliede, das ihnen groß und schwer vorkommt. Ein junger Epileptiker fühlte manchmal seinen Leib so außerordentlich schwer, daß er ihn kaum heben konnte. Ein andermal fühlte er sich so leicht, daß er den Boden nicht zu berühren glaubte. Manchmal schien es ihm, daß sein Körper einen solchen Umfang erlangt hatte, daß er unmöglich durch eine Thür gehen könne. In dieser letztern Sinnestäuschung fühlt der Kranke sich sehr viel kleiner oder sehr viel größer als er wirklich ist.“ Th. Ribot, Les maladies de la personnalité. 3ème édition. Paris, 1889. S. 35.

Kind fängt an, auf seine Sinneseindrücke zu achten, aus seinen Wahrnehmungen Vorstellungen zu bilden und willkürliche, zweckbedingte Bewegungen zu machen. An das Erwachen seines bewußten Willens ist auch das Entstehen seines Ich-Bewußtseins geknüpft. Das Kind erkennt, daß es eine Individualität ist. Allein seine inneren, organischen Vorgänge beschäftigen es noch sehr viel mehr als die Vorgänge der Außenwelt, die ihm durch die Sinnesnerven vermittelt werden, und seine eigenen Zustände füllen sein Bewußtsein ungefähr vollständig aus. Das Kind ist daher ein Muster der Selbstsucht und bis zu einem vorgerücktern Alter gänzlich unfähig, Aufmerksamkeit oder Theilnahme für irgend etwas zu entwickeln, was sich nicht unmittelbar auf es selbst, seine Bedürfnisse und Neigungen bezieht. Durch die weitere Ausbildung seines Gehirns gelangt der Mensch schließlich zu jenem Grade der Reife, in welchem er eine richtige Vorstellung von seinem Verhältnisse zu den anderen Menschen und zur Natur gewinnt. Dann achtet das Bewußtsein immer weniger auf die Lebensvorgänge im eigenen Organismus und immer mehr auf die Erregungen seiner Sinne. Mit jenen beschäftigt es sich nur noch, wenn sie zu dringenden Bedürfnissen verdeutlicht werden, mit diesen dagegen im wachen Zustand immer. Das Ich tritt entschieden hinter das Nicht-Ich zurück und das Abbild der Welt füllt den größten Theil des Bewußtseins aus.

Wie die Ausbildung eines Ichs, einer sich ihrer Besonderheit deutlich bewußten Individualität die höchste Leistung des lebenden Stoffes ist, so ist die höchste Entwickelungsstufe des Ichs die Aufnahme des Nicht-Ichs in sich, das Begreifen der Welt, die Ueberwindung der Selbstsucht und die Herstellung enger Beziehungen zu anderen Wesen, Dingen und Erscheinungen.

Auguste Comte und nach ihm Herbert Spencer haben diese Stufe „Altruismus“ genannt, von dem italienischen Worte „altrui“, der Nächste. Der Geschlechtstrieb, der das Individuum drängt, ein anderes Individuum zu suchen, ist so wenig Altruismus wie etwa der Hunger, der den Jäger veranlaßt, einem Thier nachzustellen, um es zu tödten und zu essen. Von Altruismus kann erst die Rede sein, wenn das Individuum sich mit einem andern Wesen aus Mitgefühl oder Neugierde beschäftigt, und nicht, um ein unmittelbares, drängendes Bedürfniß seines Leibes, den augenblicklichen Hunger irgend eines seiner Organe, zu befriedigen.

Erst durch den Altruismus ist der Mensch im Stande, sich in der Gesellschaft und in der Natur zu behaupten. Um ein Gesellschaftswesen zu sein, muß der Mensch mit seinen Nebenmenschen fühlen und für ihre Meinung über ihn empfindlich sein. Das eine und das andere setzt voraus, daß er fähig ist, sich die Gefühle seiner Nebenmenschen lebhaft genug vorzustellen, um sie selbst mitzufühlen. Wer nicht im Stande ist, den Schmerz eines Andern sich so deutlich zu vergegenwärtigen, daß er ihm selbst wehthut, der wird kein Mitleid haben, und wer nicht genau vorfühlen kann, welchen Eindruck eine Handlung oder Unterlassung von ihm auf einen Andern machen wird, der wird keine Rücksicht auf Andere nehmen. In beiden Fällen wird er sich sehr bald aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen sehen, der Feind Aller und von Allen befeindet sein und höchst wahrscheinlich untergehen. Und um sich gegen die zerstörenden Naturkräfte zu vertheidigen und sie zu seinem Vortheil zu verwenden, muß der Mensch sie genau kennen, das heißt er muß im Stande sein, ihre Wirkungen sich klar vor-

zustellen. Eine deutliche Vorstellung der Gefühle Anderer und der Wirkungen von Naturkräften setzt die Fähigkeit voraus, sich intensiv mit dem Nicht-Ich zu beschäftigen. Während der Zeit, daß der Mensch sich mit dem Nicht-Ich beschäftigt, denkt er nicht an sein Ich und dieses sinkt unter die Bewußtseins-Schwelle. Damit das Nicht-Ich in dieser Weise über das Ich vorwiege, müssen die Sinnesnerven die äußeren Eindrücke gut leiten, die Wahrnehmungs-Zentren im Gehirn müssen für die Erregungen der Sinnesnerven feinfühlig sein, die höchsten Zentren müssen die Wahrnehmungen sicher, rasch und stark zu Vorstellungen entwickeln, diese zu Gedanken und Urtheilen verknüpfen und gegebenen Falls in Willenshandlungen, in Bewegungs-Anregungen umsetzen, und da der größte Theil dieser verschiedenen Thätigkeiten von der grauen Hirnrinde der Stirnlappen verrichtet wird, so heißt das, daß die graue Rinde der Stirnlappen gut entwickelt sein und kräftig arbeiten muß.

So stellt sich uns der gesunde Mensch dar. Seine inneren Erregungen nimmt er wenig und selten, seine äußeren Eindrücke immer und deutlich wahr. Sein Bewußtsein ist von Bildern der Außenwelt, nicht von solchen der Thätigkeit seiner Organe erfüllt. Die unbewußte Arbeit seiner untergeordneten Zentren spielt eine fast verschwindende Rolle neben der vollbewußten Arbeit der höchsten Zentren. Seine Selbstsucht ist nicht stärker als gerade nothwendig ist, um seine Individualität zu erhalten, und sein Denken und Handeln wird von der Kenntniß der Natur und der Nebenmenschen und von der Rücksicht auf sie bestimmt.

Ein ganz anderes Schauspiel bietet der Entartete dar. Sein Nervensystem ist nicht normal. Worin in letzter Reihe die Abweichungen von der Norm bestehen, das wissen wir nicht. Sehr

wahrscheinlich ist die Zelle des Entarteten etwas anders zusammengesetzt wie die des Gesunden, die Theilchen des Protoplasmas sind anders, weniger regelmäßig, geordnet, die Molekular-Bewegungen gehen in Folge dessen weniger frei und rasch, weniger rhythmisch und kräftig von Statten. Doch wie gesagt: dies ist eine bloße unerweisliche Annahme, man kann indeß nicht vernünftig bezweifeln, daß alle körperlichen Merkmale oder „Stigmate" der Entartung, alle die beobachteten Bildungshemmungen und Ungleichmäßigkeiten, ihren Grund in einer biochemischen und biomechanischen Störung der Nervenzelle oder vielleicht der Zelle überhaupt ihren Grund haben.

Im Seelenleben des Entarteten hat die Anomalie seines Nervensystems die Unfähigkeit zur Folge, die höchste Entwickelungsstufe des Individuums, nämlich das freie Heraustreten aus den künstlichen Grenzen der Individualität, den Altruismus, zu erreichen. In dem Verhältnisse zwischen seinem Ich und dem Nicht-Ich bleibt der Entartete sein ganzes Leben lang ein Kind. Er würdigt, ja bemerkt die Außenwelt kaum und beschäftigt sich nur mit den organischen Vorgängen in seinem eigenen Leibe. Er ist mehr als selbstsüchtig, er ist krankhaft ich-süchtig.

Seine Ich-Sucht kann unmittelbar aus verschiedenen Verhältnissen seines Organismus hervorgehen. Seine Sinnesnerven können stumpf sein, werden also von der Außenwelt schwach erregt, theilen ihre Erregungen langsam und schlecht dem Gehirn mit und sind nicht im Stande, dieses zu genügend starker Wahrnehmungs- und Vorstellungsthätigkeit anzuregen. Oder seine Sinnesnerven arbeiten leidlich gut, aber das Gehirn ist ungenügend erregbar, es nimmt also die ihm übermittelten Eindrücke von der Außenwelt nicht ordentlich wahr.

Die Stumpfheit der Entarteten wird von allen Beobachtern bezeugt. Aus der fast unübersehbaren Menge der Thatsachen, die hier angeführt werden könnten, sei nur eine hinreichend kennzeichnende knappste Auslese getroffen. „Bei vielen Idioten," sagt Sollier[1]), „wird süß und bitter gar nicht unterschieden. Wenn man ihnen nach einander Zucker und Koloquinten reicht, zeigen sie keine verschiedenen Empfindungen. . . Der Geschmack ist bei ihnen thatsächlich nicht vorhanden. . . Außerdem kommen Verirrungen des Geschmackes vor. Nicht nur bei den vollständigen Idioten, sondern selbst bei den Schwachsinnigen. Sie essen Unrath oder ekelhafte Dinge, . . . selbst ihren eigenen Koth. Dasselbe gilt vom Geruche. Ihr Sinn ist für Düfte, noch mehr als für Geschmack, vollkommen stumpf. . . Der Tastsinn ist meist gleichmäßig abgestumpft. . . In manchen Fällen muß man sich fragen, ob nicht vollkommene Unempfindlichkeit besteht." Lombroso[2]) untersuchte die allgemeine Empfindlichkeit der Haut von 66 Verbrechern und fand sie bei 38 von ihnen abgestumpft und bei 46 an den beiden Körperhälften verschieden. Und in einem spätern Buche[3]) faßt er seine Wahrnehmungen über die Sinnesschärfe der Entarteten in die Worte zusammen: „Dem Schmerzgefühl unzugänglich, selbst fühllos, verstehen sie auch bei Anderen niemals den Schmerz." Ribot[4]) führt die „Krankheiten der Persönlichkeit"

[1]) Dr. Paul Sollier, Psychologie de l'idiot et de l'imbécile. Paris, 1891. S. 52 ff.

[2]) Prof. Cesare Lombroso, L'Uomo delinquente. 3a edizione. Torino, 1884. S. 329 ff.

[3]) Lombroso, Les applications de l'anthropologie criminelle. Paris, 1892. S. 179.

[4]) Th. Ribot, Les maladies de la personnalité. 3ème édition. Paris, 1889. S. 61, 78, 105.

(d. h. die falschen Vorstellungen vom Ich) auf „organische Störungen“ zurück, „deren erstes Ergebniß eine Schwächung, deren zweites eine Verirrung der allgemeinen Empfindlichkeit ist.“ „Ein junger Mann, dessen Benehmen immer ausgezeichnet gewesen war, gab sich plötzlich den schlechtesten Neigungen hin. In seinem Geisteszustande konnte man keine Zeichen deutlichen Wahnsinns feststellen, doch bemerkte man, daß die ganze Hautoberfläche bei ihm völlig unempfindlich geworden war.“ „Es mag seltsam scheinen, daß schwache und falsche Empfindlichkeit . . ., das heißt Veränderungen in den Sinnesnerven, das Ich zerrütten können. Die Erfahrung lehrt dies aber.“ Maudsley[1]) schildert einige Fälle von Entartung bei Kindern, deren Haut unempfindlich war, und bemerkt: „Sie können die Sinneseindrücke nicht auf natürliche Art wahrnehmen, sie können sich den Bedingungen, von welchen sie umgeben sind, nicht anpassen, sie setzen sich zu ihnen in Widerspruch und die verirrte Gefühlsweise ihres Ichs gibt sich durch Handlungen zerstörender Art kund.“[2]).

---

[1]) Maudsley, Pathologie de l'esprit. Traduit de l'anglais par Germont. Paris, 1882. S. 306.

[2]) Siehe auch noch Alfred Binet, Les altérations de la personnalité. Paris, 1892. S. 39: „Seine Sinne verschließen sich den äußeren Anregungen; die Außenwelt hört auf, für ihn zu bestehen; er lebt nur noch sein ausschließlich persönliches Leben; er handelt nur noch auf seinen eigenen Anreiz, mit der automatischen Arbeit seines Gehirns. Obschon er nichts mehr von außen empfängt und seine Persönlichkeit von der Umgebung, in die er gestellt ist, vollkommen abgesondert ist, sieht man ihn doch kommen, gehen, thun und schaffen, wie wenn er seine Sinne und seinen Verstand in vollem Gebrauch hätte.“ Das ist nun das Bild eines Kranken; aber was von diesem gesagt wird, das findet seine Anwendung, nur nicht in dem gleichen Maße, auch auf den Ichsüchtigen. Féré hat in der Sitzung der Pariser „biologischen Gesellschaft“ vom 12. November 1892 die Ergebnisse

Die von allen Beobachtern festgestellte Unempfindlichkeit der Entarteten ist übrigens nicht eindeutig. Wenn Viele sie für eine Folge der krankhaften Beschaffenheit der Sinnesnerven halten, so sind Andere der Meinung, daß die Störung nicht in diesen Nerven, sondern im Gehirn, nicht in der Leitung, sondern in den Wahrnehmungszentren liegt. Binet,[1]) um einen der hervorragendsten jüngeren Psychophysiologen anzuführen, stellt fest, daß, „wenn ein Theil des Körpers einer Person unempfindlich ist, diese zwar nicht weiß, was dort vorgeht, die Nervenzentren aber, die mit der unempfindlichen Gegend in Verbindung stehen, fortfahren können, thätig zu sein; . . . hieraus ergibt sich, daß gewisse Handlungen, die oft einfach, manchmal aber sehr verwickelt sind, im Körper einer Hysterischen ohne ihr Wissen vor sich gehen können; ja noch mehr: diese Handlungen können psychischer Natur sein und einen Verstand bekunden, der von dem Verstande der Hysterischen verschieden sein und ein zweites, neben dem ersten bestehendes, Ich bilden wird." „Man hat sich lange über die wahre Beschaffenheit der hysterischen Unempfindlichkeit getäuscht und sie mit einer gewöhnlichen von organischer Ursache, z. B. in Folge einer Unterbrechung der Leitungsnerven, verglichen. Diese Anschauungsweise muß vollständig aufgegeben werden. Wir wissen heute, daß die hysterische Unempfindlichkeit keine wahre Unempfindlichkeit ist; sie ist eine Unempfindlichkeit durch Unbewußt-

---

zahlreicher von ihm vorgenommener Versuche mitgetheilt, aus welchen hervorgeht, „daß bei den meisten Fallsüchtigen, Hysterikern und Entarteten die Hautempfindlichkeit vermindert ist." S. La Semaine médicale, Jahrg. 1892, S. 456.

[1]) Alfred Binet, Les altérations de la personnalité. Paris, 1892. S. 83, 85 u. ff.

heit, durch geistige Zersetzung. Mit einem Worte: sie ist eine seelische Unempfindlichkeit."

Meistens wird es sich wohl nicht um reine Fälle handeln, in denen blos die Sinnesnerven oder blos die Hirnzentren schlecht arbeiten, sondern um gemischte, in denen beide Apparate einen mannigfach wechselnden Antheil an der Störung haben. Aber ob nun die Nerven die Eindrücke dem Gehirn nicht zuleiten oder ob das Gehirn die zugeleiteten Eindrücke nicht wahrnimmt oder nicht ins Bewußtsein emporführt, das Ergebniß ist immer das gleiche: die Außenwelt wird vom Bewußtsein nicht richtig und deutlich erfaßt, das Nicht-Ich wird im Bewußtsein nicht gehörig vertreten sein, das Ich die nothwendige Ableitung von der ausschließlichen Beschäftigung mit den Vorgängen im eigenen Organismus nicht erfahren.

Noch stärker wird das gesunde, natürliche Verhältniß zwischen den organischen Empfindungen und den Sinneswahrnehmungen verschoben, wenn zu der Unempfindlichkeit der Sinnesnerven oder der Wahrnehmungszentren oder beider eine krankhaft geänderte und gesteigerte Lebensthätigkeit in den Organen tritt. Dann drängt sich das organische Ich-Gefühl, die Cönästhesie, unabweislich in den Vordergrund und überschreit die Wahrnehmungen von der Außenwelt großentheils oder ganz im Bewußtsein, das nur noch auf die Vorgänge im Innern des Organismus achtet. So entsteht jene besondere Aufgeregtheit oder Emotivität, die wir als Grunderscheinung des Geisteslebens der Entarteten kennen gelernt haben. Denn die verzweifelte oder lustige, grimmige oder weichselige Grundstimmung des Emotiven, welche die Färbung seiner Vorstellungen wie den Gang seiner Gedanken bestimmt, ist die Folge der

Erſcheinungen, die in ſeinen Nerven, Gefäßen und Drüſen ablaufen[1]). Das Bewußtſein dieſes emotiven Entarteten iſt mit Zwangs-Vorſtellungen erfüllt, die nicht von Vorgängen in der Außenwelt eingegeben werden, und mit Zwangs-Antrieben, die keine Gegenwirkung auf äußere Anregungen ſind. Dazu kommt dann noch die nie fehlende Willensſchwäche des Entarteten, die es ihm unmöglich macht, ſeine Zwangsvorſtellungen zu unterdrücken, ſeinen Zwangsantrieben zu widerſtehen, ſeine Grundſtimmungen zu beherrſchen und ſeine höheren Zentren zu aufmerkſamem Verfolgen der Welterſcheinung anzuhalten. Das nothwendige Ergebniß dieſer Verhältniſſe iſt, daß in ſolchen Köpfen die Welt nach des Dichters Worte ſich anders ſpiegeln muß wie in normalen. Die Außenwelt, das Nicht-Ich, iſt in dem Bewußtſein des emotiven Entarteten entweder gar nicht, oder wie auf einer ſchwachſpiegelnden Fläche nur durch ein ganz blaſſes, kaum erkennbares, oder wie in einem Hohl- oder Wölb-Spiegel durch ein vollkommen verzerrtes, falſches Bild vertreten, dagegen iſt das Bewußtſein gebieteriſch vom leiblichen Ich in Anſpruch genommen, welches nicht zuläßt, daß der Geiſt ſich mit etwas Anderem als den peinlichen oder tumultuoſen Vorgängen in der Tiefe der Organe beſchäftige.

Schlecht leitende Sinnesnerven, ſtumpfe Wahrnehmungs-Zentren im Gehirn, Willensſchwäche und das durch ſie bedingte Unvermögen zur Aufmerkſamkeit, krankhaft unregelmäßige

---

[1]) „Die organiſchen, vom Herzen ausgehenden, vaſomotoriſchen, ſekretoriſchen u. ſ. w. Erſcheinungen, welche beinahe alle, wenn nicht alle, Gefühls-Zuſtände begleiten, . . . gehen den Vorgängen im Bewußtſein voraus, weit entfernt, ihnen zu folgen; ſie bleiben aber trotzdem in vielen Fällen unbewußt.“ Gley, angeführt von Binet. Les altérations de la personnalité, S. 208.

und heftige Lebensvorgänge in den Zellen sind also die organischen Unterlagen, auf welchen die Ich-Sucht erwächst.

Der Ich-Süchtige muß nothwendig seine eigene Wichtigkeit und die Bedeutung seines ganzen Thuns außerordentlich überschätzen, denn er ist nur von sich und wenig oder gar nicht vom Weltbild erfüllt und darum nicht im Stande, sein Verhältniß zu den anderen Menschen und zur Welt zu begreifen und die Rolle seiner Thätigkeit in den Gesammt-Verrichtungen der Gesellschaft richtig zu würdigen. Man wäre nun vielleicht geneigt, die Ich-Sucht mit dem Größenwahn zu verwechseln. Zwischen beiden Zuständen besteht aber ein bezeichnender Unterschied. Allerdings ist auch Größenwahn, ganz wie seine klinische Ergänzung, der Verfolgungswahn, durch krankhafte Vorgänge im Innern des Organismus veranlaßt, die das Bewußtsein zwingen, seine Aufmerksamkeit unausgesetzt dem eigenen leiblichen Ich zu widmen; und zwar gibt unnatürlich gesteigerte biochemische Thätigkeit der Organe die angenehm überschwenglichen Vorstellungen des Größenwahnes, verlangsamte oder krankhaft zweckwidrige dagegen die peinlichen des Verfolgungswahns.[1]) Allein im Größen- wie im Verfolgungswahn bekümmert sich der Kranke fortwährend um Welt und Menschen, in der Ich-Sucht dagegen sieht er von ihnen nahezu voll-

---

[1]) Dies ist keine bloße Annahme, sondern eine wohlerwiesene Thatsache. Hunderte Untersuchungen von Böck, Weill, Möbius, Charrin, Mairet, Bosc, Slosse, Laborde, Marie u. A. haben festgestellt, daß bei Geisteskranken in und nach Erregungszuständen der Harn giftiger, das heißt an verbrauchten und ausgeschiedenen organischen Stoffen reicher, nach Zuständen der Niedergeschlagenheit weniger giftig, also an Zerfallstoffen ärmer ist als bei Gesunden, ein Beweis, daß bei jenen der Stoffwechsel in den Geweben krankhaft gesteigert oder verlangsamt ist.

ständig ab. In dem systematisch ausgearbeiteten Delirium des Größen- und Verfolgungswahnsinnigen spielt das Nicht-Ich die hervorragendste Rolle. Der Kranke erklärt sich die Wichtigkeit, die sein Ich in seinen eigenen Augen erlangt, durch die Erdichtung einer großartigen, allseitig anerkannten gesellschaftlichen Stellung oder einer unerbittlichen Feindschaft mächtiger Personen oder Gruppen. Er ist Papst oder Kaiser und seine Verfolger sind Staatsoberhäupter oder große gesellschaftliche Gewalten, die Polizei, die Geistlichkeit u. s. w. Sein Delirium rechnet also mit Staat und Gesellschaft, es räumt deren Bedeutung ein und mißt in dem einen Falle den Huldigungen, im andern der Feindseligkeit der Mitmenschen den größten Werth bei. Der Ich-Süchtige dagegen hält es durchaus nicht für nöthig, sich in eine erfundene gesellschaftliche Stellung hineinzuträumen. Er bedarf der Welt und ihrer Anerkennung nicht, um es in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen, daß er selbst der Gegenstand seines einzigen Interesses sei. Er sieht die Welt gar nicht. Die anderen Menschen bestehen einfach nicht für ihn. Das ganze Nicht-Ich erscheint nur als verschwommener Schatten oder dünnes Gewölk in seinem Bewußtsein. Er kommt also gar nicht auf den Einfall, daß er etwas Besonderes, daß er mehr als die Anderen und aus diesem Grunde entweder bewundert oder angefeindet sei, er ist eben allein in der Welt, ja er ist allein die Welt und alle Anderen, die Menschen, die Thiere, die Dinge, sind unwesentliche Staffage, denen man keinen Gedanken zu widmen braucht.

Je geringfügiger die Störungen in den Leitungsbahnen, den Ernährungs-, Wahrnehmungs- und Willenszentren sind, umso schwächer ist natürlich die Ich-Sucht ausgeprägt und

umſo harmloſer gibt ſie ſich kund. Ihre am wenigſten anſtößige Aeußerung iſt die oft beluſtigende Wichtigkeit, die der Ich-Süchtige ſeinen Empfindungen, Neigungen und Thätigkeiten zuſchreibt. Iſt er Maler, ſo zweifelt er nicht daran, daß die ganze Weltgeſchichte ſich um Gemälde überhaupt und um ſeine Bilder im Beſondern dreht. Schreibt er Proſa oder macht er Reime, ſo iſt er überzeugt, daß die Menſchheit keine andere oder doch keine ernſtere Sorge hat als die um Verſe und Bücher. Man wende nicht ein, daß dies eine Eigenthümlichkeit nicht der Ich-Süchtigen allein, ſondern der großen Mehrheit aller Menſchen iſt. Gewiß, einem Jeden ſcheint ſein eigenes Thun bedeutend und der iſt ſogar ein ſchlechter Mann, der ſeine Arbeit ſo obenhin und leichtfertig, ſo ohne Luſt und Gewiſſen betreibt, daß er ſelbſt ſie nicht achten kann. Der große Unterſchied zwiſchen dem vernünftigen und geſunden Menſchen und dem Ich-Süchtigen iſt aber der, daß jener ſehr wohl einſieht, wie untergeordnet ſeine Beſchäftigung, obwohl ſie ihm ja das Leben ausfüllt und ſeine beſte Kraft erfordert, doch für die übrigen Menſchen iſt, während dieſer ſich nicht vorzuſtellen vermag, daß eine Thätigkeit, der er ſeine Zeit und Anſtrengung widmet, allen Anderen unwichtig, ja kindiſch ſcheinen kann. Der pflichttreue Flickſchuſter iſt ſicher mit Herz und Seele dabei, wenn er einen alten Stiefel neu ſohlt, aber er räumt ein, daß es für die Menſchheit noch Intereſſanteres und Bedeutenderes gibt als das Ausbeſſern ſchadhaften Schuhwerks. Der Ich-Süchtige dagegen, wenn er ein Schriftſteller iſt, zögert nicht, wie Mallarmé zu erklären: „Die Welt iſt gemacht, um ſchließlich zu einem Buche zu führen.“ Dieſe

unsinnige Ueberschätzung der eigenen Beschäftigungen und Interessen gibt im Schriftthum die Parnassier und Aestheten.

Ist die Entartung tiefer und die Ich-Sucht stärker, so nimmt sie nicht mehr die vergleichsweise unschuldige Form des vollständigen Aufgehens in dichterisch-künstlerischer Süßholzraspelei an, sondern äußert sich als Unsittlichkeit, die bis zu moralischem Irrsinn gesteigert sein kann. Die Neigung, Handlungen zu begehen, die seiner eigenen Gesundheit oder dem Gedeihen der Gesellschaft unzuträglich sind, erwacht auch im gesunden Menschen ab und zu, wenn irgend eine schädliche Begierde nach Befriedigung verlangt; aber er hat den Willen und die Kraft, sie zu unterdrücken. Der entartete Ich-Süchtige ist zu willensschwach, um Zwangs-Antriebe zu beherrschen, und die Rücksicht auf das Wohl der Gesellschaft kann sein Thun und Denken nicht bestimmen, weil die Gesellschaft in seinem Bewußtsein gar nicht vertreten ist. Er ist ein Einsamer und empfindet das Sittengesetz nicht, das ja für das Leben in Gemeinschaft, nicht für den Einsamen ausgebildet wurde. Es ist klar, daß für Robinson Crusoe das ganze Strafgesetzbuch keine Geltung hat. Allein auf seiner Insel, blos der Natur gegenüberstehend, kann er offenbar im Sinne des Strafrechts weder morden noch stehlen noch rauben. Er kann nur Vergehen gegen sich selbst begehen. Mangel an Einsicht und Selbstbeherrschung ist die einzige Unsittlichkeit, die ihm möglich ist. Der Ich-Süchtige ist ein geistiger Robinson Crusoe, der in seiner Vorstellung allein auf einer Insel lebt, und er ist zugleich ein Schwächling, der sich nicht beherrschen kann. Das allgemeine Sittengesetz besteht also für ihn nicht und das einzige, was er möglicherweise einsehen und zugeben, vielleicht

auch ein wenig bedauern wird, das ist, daß er gegen das Sittengesetz des Einsamen, nämlich gegen das Gebot der Bändigung ihm selbst schädlicher Triebe, sündigt.

Die Sittlichkeit, nicht die äußerlich angelernte, sondern die von uns als innerer Drang empfundene, ist im Laufe der Tausende von Geschlechtsfolgen zu einem organisirten Triebe geworden. Sie ist gerade darum, wie jeder andere organisirte Trieb, der „Perversion", der Verirrung, ausgesetzt. Diese hat die Wirkung, daß ein Organ oder der ganze Organismus seinen normalen Aufgaben und seinen natürlichen Gesetzen zuwider arbeitet und nicht anders arbeiten kann.[1]) In der Verirrung des Geschmackes sucht der Kranke mit Gier Alles zu verschlingen, was sonst den tiefsten Ekel erregt, das heißt triebhaft als schädlich empfunden und darum zurückgestoßen wird, also verwesende organische Stoffe, Unrath, Eiter, Husten-Auswurf u. dgl. In der Verirrung des Geruchs zieht er Fäulnißgerüche Blumendüften vor. In der des Geschlechtssinnes hat er Begierden, die dem Zwecke des Triebes, nämlich der Erhaltung der Gattung, gerade zuwiderlaufen. In der Verirrung des Sittlichkeits-Triebes ziehen den Kranken die Handlungen an und bereiten ihm Wonne, die den Gesunden mit Abscheu und Grauen erfüllen. Tritt also zur Ich-Sucht diese

---

[1]) Dr. Paul Moreau (de Tours) umschreibt die Verirrung („aberration") etwas unklar folgendermaßen: „Die Verirrung bildet eine Abweichung von den Gesetzen, welche die besondere Empfindungsweise der Organe und Fähigkeiten regieren. Mit diesem Worte wollen wir die Fälle bezeichnen, in welchen die Beobachtung eine widernatürliche, ausnahmsweise und gänzlich krankhafte Veränderung festzustellen gestattet, eine Veränderung, die eine greifbare Störung im regelmäßigen Arbeiten einer Fähigkeit herbeiführt." Des aberrations du sens génésique. Quatrième édition. Paris, 1887. S. 1, Fußnote.

besondere Verirrung, so haben wir nicht mehr blos die stumpfe Gleichgiltigkeit gegen das Verbrechen vor uns, die den moralischen Irrsinn kennzeichnet, sondern die Freude am Verbrechen. Der Ich-Süchtige dieser Gattung steht dem Guten und Bösen nicht mehr blos unempfindlich und ohne Unterscheidungs-Fähigkeit gegenüber, sondern er hat eine entschiedene Vorliebe für das Böse, schätzt es bei Anderen, thut es selbst jedesmal, wenn er nach Neigung handeln kann, und erkennt ihm die eigene Schönheit zu, die der gesunde Mensch am Guten findet.

Je nach der Gesellschafts-Klasse, welcher der Ich-Süchtige, mit oder ohne Perversion des Sittlichkeits-Triebes, angehört, und je nach seiner persönlichen Eigenart wird sich seine sittliche Störung natürlich verschieden kundgeben. Als Mitglied des Standes der Enterbten ist er entweder blos ein verkommener und verstumpfter Mensch, den Gelegenheit zum Diebe macht, der mit seinen Schwestern oder Töchtern in greulicher Vermischung lebt u. s. w., oder er ist Gewohnheits- und Berufs-Verbrecher. Gebildet und wohlhabend oder gar in gebietender Stellung begeht er die Missethaten, welche den höheren Klassen eigenthümlich sind und nicht die Befriedigung der Leibesnothdurft, sondern anderer Begehrlichkeiten zum Zwecke haben. Er wird Salon-Don Juan und trägt unbedenklich Schmach und Verwüstung in die Familie seines besten Freundes. Er ist Erbschleicher, Verräther an denen, die ihm vertrauen, Ränkeschmied, Zwietracht-Säer und Lügner. Er erhebt sich wohl auch bis zum reißenden Thier auf dem Throne und zum Welt-Eroberer. Er wird in engen Verhältnissen Karl der Böse Graf von Evreux und König von Navarra, Gille de Rays, das Urbild des „Blaubarts", oder Cäsar Borgia und in weiten Napoleon I.

Ist sein Nervensystem nicht stark genug, um gebieterische Zwangs-Antriebe auszuarbeiten, oder sind seine Muskeln zu schwach, um solchen Antrieben zu gehorchen, so bleiben alle diese verbrecherischen Neigungen unbefriedigt und leben sich nur in der Einbildung aus. Der pervertirte Ich-Süchtige ist dann blos ein platonischer oder theoretischer Missethäter und wenn er schriftstellerischer Thätigkeit obliegt, so wird er zur Rechtfertigung seiner Verworfenheit philosophische Systeme aushecken oder mit liebevoller Schönrednerei sie in Vers und Prosa feiern, herausputzen und möglichst bestechend darstellen. Wir haben dann die literarische Erscheinung des Diabolismus und Decadentismus vor uns. Diaboliker und Decadenten unterscheiden sich von den Verbrechern lediglich darin, daß jene blos träumen und Worte machen, diese aber die Entschlossenheit und die Kraft haben, Thaten zu thun. Gemeinsam jedoch ist ihnen, daß sie gesellschaftfeindliche („antisoziale") Wesen sind.[1])

[1]) „Die Mängel der psycho-physischen Organisation, die sich in Handlungen Luft machen, welche nicht nur von der Sittlichkeit, dieser Gesammtheit der von der vielhundertjährigen Erfahrung der Völker ausgearbeiteten Vorschriften, sondern auch vom Strafgesetz verboten sind, laufen dem Leben in der Gesellschaft zuwider, in dem allein die Menschheit fortschreiten kann. . . Ein von Anbeginn dem Leben in der Gesellschaft angepaßter Mensch kann derartige Mängel nur durch gewisse zerstörende Bedingungen erwerben, die seine psycho-physischen Mittel in Gegensatz zu den nothwendigen Anforderungen des Gesellschafts-Lebens bringen." Drill, Die minderjährigen Verbrecher, angeführt von Lombroso, Les applications de l'anthropologie criminelle, Paris, 1892. S. 94. Siehe auch Tarde, Philosophie pénale, Lyon, 1890: „Der sittlich Irrsinnige ist nicht ein wirklicher Wahnsinniger. Eine Frau von Brinvilliers, ein Troppmann, ein ohne Mitleid und Schamgefühl geborener Mensch — kann man sagen, daß er nicht er selbst ist, wenn er sein Verbrechen verübt? Nein. Er ist nur zu sehr er selbst. Aber sein Wesen, seine Person sind gesellschaftfeindlich. Er

Noch ein zweites Merkmal gibt es, das alle Ich-Süchtigen, sie mögen nun ihre gesellschaftfeindlichen Neigungen in Gedanken oder Handlungen, als Schriftsteller oder Verbrecher, bethätigen, mit einander theilen, und das ist ihre Unfähigkeit, sich den gegebenen Bedingungen, unter denen sie leben müssen, anzupassen. Der Mangel an Anpassungsfähigkeit ist eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten des Entarteten und er ist für ihn der Grund beständigen Leidens und schließlichen Unterganges. Er ergibt sich aber mit Nothwendigkeit aus der Beschaffenheit seines Zentral-Nervensystems. Die unerläßliche Voraussetzung der Anpassung ist, daß man eine genaue Vorstellung der Verhältnisse habe, denen man sich anpassen soll.[1]) Ich kann das

---

empfindet nicht die menschlichen Gefühle, die wir übrigen gesitteten Menschen als unerläßlich ansehen. Man kann nicht daran denken, ihn zu heilen oder zu bessern."

[1]) Der Darwinismus erklärt die Anpassung blos als Ergebniß des Kampfes ums Dasein und der Zuchtwahl, welche eine Form jenes Kampfes ist. In einem Einzelwesen tritt zufällig eine Eigenschaft auf, die es zur Selbsterhaltung und Besiegung der Feinde geschickter macht als die Individuen, welche ohne jene Eigenschaft geboren werden. Es findet günstigere Lebensbedingungen, hinterläßt zahlreichere Nachkommen, welche die vortheilhafte Eigenschaft erben, und durch das Ueberleben der Tüchtigsten und das Verschwinden der minder Tauglichen wird schließlich die ganze Gattung Besitzerin der vortheilhaften Eigenschaft. Nun leugne ich keineswegs, daß eine zufällige individuelle Abweichung vom Gattungstypus, die sich als Vortheil im Kampf ums Dasein erweist, eine Quelle solcher Umgestaltungen sein kann, welche eine bessere Anpassung der Gattung an die gegebenen und nicht zu ändernden Verhältnisse zum Ergebniß haben. Ich glaube aber nicht, daß ein solcher Zufall die einzige oder auch nur häufigste Quelle derartiger Umgestaltungen ist. Ich denke mir den Vorgang der Anpassung ganz anders, nämlich so: das Lebewesen empfängt in irgend einer Lage Unlustgefühle und will ihnen entgehen, sei es durch Lageveränderung (Bewegung, Flucht), sei es durch den Versuch einer thätigen Einwirkung auf die Ursache jener Unlustgefühle (Angriff, Aende-

Loch im Wege nicht vermeiden, wenn ich es nicht bemerke; ich kann den Stoß nicht abwehren, den ich nicht kommen sehe; es

---

rung der natürlichen Verhältnisse). Reichen die Organe, die das Lebewesen besitzt, und die Fähigkeiten, welche diese Organe bereits erlangt haben, nicht aus, um die als nothwendig empfundene und gewollte Gegenwirkung auf die Unlustgefühle zu leisten, so ergeben sich die schwächlichen Lebewesen in ihr Schicksal und leiden oder gehen sogar zu Grunde. Die stärkeren Individuen aber machen fortgesetzte, heftige Anstrengungen, ihre Absicht der Flucht, der Abwehr, des Angriffs, der Ueberwältigung natürlicher Hindernisse zu erreichen, sie geben starke Nervenimpulse an ihre Organe aus, um deren Leistungsfähigkeit aufs Aeußerste zu steigern, und diese Nervenimpulse sind die unmittelbare Ursache der Veränderungen, welche den Organen neue Eigenschaften geben und sie geeigneter machen, das Gedeihen des Lebewesens zu fördern. Daß der Nervenimpuls eine Steigerung der Blutzufuhr und bessere Ernährung des betreffenden Organs zur Folge hat, ist eine sichere biologische Thatsache. Für mich ist also die Anpassung meistens kein Ergebniß zufällig erlangter Eigenschaften, sondern eine Willenshandlung. Ihre Voraussetzung ist deutliche Wahrnehmung und Vorstellung der äußeren Ursachen von Unlustgefühlen und der starke Wunsch, diesen Unlustgefühlen zu entgehen, oder auch das Verlangen, sich Lustgefühle zu verschaffen, also ein organischer Appetit. Ihr Mechanismus besteht in der Ausarbeitung einer scharfen Vorstellung von zweckdienlichen Handlungen bestimmter Organe und die Aussendung von angemessenen Impulsen an diese Organe. Daß solche Impulse die anatomische Struktur der Organe ändern können, hat schon Kant geahnt, als er seine Abhandlung „Von der Macht des Gemüthes" schrieb, und die neuere Heilkunde hat den vollen Beweis dafür erbracht, indem sie zeigte, daß die Wundenmale einer Louise Lateau, die Geschwulstheilungen auf dem Grabe des Diakonus Pâris, die an der Haut von Hysterikern durch Suggestion eintretenden Veränderungen, die Entstehung von Muttermälern durch Versehen oder Emotionen, die Wirkung von Vorstellungen auf Körpergewebe sind. Man hat Unrecht gehabt, Lamarck zu verspotten, als er lehrte, daß die Giraffe einen langen Hals habe, weil sie ihn fortwährend reckte, um die Kronen hochstämmiger Bäume zu erreichen und die Blätter abfressen zu können. Wenn das Thier die deutliche Vorstellung ausarbeitet, daß es den Hals aufs Aeußerste verlängern müsse, um bis an das hochstehende Laub zu gelangen, so wird diese Vorstellung den Blutumlauf in allen Ge-

ist unmöglich, einen Faden in eine Nadel einzufädeln, wenn man das Öhr nicht scharf genug ins Auge faßt und den Zwirn mit sicherer Hand an die richtige Stelle führt. Das ist so selbstverständlich, daß man es kaum zu sagen braucht. Was wir die Herrschaft über die Natur nennen, ist thatsächlich die Anpassung an die Natur. Es ist eine ungenaue Ausdrucksweise, wenn wir davon sprechen, daß wir uns die Naturkräfte dienstbar machen. In Wahrheit beobachten wir sie, lernen ihre Eigenthümlichkeiten kennen und richten es so ein, daß die Ziele der Naturkräfte und unsere eigenen Wünsche zusammenfallen. Wir bauen das Rad dort hin, wohin das Wasser kraft des Naturgesetzes fallen muß, und haben dann den Vortheil, daß es uns das Rad nach unserm Bedarf dreht. Wir wissen, daß die Elektrizität Kupferdrähten folgt, und bereiten ihr voll schlauer Ergebung in ihre Eigenheit Kupferbahnen nach der Stelle, wo wir sie haben wollen und wo ihre Wirkung uns nützlich ist. Ohne Kenntniß der Natur also keine Anpassung und ohne Anpassung keine Möglichkeit, aus ihren Kräften einen Vortheil für uns zu ziehen. Der Entartete nun kann sich nicht anpassen, weil er keine deutliche Vorstellung der Verhältnisse hat, denen er sich anpassen soll, und er erlangt von ihnen keine deutliche Vorstellung, weil er, wie wir wissen, schlecht leitende

---

weben des Halses aufs Stärkste beeinflussen, sie werden ganz anders ernährt werden, als es ohne jene Vorstellung geschähe, und die vom Thier gewünschten Veränderungen werden, wenn sie seiner Gesammt-Anlage nach überhaupt möglich sind, allmälig sicher eintreten. Erkenntniß und Wille sind also die Ursachen der Anpassung — nicht Wille im mystischen Sinne Schopenhauers, sondern als Aussender von Nervenimpulsen. Dieser Gedankenumriß möge dem Leser genügen, da hier nicht der Ort ist, ihn des Weitern auszuführen und im Einzelnen nachzuweisen, wie fruchtbar er für die Entwickelungslehre ist.

Nerven, ſtumpfe Wahrnehmungs-Zentren und geringe Aufmerkſamkeit hat.

Die treibende Urſache aller Anpaſſung wie jeder Anſtrengung überhaupt — und Anpaſſung iſt ja nichts Anderes als eine Anſtrengung beſonderer Art — iſt der Wunſch, irgend ein organiſches Bedürfniß zu befriedigen oder irgend einem Unbehagen zu entgehen. Anders geſagt: die Anpaſſung hat den Zweck, Luſtgefühle zu geben und Unluſtgefühle zu vermindern oder zu unterdrücken. Der Anpaſſungs-Unfähige iſt darum ſehr viel weniger als der Normalmenſch im Stande, ſich angenehme Empfindungen zu verſchaffen und unangenehme von ſich abzuwehren; er ſtößt ſich an alle Ecken, weil er ihnen nicht auszuweichen weiß, und er trägt vergebens nach der ſaftigen Birne Verlangen, da er es nicht verſteht, den Zweig zu erhaſchen, an dem ſie hängt. Der Ich-Süchtige iſt das Muſterbild eines Anpaſſungs-Unfähigen. Er muß alſo nothwendig von der Welt und den Menſchen leiden. Der Grund ſeines Weſens iſt denn auch Mißmuth und er wendet ſich in grimmiger Unzufriedenheit gegen die Natur, die Geſellſchaft, die öffentlichen Einrichtungen, die ihn ärgern und verletzen, weil er ſich nicht in ſie zu ſchicken vermag. Er iſt beſtändig im Zuſtande der Empörung gegen alles Beſtehende und arbeitet an deſſen Umſturz oder träumt doch von dieſem. An einer berühmten Stelle[1]) bezeichnet Taine „übertriebene Eigenliebe“ und

[1]) H. Taine, Les origines de la France contemporaine. La Révolution. Tome II: La conquête jacobine. 2ème édition. Paris, 1881. S. 10: „Weder übertriebene Eigenliebe noch dogmatiſches Klügeln ſind im Menſchengeſchlechte ſelten. In allen Ländern beſtehen dieſe beiden Wurzeln des Jakobinismus unterirdiſch und unzerſtörbar. Ueberall ſind ſie durch die beſtehende Geſellſchaft niedergedrückt. Ueberall

„dogmatiſches Klügeln" als die Wurzeln des Jakobinismus; jene führe zur Geringſchätzung und Verwerfung der Einrichtungen, die man fertig vorfindet, alſo nicht ſelbſt erfunden oder gewählt hat, dieſes betrachte den Geſellſchaftsbau als unſinnig, weil er „nicht ein Werk der Logik, ſondern der Geſchichte" iſt. Neben dieſen beiden Wurzeln des Jakobinismus, die Taine aufgedeckt hat, gibt es aber noch eine andere, die wichtigſte, die ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen iſt: das iſt die Unfähigkeit des Entarteten, ſich nach einer gegebenen Decke, ſie ſei wie immer beſchaffen, zu ſtrecken. Der Ich-Süchtige iſt durch ſeine organiſche Beſchaffenheit dazu verurtheilt, ein Peſſimiſt und ein Jakobiner zu ſein. Aber die Umwälzungen, die er wünſcht, predigt und vielleicht thatſächlich macht, ſind für den Fortſchritt unfruchtbar. Er iſt als Revolutionär, was eine Überſchwemmung oder ein Wirbelſturm als Straßenkehrer wäre.

— — —

ſuchen ſie den alten geſchichtlichen Bau, der mit ſeiner ganzen Wucht auf ihnen laſtet, zu ſprengen. . . Mit zwanzig Jahren, wenn ein junger Menſch ins Leben eintritt, wird ſeine Vernunft ebenſo wie ſein Stolz verletzt. Welches immer die Geſellſchaft ſei, die ihn in ſich begreift, ſie iſt ein Aergerniß für die reine Vernunft; denn es hat ſie kein philoſophiſcher Geſetzgeber nach einem einfachen Grundſatze aufgebaut; auf einander folgende Geſchlechter haben ſie nach ihren vielfachen und wechſelnden Bedürfniſſen eingerichtet. . . Ferner: die Einrichtungen, Sitten und Geſetze mögen noch ſo vollkommen ſein, da ſie vor ihm dageweſen ſind, ſo hat er ihnen nicht freiwillig zugeſtimmt; Andere, ſeine Vorgänger, haben für ihn gewählt und ihn zum Voraus in die ſittengeſetzliche, ſtaatliche und geſellſchaftliche Form eingeſchloſſen, die ihnen beliebte. Niemand fragt, ob ſie ihm mißfällt; er muß ſie erdulden und er ſchreitet gleich einem Ziehgaul zwiſchen zwei Sielen unter dem Geſchirr dahin, in das man ihn eingeſpannt hat. . . Was Wunder, daß er ſich gegen den Rahmen aufzulehnen ſucht, in den er, er mag wollen oder nicht, eingereiht iſt? . . . Daher kommt es, daß die meiſten jungen Leute . . . beim Abgange vom Gymnaſium mehr oder weniger Jakobiner ſind. Es iſt eine Wachsthums-Krankheit."

Er ist kein zielbewußter Aufräumer, sondern ein blinder Zerstörer. Das unterscheidet ihn von dem geistesklaren Neuerer, von dem wirklichen Revolutionär, der ein Reformer ist und die versumpfende, leidende Menschheit von Zeit zu Zeit auf mühseligen Pfaden in ein neues Kanaan führt. Der Reformer wirft, wenn nöthig, mit rücksichtsloser Gewalt, störend gewordenes Getrümmer nieder, um Platz für zweckmäßige Bauten zu schaffen; der Ich-Süchtige rast gegen Alles, was aufrecht steht, es sei brauchbar oder unnütz, und denkt nicht daran, nach der Verwüstung den Baugrund zu säubern; seine Freude ist es, unkrautüberwucherte Schutthaufen zu sehen, wo früher Mauern und Giebel ragten.

Das gräbt eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem gesunden Revolutionär und dem ich-süchtigen Jakobiner. Jener hat positive Ideale, dieser nicht. Jener weiß, was er anstrebt, dieser hat keine Ahnung davon, wie das, was ihn ärgert, besser gemacht werden soll. Er denkt gar nicht so weit. Er beschäftigt sich gar nicht mit der Frage, was an die Stelle des Vernichteten treten soll. Er weiß nur, daß ihn Alles verdrießt, und er will seinen polternden, verworrenen Unmuth daran auslassen. Es ist denn auch bezeichnend, daß das alberne Auflehnungs-Bedürfniß dieser Art von Umstürzlern sich häufig gegen eingebildete Uebel wendet, kindische Ziele verfolgt oder geradezu weise und wohlthätige Gesetze bekämpft. Da bilden sie einen „Bund gegen das Grüßen durch Hutabnehmen", dort widersetzen sie sich dem Impfzwang, ein andermal eifern sie gegen die Volkszählung und sie haben die lächerliche Dreistigkeit, diese blödsinnigen Feldzüge mit denselben Reden und Geberden zu führen, mit welchen die echten Revolutionäre etwa

für die Aufhebung der Sklaverei oder für die Geistesfreiheit streiten!

Oft tritt zur Anpassungs-Unfähigkeit des Ich-Süchtigen noch Zerstörungs-Wahnsinn oder Klastomanie, die man bei Blöd- und Schwachsinnigen und in manchen Formen der Geistesstörung so häufig beobachtet.[1]) Beim Kinde ist der Zerstörungsdrang normal. Er ist die erste Kundgebung des Bedürfnisses nach Bethätigung der Muskelkraft. Bald jedoch erwacht das Verlangen, sich nicht im Zerstören, sondern im Schaffen auszuleben. Das Schaffen hat aber eine psychische Voraussetzung: die Aufmerksamkeit. Da diese dem Entarteten fehlt, so erhebt sich bei ihm der Zerstörungsdrang, der ohne Aufmerksamkeit, durch ungeordnete, zufällige Bewegungen, befriedigt werden kann, nicht zum Schaffensdrange.

Unzufriedenheit nun als Folge von Anpassungs-Unfähigkeit, Mangel an Mitgefühl mit den Nebenmenschen als Folge schwachen Vorstellung-Vermögens und Zerstörungsdrang als Folge von geistiger Entwickelungshemmung geben zusammen den Anarchisten, der je nach der Stärke seiner Zwangs-Antriebe entweder blos Bücher schreiben und Volksversammlungs-Reden halten oder zur Dynamit-Bombe greifen wird.

---

[1]) Dr. Paul Sollier, Psychologie de l'idiot et de l'imbécile. Paris, 1891. S. 109 ff.: „Es besteht bei den Idioten noch ein anderer Trieb, der übrigens bis zu einem gewissen Grade auch bei den normalen Kindern auftritt: die Zerstörungssucht, die bei allen Kindern als erste Kundgebung ihres Bewegungs-Vermögens in der Form eines Bedürfnisses zu schlagen, brechen und zerstören erscheint. . . Bei den Idioten ist diese Neigung sehr viel stärker ausgesprochen. . . Bei den Imbecillen verhält es sich anders. Ihr boshafter und schadenfroher Geist treibt sie zur Zerstörung, nicht in der Absicht, ihre Kräfte auszuleben, sondern mit dem Wunsche, zu schaden. Es ist eine ungesunde Selbstbefriedigung, die sie suchen."

In ihrer höchsten Steigerung endlich führt die Ich-Sucht zu jenem Caligula-Wahnsinn, in welchem der Gestörte sich rühmt, ein „lachender Löwe“ zu sein, sich über alle Schranken der Sittlichkeit und des Gesetzes erhaben dünkt und der ganzen Menschheit einen einzigen Kopf wünscht, um ihn ihr abschlagen zu können.

Dem Leser, der mir bisher gefolgt ist, wird, denke ich, die Psychologie der Ich-Sucht nunmehr verständlich sein. Wie wir gesehen haben, entsteht das Ich-Bewußtsein aus der Empfindung der Lebensvorgänge in allen Theilen unseres Körpers und die Vorstellung des Nicht-Ichs aus den Veränderungen in den Sinnesorganen. Wie wir überhaupt zur Annahme des Vorhandenseins eines Nicht-Ichs gelangen, ist oben ausführlich dargestellt worden, braucht also hier nicht wiederholt zu werden. Wenn wir den festen Boden völlig gesicherter Thatsachen verlassen und uns auf den etwas schwankendern Grund wahrscheinlicher Annahmen vorwagen wollen, so können wir sagen, daß das Ich-Bewußtsein im Sympathikus-System, die Vorstellung des Nicht-Ichs im Hirn- und Rückenmark-System ihre anatomische Unterlage haben. Im gesunden Menschen tritt die Wahrnehmung der inneren Lebensvorgänge nicht über die Bewußtseins-Schwelle. Das Gehirn empfängt seine Anregungen weit mehr von den Sinnes- als von den Sympathikus-Nerven. Im Bewußtsein überwiegt also die Vorstellung der Außenwelt das Ich-Bewußtsein weit. Im Entarteten sind entweder die inneren Lebensvorgänge krankhaft gesteigert oder verlaufen regelwidrig und werden daher vom Bewußtsein fortwährend wahrgenommen; oder die Sinnesnerven sind stumpf und die Wahrnehmungs-Zentren schwach und träge; oder diese beiden Ab-

weichungen von der Norm sind zugleich vorhanden; in allen drei Fällen ist die Wirkung die, daß im Bewußtsein die Ich-Vorstellung sehr viel stärker vertreten ist als das Bild der Außenwelt. Der Ich-Süchtige kennt und begreift daher die Welt-Erscheinung nicht. Die Folge davon ist Mangel an Theilnahme und Mitgefühl (Sympathie) und Unfähigkeit, sich an Natur und Menschheit anzupassen. Die Gefühllosigkeit und Anpassungs-Unfähigkeit, häufig von Verirrung der Triebe und Zwangs-Antrieben begleitet, macht aus dem Ich-Süchtigen ein gesellschaftfeindliches Wesen. Er ist ein sittlich Irrsinniger, ein Verbrecher, ein Pessimist, ein Anarchist, ein Hasser der Menschheit, und zwar all das entweder blos in seinen Gedanken und Empfindungen oder auch in seinen Thaten. Der Kampf gegen den gesellschaftfeindlichen Ich-Süchtigen, seine Ausscheidung aus dem Gesellschafts-Körper, ist eine nothwendige Verrichtung des letztern und wenn er dazu nicht im Stande ist, so ist dies ein Anzeichen schwindender Lebenskraft oder schwerer Erkrankung. Duldung oder gar Bewunderung des theoretisirenden oder handelnden Ich-Süchtigen beweist, daß gleichsam die Nieren des Gesellschafts-Organismus ihre Schuldigkeit nicht thun, daß die Gesellschaft an der Brightschen Krankheit leidet.

In den folgenden Kapiteln werden wir die einzelnen Formen studiren, in welchen die Ich-Sucht sich im Schriftthum kundgibt, und Gelegenheit finden, Vieles, was hier nur angedeutet zu werden brauchte, ausführlich zu behandeln.

II. Parnaſſier und Diaboliker.

Man hat ſich daran gewöhnt, die franzöſiſchen Parnaſſier als eine Schule zu bezeichnen, aber diejenigen, die mit dem Worte gemeint ſind, haben ſich immer dagegen verwahrt, daß man ſie in einen Gattungsnamen einpferche. Catulle Mendès, einer der unzweifelhafteſten Parnaſſier, ruft[1]): „Wir ſind nie eine Schule geweſen. . . Der Parnaß! Wir haben nicht einmal eine Vorrede geſchrieben! Blättern Sie die Revue fantaisiste durch und ſuchen Sie in ihr eine Zeile der Kritik von einem von uns zu finden! Der Parnaß iſt aus einem Bedürfniß des Widerſtandes gegen die Verlotterung der Dichtung, welche der Anhang von Murger: Charles Bataille, Amédée Roland, Jean du Boys, verſchuldete, hervorgegangen; dann war er ein Bund von Geiſtern, die durch gemeinſame Liebe zur Kunſt verknüpft waren."

Der Name „Parnaſſier" wird in der That auf eine ganze Reihe von Dichtern und Schriftſtellern angewendet, die kaum Etwas mit einander gemein haben. Es iſt ein rein äußerliches Band, das ſie vereinigt: ihre Werke ſind beim Pariſer Verleger Lemerre erſchienen, der „Parnaſſier" machen konnte, wie

[1]) Jules Huret, Enquête sur évolution littéraire. Paris, 1891. S. 288.

der Cottaſche Verlag in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts deutſche Klaſſiker machte. Die Bezeichnung ſelbſt rührt von einer Art Muſen-Almanach her, den Catulle Mendes 1860 unter dem Titel „Le Parnasse contemporain, Recueil de vers nouveaux“ (Der zeitgenöſſiſche Parnaß, Sammlung neuer Gedichte) herausgab und der Beiträge von ungefähr allen Schriftſtellern enthielt, die zu jener Zeit dichteriſch thätig waren.

Mit den meiſten Namen dieſer zahlreichen Gruppe brauche ich mich hier nicht zu beſchäftigen, denn ihre Träger ſind keine Entartete, ſondern brave Dutzendmenſchen, die ſchulgerecht nachzwitſcherten, was Andere ihnen vorſangen. Sie haben keinerlei unmittelbaren Einfluß auf das zeitgenöſſiſche Denken geübt und nur mittelbar dazu beigetragen, die Wirkung einiger Führer zu verſtärken, indem ſie ſich in der Haltung von Jüngern um ſie ſchaarten und ihnen dadurch ermöglichten, mit ſtattlichem Gefolge aufzutreten, was auf die Gaffer immer Eindruck macht.

Dieſe Führer allein haben für meine Unterſuchungen Bedeutung. An ſie denkt man, wenn man von den Parnaſſiern ſpricht, und aus ihren Eigenthümlichkeiten hat man die Kunſttheorie abgeleitet, die dem Parnaß untergelegt wird. Am vollkommenſten in Theophile Gautier verkörpert, läßt ſie ſich in zwei Worte zuſammenfaſſen: Formvollendung und „impassibilité“, Gefühlloſigkeit oder Kaltſinn.

Für Gautier und ſeine Nachbeter iſt in der Dichtung die Form Alles, der Inhalt ohne jede Bedeutung. „Ein Dichter,“ ſagt er[1]), „iſt, man mag reden, was man will, ein Arbeiter. Er darf nicht mehr Verſtand haben als ein Arbeiter und kein anderes Handwerk können als das ſeinige, ſonſt macht er es

[1]) Theophile Gautier, Les grotesques. 3ème édition. Paris, 1856.

schlecht; ich finde es höchst vollkommen unsinnig, daß man eine Wuth hat, ihn auf einen idealen Sockel zu heben; nichts ist weniger ideal als ein Dichter. . . Der Dichter ist ein Tastwerk und sonst nichts. Jeder Gedanke, der vorüberzieht, legt den Finger auf eine Taste, worauf diese ihren Ton von sich gibt — das ist Alles." An anderer Stelle[1]) äußert er: „Für den Dichter haben die Worte an sich und abgesehen von dem Sinne, den sie ausdrücken, eine Schönheit und einen Eigenwerth wie Edelsteine, die noch nicht geschliffen und in Armbänder, Halsgeschmeide und Ringe gefaßt sind: sie bezaubern den Kenner, der sie betrachtet und mit dem Finger in der kleinen Schale, wo sie aufbewahrt werden, unter ihnen wühlt." Dieser Anschauung entspricht es vollständig, wenn G. Flaubert, ein anderer Anbeter des Wortes, ruft[2]): „Ein schöner Vers, der nichts bedeutet, steht über einem minder schönen Vers, der etwas bedeutet." Unter „schön" und „minder schön" versteht Flaubert hier „Namen mit triumphirenden Silben, die wie Trompetengeschmetter dröhnen", oder „strahlende Worte, Worte aus Licht."[3]) Gautier ließ von Racine, den er, der Romantiker, natürlich tief verachtete, blos einen Vers gelten:

„La fille de Minos et de Pasiphaë."

Die lehrreichste Anwendung dieser Theorie findet sich in einem Gedichte des Parnassiers Catulle Mendès, betitelt „Récapitulation" (Wiederholung)[4]), das so beginnt:

---

[1]) Les fleurs du mal par Charles Baudelaire, précédées d'une notice par Théophile Gautier. Deuxième édition. Paris, 1869. S. 46.

[2]) M. Guyau; L'Esthétique du vers moderne. Revue philosophique, Band XVII, S. 270.

[3]) Gautier, angeführt von Guyau, a. a. O. S. 270.

[4]) Abgedruckt im „Echo de Paris", Nr. 2972 vom 8. Juli 1892.

„Rose, Emmeline,
Margueridette,
Odette,
Alix, Aline.

Paule, Hippolyte,
Lucy, Lucile,
Cécile,
Daphne, Mélite,

Artémidore,
Myrrha, Myrrhine,
Périne,
Naïs, Endore.“

Es folgen elf weitere Strophen von ganz derselben Mache, deren Anführung ich mir natürlich erspare, und dann diese Schlußstrophe:

„Zulma, Zélie,
Régine, Reine,
Irène! . . .
Et j'en oublie.“

„Und ich vergesse noch welche.“ Das ist die einzige von den sechzig Zeilen des „Gedichtes“, die einen Sinn hat, während die übrigen 59 blos aus Frauennamen bestehen.

Was Catulle Mendès beabsichtigt, ist ja klar genug. Er will den Geisteszustand eines Lüstlings zeigen, der in der Erinnerung an alle die Frauen schwelgt, die er geliebt oder mit denen er geliebelt hat. Die Aufzählung ihrer Namen soll im Leser üppige Vorstellungen einer Schaar von Mädchen, die der Lust dienen, Bilder eines Harems oder des Mahomedschen

Paradieſes erwecken. Aber abgeſehen von der Länge des Verzeichniſſes, die dieſes unausſtehlich langweilig und erkältend macht, erreicht Mendès die beabſichtigte Wirkung auch aus einem zweiten Grunde nicht: weil er durch ſeine Künſtelei dem erſten Blick die tiefe Unwahrheit ſeiner angeblichen Regung verräth. Wenn vor dem innern Auge des Frauenknechts die Geſtalten der Gefährtinen ſeiner Schäferſtunden aufſteigen und er wirklich den Drang empfindet, ihre Namen zärtlich vor ſich hin zu murmeln, dann denkt er gewiß nicht daran, dieſe Namen auch noch zu Wortſpielen zu ordnen („Alix-Aline“, „Lucy-Lucile“, „Myrrha-Myrrhine“ u. ſ. w.). Iſt er kaltblütig genug, dieſe trockene Schreibtiſch-Arbeit zu machen, ſo kann er ſich unmöglich in der geilen Verzückung befinden, welche das „Gedicht“ ausdrücken und dem Leſer mittheilen ſoll. Dieſe Emotion, ſo unſittlich und gemein, weil prahleriſch, ſie auch iſt, hätte wie jede echte Erregung allenfalls ein Recht, lyriſch ausgedrückt zu werden. Eine ausgeklügelte, nach dem Gleichklange geordnete Liſte von bedeutungsloſen Namen dagegen heißt gar nichts. Nach der Kunſttheorie der Parnaſſier aber iſt „Récapitulation“ ein Gedicht, ja ſogar das Ideal eines Gedichtes, denn es „bedeutet nichts“, wie Flaubert fordert, und es beſteht ganz und gar aus Worten, die nach Gautiers Behauptung „an ſich eine Schönheit und einen Eigenwerth haben.“

Ein anderer hervorragender Parnaſſier, Th. de Banville,[1]) hat, ohne die Theorie des jedes Sinnes baren Wortklanges ſo unerſchrocken folgerichtig auf die Spitze zu treiben wie Catulle Mendès, ſich doch auch mit anerkennenswerther Auf-

[1]) Théodore de Banville, Petit traité de poësie française. Paris, 1880.

richtigkeit zu ihr bekannt. „Ich befehle euch“, ruft er angehenden Dichtern zu, „möglichst viel Wörterbücher, Encyklopädien, Fachschriften über alle Handwerke und Sonder-Wissenschaften, Buchhändler- und Versteigerungs-Verzeichnisse, Museum-Kataloge, kurz alle Bücher zu lesen, die euern Wortschatz vermehren können... Ist euer Kopf erst auf diese Weise vollgepfropft, so werdet ihr zum Reimfang gut bewaffnet sein.“ Auf den Reimfang allein kommt es nach Banville beim Dichten an. Wenn man über irgend einen Gegenstand ein Gedicht machen will, belehrt er die Jünger, „so muß man zunächst alle Reime dieses Gegenstandes suchen. Hat man sie gefunden, so reiht man sie an einander und stopft die Löcher mit Künstlerhand. Diejenigen, die uns rathen, die Lückenbüßer zu vermeiden, würden mir Vergnügen machen, wenn sie blos mit Hilfe des Gedankens zwei Bretter an einander befestigen wollten.“ Der Dichter, so faßt Banville seine Lehre zusammen, hat keine Gedanken im Gehirn; er hat nur Töne, Reime, Wortspiele. Diese Kalauer („calembours“) geben ihm die Gedanken oder einen Anschein von Gedanken ein.

Auch wir haben Dichter gehabt, die die Form vielleicht etwas übermäßig pflegten und die Rücksicht auf den Inhalt hinter sie zurücksetzten. Platen zwar, den man so ungerecht kalter Aeußerlichkeit beschuldigte, ist im Gegentheil das Muster eines gewissenhaften Künstlers, der wohl Vollendung der technischen Arbeit anstrebt, aber ihr nicht die leiseste Schattirung des Gedankens opfert. Allein Rückert sank, namentlich in den „Makamen des Hariri“ und selbst in der edeln „Weisheit der Brahmanen“, bis zur Wortspielerei hinab und Bodenstedt hat sich nicht immer von geschmackloser Reim-Witzelei freigehalten.

Zu unſerm Ruhme ſei es jedoch geſagt: das deutſche Schriftthum hat bisher noch keinen nur einigermaßen namhaften Dichter zu verzeichnen, der gewagt hätte, nach dem Beiſpiele Banvilles den Kalauer als das Weſen der Dichtkunſt hinzuſtellen!

Mit Recht übt Guyau[1]) an der von Banville geformten Kunſt-Theorie der Parnaſſier dieſe Kritik: „Die bis zum äußerſten getriebene Reimjagd führt dazu, daß der Dichter ſich entwöhnt, die Gedanken folgerichtig zu verknüpfen, das heißt im Grunde: zu denken; denn denken iſt, wie Kant geſagt hat, vereinen und verbinden. Reimen dagegen heißt, Worte, die nothwendigerweiſe unzuſammenhängend ſind, nebeneinander ſtellen. . . Die Anbetung des Reimes um des Reimes willen führt allmälig in das Gehirn des Dichters ſelbſt eine Art Unordnung und dauernden Wuſt ein: alle üblichen Geſetze der Gedanken-Verknüpfung, alle Folgerichtigkeit des Denkens, ſind zerſtört, um durch den Zufall der Begegnung von Tönen erſetzt zu werden. . . Umſchreibung und Gleichniß ſind das einzige Mittel, um gut zu reimen. . . Die Unmöglichkeit, einfach zu bleiben, wenn man reiche Reime ſucht, zieht einen gewiſſen Mangel an Aufrichtigkeit nach ſich. Die Friſche und Unmittelbarkeit des Gefühls verſchwinden beim allzu vollkommenen Wortkünſtler; er verliert die Achtung vor dem Gedanken ſelbſt, welche die erſte Eigenſchaft des Schriftſtellers ſein muß.“ [2])

---

[1]) M. Guyau, a. a. O. S. 264, 265.

[2]) Vergl. damit Tolſtois Anſchauungen: „Er iſt ein heftiger Gegner aller gereimten Dichtung. Der Rhythmus, der Reim binde den Gedanken, und Alles, was der entſprechendſten Formung der Idee entgegenſtehe, ſei vom Uebel. . . Der Graf . . . hält es für einen Fortſchritt, daß unſere Schätzung der Versdichtung eine geringere iſt.“ Raphael Löwenfeld, Geſpräche über und mit Tolſtoj. Berlin, 1891. S. 77.

Wo Guyau einen Irrthum begeht, das ist dort, wo er sagt, daß die Pflege des Reimes um des Reimes willen „in das Gehirn des Dichters selbst eine Art Unordnung und dauernden Wust einführt.“ Das Umgekehrte ist die Wahrheit. Der „dauernde Wust“ und die „Unordnung“ im Gehirn des Dichters sind das Vorbestehende, die übermäßige Betonung des Reimes ist nur die Folge dieses Geisteszustandes. Wir haben hier wieder eine Erscheinungsform des uns wohlbekannten Unvermögens zur Aufmerksamkeit vor uns, das dem Entarteten eigenthümlich ist. Den Lauf seiner Gedanken bestimmt nicht eine Mittelpunkt-Vorstellung, um welche der Wille alle anderen Vorstellungen gruppirt, indem er mit Hilfe der Aufmerksamkeit die einen unterdrückt und die anderen verstärkt, sondern die vollkommen mechanische Ideen-Assoziation, die in dem Falle des Parnassiers der ähnliche oder gleiche Wortklang erweckt. Sein Dichten ist reine Echolalie.

Die parnassische Theorie von der Wichtigkeit der Form, namentlich des Reimes, für das Gedicht, von dem eigenen Schönheitswerthe des Wortklanges, von dem sinnlichen Vergnügen, das wohltönende Silben ohne Rücksicht auf ihren Sinn bereiten können, und von der Unnöthigkeit, ja Schädlichkeit eines Gedankens im Gedichte, ist für die neueste Entwickelung der französischen Dichtung bestimmend geworden. Die Symbolisten, die wir im vorigen Buche kennen gelernt haben, halten sich genau an diese Theorie. Diese Armen im Geiste, die nur noch „wohltönende Silben“ ohne Sinn stammeln, sind die unmittelbaren Nachkommen der Parnassier.

Die parnassische Kunsttheorie ist blos schwachsinnig. Die Ich-Sucht aber der Entarteten, die sie ausgeheckt haben, gibt

ſich in der ungeheuern Wichtigkeit kund, die ſie ihrem Reimfang, ihrer kindiſchen Jagd nach „dröhnenden“ und „ſtrahlenden“ Worten beimeſſen. Ein Gedicht, in welchem er eine Reihe von Lebensfreuden ſo üppig wie möglich geſchildert hat, ſchließt Catulle Mendès mit dieſer „Widmung“: „Prinz, ich lüge. Unter den Zwillingen und der Urne“ (des Waſſermannes?) „in ſeinem Buche zwei edle Worte unter einander reimen zu machen, das iſt die einzige Freude des Lebens.“ [1]) Wer nicht dieſer Meinung iſt, dem wird einfach ſein Menſchenthum abgeſprochen. So nennt Baudelaire [2]) Paris „ein Capharnaum, ein Babel, bevölkert von Dummköpfen und Unnöthigen, wenig wähleriſch in der Art, wie ſie die Zeit tödten, und dichteriſchen Genüſſen vollſtändig unzugänglich.“ Schon den einen Dummkopf zu nennen, der auf ſinnloſes Reimgeklingel und Stränge angeblich ſchöner Eigennamen nichts gibt, iſt eine alberne Selbſtüberhebung, über die man lachen muß. Aber Baudelaire ſpricht ſogar von „Unnöthigen“! Man hat kein Recht, zu leben, wenn man dem, was er „dichteriſche Genüſſe“ nennt, das heißt blödſinniger Echolalie, unzugänglich iſt! Weil er mit kindiſchem Ernſt Wortſpielerei treibt, muß jeder Andere ſeinem Säugling-Treiben dieſelbe Wichtigkeit beimeſſen wie er und wer dies nicht thut, der iſt nicht etwa blos ein Philiſter oder

---

[1]) Catulle Mendès, „La seule douceur“:

„Envoi.

„Prince, je mens. Sous les Gémeaux
Ou l'Amphore, faire en son livre
Rimer entre eux de nobles mots,
C'est la seule douceur de vivre.“

[2]) Charles Baudelaire in Eugène Crépets „Les poëtes français“ Paris, 1862, Band IV: Studie über Théodore de Banville.

ein untergeordnetes Weſen ohne Empfänglichkeit und Feinſinn, nein, er iſt ein Unnöthiger! Hätte der Tropf die Macht dazu, ſo würde er ohne Zweifel ſeinen Gedanken bis ans Ende verfolgen und die „Unnöthigen“ aus der Reihe der Lebenden fegen, wie Nero diejenigen tödten ließ, die ſeinem Spiel im Theater nicht Beifall klatſchten. Kann ſich die ungeheuerliche Ich-Sucht eines Geſtörten rückſichtsloſer äußern als in dieſer Bemerkung Baudelaires?

Das zweite Kennzeichen der Parnaſſier nach ihrer wahnwitzigen Ueberſchätzung des Werthes der äußerlichſten Form für die Dichtung und der Reimerei für die Menſchheit iſt ihre „impassibilité“ oder Gefühlloſigkeit. Sie ſelbſt wollen allerdings nicht zugeben, daß dieſe Bezeichnung auf ſie anwendbar ſei. „Wird man mit dieſem Unſinn endlich einmal aufhören!“ ruft Leconte de Lisle[1]) ärgerlich, als er nach der „impassibilité“ gefragt wird, und Catulle Mendès[2]) ſagt: „Weil Glatigny ein Gedicht mit dem Titel ‚Impassible‘ gemacht hat, . . . weil ich dieſen Vers geſchrieben habe, deſſen Ziererei durch den weitern Verlauf des Gedichtes Lügen geſtraft wird: ‚Pas de sanglots humains dans le chant des poëtes‘ (Kein menſchliches Schluchzen im Sange des Dichters), hat man geſchloſſen, daß die Parnaſſier gefühllos waren oder zu ſein vorgaben! Wo findet man dieſen gefrorenen Gleichmuth, dieſe Trockenheit, die man uns zuſchreibt?“

In der That, das Wort wurde von der Kritik ſchlecht gewählt. „Impassibilité“ in dem Sinne von vollkommener Gleichgiltigkeit gegen das Schauſpiel der Natur und des Lebens

[1]) Jules Huret, a. a. O. S. 283.
[2]) Jules Huret, a. a. O. S. 297.

kann es in der Kunſt gar nicht geben. Sie iſt pſychologiſch unmöglich. Jede Kunſtübung, ſoweit ſie nicht bloße Schüler-Nachahmung iſt, ſondern aus urſprünglichem Drange hervorgeht, iſt eine Gegenwirkung des Künſtlers auf empfangene Eindrücke. Solche, die ihn ganz gleichgiltig laſſen, geben dem Dichter keinen Vers, dem Maler kein Bild, dem Muſiker keine Tonzeichnung ein. Die Eindrücke müſſen ihm irgendwie auffallen, ſie müſſen in ihm irgend eine Emotion erwecken, damit er überhaupt auf den Gedanken komme, ſie künſtleriſch zu veräußerlichen. Der Künſtler hat den Gegenſtand, den er mit den beſonderen Mitteln ſeiner Kunſt behandelt, aus der unendlichen Fülle der an ſeinen Sinnen gleichmäßig vorüberflutenden Erſcheinungen herausgehoben, er hat eine auswählende Thätigkeit geübt und ihm vor anderen den Vorzug gegeben. Dieſe Bevorzugung ſetzt Neigung oder Abneigung voraus, der Künſtler muß alſo bei der Wahrnehmung des Gegenſtandes etwas empfunden haben. Die bloße Thatſache, daß der Schriftſteller ein Gedicht oder ein Buch geſchrieben, beweiſt, daß ihm der behandelte Stoff Neugierde, Theilnahme, Aerger, eine angenehme oder unangenehme Erregung eingeflößt, daß er ſeinen Geiſt zum Verweilen gezwungen hat. Das aber iſt das Gegentheil von Gleichgiltigkeit.

Die Parnaſſier ſind nicht gefühllos. In ihren Gedichten wird gewinſelt, geflucht und geläſtert, Freude, Begeiſterung und Schmerz geäußert. Aber was ſie quält oder entzückt, das ſind ausſchließlich ihre eigenen Zuſtände, ihre eigenen Erlebniſſe. Der einzige Inhalt ihrer Dichtung iſt ihr Ich. Leid und Freude der übrigen Menſchen ſind für ſie nicht vorhanden. Gefühlloſigkeit iſt alſo ihre „impassibilité“ nicht, wohl aber

vollſtändige Abweſenheit von Mitgefühl. Der „Elfenbein-Thurm", in welchem nach dem Worte eines von ihnen der Dichter hauſt und ſich von dem gleichgiltigen Menſchengewühl ſtolz abſondert, iſt ein ſchöner Name, den er ſeiner Stumpfheit für das Sein und Thun der Mitmenſchen beilegt. Der wohlthuend geiſtesklare Kritiker F. Brunetière hat das ſehr gut geſehen. „Eine der ſchlimmſten Folgen", ſchreibt er,[1]) „welche ſie" (die Theorien der Parnaſſier, insbeſondere Baudelaires) „nach ſich ziehen können, iſt, die Kunſt und mit ihr den Künſtler zu vereinſamen, aus dieſem ein Götzenbild für ihn ſelbſt zu machen und ihn gleichſam ins Heiligthum ſeines Ichs einzuſchließen. In ſeinem Werke iſt dann nur noch von ihm die Rede, — von ſeinen Kümmerniſſen und Freuden, ſeiner Liebe und ſeinen Träumen, — und um ſich in der Richtung ſeiner Fähigkeiten zu entwickeln, kennt er nichts mehr, was er achtet oder verſchont, und ſieht er nichts mehr, was er nicht ſich unterordnet. (Dies iſt, nebenbei bemerkt, die wahre Umſchreibung der Unſittlichkeit.) Sich ſelbſt zum Mittelpunkt der Dinge zu machen iſt in philoſophiſchem Sinne eine ebenſo kindiſche Selbſttäuſchung, wie im Menſchen den ‚König der Schöpfung' oder in der Erde das, was die Alten den ‚Nabel der Welt' nannten, zu ſehen. In rein menſchlicher Hinſicht iſt es die Verherrlichung der Selbſtſucht, folglich die völlige Leugnung der menſchlichen Zuſammengehörigkeit."

Brunetière bemerkt alſo die Ich-Sucht der Parnaſſier und ſtellt deren geſellſchaftfeindliches Weſen, deren Unſittlichkeit feſt, er hält aber ihren Standpunkt für einen freiwillig gewählten.

---

[1]) F. Brunetière, La statue de Baudelaire. Revue des deux mondes, Band 113, S. 221.

Das iſt ſein einziger Irrthum. Sie ſind nicht ichſüchtig aus Willkür, ſondern weil ſie es ſein müſſen und nicht anders ſein können. Ihre Ich-Sucht iſt keine Philoſophie oder Sittenlehre, ſondern ihre Krankheit.

Die Gefühlloſigkeit der Parnaſſier iſt, wie wir geſehen haben, kein Kaltſinn gegen Alles, ſondern nur ein ſolcher gegen die Mitmenſchen, verbunden mit zärtlichſter Liebe zu ſich ſelbſt. Aber die „impassibilité“ hat noch eine andere Seite und wahrſcheinlich haben diejenigen, welche die Bezeichnung gefunden, hauptſächlich an jene gedacht, ohne ſich über ſie ganz klar geworden zu ſein. Die Gleichgiltigkeit, welche die Parnaſſier zur Schau tragen und auf die ſie beſonders ſtolz ſind, iſt eine ſolche, nicht ſo ſehr gegen Freud und Leid der Nebenmenſchen, wie gegen das allgemein anerkannte Sittengeſetz. Für ſie gibt es weder Tugend noch Laſter, ſondern nur Schönes und Häßliches, Seltenes und Gewöhnliches. Sie nehmen ihren Standpunkt „jenſeits von Gut und Böſe“, lange ehe der moraliſche Irrſinn Nietzſches dieſe Formel gefunden hat. Baudelaire rechtfertigt ihn mit folgenden Worten:[1]) „Die Dichtung . . . hat keinen andern Zweck als ſich ſelbſt; ſie kann keinen andern haben und keine Dichtung wird ſo groß, edel und des Namens Dichtung wahrhaft würdig ſein wie diejenige, welche einzig um des Vergnügens willen, ein Gedicht zu ſchreiben, geſchrieben worden iſt. Ich will nicht ſagen, daß die Dichtkunſt nicht die Sitten veredeln, — man verſtehe mich recht: — daß ihr Endergebniß nicht ſein ſoll, den Menſchen über ſeine gemeinen Intereſſen zu erheben. Das wäre offenbar

[1]) Les fleurs du mal par Charles Baudelaire, précédées d'une notice par Théophile Gautier. Deuxième édition. Paris, 1869. S. 22.

ein Unſinn. Ich ſage, daß der Dichter, wenn er einen ſittlichen Zweck verfolgte, ſeine dichteriſche Kraft vermindert hat, und es iſt nicht unvorſichtig, zu wetten, daß ſein Werk ſchlecht ſein wird. Die Dichtkunſt kann ſich nicht der Wiſſenſchaft oder der Sittlichkeit gleichſtellen, wenn ſie nicht ſterben oder ſich entwürdigen ſoll. Sie hat nicht die Wahrheit zum Gegenſtande, ſondern nur ſich ſelbſt.“ Und Gautier, der dieſe Bemerkung anführt, billigt ſie vollkommen. „Auf den hohen Gipfeln iſt er“ (der Dichter) „ruhig; pacem summa tenent“, ſagt er mit einem Bilde, das ſich bei Nietzſche dutzendfach vorfindet.

Nageln wir hier vor Allem einen geläufigen Sophiſtenkniff feſt, den Baudelaire anwendet. Die Frage, die er beantworten will, iſt die: hat die Dichtkunſt ſittlich zu ſein oder nicht? Er ſchmuggelt nun in ſeine Beweisführung unverſehens die Wiſſenſchaft ein, von der gar nicht die Rede iſt, nennt ſie mit der Sittlichkeit in einem Athem, zeigt triumphirend, daß die Dichtkunſt mit Wiſſenſchaft nichts gemein habe, und thut dann, als hätte er dasſelbe von der Sittlichkeit dargethan. Nun fällt es aber heute keinem Vernünftigen ein, von der Dichtkunſt zu fordern, daß ſie wiſſenſchaftliche Wahrheiten lehre, und ſeit Menſchenaltern iſt kein ernſt zu nehmender Dichter auf den Gedanken gekommen, Sternkunde oder Phyſik in einem Lehrgedichte vorzutragen. Die einzige Frage, die Manche als offene behandeln möchten, iſt die, ob man von der Dichtkunſt Sittlichkeit verlangen darf oder nicht, und auf dieſe Frage antwortet Baudelaire mit einer unerwieſenen Behauptung und einer liſtigen Ablenkung.

Ich will bei der Frage hier nicht verweilen. Nicht, weil

ſie mich etwa in Verlegenheit ſetzt und ich ihr ausweichen möchte, ſondern weil mir ihre Erörterung bei der Betrachtung der Jünger des Parnaſſes, der Decadenten und Aeſtheten, die ſeine Lehre auf die Spitze getrieben haben, beſſer am Platze zu ſein ſcheint. Ich will vorläufig die Behauptung der Parnaſſier, daß die Dichtkunſt ſich um Sittlichkeit nicht zu kümmern habe, ohne Widerſpruch laſſen. Der Dichter ſoll „jenſeits von Gut und Böſe“ ſtehen. Das kann doch aber vernünftigerweiſe nur vollkommene Unparteilichkeit bedeuten, das kann doch nur heißen, daß der Dichter bei der Betrachtung irgend einer That, irgend eines Anblicks blos ein Schauſpiel vor ſich ſehen will, das er lediglich auf ſeine Schönheit oder Häßlichkeit beurtheilt, ohne auch nur zu fragen, ob es ſittlich ſei oder nicht. Ein Dichter dieſer Art wird nun nothwendig ebenſo viel Schönes wie Häßliches, ebenſo viel Sittliches wie Unſittliches ſehen müſſen. Denn Alles in Allem iſt das Sittliche und Schöne in der Menſchheit und in der Natur mindeſtens ebenſo häufig wie ſein Gegentheil, ja es muß ſogar überwiegen. Uns erſcheint nämlich als häßlich, was entweder eine Abweichung von den uns vertrauten Geſetzen, denen wir uns angepaßt haben, darſtellt oder was wir als die Erſcheinungsform irgend einer Schädlichkeit für uns erkennen, und als unſittlich betrachten wir, was dem Gedeihen oder gar dem Beſtande der Geſellſchaft abträglich iſt. Die bloße Thatſache nun, daß wir Geſetze zu finden geglaubt haben, iſt ein Beweis, daß die den erkannten Geſetzen entſprechenden, alſo gefälligen, Erſcheinungen weit zahlreicher ſein müſſen als die ihnen zuwiderlaufenden, das heißt häßlichen, und ebenſo iſt der Beſtand der Geſellſchaft ein Beweis, daß die erhaltenden und begün-

ſtigenden, alſo die ſittlichen, Kräfte ſtärker ſein müſſen als die zerſtörenden, das heißt unſittlichen. Deshalb müßte in einer Dichtung, die ſich zwar um Sittlichkeit nicht kümmert, aber wirklich, wie ſie vorgibt, unparteiiſch wäre, das Sittliche mindeſtens in dem gleichen, ja in etwas größerm Umfange vertreten ſein wie das Unſittliche. In der Dichtung der Parnaſſier iſt dies aber nicht der Fall. Sie gefällt ſich faſt ausſchließlich im Verworfenen und Häßlichen. Gautier preiſt in „Mademoiſelle de Maupin“ die niedrigſte Sinnlichkeit, die, wenn ſie das gemeingeltende Geſetz werden ſollte, die Menſchheit auf den Stand der ohne individuelle Liebe und ohne irgend eine Form der Familie in Geſchlechtsgemeinſchaft lebenden Wilden zurückbringen müßte; Sainte Beuve, allerdings mehr Romantiker als Parnaſſier, erbaut der „Wolluſt“ in ſeinem gleichnamigen Werke einen Altar, an dem die alten aſiatiſchen Aſtaroth-Anbeter ihren Tempeldienſt ohne Weiteres verrichten könnten; Catulle Mendès, der ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Verurtheilung wegen Sittlichkeitsvergehens begann, die er ſich durch ſein Schauſpiel „Le roman d'une nuit“ zuzog, feiert in ſeinen ſpäteren Werken, deren Titel ich nicht einmal anführen will, eine der ekelhafteſten Formen der Unzucht wider die Natur; Baudelaire beſingt Aeſer, Krankheiten, Verbrecher und Freudendirnen; kurz, wenn man das Weltbild im Spiegel der parnaſſiſchen Dichtung betrachtet, ſo muß man den Eindruck bekommen, daß es ſich ausſchließlich aus Laſter, Verbrechen und Verweſung zuſammenſetzt, ohne auch nur eine Beimiſchung von geſunden Regungen, erfreulichen Anblicken in der Natur und rechtſchaffen fühlenden und handelnden Menſchen. Als richtiger Entarteter fortwährend ſich ſelbſt

widerſprechend, ſagt derſelbe Baudelaire, der an einer Stelle dafür eintritt, daß die Dichtkunſt nicht mit der Sittlichkeit zuſammengeworfen werde, an einer andern Stelle[1]): „Die zeitgenöſſiſche Kunſt hat eine weſentlich teufliſche (démoniaque) Richtung. Und es ſcheint, daß dieſer hölliſche Theil des Menſchen, den der Menſch mit ſolchem Vergnügen ſich ſelbſt erklärt, von Tag zu Tag zunimmt, wie wenn es dem Teufel Spaß machen würde, ihn mit künſtlichen Mitteln zu vergrößern, als wäre er ein Mäſter, der die Menſchheit geduldig in ſeinem Hühnerhofe ſtopft, um ſich eine ſaftigere Speiſe zu bereiten.“

Das iſt doch nicht mehr Gleichgiltigkeit gegen Tugend oder Laſter, es iſt entſchiedene Vorliebe für dieſes und Abneigung gegen jene. Die Parnaſſier ſtehen durchaus nicht „jenſeits von Gut und Böſe“, ſondern bis an die Naſe im Böſen und möglichſt weit vom Guten. Ihre geheuchelte „Unparteilichkeit“ gegenüber dem Schauſpiele der Sittlichkeit und Unſittlichkeit iſt in Wahrheit eine leidenſchaftliche Parteinahme für das Unſittliche und Abſcheuliche. Man hatte alſo in der That Unrecht, ſie mit „impassibilité“ kennzeichnen zu wollen. Wie ſie nur gegen die Mitmenſchen, nicht aber gegen ſich ſelbſt gefühllos ſind, ſo ſind ſie auch nur gegen das Gute kalt und gleichgiltig, nicht aber gegen das Schlechte, dieſes zieht ſie vielmehr ebenſo an und erfüllt ſie mit ebenſolchen Luſtgefühlen wie die geſunde Mehrheit der Menſchen das Gute.

Die Thatſache dieſer Vorliebe für das Böſe iſt von vielen Beobachtern geſehen worden und manche haben verſucht, ihr philoſophiſch beizukommen. In einem Vortrag über „das

[1]) Baudelaire, in dem angeführten Aufſatz in „Les poëtes français.“

Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung" sagt Franz Brentano[1]): „Da das, was in der Tragödie vorgestellt wird, so wenig wünschenswerth und erfreulich scheint, so legt dies den Gedanken nahe, daß jene Erklärungsgründe" (für das Wohlgefallen, das man daran findet) „nicht sowohl in der Vorzüglichkeit des Gegenstandes, als in der Rücksicht auf ein besonderes Bedürfniß des Publikums zu suchen seien, dem nur durch solcherlei Vorstellungen entsprochen werde. . . Sollte etwa der Mensch . . . zeitweise ein Bedürfniß fühlen nach etwas, was ihn schmerzlich aufregt, und sich nach der Tragödie sehnen wie nach etwas, was dies in wirksamster Weise vollbringt, und sozusagen ihm dazu verhilft, einmal recht von Herzen zu weinen? . . . Wenn lange kein Affekt, wie die, welche die Trauerspiele erregen, in uns gewaltet hat, (so verlangt das Vermögen dazu) so zu sagen wieder nach einer Bethätigung, und nun bringt sie das Trauerspiel, und wir fühlen die Aufregungen zwar schmerzlich, aber doch zugleich wie eine wohlthuende Stillung des Bedürfnisses. Weniger an mir selbst als an anderen, die z. B. den Zeitungsbericht über eine neue Mordthat mit Begier verschlangen, glaube ich hundertfach solche Beobachtungen gemacht zu haben." Professor Brentano verwechselt hier zunächst mit bedauerlicher Flüchtigkeit das Schlechte und das Traurige, zwei gänzlich verschiedene Begriffe. Der Tod eines geliebten Menschen z. B. ist traurig, man kann aber nichts Schlechtes, nämlich Unsittliches, darin sehen, wenn man nicht mit künstelnder Rabulistik in die das Einzelwesen

---

[1]) Franz Brentano, Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft der Litteraturfreunde zu Wien. Leipzig, 1892. S. 17.

auflöſende Thätigkeit der Naturkräfte Unſittlichkeit hineindeuten will. Er gibt ferner für eine Erklärung aus, was nur eine ganz flache Umſchreibung iſt. Warum erfreut man ſich am Schlechten? Weil — offenbar eine gewiſſe Neigung in uns beſteht, uns am Schlechten zu erfreuen! F. Paulhan hat die Frage ernſter behandelt, aber auch mit ihm kommen wir nicht viel weiter. „Ein beſchaulicher, weiter, wißbegieriger, durchdringender Geiſt", ſagt er,[1]) „von tief ſittlicher Richtung, die aber während einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung oder äſthetiſchen Betrachtung großentheils vergeſſen werden kann, dazu manchmal eine leichte natürliche Verderbtheit oder auch blos eine deutliche Hinneigung zu gewiſſen Vergnügen, ſie ſeien welche ſie wollen, die an ſich kein Uebel ſind, ja ſogar etwas Gutes ſein mögen, deren Mißbrauch aber ein Uebel iſt, das ſind die Daſeinsgründe des Gefühls" (der Liebe zum Böſen), „das uns beſchäftigt. Der Gedanke des Böſen findet einen feſten Stützpunkt, indem er einem Geſchmack ſchmeichelt, und er wird uns auch darum angenehm ſein, weil er einen Hang geiſtig (idéalement) befriedigt, den thatſächlich bis zur Sättigung zu befriedigen uns die Vernunft verhindert." Wieder dieſelbe Gedankenfolge, die ſich wie eine ſpielende Katze im Kreiſe dreht und ſich in den eigenen Schwanz beißt: wir haben Geſchmack am Böſen, weil wir am Böſen Geſchmack finden. Die geiſtige Untüchtigkeit, die Paulhan hier verräth, iſt umſo befremdlicher, als er wenige Seiten vor dieſer Stelle der richtigen Löſung des Räthſels ganz nahe gekommen iſt. „Es gibt

---

[1]) F. Paulhan, Les nouveau mysticisme. Paris, 1891. S. 94. (Siehe übrigens den ganzen Abſchnitt „L'amour du mal", „Die Neigung zum Böſen", S. 57—99.)

krankhafte Zuſtände," heißt es dort, „in welchen die Begierden ſich verirren; der Kranke verſchlingt mit Heißhunger Kohle, Erde, noch Schlimmeres. Es gibt andere, in welchen an irgend einer Stelle der Wille verdorben und der Charakter zerrüttet iſt. Die Heilkunde liefert überraſchende Beiſpiele dieſer Art. Der Fall des Marquis de Sade iſt einer der bezeichnendſten. . . Man empfindet manchmal einen Genuß bei dem Uebel, das man ſelbſt erleidet, ebenſo wie bei dem der Anderen. Die Gefühle der Wolluſt des Schmerzes und der Wolluſt des Mitleids, mit denen die Pſychologie ſich beſchäftigt hat, ſcheinen manchmal eine wahre Verirrung in ſich zu ſchließen und als Beſtandtheil die Liebe zum Schmerz um des Schmerzes ſelbſt willen zu enthalten. . . Oft hat man es mit Leuten zu thun, die zunächſt ihr eigenes Wohl, dann aber das Wehe der Anderen wollen. Beide Seelenzuſtände ſind in vielen Fällen von Schlechtigkeit ſichtbar, z. B. in dem Fall eines reichen Fabrikanten, der einen jungen Mann auf Freiersfüßen fälſchlich beſchuldigt, an einer anſteckenden Krankheit zu leiden, und ſeine Behauptung ‚um des Vergnügens willen' aufrecht hält, . . . oder jenes jungen Strolchs, der die Wonne des Diebſtahls ſo ſtark genießt, daß er ausruft: ‚Selbſt wenn ich reich wäre, möchte ich immer ſtehlen'. Der Anblick körperlicher Leiden iſt auch nicht immer unangenehm, viele Leute ſuchen ihn. . . Dieſe Verderbniß kommt wahrſcheinlich zu allen Zeiten und in allen Ländern vor. . . Aber im Geiſt eines Menſchen unſerer eigenen Zeit erwacht eine gewiſſe Freude daran, die Ordnung der Natur zu ſtören, die früher nicht mit ſolcher Stärke aufgetreten zu ſein ſcheint. Es iſt eine der tauſend Formen des Beſchränktſeins auf ſich ſelbſt, das unſere vorgeſchrittene Geſittung kenn-

zeichnet.“ Hier berührt Paulhan den Kernpunkt der Frage, ohne ihn zu bemerken und ohne bei ihm zu verweilen. Die Liebe zum Schlechten iſt nicht etwas allgemein Menſchliches, ſie iſt eine „Verirrung“ und „Verderbniß“, und ſie iſt „eine der tauſend Formen des Beſchränktſeins auf ſich ſelbſt“ („repliement sur soi“), anders geſagt, kürzer und deutlicher: der Ich-Sucht.

Das Schriftthum des Strafrechts und der Irrenheilkunde verzeichnet Hunderte von Fällen der Verirrung, in welchen der Kranke eine leidenſchaftliche Vorliebe für das Schlechte, das Gräßliche, für Leid und Tod empfand. Ich möchte nur einen bezeichnenden Fall dieſer Art anführen: „Im Herbſt 1884 ſtarb in einem ſchweizeriſchen Gefängniß die Maſſenmörderin Marie Jeanneret. Nach einer guten Erziehung hatte ſich dieſelbe der Krankenpflege gewidmet, nicht im Drange eines wohlthätigen Gemüthes, ſondern zur Befriedigung einer wahnſinnigen Leidenſchaft. Die Schmerzen, das Stöhnen und die Geſichtsverzerrungen der Kranken bereiteten ihr eine geheime Wolluſt. Auf den Knieen und mit Thränen bat ſie die Aerzte, gefährlichen Operationen beiwohnen zu dürfen, um ihr Gelüſt ſtillen zu können. Der Todeskampf eines Menſchen bot ihr den höchſten Genuß. Unter dem Vorwande einer Augenkrankheit hatte ſie mehrere Augenärzte konſultirt und ihnen Belladonna und andere Gifte entwandt. Ihr erſtes Opfer war ihre Freundin, andere folgten, ohne daß die Aerzte, denen ſie ſich als Pflegerin empfahl, Verdacht ſchöpften, zumal ſie die Stätte ihres Wirkens häufig wechſelte. Ein vereitelter Verſuch in Wien führte zur Entdeckung; ſie hatte nicht weniger als neun Menſchen vergiftet, fühlte aber darüber weder Reue noch Scham.

Im Gefängniß war ihr eifrigster Wunsch, schwer zu erkranken, um sich an den eigenen Gesichtsverzerrungen im Spiegel weiden zu können.“ [1])

So erkennen wir im Lichte der klinischen Beobachtung das eigentliche Wesen der Parnassier. Ihre Gefühllosigkeit, so weit sie bloße Gleichgiltigkeit gegen fremdes Leiden, gegen Tugend und Laster ist, geht aus ihrer Ichsucht hervor und ist eine Folge ihrer Stumpfheit, die es ihnen unmöglich macht, von einem Vorgange der Außenwelt, also auch von Schmerz, Laster oder Häßlichkeit, eine genug lebhafte Vorstellung zu gewinnen, um auf ihn mit den normalen Gegenwirkungen, mit Widerwillen, Entrüstung oder Mitgefühl, antworten zu können; wo sie aber ausgesprochene Vorliebe für das Böse und Abscheuliche ist, da haben wir in ihr dieselbe Verirrung zu sehen, die den Schwachsinnigen zu einem grausamen Thierquäler [2]) und

---

[1]) Oswald Zimmermann, Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntniß des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1885. S. 111. Dieses Buch ist in gedanklicher Hinsicht werthlos, denn es wiederholt in gewollt schwulstiger Sprache und sichtbarer Liebäugelei mit sogenannter „Tiefe“ die schwachsinnigsten Faseleien des Kleeblattes E. v. Hartmann, Nietzsche und Gustav Jäger. Doch hat der belesene Verfasser in einzelnen Abschnitten, so besonders in dem, welcher „Die Association von Wollust und Grausamkeit“ betitelt ist (S. 107 ff.), brauchbaren Stoff fleißig zusammengetragen. (Der Fall Jeanneret, zuerst von Chatelain in den Annales médico-psychologiques veröffentlicht, wird übrigens auch von Krafft-Ebing, Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie, 3. Aufl., Stuttgart, 1892, S. 248, angeführt.)

[2]) Sollier, a. a. O. S. 123: „Der Schwachsinnige ist raffinirt in seinen Verfolgungen, und zwar bewußt. Er liebt es, leiden zu sehen. Er schindet einen lebenden Vogel, lacht, wenn er ihn schreien hört und zappeln sieht. Er reißt einem Frosche die Beine aus, sieht einen Augenblick zu, wie er sich quält, dann zermalmt er ihn plötzlich oder tödtet ihn auf andere Weise, wie einer der Schwachsinnigen

die oben angeführte Jeanneret zur Maſſenmörderin macht. Der ganze Unterſchied beſteht in der Stärke des Zwangsantriebes. Iſt er mächtig genug, ſo hat er Handlungen der Herzloſigkeit und Verbrechen zur Folge. Wird er von den erkrankten Zentren nicht mit hinreichender Kraft ausgearbeitet, ſo kann er durch bloße Einbildungsthätigkeit, dichteriſch oder künſtleriſch, befriedigt werden.

Natürlich hat man verſucht, die Verirrung als etwas Berechtigtes und Gewolltes zu vertheidigen und ſogar als eine geiſtige Vornehmheit hinzuſtellen. So legt Paul Bourget[1]) mit kleinen ſtiliſtiſchen Kniffen, die keinen Zweifel darüber beſtehen laſſen, daß er ſeine eigene Meinung ausdrückt, den Decadenten dieſe Beweisführung in den Mund: „Wir ergötzen uns an dem, was ihr unſere Stilverderbniß nennt, und wir ergötzen mit uns die Verfeinertſten unſerer Gattung und unſerer Zeit. Bleibt zu wiſſen, ob unſere Ausnahme nicht eine Ariſtokratie iſt und ob auf äſthetiſchem Gebiete die Mehrheit der Zuſtimmungen etwas Anderes darſtellt als die Mehrheit der Unwiſſenheiten. . . Es iſt ein Selbſtbetrug, nicht den Muth ſeines geiſtigen Vergnügens zu haben. Gefallen wir uns alſo in unſeren Wunderlichkeiten des Ideals und der Form, auch wenn wir uns in eine Einſamkeit ohne Beſucher ſollen einſchließen müſſen.“

Es iſt wohl nicht erſt nöthig, darauf hinzuweiſen, daß ſich mit dieſer Begründung, in welcher Bourget die ganze wahn-

---

von Bicêtre zu thun pflegt. . . Der Schwachſinnige iſt gegen Menſchen ebenſo grauſam wie gegen Thiere, ſelbſt in ſeinen Scherzen. Er lacht boshaft und ſpottet über einen Kameraden, der zum Krüppel wird.“

[1]) Paul Bourget, Essais de psychologie contemporaine. Paris, 1883. S. 28.

sinnige „Philosophie“ Nietzsches vorausnimmt, jedes Verbrechen als eine „aristokratische“ That verherrlichen läßt. Der Mörder hat „den Muth seines geistigen Vergnügens“, die Mehrheit, die ihm nicht zustimmt, ist eine solche von „Unwissenden“, er gefällt sich in seiner „Wunderlichkeit des Ideals“ und muß sich dafür allenfalls „in eine Einsamkeit ohne Besucher“, einfacher gesagt, in ein Zuchthaus, einschließen lassen, wenn ihn nämlich die „Mehrheit der Unwissenheiten“ nicht hängen oder köpfen läßt. Der Decadent Maurice Barrès hat denn auch Chambige, eine Art Lustmörder, mit der Bourgetschen Theorie vertheidigt und gerechtfertigt!

Derselbe widerliche Theoretiker der ruchlosesten gesellschaftfeindlichen Ichsucht leugnet auch, daß man von einem kranken oder gesunden Geiste sprechen dürfe. „Es gibt“, sagt er,[1]) „weder Krankheit noch Gesundheit der Seele, vom Gesichtspunkte des nicht metaphysischen Beobachters gibt es nur Seelenzustände, denn er erkennt in unseren Schmerzen und Fähigkeiten, in unseren Tugenden und Lastern, in unserm Wollen und Verzichten, blos wechselnde, aber nothwendige, folglich normale, den bekannten Gesetzen der Ideen-Association unterworfene Verbindungen. Blos ein Vorurtheil, in welchem die veraltete Lehre der Endursachen und der Glaube an einen bestimmten Zweck der Welt wieder zum Vorschein kommen, kann bewirken, daß wir die Liebe von Daphnis und Chloe im Thal als natürlich und gesund, die eines Baudelaire als künstlich und ungesund betrachten.“

Um diese alberne Sophistik auf ihren wirklichen Werth zurückzuführen, braucht der gesunde Menschenverstand blos auf

[1]) Bourget, a. a. O. S. 12.

den Beſtand von Irrenanſtalten hinzuweiſen. Der geſunde Menſchenverſtand hat aber bei den Schönrednern vom Schlage Bourgets kein Stimmrecht. So ſei ihm denn mit unverdientem Ernſte geantwortet, daß zwar in der That jede Lebensäußerung, des Gehirns wie irgend eines andern Organs, die nothwendige und einzig mögliche Wirkung der ſie veranlaſſenden Urſachen iſt, daß aber je nach dem Zuſtande des Organs und ſeiner einfachſten Beſtandtheile ſeine an ſich nothwendige und natürliche Thätigkeit dem Geſammtorganismus nützlich oder ſchädlich ſein kann. Ob die Welt einen Zweck hat, mag durchaus dahingeſtellt bleiben; die Thätigkeit aller einzelnen Beſtandtheile des Organismus indeß hat, wenn auch vielleicht nicht den Zweck, ſo doch unverkennbar die Wirkung, den Geſammtorganismus zu erhalten; wenn ſie dieſe Wirkung nicht erzielt, ja ihr entgegenarbeitet, dann iſt ſie dem Geſammtorganismus ſchädlich und für eine ſolche ſchädliche Thätigkeit einzelner Organe hat die Sprache das Wort Krankheit gebildet. Der Sophiſt, der leugnet, daß es Krankheit und Geſundheit gibt, muß folgerichtig auch leugnen, daß es Leben und Tod gibt, oder doch, daß der Tod irgend eine Bedeutung hat. Denn thatſächlich geht bei gewiſſer Thätigkeit ſeiner Theile, die wir eben krankhaft nennen, der Geſammtorganismus zu Grunde, während er bei einer anders gearteten Thätigkeit, der als geſund bezeichneten, lebt und gedeiht. So lange alſo Bourget nicht die Lehre aufſtellt, daß Schmerz ebenſo angenehm ſei wie Vergnügen, Hinfälligkeit eben ſo erfreulich wie Kraft und der Tod ebenſo wünſchenswerth wie das Leben, beweiſt er, daß er es nicht verſteht oder wagt, aus ſeinem Vorderſatze die richtige Folgerung zu ziehen, die ſofort deſſen Unſinnigkeit erkennen laſſen würde.

Die ganze Theorie, welche die Vorliebe für das Böse erklären und rechtfertigen soll, ist ja übrigens blos nachträglich erfunden worden. Die Neigung zum Schlechten und Abscheulichen bestand zuerst und war nicht eine Folge der philosophischen Erwägung und Selbstüberredung, daß sie vollkommen berechtigt sei. Wir haben hier einfach wieder einen Fall jener im Laufe dieser Untersuchungen so oft festgestellten Methode unseres Bewußtseins, den Antrieben und Handlungen des Unbewußten vernünftige Ursachen anzudichten.

Es handelt sich bei der Vorliebe der Parnassier für das Unsittliche, Verbrecherische und Häßliche blos um organische Verirrung und um nichts Anderes. Die Behauptung, daß derartige Neigungen in jedem Menschen, selbst dem besten und gesundesten, bestehen und von ihm nur unterdrückt werden, während die Parnassier ihnen die Zügel schießen lassen, ist eine willkürliche und unerwiesene. Die Beobachtung und der ganze Gang der sittengeschichtlichen Entwickelung der Menschheit widersprechen ihr.

Daß es in der Natur Abstoßung und Anziehung gibt, wird Niemand leugnen wollen. Ein Blick auf magnetische Pole, auf positive und negative Elektroden genügt, um diese Thatsache sicherzustellen. Wir finden dieselbe Erscheinung bei den untersten Lebewesen wieder. Gewisse Stoffe ziehen sie an, von anderen werden sie abgestoßen. Es kann sich dabei unmöglich um eine Neigung oder eine Willensäußerung handeln. Der Vorgang muß vielmehr als ein rein mechanischer angesehen werden, der seinen Grund wahrscheinlich in Molekularverhältnissen hat, welche uns vorerst noch unbekannt sind. Die Wissenschaft, die sich mit den Kleinlebewesen beschäftigt, nennt

deren Verhalten gegenüber anziehenden und abſtoßenden Stoffen mit dem von Pfeffer gebildeten Worte Chemotaxis.[1]) Bei den höheren Organismen liegen natürlich die Verhältniſſe nicht ſo einfach. Auch bei ihnen iſt zwar der letzte Grund der Neigungen und Abneigungen ſicherlich ein chemotaktiſcher, die Wirkung der Chemotaxis muß ſich aber bei ihnen nothwendig in anderer Form geltend machen. Eine einfache Zelle, wie es etwa ein Bazillus iſt, entfernt ſich ſofort, wenn ſie in den Bereich eines ſie abſtoßenden chemiſchen Körpers gelangt. Die Zelle aber, die ein Beſtandtheil eines höhern Organismus iſt, hat nicht dieſe Freiheit der Bewegung. Sie kann ſich ſelbſtſtändig nicht vom Platze rühren. Wird ſie nun chemotaktiſch abgeſtoßen, ſo kann ſie der Schädlichkeit nicht entrinnen und muß ihr ausgeſetzt bleiben, erleidet aber in ihrer Lebensthätigkeit Störungen. Sind dieſe ſo erheblich, daß die Verrichtungen des Geſammtorganismus durch ſie beeinträchtigt werden, ſo erlangt dieſer Kenntniß von ihnen, beſtrebt ſich, ihre Urſache wahrzunehmen, macht dieſe auch in der Regel ausfindig und thut für die leidende Einzelzelle das, was ſie allein nicht thun kann: er entzieht ſie der abſtoßenden Einwirkung. Der Organismus erlangt nothwendig Erfahrung in ſeiner Abwehr der Schädlichkeiten. Er lernt die Verhältniſſe kennen, unter welchen dieſe auftreten, und läßt es nicht mehr auf wirkliche chemotaktiſche Einwirkung ankommen, ſondern weicht meiſtens den ſtörenden Stoffen aus, noch ehe ſie eine thatſächliche, unmittelbare Abſtoßung haben üben können. Die vom Einzelweſen erworbene Erkenntniß wird vererbt und ein organiſirter Beſitz der Gattung, die Mahnung, daß eine Schädlichkeit auf ihn

[1]) Verworn gebraucht das Wort Chemotropismus.

ein Unſinn. Ich ſage, daß der Dichter, wenn er einen ſittlichen Zweck verfolgte, ſeine dichteriſche Kraft vermindert hat, und es iſt nicht unvorſichtig, zu wetten, daß ſein Werk ſchlecht ſein wird. Die Dichtkunſt kann ſich nicht der Wiſſenſchaft oder der Sittlichkeit gleichſtellen, wenn ſie nicht ſterben oder ſich entwürdigen ſoll. Sie hat nicht die Wahrheit zum Gegenſtande, ſondern nur ſich ſelbſt.“ Und Gautier, der dieſe Bemerkung anführt, billigt ſie vollkommen. „Auf den hohen Gipfeln iſt er“ (der Dichter) „ruhig; pacem summa tenent“, ſagt er mit einem Bilde, das ſich bei Nietzſche dutzendfach vorfindet.

Nageln wir hier vor Allem einen geläufigen Sophiſtenkniff feſt, den Baudelaire anwendet. Die Frage, die er beantworten will, iſt die: hat die Dichtkunſt ſittlich zu ſein oder nicht? Er ſchmuggelt nun in ſeine Beweisführung unverſehens die Wiſſenſchaft ein, von der gar nicht die Rede iſt, nennt ſie mit der Sittlichkeit in einem Athem, zeigt triumphirend, daß die Dichtkunſt mit Wiſſenſchaft nichts gemein habe, und thut dann, als hätte er dasſelbe von der Sittlichkeit dargethan. Nun fällt es aber heute keinem Vernünftigen ein, von der Dichtkunſt zu fordern, daß ſie wiſſenſchaftliche Wahrheiten lehre, und ſeit Menſchenaltern iſt kein ernſt zu nehmender Dichter auf den Gedanken gekommen, Sternkunde oder Phyſik in einem Lehrgedichte vorzutragen. Die einzige Frage, die Manche als offene behandeln möchten, iſt die, ob man von der Dichtkunſt Sittlichkeit verlangen darf oder nicht, und auf dieſe Frage antwortet Baudelaire mit einer unerwieſenen Behauptung und einer liſtigen Ablenkung.

Ich will bei der Frage hier nicht verweilen. Nicht, weil

ſie mich etwa in Verlegenheit ſetzt und ich ihr ausweichen möchte, ſondern weil mir ihre Erörterung bei der Betrachtung der Jünger des Parnaſſes, der Decadenten und Aeſtheten, die ſeine Lehre auf die Spitze getrieben haben, beſſer am Platze zu ſein ſcheint. Ich will vorläufig die Behauptung der Parnaſſier, daß die Dichtkunſt ſich um Sittlichkeit nicht zu kümmern habe, ohne Widerſpruch laſſen. Der Dichter ſoll „jenſeits von Gut und Böſe“ ſtehen. Das kann doch aber vernünftigerweiſe nur vollkommene Unparteilichkeit bedeuten, das kann doch nur heißen, daß der Dichter bei der Betrachtung irgend einer That, irgend eines Anblicks blos ein Schauſpiel vor ſich ſehen will, das er lediglich auf ſeine Schönheit oder Häßlichkeit beurtheilt, ohne auch nur zu fragen, ob es ſittlich ſei oder nicht. Ein Dichter dieſer Art wird nun nothwendig ebenſo viel Schönes wie Häßliches, ebenſo viel Sittliches wie Unſittliches ſehen müſſen. Denn Alles in Allem iſt das Sittliche und Schöne in der Menſchheit und in der Natur mindeſtens ebenſo häufig wie ſein Gegentheil, ja es muß ſogar überwiegen. Uns erſcheint nämlich als häßlich, was entweder eine Abweichung von den uns vertrauten Geſetzen, denen wir uns angepaßt haben, darſtellt oder was wir als die Erſcheinungsform irgend einer Schädlichkeit für uns erkennen, und als unſittlich betrachten wir, was dem Gedeihen oder gar dem Beſtande der Geſellſchaft abträglich iſt. Die bloße Thatſache nun, daß wir Geſetze zu finden geglaubt haben, iſt ein Beweis, daß die den erkannten Geſetzen entſprechenden, alſo gefälligen, Erſcheinungen weit zahlreicher ſein müſſen als die ihnen zuwiderlaufenden, das heißt häßlichen, und ebenſo iſt der Beſtand der Geſellſchaft ein Beweis, daß die erhaltenden und begün-

ſtigenden, alſo die ſittlichen, Kräfte ſtärker ſein müſſen als die zerſtörenden, das heißt unſittlichen. Deshalb müßte in einer Dichtung, die ſich zwar um Sittlichkeit nicht kümmert, aber wirklich, wie ſie vorgibt, unparteiiſch wäre, das Sittliche mindeſtens in dem gleichen, ja in etwas größerm Umfange vertreten ſein wie das Unſittliche. In der Dichtung der Parnaſſier iſt dies aber nicht der Fall. Sie gefällt ſich faſt ausſchließlich im Verworfenen und Häßlichen. Gautier preiſt in „Mademoiſelle de Maupin“ die niedrigſte Sinnlichkeit, die, wenn ſie das gemeingeltende Geſetz werden ſollte, die Menſchheit auf den Stand der ohne individuelle Liebe und ohne irgend eine Form der Familie in Geſchlechtsgemeinſchaft lebenden Wilden zurückbringen müßte; Sainte Beuve, allerdings mehr Romantiker als Parnaſſier, erbaut der „Wolluſt“ in ſeinem gleichnamigen Werke einen Altar, an dem die alten aſiatiſchen Aſtaroth-Anbeter ihren Tempeldienſt ohne Weiteres verrichten könnten; Catulle Mendès, der ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Verurtheilung wegen Sittlichkeitsvergehens begann, die er ſich durch ſein Schauſpiel „Le roman d'une nuit“ zuzog, feiert in ſeinen ſpäteren Werken, deren Titel ich nicht einmal anführen will, eine der ekelhafteſten Formen der Unzucht wider die Natur; Baudelaire beſingt Aeſer, Krankheiten, Verbrecher und Freudendirnen; kurz, wenn man das Weltbild im Spiegel der parnaſſiſchen Dichtung betrachtet, ſo muß man den Eindruck bekommen, daß es ſich ausſchließlich aus Laſter, Verbrechen und Verweſung zuſammenſetzt, ohne auch nur eine Beimiſchung von geſunden Regungen, erfreulichen Anblicken in der Natur und rechtſchaffen fühlenden und handelnden Menſchen. Als richtiger Entarteter fortwährend ſich ſelbſt

widerſprechend, ſagt derſelbe Baudelaire, der an einer Stelle dafür eintritt, daß die Dichtkunſt nicht mit der Sittlichkeit zuſammengeworfen werde, an einer andern Stelle[1]): „Die zeitgenöſſiſche Kunſt hat eine weſentlich teufliſche (démoniaque) Richtung. Und es ſcheint, daß dieſer hölliſche Theil des Menſchen, den der Menſch mit ſolchem Vergnügen ſich ſelbſt erklärt, von Tag zu Tag zunimmt, wie wenn es dem Teufel Spaß machen würde, ihn mit künſtlichen Mitteln zu vergrößern, als wäre er ein Mäſter, der die Menſchheit geduldig in ſeinem Hühnerhofe ſtopft, um ſich eine ſaftigere Speiſe zu bereiten.“

Das iſt doch nicht mehr Gleichgiltigkeit gegen Tugend oder Laſter, es iſt entſchiedene Vorliebe für dieſes und Abneigung gegen jene. Die Parnaſſier ſtehen durchaus nicht „jenſeits von Gut und Böſe“, ſondern bis an die Naſe im Böſen und möglichſt weit vom Guten. Ihre geheuchelte „Unparteilichkeit“ gegenüber dem Schauſpiele der Sittlichkeit und Unſittlichkeit iſt in Wahrheit eine leidenſchaftliche Parteinahme für das Unſittliche und Abſcheuliche. Man hatte alſo in der That Unrecht, ſie mit „impassibilité“ kennzeichnen zu wollen. Wie ſie nur gegen die Mitmenſchen, nicht aber gegen ſich ſelbſt gefühllos ſind, ſo ſind ſie auch nur gegen das Gute kalt und gleichgiltig, nicht aber gegen das Schlechte, dieſes zieht ſie vielmehr ebenſo an und erfüllt ſie mit ebenſolchen Luſtgefühlen wie die geſunde Mehrheit der Menſchen das Gute.

Die Thatſache dieſer Vorliebe für das Böſe iſt von vielen Beobachtern geſehen worden und manche haben verſucht, ihr philoſophiſch beizukommen. In einem Vortrag über „das

---

[1]) Baudelaire, in dem angeführten Aufſatz in „Les poëtes français.“

Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung" sagt Franz Brentano[1]): „Da das, was in der Tragödie vorgestellt wird, so wenig wünschenswerth und erfreulich scheint, so legt dies den Gedanken nahe, daß jene Erklärungsgründe" (für das Wohlgefallen, das man daran findet) „nicht sowohl in der Vorzüglichkeit des Gegenstandes, als in der Rücksicht auf ein besonderes Bedürfniß des Publikums zu suchen seien, dem nur durch solcherlei Vorstellungen entsprochen werde. . . Sollte etwa der Mensch . . . zeitweise ein Bedürfniß fühlen nach etwas, was ihn schmerzlich aufregt, und sich nach der Tragödie sehnen wie nach etwas, was dies in wirksamster Weise vollbringt, und sozusagen ihm dazu verhilft, einmal recht von Herzen zu weinen? . . . Wenn lange kein Affekt, wie die, welche die Trauerspiele erregen, in uns gewaltet hat, (so verlangt das Vermögen dazu) so zu sagen wieder nach einer Bethätigung, und nun bringt sie das Trauerspiel, und wir fühlen die Aufregungen zwar schmerzlich, aber doch zugleich wie eine wohlthuende Stillung des Bedürfnisses. Weniger an mir selbst als an anderen, die z. B. den Zeitungsbericht über eine neue Mordthat mit Begier verschlangen, glaube ich hundertfach solche Beobachtungen gemacht zu haben." Professor Brentano verwechselt hier zunächst mit bedauerlicher Flüchtigkeit das Schlechte und das Traurige, zwei gänzlich verschiedene Begriffe. Der Tod eines geliebten Menschen z. B. ist traurig, man kann aber nichts Schlechtes, nämlich Unsittliches, darin sehen, wenn man nicht mit künstelnder Rabulistik in die das Einzelwesen

---

[1]) Franz Brentano, Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft der Litteraturfreunde zu Wien. Leipzig, 1892. S. 17.

auflöſende Thätigkeit der Naturkräfte Unſittlichkeit hineindeuten will. Er gibt ferner für eine Erklärung aus, was nur eine ganz flache Umſchreibung iſt. Warum erfreut man ſich am Schlechten? Weil — offenbar eine gewiſſe Neigung in uns beſteht, uns am Schlechten zu erfreuen! F. Paulhan hat die Frage ernſter behandelt, aber auch mit ihm kommen wir nicht viel weiter. „Ein beſchaulicher, weiter, wißbegieriger, durchdringender Geiſt", ſagt er,[1]) „von tief ſittlicher Richtung, die aber während einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung oder äſthetiſchen Betrachtung großentheils vergeſſen werden kann, dazu manchmal eine leichte natürliche Verderbtheit oder auch blos eine deutliche Hinneigung zu gewiſſen Vergnügen, ſie ſeien welche ſie wollen, die an ſich kein Uebel ſind, ja ſogar etwas Gutes ſein mögen, deren Mißbrauch aber ein Uebel iſt, das ſind die Daſeinsgründe des Gefühls" (der Liebe zum Böſen), „das uns beſchäftigt. Der Gedanke des Böſen findet einen feſten Stützpunkt, indem er einem Geſchmack ſchmeichelt, und er wird uns auch darum angenehm ſein, weil er einen Hang geiſtig (idéalement) befriedigt, den thatſächlich bis zur Sättigung zu befriedigen uns die Vernunft verhindert." Wieder dieſelbe Gedankenfolge, die ſich wie eine ſpielende Katze im Kreiſe dreht und ſich in den eigenen Schwanz beißt: wir haben Geſchmack am Böſen, weil wir am Böſen Geſchmack finden. Die geiſtige Untüchtigkeit, die Paulhan hier verräth, iſt umſo befremdlicher, als er wenige Seiten vor dieſer Stelle der richtigen Löſung des Räthſels ganz nahe gekommen iſt. „Es gibt

---

[1]) F. Paulhan, Les nouveau mysticisme. Paris, 1891. S. 94. (Siehe übrigens den ganzen Abſchnitt „L'amour du mal", „Die Neigung zum Böſen", S. 57—99.)

krankhafte Zuſtände," heißt es dort, „in welchen die Begierden ſich verirren; der Kranke verſchlingt mit Heißhunger Kohle, Erde, noch Schlimmeres. Es gibt andere, in welchen an irgend einer Stelle der Wille verdorben und der Charakter zerrüttet iſt. Die Heilkunde liefert überraſchende Beiſpiele dieſer Art. Der Fall des Marquis de Sade iſt einer der bezeichnendſten. . . Man empfindet manchmal einen Genuß bei dem Uebel, das man ſelbſt erleidet, ebenſo wie bei dem der Anderen. Die Gefühle der Wolluſt des Schmerzes und der Wolluſt des Mitleids, mit denen die Pſychologie ſich beſchäftigt hat, ſcheinen manchmal eine wahre Verirrung in ſich zu ſchließen und als Beſtandtheil die Liebe zum Schmerz um des Schmerzes ſelbſt willen zu enthalten. . . Oft hat man es mit Leuten zu thun, die zunächſt ihr eigenes Wohl, dann aber das Wehe der Anderen wollen. Beide Seelenzuſtände ſind in vielen Fällen von Schlechtigkeit ſichtbar, z. B. in dem Fall eines reichen Fabrikanten, der einen jungen Mann auf Freiersfüßen fälſchlich beſchuldigt, an einer anſteckenden Krankheit zu leiden, und ſeine Behauptung ‚um des Vergnügens willen' aufrecht hält, . . . oder jenes jungen Strolchs, der die Wonne des Diebſtahls ſo ſtark genießt, daß er ausruft: ‚Selbſt wenn ich reich wäre, möchte ich immer ſtehlen'. Der Anblick körperlicher Leiden iſt auch nicht immer unangenehm, viele Leute ſuchen ihn. . . Dieſe Verderbniß kommt wahrſcheinlich zu allen Zeiten und in allen Ländern vor. . . Aber im Geiſt eines Menſchen unſerer eigenen Zeit erwacht eine gewiſſe Freude daran, die Ordnung der Natur zu ſtören, die früher nicht mit ſolcher Stärke aufgetreten zu ſein ſcheint. Es iſt eine der tauſend Formen des Beſchränktſeins auf ſich ſelbſt, das unſere vorgeſchrittene Geſittung kenn-

zeichnet.“ Hier berührt Paulhan den Kernpunkt der Frage, ohne ihn zu bemerken und ohne bei ihm zu verweilen. Die Liebe zum Schlechten iſt nicht etwas allgemein Menſchliches, ſie iſt eine „Verirrung“ und „Verderbniß“, und ſie iſt „eine der tauſend Formen des Beſchränktſeins auf ſich ſelbſt“ („repliement sur soi“), anders geſagt, kürzer und deutlicher: der Ich-Sucht.

Das Schriftthum des Strafrechts und der Irrenheilkunde verzeichnet Hunderte von Fällen der Verirrung, in welchen der Kranke eine leidenſchaftliche Vorliebe für das Schlechte, das Gräßliche, für Leid und Tod empfand. Ich möchte nur einen bezeichnenden Fall dieſer Art anführen: „Im Herbſt 1884 ſtarb in einem ſchweizeriſchen Gefängniß die Maſſenmörderin Marie Jeanneret. Nach einer guten Erziehung hatte ſich dieſelbe der Krankenpflege gewidmet, nicht im Drange eines wohlthätigen Gemüthes, ſondern zur Befriedigung einer wahnſinnigen Leidenſchaft. Die Schmerzen, das Stöhnen und die Geſichtsverzerrungen der Kranken bereiteten ihr eine geheime Wolluſt. Auf den Knieen und mit Thränen bat ſie die Aerzte, gefährlichen Operationen beiwohnen zu dürfen, um ihr Gelüſt ſtillen zu können. Der Todeskampf eines Menſchen bot ihr den höchſten Genuß. Unter dem Vorwande einer Augenkrankheit hatte ſie mehrere Augenärzte konſultirt und ihnen Belladonna und andere Gifte entwandt. Ihr erſtes Opfer war ihre Freundin, andere folgten, ohne daß die Aerzte, denen ſie ſich als Pflegerin empfahl, Verdacht ſchöpften, zumal ſie die Stätte ihres Wirkens häufig wechſelte. Ein vereitelter Verſuch in Wien führte zur Entdeckung; ſie hatte nicht weniger als neun Menſchen vergiftet, fühlte aber darüber weder Reue noch Scham.

Im Gefängniß war ihr eifrigster Wunsch, schwer zu erkranken, um sich an den eigenen Gesichtsverzerrungen im Spiegel weiden zu können.“ [1])

So erkennen wir im Lichte der klinischen Beobachtung das eigentliche Wesen der Parnassier. Ihre Gefühllosigkeit, so weit sie bloße Gleichgiltigkeit gegen fremdes Leiden, gegen Tugend und Laster ist, geht aus ihrer Ichsucht hervor und ist eine Folge ihrer Stumpfheit, die es ihnen unmöglich macht, von einem Vorgange der Außenwelt, also auch von Schmerz, Laster oder Häßlichkeit, eine genug lebhafte Vorstellung zu gewinnen, um auf ihn mit den normalen Gegenwirkungen, mit Widerwillen, Entrüstung oder Mitgefühl, antworten zu können; wo sie aber ausgesprochene Vorliebe für das Böse und Abscheuliche ist, da haben wir in ihr dieselbe Verirrung zu sehen, die den Schwachsinnigen zu einem grausamen Thierquäler [2]) und

---

[1]) Oswald Zimmermann, Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntniß des menschlichen Empfindens in Kunst und Leben. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1885. S. 111. Dieses Buch ist in gedanklicher Hinsicht werthlos, denn es wiederholt in gewollt schwulstiger Sprache und sichtbarer Liebäugelei mit sogenannter „Tiefe“ die schwachsinnigsten Faseleien des Kleeblattes E. v. Hartmann, Nietzsche und Gustav Jäger. Doch hat der belesene Verfasser in einzelnen Abschnitten, so besonders in dem, welcher „Die Association von Wollust und Grausamkeit“ betitelt ist (S. 107 ff.), brauchbaren Stoff fleißig zusammengetragen. (Der Fall Jeanneret, zuerst von Chatelain in den Annales médico-psychologiques veröffentlicht, wird übrigens auch von Krafft-Ebing, Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie, 3. Aufl., Stuttgart, 1892, S. 248, angeführt.)

[2]) Sollier, a. a. O. S. 123: „Der Schwachsinnige ist raffinirt in seinen Verfolgungen, und zwar bewußt. Er liebt es, leiden zu sehen. Er schindet einen lebenden Vogel, lacht, wenn er ihn schreien hört und zappeln sieht. Er reißt einem Frosche die Beine aus, sieht einen Augenblick zu, wie er sich quält, dann zermalmt er ihn plötzlich oder tödtet ihn auf andere Weise, wie einer der Schwachsinnigen

die oben angeführte Jeanneret zur Maſſenmörderin macht. Der ganze Unterſchied beſteht in der Stärke des Zwangsantriebes. Iſt er mächtig genug, ſo hat er Handlungen der Herzloſigkeit und Verbrechen zur Folge. Wird er von den erkrankten Zentren nicht mit hinreichender Kraft ausgearbeitet, ſo kann er durch bloße Einbildungsthätigkeit, dichteriſch oder künſtleriſch, befriedigt werden.

Natürlich hat man verſucht, die Verirrung als etwas Berechtigtes und Gewolltes zu vertheidigen und ſogar als eine geiſtige Vornehmheit hinzuſtellen. So legt Paul Bourget[1]) mit kleinen ſtiliſtiſchen Kniffen, die keinen Zweifel darüber beſtehen laſſen, daß er ſeine eigene Meinung ausdrückt, den Decadenten dieſe Beweisführung in den Mund: „Wir ergötzen uns an dem, was ihr unſere Stilverderbniß nennt, und wir ergötzen mit uns die Verfeinertſten unſerer Gattung und unſerer Zeit. Bleibt zu wiſſen, ob unſere Ausnahme nicht eine Ariſtokratie iſt und ob auf äſthetiſchem Gebiete die Mehrheit der Zuſtimmungen etwas Anderes darſtellt als die Mehrheit der Unwiſſenheiten. . . Es iſt ein Selbſtbetrug, nicht den Muth ſeines geiſtigen Vergnügens zu haben. Gefallen wir uns alſo in unſeren Wunderlichkeiten des Ideals und der Form, auch wenn wir uns in eine Einſamkeit ohne Beſucher ſollen einſchließen müſſen.“

Es iſt wohl nicht erſt nöthig, darauf hinzuweiſen, daß ſich mit dieſer Begründung, in welcher Bourget die ganze wahn-

---

von Bicêtre zu thun pflegt. . . Der Schwachſinnige iſt gegen Menſchen ebenſo grauſam wie gegen Thiere, ſelbſt in ſeinen Scherzen. Er lacht boshaft und ſpottet über einen Kameraden, der zum Krüppel wird.“

[1]) Paul Bourget, Essais de psychologie contemporaine. Paris, 1883. S. 28.

ſinnige „Philoſophie“ Nietzſches vorausnimmt, jedes Verbrechen als eine „ariſtokratiſche“ That verherrlichen läßt. Der Mörder hat „den Muth ſeines geiſtigen Vergnügens“, die Mehrheit, die ihm nicht zuſtimmt, iſt eine ſolche von „Unwiſſenden“, er gefällt ſich in ſeiner „Wunderlichkeit des Ideals“ und muß ſich dafür allenfalls „in eine Einſamkeit ohne Beſucher“, einfacher geſagt, in ein Zuchthaus, einſchließen laſſen, wenn ihn nämlich die „Mehrheit der Unwiſſenheiten“ nicht hängen oder köpfen läßt. Der Decadent Maurice Barrès hat denn auch Chambige, eine Art Luſtmörder, mit der Bourgetſchen Theorie vertheidigt und gerechtfertigt!

Derſelbe widerliche Theoretiker der ruchloſeſten geſellſchaftfeindlichen Ichſucht leugnet auch, daß man von einem kranken oder geſunden Geiſte ſprechen dürfe. „Es gibt“, ſagt er,[1]) „weder Krankheit noch Geſundheit der Seele, vom Geſichtspunkte des nicht metaphyſiſchen Beobachters gibt es nur Seelenzuſtände, denn er erkennt in unſeren Schmerzen und Fähigkeiten, in unſeren Tugenden und Laſtern, in unſerm Wollen und Verzichten, blos wechſelnde, aber nothwendige, folglich normale, den bekannten Geſetzen der Ideen-Aſſoziation unterworfene Verbindungen. Blos ein Vorurtheil, in welchem die veraltete Lehre der Endurſachen und der Glaube an einen beſtimmten Zweck der Welt wieder zum Vorſchein kommen, kann bewirken, daß wir die Liebe von Daphnis und Chloe im Thal als natürlich und geſund, die eines Baudelaire als künſtlich und ungeſund betrachten.“

Um dieſe alberne Sophiſtik auf ihren wirklichen Werth zurückzuführen, braucht der geſunde Menſchenverſtand blos auf

---

[1]) Bourget, a. a. O. S. 12.

den Beſtand von Irrenanſtalten hinzuweiſen. Der geſunde Menſchenverſtand hat aber bei den Schönrednern vom Schlage Bourgets kein Stimmrecht. So ſei ihm denn mit unverdientem Ernſte geantwortet, daß zwar in der That jede Lebensäußerung, des Gehirns wie irgend eines andern Organs, die nothwendige und einzig mögliche Wirkung der ſie veranlaſſenden Urſachen iſt, daß aber je nach dem Zuſtande des Organs und ſeiner einfachſten Beſtandtheile ſeine an ſich nothwendige und natürliche Thätigkeit dem Geſammtorganismus nützlich oder ſchädlich ſein kann. Ob die Welt einen Zweck hat, mag durchaus dahingeſtellt bleiben; die Thätigkeit aller einzelnen Beſtandtheile des Organismus indeß hat, wenn auch vielleicht nicht den Zweck, ſo doch unverkennbar die Wirkung, den Geſammtorganismus zu erhalten; wenn ſie dieſe Wirkung nicht erzielt, ja ihr entgegenarbeitet, dann iſt ſie dem Geſammtorganismus ſchädlich und für eine ſolche ſchädliche Thätigkeit einzelner Organe hat die Sprache das Wort Krankheit gebildet. Der Sophiſt, der leugnet, daß es Krankheit und Geſundheit gibt, muß folgerichtig auch leugnen, daß es Leben und Tod gibt, oder doch, daß der Tod irgend eine Bedeutung hat. Denn thatſächlich geht bei gewiſſer Thätigkeit ſeiner Theile, die wir eben krankhaft nennen, der Geſammtorganismus zu Grunde, während er bei einer anders gearteten Thätigkeit, der als geſund bezeichneten, lebt und gedeiht. So lange alſo Bourget nicht die Lehre aufſtellt, daß Schmerz ebenſo angenehm ſei wie Vergnügen, Hinfälligkeit eben ſo erfreulich wie Kraft und der Tod ebenſo wünſchenswerth wie das Leben, beweiſt er, daß er es nicht verſteht oder wagt, aus ſeinem Vorderſatze die richtige Folgerung zu ziehen, die ſofort deſſen Unſinnigkeit erkennen laſſen würde.

Die ganze Theorie, welche die Vorliebe für das Böſe erklären und rechtfertigen ſoll, iſt ja übrigens blos nachträglich erfunden worden. Die Neigung zum Schlechten und Abſcheulichen beſtand zuerſt und war nicht eine Folge der philoſophiſchen Erwägung und Selbſtüberredung, daß ſie vollkommen berechtigt ſei. Wir haben hier einfach wieder einen Fall jener im Laufe dieſer Unterſuchungen ſo oft feſtgeſtellten Methode unſeres Bewußtſeins, den Antrieben und Handlungen des Unbewußten vernünftige Urſachen anzudichten.

Es handelt ſich bei der Vorliebe der Parnaſſier für das Unſittliche, Verbrecheriſche und Häßliche blos um organiſche Verirrung und um nichts Anderes. Die Behauptung, daß derartige Neigungen in jedem Menſchen, ſelbſt dem beſten und geſundeſten, beſtehen und von ihm nur unterdrückt werden, während die Parnaſſier ihnen die Zügel ſchießen laſſen, iſt eine willkürliche und unerwieſene. Die Beobachtung und der ganze Gang der ſittengeſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit widerſprechen ihr.

Daß es in der Natur Abſtoßung und Anziehung gibt, wird Niemand leugnen wollen. Ein Blick auf magnetiſche Pole, auf poſitive und negative Elektroden genügt, um dieſe Thatſache ſicherzuſtellen. Wir finden dieſelbe Erſcheinung bei den unterſten Lebeweſen wieder. Gewiſſe Stoffe ziehen ſie an, von anderen werden ſie abgeſtoßen. Es kann ſich dabei unmöglich um eine Neigung oder eine Willensäußerung handeln. Der Vorgang muß vielmehr als ein rein mechaniſcher angeſehen werden, der ſeinen Grund wahrſcheinlich in Molekularverhältniſſen hat, welche uns vorerſt noch unbekannt ſind. Die Wiſſenſchaft, die ſich mit den Kleinlebeweſen beſchäftigt, nennt

deren Verhalten gegenüber anziehenden und abſtoßenden Stoffen mit dem von Pfeffer gebildeten Worte Chemotaxis.[1]) Bei den höheren Organismen liegen natürlich die Verhältniſſe nicht ſo einfach. Auch bei ihnen iſt zwar der letzte Grund der Neigungen und Abneigungen ſicherlich ein chemotaktiſcher, die Wirkung der Chemotaxis muß ſich aber bei ihnen nothwendig in anderer Form geltend machen. Eine einfache Zelle, wie es etwa ein Bazillus iſt, entfernt ſich ſofort, wenn ſie in den Bereich eines ſie abſtoßenden chemiſchen Körpers gelangt. Die Zelle aber, die ein Beſtandtheil eines höhern Organismus iſt, hat nicht dieſe Freiheit der Bewegung. Sie kann ſich ſelbſtſtändig nicht vom Platze rühren. Wird ſie nun chemotaktiſch abgeſtoßen, ſo kann ſie der Schädlichkeit nicht entrinnen und muß ihr ausgeſetzt bleiben, erleidet aber in ihrer Lebensthätigkeit Störungen. Sind dieſe ſo erheblich, daß die Verrichtungen des Geſammtorganismus durch ſie beeinträchtigt werden, ſo erlangt dieſer Kenntniß von ihnen, beſtrebt ſich, ihre Urſache wahrzunehmen, macht dieſe auch in der Regel ausfindig und thut für die leidende Einzelzelle das, was ſie allein nicht thun kann: er entzieht ſie der abſtoßenden Einwirkung. Der Organismus erlangt nothwendig Erfahrung in ſeiner Abwehr der Schädlichkeiten. Er lernt die Verhältniſſe kennen, unter welchen dieſe auftreten, und läßt es nicht mehr auf wirkliche chemotaktiſche Einwirkung ankommen, ſondern weicht meiſtens den ſtörenden Stoffen aus, noch ehe ſie eine thatſächliche, unmittelbare Abſtoßung haben üben können. Die vom Einzelweſen erworbene Erkenntniß wird vererbt und ein organiſirter Beſitz der Gattung, die Mahnung, daß eine Schädlichkeit auf ihn

[1]) Verworn gebraucht das Wort Chemotropismus.

wirkt und er ſich ihr zu entziehen habe, empfindet der Organismus ſubjektiv als Unbehagen, das ſich bis zum Schmerze ſteigern kann. Dem Schmerze zu entgehen wird zu einer Hauptverrichtung des Organismus, deren unvollkommene Beſorgung oder Unterlaſſung er mit ſeinem Untergange büßt.

Beim Menſchen ſind die Vorgänge nicht anders, als ſie hier geſchildert wurden. Die organiſirte Erberfahrung der Gattung belehrt ihn über die Schädlichkeit der Einwirkungen, denen er häufig ausgeſetzt iſt. Seine Vorpoſten gegen die feindlichen Naturkräfte ſind ſeine Sinne. Geſchmack und Geruch geben ihm von chemotaktiſch abſtoßenden Stoffen den Eindruck von Ekel und Geſtank, die verſchiedenen Arten von Hautempfindung bringen ihm durch Schmerz, Hitze- oder Kältegefühl zum Bewußtſein, daß eine gegebene Berührung für ihn ſtörend iſt, Auge und Ohr warnen ihn durch die Empfindung des Grellen, des Gellenden, des Mißklanges vor den mechaniſchen Wirkungen gewiſſer phyſikaliſcher Erſcheinungen und die höheren Hirnzentren antworten auf erkannte Schädlichkeiten zuſammengeſetzter Art oder auf ihre Vorſtellung mit der ebenfalls zuſammengeſetzten Gegenwirkung der Unluſt in ihren verſchiedenen Heftigkeitsgraden vom bloßen Unbehagen bis zum Abſcheu, zur Entrüſtung, zum Entſetzen oder zur Wuth.

Der Träger der organiſirten, erblichen Gattungserfahrung iſt das Unbewußte; ihm iſt denn auch die Abwehr der einfachen, häufig vorkommenden Schädlichkeiten überlaſſen und der Ekel gegen unzuträgliche Geſchmacks-, der Widerwille gegen ſolche Geruchs-Eindrücke, das Entſetzen vor gefährlichen Thieren, Natur-Erſcheinungen u. ſ. w. iſt in ihm zum Triebe geworden, dem der Organismus ſich ohne Nachdenken, das heißt ohne Da-

zwiſchenkunft des Bewußtſeins, überläßt. Aber nicht nur was ihm ſelbſt unmittelbar ſchädlich iſt lernt der menſchliche Organismus unterſcheiden und ſcheuen, ſondern auch das, was ihn nicht als Individuum, ſondern als Gattungsweſen, als Mitglied einer gefügten Geſellſchaft bedroht; auch die Abneigung gegen Einwirkungen, die den Beſtand oder das Gedeihen der Geſellſchaft ſchädigen, wird bei ihm zum Triebe. Doch ſtellt dieſe Bereicherung der organiſirten Erkenntniß des Unbewußten einen hohen Grad von Entwickelung dar, den viele Menſchen nicht erreichen. Die geſellſchaftlichen Triebe ſind vom Menſchen am ſpäteſten erworben worden und dem bekannten Geſetze gemäß verliert er ſie zuerſt, wenn er in ſeiner organiſchen Entwickelung zurückgeht.

Das Bewußtſein hat nur dann Anlaß, die Gefährlichkeit von Erſcheinungen feſtzuſtellen und den Organismus gegen ſie zu ſchützen, wenn dieſe Erſcheinungen entweder ganz neue oder ſehr ſeltene ſind, ſo daß ſie nicht erblich bekannt und gefürchtet ſein können, oder wenn ſie ſehr viele verſchiedenartige Beſtandtheile in ſich ſchließen, auch nicht unmittelbar, ſondern erſt in näherer oder entfernterer Folge wirken, ſo daß ihre Erkenntniß eine verwickelte Vorſtellungs- und Urtheils-Thätigkeit erfordert.

Das Mißbehagen iſt alſo immer eine triebhafte oder bewußte Erkenntniß der Schädlichkeit einer Einwirkung. Sein Gegenſatz, das Wohlbehagen, iſt nicht etwa blos, wie mehrfach behauptet worden iſt, die Abweſenheit von Mißbehagen, alſo ein negativer Zuſtand, ſondern etwas poſitives. Jeder Theil des Organismus hat beſtimmte Bedürfniſſe, die ſich als bewußter oder unbewußter Drang, als Neigung oder Begierde

geltend machen; die Befriedigung dieser Bedürfnisse wird als Wohlbehagen empfunden, das sich bis zum Wonnegefühl steigern kann. Das erste aller Bedürfnisse eines jeden Organs ist, sich zu bethätigen. Schon seine bloße Thätigkeit ist, so lange sie nicht über sein Vermögen geht, für es eine Quelle der Lust. Die Thätigkeit der Hirnzentren besteht darin, Eindrücke zu empfangen und sie in Vorstellungen und Bewegungen umzusetzen. Diese Thätigkeit gibt ihnen Lustgefühle. Sie haben deshalb einen starken Drang danach, Eindrücke zu empfangen, um durch sie in Thätigkeit versetzt zu werden und Lustgefühle zu erlangen.

Dies ist in großen Zügen die Naturgeschichte der Lust- und Unlustgefühle. Mit ihr vertraut, wird der Leser keine Schwierigkeit finden, das Wesen der Verirrung zu verstehen.

Das Unbewußte untersteht ganz denselben biologischen Gesetzen wie das Bewußte. Der Träger des Unbewußten ist ja dasselbe Nervengewebe, — obschon vielleicht ein anderer Theil des Systems, — in welchem auch das Bewußtsein ausgearbeitet wird. Das Unbewußte ist ebensowenig unfehlbar wie das Bewußtsein. Es kann höher entwickelt oder in der Entwickelung zurückgeblieben, es kann dümmer oder klüger sein. Ist das Unbewußte mangelhaft entwickelt, so unterscheidet es schlecht und urtheilt falsch, es irrt in der Erkenntniß des Schädlichen und Zuträglichen, der Trieb wird unzuverlässig oder stumpf. Dann haben wir die Erscheinung der Gleichgiltigkeit gegen das Häßliche, Ekelhafte, Unsittliche.

Wir wissen, daß bei den Entarteten mannigfaltige Bildungshemmungen und Mißbildungen auftreten. Einzelne Organe oder ganze Organsysteme bleiben auf einer Stufe der Entwickelung

ſtehen, die der Kindheit, ja dem Leben im Mutterleibe entſpricht. Wenn die höchſten Hirnzentren des Entarteten in ihrer Entwickelung auf einer frühen Stufe ſtehen, ſo wird er ein Schwach- oder Blödſinniger. Trifft die Entwickelungshemmung die Nervenzentren des Unbewußten, ſo verliert der Entartete die Triebe, die ſich im Normalmenſchen als Ekel und Abſcheu gegen beſtimmte Schädlichkeiten äußern, ſein Unbewußtes, möchte ich ſagen, leidet an Imbecillität oder Idiotismus.

Wir haben ferner im vorigen Kapitel geſehen, daß die Eindrucksfähigkeit der Nerven und des Gehirns des Entarteten abgeſtumpft iſt. Er nimmt deshalb nur ſtarke Eindrücke wahr und ſeine Hirnzentren werden nur von ſolchen zu jener Denk- und Bewegungsthätigkeit angeregt, die ihnen Luſtgefühle geben. Nun ſind die unangenehmen Eindrücke naturgemäß ſtärker als die angenehmen oder gleichgiltigen, denn wenn ſie nicht ſtärker wären, ſo würden wir ſie nicht als ſchmerzlich empfinden und ſie würden den Organismus nicht zu Anſtrengungen der Abwehr veranlaſſen. Um ſich alſo die Luſtgefühle zu verſchaffen, die mit der Thätigkeit der Hirnzentren verbunden ſind, um den Drang nach Bethätigung zu befriedigen, der den Hirnzentren wie allen anderen Organen eigen iſt, ſucht der Entartete die Eindrücke, die ſtark genug ſind, um ſeine ſtumpfen und trägen Zentren zu Thätigkeit anzuregen, dieſe ſtarken Eindrücke aber ſind die, welche der geſunde Menſch als ſchmerzliche oder widerwärtige empfindet. So erklären ſich die Verirrungen oder „Perverſionen“ der Entarteten. Sie haben ein Verlangen nach ſtarken Eindrücken, weil ſolche allein ihr Gehirn in Thätigkeit verſetzen, und dieſe gewünſchte Wirkung auf ihre Zentren haben eben blos diejenigen Eindrücke, die von geſunden Menſchen

wegen ihrer Heftigkeit gescheut werden, das heißt die schmerzlichen, widerwärtigen und empörenden.

Zu sagen, daß jeder Mensch im Geheimen eine gewisse Vorliebe für das Schlechte und Abscheuliche habe, ist eine Albernheit; das einzige Fünkchen Wahrheit in dieser thörichten Behauptung ist, daß auch der normale Mensch in Ermüdung oder Erschöpfung durch Krankheit stumpf wird, also in den Zustand geräth, der beim Entarteten der dauernde ist. Dann zeigt er natürlich dieselben Erscheinungen, die wir bei diesem festgestellt haben, allerdings in viel kleinerem Maße. Er mag dann an Verbrechen und Häßlichkeit Gefallen finden, und zwar an jenem früher als an dieser; denn Verbrechen sind gesellschaftliche Schädlichkeiten, Häßlichkeiten dagegen die Erscheinungsform von Kräften, die dem Einzelwesen unzuträglich sind; die gesellschaftlichen Triebe sind aber schwächer als die der Selbsterhaltung, sie schlafen daher früher ein und darum schwindet der Widerwillen gegen das Verbrechen früher als gegen das Häßliche. Jedenfalls ist dieser Zustand auch beim normalen Menschen eine Verirrung, die auf Ermüdung zurückzuführen ist, und nicht ein solcher, der bei ihm, wie beim Entarteten, immer besteht und den verborgenen Grundzug seines Wesens ausmacht, wie seine sophistischen Verleumder behaupten.

Von den französischen Romantikern zu den Parnassiern führt eine ununterbrochene Entwickelungslinie und in jenen sind bereits alle Keime der Verirrungen zu unterscheiden, die uns bei diesen in voller Entfaltung entgegentreten. Wir haben im vorigen Buche gesehen, wie äußerlich und gedankenarm ihre Dichtung ist, wie hoch sie ihre Einbildungskraft über die Beobachtung der Wirklichkeit stellten und welche Bedeutung sie

ihrer Traumwelt beimaßen. Sainte Beuve, der urſprünglich ſelbſt zu ihnen gehörte, ſagt hierüber mit einer Selbſtgefälligkeit, welche beweiſt, daß er ſich nicht bewußt iſt, einen Tadel auszuſprechen[1]): „Sie“ (die Romantiker) „hatten einen Gedanken, einen Gottesdienſt: die Liebe zur Kunſt, die leidenſchaftliche Begierde nach einem lebhaften Ausdrucke, einer neuen Wendung, einem auserleſenen Bilde, einem prächtigen Reime; ſie wollten für jeden ihrer Rahmen einen goldenen Nagel.“ (Ein bemerkenswerth ſchlechtes Bild. Man mag für ein Gemälde einen reichen Rahmen wünſchen, aber beim Nagel, an dem der Rahmen hängt, wird man wohl nur auf Feſtigkeit, nicht auf Koſtbarkeit ſehen.) „Sie waren Kinder, wenn Sie wollen, aber Kinder der Muſen, die niemals der gewöhnlichen Anmuth opferten.“

Halten wir dieſes Geſtändniß feſt: die Romantiker waren Kinder; ſie waren es in ihrer Unfähigkeit, die Welt und die Menſchen zu begreifen, in dem Ernſt und Eifer, mit dem ſie ihrer Reimſpielerei oblagen, in der Harmloſigkeit, mit der ſie ſich über die für Erwachſene geltenden Vorſchriften der Sittlichkeit und des Verſtandes hinwegſetzten. Man übertreibe dieſe Kinderei ein wenig, ohne ihr die wilde und ungeheuerliche Einbildungskraft eines Victor Hugo und ſeine Gabe der ſtets die verblüffendſten Gegenſätze heraufbeſchwörenden blitzſchnellen Ideen-Aſſoziation beizugeſellen, und man erhält das ſchriftſtelleriſche Charakterbild von Théophile Gautier, den der ſchwachſinnige Barbey d'Aurévilly[2]) mit Goethe in einem

---

[1]) Sainte-Beuve, Causeries de Lundi. Paris, chez Garnier frères. Tome XIV. Cauſerie vom 12. Oktober 1857.

[2]) Barbey d'Aurévilly, Goethe et Diderot. Paris, 1882.

Athem nennen konnte, offenbar blos, weil der Klang des Namens unseres großen Dichters in französischer Aussprache mit dem von „Gautier“ eine gewisse Aehnlichkeit hat, von dem aber einer seiner Bewunderer, J. K. Huysmans[1]) sagt: „Er“ (der Held seines Romans) „wurde allmälig gegen Gautiers Werke gleichgiltig; seine Bewunderung für den unvergleichlichen Maler, der dieser Mann war, löste sich von Tag zu Tag mehr auf; jetzt war er von seinen so zu sagen gleichgiltigen Beschreibungen mehr erstaunt als entzückt. Der Eindruck der Dinge blieb in seinem so wahrnehmungsfähigen Auge haften, aber auch nur im Auge, und war nicht weiter in sein Gehirn und Fleisch (?) gedrungen; gleich einem wunderbaren Spiegel hatte er sich immer darauf beschränkt, mit unpersönlicher Deutlichkeit die Umgebung zurückzustrahlen.“

Wenn Huysmans Gautier für einen unpersönlichen Spiegel der Wirklichkeit hält, so überläßt er sich einer Sehtäuschung. In Vers und Prosa ist Gautier ein mechanischer Arbeiter, der glitzernde Beiwörter zeilenweise an einander fädelt, ohne sich etwas dabei zu denken. Seine Beschreibungen geben nie einen bestimmten Umriß des Gegenstandes, den er schildern will. Sie erinnern an eine grobe Mosaik der spät byzantinischen Verfallszeit, deren einzelne Steine Lapis lazuli, Malachit, Chrysopras und Jaspis sind und die deshalb den Eindruck barbarischer Pracht machen, aber kaum noch eine Zeichnung erkennen lassen. In seiner Ich-Sucht ohne jede Theilnahme für die Außenwelt, ahnt er nicht, was ihr Schauspiel an Schmerzen und Freuden in sich schließt, und so wie er bei ihrem Anblicke

[1]) J. K. Huysmans, A rebours. 4ème mille. Paris, 1892 S. 251.

nichts empfindet, ſo kann er auch mit ſeinen zerſtreuten und manierirten Verſuchen, ihre Erſcheinung wiederzugeben, beim Leſer keinerlei Emotion erwecken. Die einzigen Erregungen, deren er, von Hochmuth und Eitelkeit abgeſehen, fähig iſt, ſind geſchlechtliche, in ſeinen Werken gibt es daher blos die eine Abwechſelung zwiſchen eiſiger Kälte und Schlüpfrigkeit.

Uebertreibt man Gautiers Formdienſt und Lüſternheit und geſellt man zu ſeiner Gleichgiltigkeit gegen Welt und Menſchen die Verirrung, welche ſie zur Vorliebe für das Schlechte und Ekelhafte auswachſen läßt, ſo hat man die Erſcheinung Baudelaires vor ſich. Wir müſſen bei ihr verweilen, denn Baudelaire iſt, mehr noch als Gautier, das geiſtige Oberhaupt und Vorbild der Parnaſſier und ſein Einfluß beherrſcht allgewaltig das heutige Geſchlecht der franzöſiſchen und theilweiſe auch das der engliſchen Dichter und Schriftſteller.

Daß Baudelaire ein Entarteter war, bedarf keines umſtändlichen Beweiſes. Er ſtarb an allgemeiner Lähmung, nachdem er monatelang in den tiefſten Graden des Irrſinns geſchwelt hatte. Aber ſelbſt wenn kein ſo entſetzliches Ende die Diagnoſe gegen jede Anfechtung ſichergeſtellt hätte, ſo wäre ſie nicht zweifelhaft, da er ſein ganzes Leben lang alle geiſtigen Stigmate der Entartung aufwies. Er war zugleich Myſtiker und Erotomane,[1]) er war Haſchiſch- und Opium-

[1]) Bourget, a. a. O. S. 6: „Er iſt ein Wollüſtling (libertin) und Vorſtellungen, die bis zum Sadismus verderbt ſind, erregen denſelben Mann, der den erhobenen Finger ſeiner Madonna anbetet. Die mürriſchen Trunkenheiten der gemeinen Venus, die berauſchende Glut der ſchwarzen Venus, die kunſtvollen Wonnen der erfahrenen Venus, die verbrecheriſchen Wagniſſe der blutgierigen Venus haben ihre Erinnerungen in den durchgeiſtigtſten ſeiner Gedichte gelaſſen. Ein übel-

esser,[1]) er fühlte sich in bezeichnender Weise von anderen Entarteten, Wahnsinnigen oder Lasterhaften angezogen und verehrte z. B. von allen Schriftstellern den begabten, aber geistesgestörten Edgar Poë und den Opiumesser de Quincey am höchsten. Er übersetzte Edgar Poës Erzählungen und widmete ihm eine begeisterte Lebensgeschichte und Kritik und aus den „Bekenntnissen eines englischen Opiumessers" von de Quincey veranstaltete er einen erschöpfenden Auszug, den er mit überschwenglichen Zwischenbemerkungen begleitete.

Die Eigenthümlichkeiten seines Geistes enthüllen sich uns in der Sammlung seiner Gedichte, der er den seine Selbsterkenntniß und zugleich seinen Cynismus verrathenden Titel „Les fleurs du mal", „Die Blüthen des Bösen", gegeben hat. Die Sammlung ist nicht vollständig. Es fehlen in ihr einige Gedichte, die nur handschriftlich umlaufen, weil sie zu scheußlich sind, um die volle Oeffentlichkeit des marktgängigen Buches zu vertragen. Ich will aber meine Anführungen blos aus den gedruckten Versen schöpfen, da sie vollkommen genügen, um ihren Verfasser zu kennzeichnen.

---

riechender Dunst niederträchtiger Schlafzimmer entweicht seinen Gedichten u. s. w." Und S. 19: „Baudelaires Seele war eine mystische. Diese Seele . . . begnügte sich nicht mit dem Glauben an einen Gedanken. Sie sah Gott. Er war für sie kein Wort, kein Sinnbild, keine Abstraktion, sondern ein Wesen, in dessen Gesellschaft die Seele lebte wie wir mit einem liebenden Vater."

[1]) Theophile Gautier, der selbst Mitglied eines Haschisch-Klubs war, sucht uns zwar („Les fleurs du mal" S. 57 ff.) weiszumachen, daß Baudelaire sich dem Genusse der narkotischen Gifte blos „aus wissenschaftlichem Drange", „zum Zwecke des Studiums ihrer Wirkung an sich selbst" hingegeben habe, wir kennen ja aber die Neigung aller Entarteten, Zwangsantriebe, deren sie sich schämen, als freie Willenshandlungen hinzustellen, für die sie allerlei beschönigende Erklärungsgründe haben.

Baudelaire haßt das Leben und die Bewegung. In dem Gedichte „Die Eulen“ („Les hiboux“) ſchildert er dieſe Vögel, wie ſie unbeweglich daſitzen, und fährt fort: „Ihre Haltung lehrt den Weiſen, daß er in dieſer Welt das Getümmel und die Bewegung zu ſcheuen hat. Der Menſch, trunken von einem vorüberziehenden Schatten, empfängt immer die Züchtigung dafür, daß er den Platz wechſeln wollte.“ Die Schönheit läßt er von ſich ſagen („La beauté“): „Ich haſſe die Bewegung, welche die Linien ſtört. Und niemals weine und niemals lache ich.“ In demſelben Maße, wie er das Natürliche verabſcheut, liebt er das Künſtliche. Sein Ideal einer Welt ſchildert er ſo („Rêve parisien“): „Das unbeſtimmte und ferne Bild dieſer ſchrecklichen Landſchaft, die nie ein ſterbliches Auge geſehen, entzückte mich heute früh. . . Ich hatte aus dieſem Schauſpiele die unregelmäßige Pflanze verbannt. . . Ich genoß in meinem Gemälde die berauſchende (!) Einförmigkeit des Metalls, des Marmors und des Waſſers. Ein Babel von Treppen und Bogengängen, war es ein ungeheurer Palaſt, voll von Becken und Springbrunnen, die in mattes oder geglättetes Gold fielen. Schwere Waſſerfälle hingen blendend wie Kriſtallvorhänge an metallenen Mauern. Die ſchlummernden Teiche waren nicht von Bäumen, ſondern von Säulen umgeben und ungeheure Najaden ſpiegelten ſich in ihnen wie Frauen. Waſſerflächen breiteten ſich blau zwiſchen roſenfarbenen und grünen Ufermauern Millionen Meilen weit, bis an die Grenzen der Welt, aus. Es waren unerhörte Steine und zauberiſche Fluten; es waren ungeheure Glasplatten, geblendet von Allem, was ſie widerſpiegelten. . . Und Alles, ſelbſt die ſchwarze Farbe, ſchien geglättet, hell, ſchillernd. . . Uebrigens kein Stern, keine Spur

einer Sonne, ſelbſt nicht am untern Himmelsrande, um dieſe Wunder zu erhellen, die in einem perſönlichen (!) Feuer glänzten. Und über dieſem Zauber ſchwebte (furchtbare Neuheit! Alles fürs Auge, nichts fürs Ohr!) ein Schweigen der Ewigkeit."

Das iſt die Welt, die er ſich vorſtellt und die ihn entzückt: keine „unregelmäßige" Pflanze, keine Sonne, kein Stern, keine Bewegung, kein Laut, nichts als Metall und Glas; alſo etwas wie eine Nürnberger Blechlandſchaft, nur größer und aus theurerem Stoff, ein Spielzeug für das Kind eines am Protzenwahnſinn leidenden amerikaniſchen Millionärs, mit elektriſchen Lämpchen im Innern und einem Uhrwerk, das langſam die gläſernen Springbrunnen dreht und die gläſernen Waſſerflächen ſchiebt. So muß das Weltideal eines ichſüchtigen Entarteten nothwendig ausſehen. Die Natur läßt ihn kalt oder ſtößt ihn ab, weil er ſie weder wahrnimmt noch begreift. Wo der geſunde Menſch das Bild der Außenwelt ſieht, da umgibt den Ichſüchtigen eine finſtere Leere, in der höchſtens unverſtandene Nebelformen wallen. Um ihrem Grauen zu entgehen, läßt er auf ſie wie aus einer Zauberlaterne die farbigen Schatten der Vorſtellungen fallen, die ſein Bewußtſein erfüllen, dieſe Vorſtellungen aber ſind ſtarr, träge, einförmig und kindiſch wie die kranken und ſchwachen Hirnzentren, die ſie ausarbeiten.

Die Unfähigkeit des Ichſüchtigen, äußere Eindrücke richtig zu empfinden, und die Mühſal, mit der ſein Gehirn arbeitet, iſt auch der Schlüſſel zur entſetzlichen Langweile, über die Baudelaire klagt, und zu dem tiefen Peſſimismus, mit dem er Welt und Leben betrachtet. „Wir haben überall", heißt es in der „Reiſe" „. . . nur das langweilige Schauſpiel der unſterblichen Sünde geſehen. Das Weib, eine gemeine, hochmüthige und

dumme Sklavin, betet ſich ſelbſt an, ohne zu lachen, und liebt ſich, ohne ſich vor ſich zu ekeln. Der Mann, ein gefräßiger, harter, habgieriger Tyrann, iſt ein Sklave dieſer Sklavin und eine Goſſe im Siel. Der Henker ſchwelgt, der Blutzeuge ſchluchzt, Blut würzt und durchduftet das Feſt. . . Die wenigſt Dummen, kühne Liebhaber des Wahnſinns, fliehen die vom Schickſal eingepferchte große Herde und flüchten ſich ins ungeheure (!) Opium. Das iſt der ewige Tagesbericht vom ganzen Erdball. . . O Tod, alter Kapitän, es iſt Zeit! Lichten wir den Anker! Dieſes Land langweilt uns, o Tod. Stechen wir in die See. . . Wir wollen an den Boden des Abgrunds tauchen; er ſei Hölle oder Himmel; was liegt daran? An den Boden des Unbekannten, um etwas Neues zu finden!"

Dieſer verzweifelte Schrei nach „etwas Neuem" iſt die natürliche Klage eines Gehirns, das ſich nach dem Luſtgefühl der Thätigkeit ſehnt, gierig nach Anregung verlangt und ſie von den untüchtigen Sinnesnerven nicht erhalten kann. Ein geſunder Menſch denke ſich in die Stimmung, in die er gerathen würde, wenn man ihn in eine Zelle ſperrte, in der kein Strahl, kein Laut, kein Duft der Außenwelt zu ihm dringen würde. Er hat dann die richtige Vorſtellung vom dauernden Seelenzuſtande des Ichſüchtigen, den die Unvollkommenheit ſeines Nervenſyſtems ewig von der Welt, ihrem fröhlichen Lärm, ihren wechſelnden Bildern, ihrem ſpannenden Treiben abſondert. Baudelaire kann nicht anders als ſich entſetzlich langweilen, denn ſein Geiſt erfährt wirklich nichts Neues und Unterhaltliches und iſt gezwungen, ohne Unterlaß in der Selbſtbetrachtung ſeines breſthaften, ſchmerzwimmernden Ichs zu brüten.

Die einzigen Bilder, die ſeine Gedankenwelt bevölkern, ſind

finſtere, grimmige und abſcheuliche. Er will („Der muntere Todte") „in einer fetten Erde, voll Schnecken, ſelbſt für ſich eine tiefe Grube graben, wo er bequem ſeine alten Knochen ausſtrecken und in der Vergeſſenheit ſchlafen kann wie ein Haifiſch im Waſſer. . ." „Ehe ich eine Thräne von der Welt erbettle, möchte ich lieber die Raben einladen, alle Enden meines ſcheußlichen Aaſes anzuzapfen. O Würmer, ſchwarze Genoſſen ohne Ohren und Augen, kommt und ſeht einen freien und fröhlichen Todten zu euch kommen. . ." In „La cloche félée" („Die geborſtene Glocke") ſagt er von ſich: „Meine Seele iſt geborſten und wenn ſie in ihrer Langweile die kalte Luft der Nächte mit ihren Geſängen bevölkern will, kommt es oft vor, daß ihre geſchwächte Stimme das dicke (!) Geröchel eines Verwundeten ſcheint, welchen man am Rande eines Sees von Blut unter einem großen Haufen Todter vergißt." („Spleen":) „Mein trauriges Gehirn iſt eine ungeheure Gruft, die mehr Todte enthält als das Armengrab. Ich bin ein vom Mond verabſcheuter Kirchhof, wo lange Würmer ſich wie Gewiſſensbiſſe fortſchleppen." („Anziehendes Grauen":) „Himmel, zerriſſen wie Strände, in euch ſpiegelt ſich mein Stolz. Eure ungeheueren Wolken in Trauer ſind die Leichenwagen meiner Träume und eure Lichter ſind der Widerſchein der Hölle, in der mein Herz ſich gefällt." („Romantiſcher Sonnenuntergang":) „Ein Grabesduft ſchwimmt in der Finſterniß, mein furchtſamer Fuß ſtreift am Rande des Moraſtes unvermuthete Kröten und kalte Nacktſchnecken." („Todtentanz", der Dichter ſpricht zu einem Skelett:) „Manche werden dich ein Zerrbild nennen; trunkene Liebhaber des Fleiſches, verſtehen ſie nicht die unſagbare Eleganz des menſchlichen Knochengerüſtes;

du entſprichſt, großes Skelett, meinem köſtlichſten Geſchmacke!“ („Ein Aas“:) „Erinnern Sie ſich, meine Seele, des Gegenſtandes, den wir eines ſchönen Sommermorgens an der Wende eines Pfades geſehen haben: ein gräßliches Aas auf einem Kieſelbette; die Beine in der Luft, wie ein geiles Weib, brennend und Gifte ſchwitzend, öffnete es frech und unbekümmert ſeinen Bauch voll Ausdünſtungen. . . Der Himmel betrachtete das prächtige (!) Aas, das ſich wie eine Blume entfaltete, der Geſtank war ſo entſetzlich, daß Sie glaubten, Sie müßten ohnmächtig auf den Raſen ſinken. . . Und doch, Stern meiner Augen, Sonne meiner Natur, Sie, mein Engel und meine Leidenſchaft, Sie werden wie dieſer Miſt, wie dieſer fürchterliche Peſtgeruch ſein. Ja, Königin der Anmuth, ſo werden Sie ſein, wenn Sie nach der letzten Wegzehrung hingehen werden, um unter Gras und feiſten Pflanzen zwiſchen Todtengebein zu vermodern.“

Am meiſten gefällt ſich Baudelaire in dieſen Bildern des Todes und der Verweſung, deren ich noch eine große Anzahl anführen könnte, wenn ich nicht glaubte, daß die gegebenen Proben genügen. Aber nächſt dem Schauerlichen und Ekelhaften iſt es das Kranke, Verbrecheriſche und Schlüpfrige, was ihn am ſtärkſten anzieht.

(„Traum eines Wißbegierigen“:) „Kennſt du, wie ich, den ſchmackhaften Schmerz?“ („Spleen“:) „Meine Katze, am Boden ihr Lager ſuchend, zappelt fortwährend mit ihrem abgemagerten und ausſätzigen Körper.“ („Der Wein des Einſamen“:) „Ein laſterhafter Kuß der magern Adeline . . .“ („Abenddämmerung“:) „Hier iſt der reizende Abend, der Freund des Verbrechers. . . Der ungeduldige Menſch verwandelt ſich

jetzt in ein reißendes Thier." („Die Zerstörung":) „Fortwährend regt sich neben mir der Dämon. . . Ich verschlinge ihn, ich fühle, wie er meine Lunge verbrennt und mit ewiger sündhafter Begierde erfüllt. . . Er führt mich in die tiefen, wüsten Ebenen der Langweile und wirft mir besudelte Gewänder, offene Wunden und blutige Zerstörungswerkzeuge ins Auge." In dem Gedichte „Eine Blutzeugin" schildert er liebevoll und eingehend ein Schlafzimmer, in welchem eine junge, wahrscheinlich hübsche, Dirne ermordet worden ist; der Mörder hat ihr den Kopf abgeschnitten und mitgenommen; der Dichter ist nur auf eins neugierig: „Der bösartige Mensch, dessen Lüste du lebend trotz so vieler Liebe nicht sättigen konntest, hat er an deinem leblosen und willfährigen Fleische die Ungeheuerlichkeit seiner Begierde gestillt? . . ." „Verdammte Frauen", das von der schlimmsten Verirrung entarteter Weiber handelt, schließt mit dieser verzückten Anrufung der Heldinen des widernatürlichen Lasters: „O Jungfrauen, o Dämonen, o Ungeheuer, o Märtyrerinen, große Geister, Verächterinen der Wirklichkeit, Sucherinen des Unendlichen, Fromme und Satyren, bald voller Schreie, bald voller Thränen, ihr, die meine Seele in eure Hölle verfolgt hat, arme Schwestern, ich liebe euch ebenso heiß, wie ich euch beklage. . ." („Vorrede":) „Wenn Schändung, Gift, Dolch und Brandstiftung das banale Tuch unserer erbärmlichen Schicksale noch nicht mit ihren hübschen Zeichnungen gestickt haben, so ist es, weil unsere Seele leider nicht kühn genug ist." Aber wenn er nicht kühn genug ist, um selbst Verbrechen zu begehen, so läßt er doch keinen Zweifel daran bestehen, daß er sie liebt und der Tugend weit vorzieht, wie ihm auch der Herbst lieber ist als der Frühling und eine kothige

Straße lieber als eine blühende Wieſe („Nebel und Regen“). Er iſt gegen das Weltall „mehr feindſelig als gleichgiltig“ („Die ſieben Greiſe“). Das Schauſpiel des Schmerzes läßt ihn kalt und wenn vor ihm Thränen vergoſſen werden, ſo denkt er nur an eine Landſchaft mit fließendem Waſſer. („Was liegt mir daran, daß du tugendhaft biſt? Sei du nur ſchön und traurig. Die Thränen verleihen deinem Geſichte einen Reiz mehr, wie der Fluß einer Landſchaft.“ „Trauriges Madrigal“.) Im Streite zwiſchen Abel und Kain nimmt er ohne zu ſchwanken für Kain Partei: „Geſchlecht Abels, ſchlafe, trinke und eſſe; dir lächelt Gott wohlgefällig. Geſchlecht Kains, im Kothe krieche und ſtirb elend. Geſchlecht Abels, dein Opfer ſchmeichelt der Naſe des Seraphs; Geſchlecht Kains, wird deine Qual nie ein Ende nehmen? Geſchlecht Abels, ſieh deine Saaten und deine Herden gedeihen; Geſchlecht Kains, deine Gedärme heulen vor Hunger wie ein alter Hund. Geſchlecht Abels, wärme deinen Bauch an deinem patriarchaliſchen Herde; Geſchlecht Kains, in deiner Höhle zittre vor Kälte, armer Schakal! . . . Ah, Geſchlecht Abels, dein Aas wird die rauchende Erde düngen! Geſchlecht Kains, deine Arbeit iſt noch nicht hinlänglich gethan. Geſchlecht Abels, ſieh deine Schmach. Das Eiſen iſt durch den Spieß beſiegt! (?) Geſchlecht Kains, erſteige den Himmel und wirf Gott auf die Erde hinunter!“ („Abel und Kain.“) Wenn er betet, ſo iſt es zum Teufel: „Ruhm und Preis dir, Satan, in den Höhen des Himmels, wo du geherrſcht haſt, und in den Tiefen der Hölle, wo du, ein Beſiegter, ſchweigend träumſt. Mache, daß meine Seele eines Tages, unter dem Baume der Erkenntniß, bei dir ruhe. . .“ („Die Litaneien Satans.“)

Hier miſcht ſich in die Verirrung jener Myſtizismus, der beim Entarteten nie fehlt. Die Liebe zum Böſen kann naturgemäß nur dann die Form der Teufelsverehrung, des Diabolismus, annehmen, wenn man gläubig iſt, wenn man Uebernatürliches für wirklich hält. Nur wer mit allen ſeinen Empfindungen im Kirchenglauben wurzelt, wird, wenn er an ſittlicher Verirrung leidet, eine Wonne in der Anbetung Satans, in der leidenſchaftlichen Schmähung Gottes und des Heilands und in der Schändung der Sinnbilder des Glaubens ſuchen oder ſeine widernatürliche Wolluſt durch Todſünde und hölliſche Verdammniß ſteigern wollen, indem er ihr in der „ſchwarzen Meſſe“ fröhnt, im Beiſein eines wirklichen, geweihten Prieſters und unter ſcheußlicher Nachſpottung aller Formen der Liturgie.

Neben dem Teufel betet Baudelaire nur noch eine Macht an: die Wolluſt. „Ah! dämpfe deine Flammen nicht!“ fleht er zu ihr, „wärme mein erſtarrendes Herz, Wolluſt! Marter der Seelen! . . . Wolluſt, ſei immer meine Königin!“ („Gebet eines Heiden.“)

Um das Bild dieſes Geiſtes zu vervollſtändigen, ſeien noch zwei ſeiner Eigenthümlichkeiten angeführt. Er leidet erſtens an beſtändigen Angſtvorſtellungen. „Alles iſt Abgrund,“ ſagt er in dem als Bekenntniß werthvollen Gedichte „Der Abgrund“; „Handlung, Verlangen, Traum, Wort; über mein Haar, das ſich ſenkrecht ſträubt, fühle ich, wie oft! den Hauch der Furcht ſtreifen. Oben, unten, überall die Tiefe, die Klippe, das Schweigen, der ſchauerliche und anziehende Raum. Auf den Grund meiner Nächte zeichnet Gott mit ſeinem geſchickten Finger erbarmungslos ein vielförmiges Schreckgeſpenſt. Ich fürchte mich vor dem Schlafe, wie man ſich vor einem großen

Loche fürchtet, das voll unbeſtimmten Grauens iſt und man weiß nicht wohin führt; ich ſehe nichts als Unendliches durch alle Fenſter und mein Geiſt, immer vom Schwindel verfolgt, ſehnt ſich nach der Unempfindlichkeit des Nichts.“ Baudelaire ſchildert hier ziemlich genau jene Zwangsvorſtellung der Entarteten, welche man „Abgrundſcheu“, „Kremnophobie“ [1]), genannt hat. Die zweite Eigenthümlichkeit iſt ſeine Beſchäftigung mit den Gerüchen. Er iſt auf ſie aufmerkſam, deutet ſie, ſie regen in ihm allerlei Empfindungen und Ideen-Aſſoziationen an. „Die Düfte, die Farben und die Töne entſprechen einander,“ heißt es in dem Gedichte „Beziehungen“; „es gibt Düfte, die ſo friſch ſind wie Kinderfleiſch, ſanft wie Oboen, grün wie Wieſen, andere, die verdorben, reich und triumphirend ſind und die Ausdehnung des Unendlichen haben, wie Ambra, Moſchus und Weihrauch, welche die Verzückungen des Geiſtes und der Sinne ſingen.“ Er liebt das Weib mit ſeinem Geruchsſinn („Der Duft deiner fremdartigen Reize,“ — „Eine Malabarin“) und verſäumt nie, bei der Schilderung einer Geliebten ihrer Ausdünſtungen zu erwähnen. („Wenn ich mit geſchloſſenen Augen an einem warmen Herbſtabend den Duft deines heißen Buſens athme, ſehe ich glückliche Ufer ſich entrollen, welche die Flammen einer eintönigen (!) Sonne blenden.“ „Ausländiſcher Geruch.“ „O Vließ, das ſich bis zu deinem Nacken kräuſelt! O Locken! O mit Trägheit geladener Duft! . . . Das ſchmachtende Aſien und das brennende Afrika, eine ganze ferne Welt, . . . lebt in deinen Tiefen, duftender Wald!“ „Das Haar.“)

---

[1]) Dr. E. Régis, Manuel pratique de médecine mentale. Deuxième édition. Paris, 1892. S. 279.

Natürlich zieht er Düfte, die der gesunde Mensch als Gestank empfindet, den Wohlgerüchen vor. Fäulniß, Verwesung und Pestilenz entzücken seine Nase. „Es gibt starke Düfte, für die alle Stoffe löcherig sind. Man möchte fast sagen, daß sie durch Glas dringen. . . Manchmal findet man eine alte Flasche, die sich erinnert, aus der in vollem Leben eine wiederkehrende Seele hervorsprudelt. . . Siehe da die berauschende Erinnerung, die in der getrübten Luft umherflattert; die Augen schließen sich; der Schwindel erfaßt die besiegte Seele und stößt sie mit beiden Händen zu einem Abgrund hin, den menschlicher Gestank verdunkelt; er wirft sie am Rande einer hundertjährigen Schlucht zu Boden, wo, ein fein Leichentuch zerreißender übelriechender Lazarus, der gespenstische Leichnam einer alten, ranzigen Liebe, entzückend und verwest, sich erwachend regt. So werde ich, wenn ich, von den Menschen vergessen, . . . eine alte schmutzige Flasche, . . . in einen Winkel geworfen sein werde, dein Sarg sein, liebenswürdiger Pesthauch! Der Zeuge deiner Kraft und Giftigkeit, theures, von Engeln bereitetes Gift!“ („Die Flasche.“)

Wir haben nun alle Züge kennen gelernt, aus denen sich der Charakter Baudelaires zusammensetzt. Er „betet sich selbst an“ [1]); verabscheut die Natur, die Bewegung, das Leben; träumt ein Ideal von Unbeweglichkeit, ewiger Stille, Ebenmaß und Künstlichkeit; er liebt die Krankheit, die Häßlichkeit, das Verbrechen; alle seine Neigungen sind in tiefer Verirrung denen der gesunden Menschen entgegengesetzt; seinen Geruchssinn erfreut Fäulnißduft, sein Auge der Anblick von Aas, Eiterwunden und fremdem Schmerz; er fühlt sich in kothigem und nebe-

[1]) Gautier in „Les fleurs du mal“, S. 5: „ce culte de soi-même“ u. s. w.

ligem Herbſtwetter wohl; ſeine Sinne erregt nur widernatürliche Luſt. Er klagt über entſetzliche Langweile und Angſtgefühle; ſeinen Geiſt erfüllen blos finſtere Vorſtellungen, ſeine Ideen-Aſſoziation arbeitet ausſchließlich mit traurigen oder ekelhaften Bildern; das Einzige, was ihn zerſtreuen und anregen kann, iſt das Schlechte: Mord, Blut, Geilheit, Lüge. Er betet zu Satan und ſehnt ſich nach der Hölle.

Er hat verſucht, ſeine Eigenthümlichkeiten für Komödienſpiel und einſtudirte Haltung auszugeben. In einer Anmerkung zur erſten Ausgabe (1857) ſeiner Gedichte ſagt er: „Dieſe Gedichte ... ſind, wenigſtens von den geiſtreichen Leuten, nur als das angeſehen worden, was ſie ſind: als die Nachahmung der Denkweiſe der Unwiſſenheit und Wuth. Seinem ſchmerzlichen Programm getreu hat der Verfaſſer der ‚Blüthen des Böſen‘ als vollkommener Komödiant ſeinen Geiſt nach allen Sophismen wie nach allen Verworfenheiten formen müſſen. Dieſe offene Erklärung wird ohne Zweifel die wackeren Kritiker nicht hindern, ihn unter die Theologen des Pöbels einzureihen“ u. ſ. w. Einige ſeiner Bewunderer glauben ihm dieſe Ausrede oder thun doch ſo. „Seine tiefe Verachtung des Gemeinen“, ſäuſelt Bourget,[1]) „bricht in maßloſen Paradoxen und mühſeligen Foppereien (mystifications) los. . . Bei vielen Leſern, ſelbſt den ſcharfſinnigſten, hindert die Furcht, von dieſem großen Verächter hinters Licht geführt zu werden, die volle Bewunderung.“ Das Wort iſt zum kritiſchen Gemeinplatze für Baudelaire geworden; er iſt ein „Myſtifikateur“; es iſt Alles nur Täuſchung; er ſelbſt fühlt und glaubt nichts von dem, was er in ſeinen Gedichten ausdrückt. Das iſt aber

[1]) Bourget, a. a. O. S. 31.

Faſelei und nichts anderes. Ein leeres Stroh dreſchender, Papierſchnitzel kräuſelnder Rhetor von der Art Bourgets mag glauben, daß ein innerlich freier Menſch ſein ganzes Leben lang künſtlich die Haltung eines Galeerenſträflings und Tollhäuslers beibehalten kann, wohlwiſſend, daß er nur Komödie ſpielt. Der Kundige weiß, daß ſchon die Wahl einer Haltung gleich der Baudelaireſchen ein Beweis tiefer Störung iſt. Die Irrenheilkunde hat feſtgeſtellt, daß die Perſonen, die mit einiger Ausdauer Wahnſinn heucheln, ſelbſt wenn es, wie bei angeklagten Verbrechern, zu einem vernünftigen Zwecke geſchieht, nämlich um der Strafe zu entgehen, faſt ohne Ausnahme thatſächlich geiſteskrank ſind[1]), allerdings nicht in dem Grade, den

[1]) Ch. J. J. Sazaret, Etude sur la simulation de la folie. Nancy, 1888. Dieſe Schrift eines Anfängers, die eine brauchbare Zuſammenſtellung von Krankengeſchichten enthält, iſt darum beſonders ergötzlich, weil alle Beobachtungen, die der Verfaſſer anführt, genau das Gegentheil von dem beweiſen, was er zu beweiſen beabſichtigt. Nachdem er (S. 22) ſelbſt feſtgeſtellt hat, daß „die Opfer der Hyſterie ſehr geneigt ſind, alle möglichen Krankheiten zu heucheln", ſagt er (S. 29): „Geiſteskranke heucheln manchmal Wahnſinn. Der Fall iſt ſelten, aber er iſt doch feſtgeſtellt worden und wenn man ihn nicht öfter verzeichnet hat, ſo iſt es, glauben wir, weil man ſich auf eine oberflächliche Unterſuchung beſchränkt und gewiſſe Handlungen nicht zergliedert hat". Der Fall iſt ſo wenig ſelten, daß er ſich in jeder von Sazaret angeführten Beobachtung nachweiſen läßt: Im Falle Ballairgers (2. Beob.) war die angebliche Simulantin acht Jahre vorher als ſehr echte Wahnſinnige in einer Irrenanſtalt geweſen; im Falle Morels (4. Beob.) hat der Simulant „beim Anblick einer Lanzette wahre Nervenanfälle", was doch deutliche Aichmophobie und ein beſtimmtes Entartungszeichen iſt; in der 6. Beobachtung gibt Morel zu, daß „die Abſonderlichkeit des Beobachteten, ſeine Angſt vor Gift" (alſo ausgeſprochene Jophobie!) „und die Thatſache, daß er Unrath aufließt, eine mögliche Geiſtesſtörung anzeigen"; der Fall Foviller (10. Beob.) „hatte eine gewiſſe Anzahl Geiſteskranker in der Familie"; der Fall Legrand du Saulles (18. Beob.) „war der Sohn einer

ſie darzuſtellen ſuchen, wie auch der Hang, ſich eingebildeter Verbrechen zu bezichtigen oder zu rühmen, ein bekanntes Anzeichen der Hyſterie iſt. Die Verſicherung Baudelaires ſelbſt, daß ſein Satanismus nur eine einſtudirte Rolle iſt, hat keinerlei Werth. Wie die höheren Entarteten ſo häufig, fühlt er in ſeinem tiefſten Innern, daß ſeine Verirrungen krankhaft, unſittlich und geſellſchaftfeindlich ſind und daß alle beſſeren Menſchen ihn verachten oder bemitleiden würden, wenn ſie erſt die Ueberzeugung erlangt hätten, daß er wirklich ſo iſt, wie er in ſeinen Gedichten zu ſein ſich rühmt; er gebraucht alſo die kindiſche Ausrede, die auch Miſſethäter oft genug im Munde führen, „es ſei gar nicht ernſt gemeint geweſen.“ Vielleicht auch empfand Baudelaires Bewußtſein ein aufrichtiges Grauen vor den verworfenen Trieben ſeines Unbewußten und er ſuchte ſich ſelbſt weiszumachen, daß er mit ſeinem Satanismus die Philiſter zum Beſten halte. Aber ſolche nachträgliche Beſchönigung täuſcht den Pſychologen nicht und iſt für ſein Urtheil ohne Belang.

Hyſterikerin und Enkel eines Wahnſinnigen“; der Fall Bonnets und Delacroix' (19. Beob.) „zählt Wahnſinnige unter ſeinen Vorfahren“; der Fall Billods (22. Beob.) „hat oft Störungen und Delirien aufgewieſen“ u. ſ. w. Alle dieſe angeblichen Heuchler waren unverkennbar geiſteskrank und daß ſie die Anzeichen ihres Wahnſinns abſichtlich übertrieben, war nur ein Beweis mehr für ihre Geſtörtheit.

III. Decadenten und Aestheten.

Wie beim Tode Alexanders seine Marschälle über das Reich des Eroberers herfielen und sich je eines Landes bemächtigten, so haben die Nachahmer, die Baudelaire unter seinen Zeitgenossen und dem nachfolgenden Geschlechte fand, — viele, ohne erst seinen Wahnsinn und Tod abzuwarten, — von einer seiner Eigenthümlichkeiten Besitz ergriffen, um sie schriftstellerisch auszubeuten. Baudelaires Schule zeigt sein Wesen wunderlich zerlegt; sie ist gleichsam das Prisma geworden, das dieses Licht in seine einzelnen Farbenstrahlen auflöst. Sein Angstwahnsinn (Anxiomanie) und seine Vorliebe für Krankheit, Tod und Verwesung (Nekrophilie) sind, wie wir im vorigen Buche gesehen haben, Rollinat als Antheil zugefallen. Seine geschlechtlichen Verirrungen und seine Lüsternheit hat Catulle Mendès geerbt und außerdem berufen sich auf sie alle neueren französischen Pornographen, um die „künstlerische Berechtigung" ihrer Verworfenheit zu beweisen. Seine Verherrlichung des Verbrechens hat ihm Jean Richepin („Chanson des gueux," — „Lumpenlieder") abgeguckt, der außerdem in der Gedichtesammlung „Blasphèmes" („Lästerungen") Baudelaires Flüche und Gebete an den Teufel in der ödesten und langweiligsten Weise zu einem ganzen dicken Bande aufgeblasen hat. An seinem

Myſtizismus zehren die Symboliſten, die auch gleich ihm geheimnißvolle Beziehungen zwiſchen den Farben und den Empfindungen der anderen Sinne wahrzunehmen behaupten, nur daß ſie Farben hören, während er Farben roch, oder wenn man will: daß ſie im Ohr ein Auge haben, während er mit der Naſe ſah. Bei Verlaine finden wir ſein Gemiſch von Wolluſt und Frömmigkeit wieder, Swinburne errichtete eine engliſche Auslieferungsſtelle ſeines aus Geilheit und Grauſamkeit zuſammengeſetzten Sadismus, ſeiner Myſtik und ſeiner Luſt am Verbrechen und ich fürchte, daß ſelbſt der ſonſt ſo reiche und eigenartige Carducci zu „Satans Litaneien“ von Baudelaire hinübergeblinzelt hat, als er ſeine berühmte „Ode an Satanas“ dichtete.

Den Diabolismus Baudelaires pflegten beſonders Villiers de l'Isle Adam und Barbey d'Aurévilly. Dieſe beiden haben außer der allgemeinen Familienähnlichkeit der Entarteten noch eine Reihe beſonderer Züge mit einander gemein. Villiers und Barbey dichteten ſich, wie Geſtörte es häufig thun, eine fabelhafte Abſtammung an; jener wollte ein Abkömmling des berühmten Marſchalls und Malteſer-Großmeiſters (der als ſolcher unverheiratet war, wohl gemerkt!) Grafen de l'Isle Adam ſein und forderte eines Tages in einem Schreiben an die Königin von England kraft ſeines Erbrechts die Herausgabe von Malta. Barbey legte ſich den adeligen Beinamen d'Aurévilly zu und erzählte ſein Leben lang von ſeinem hochedeln Geſchlechte, das es gar nicht gab. Beide ſtellten einen fanatiſchen Katholizismus theatraliſch zur Schau, ſchwelgten aber gleichzeitig in ſtudirter Gotteslästerung.[1]) Beide gefielen ſich in Sonderbar-

[1]) Paulhan, a. a. O. S. 92: „Er“ (Villiers) „heuchelte den Glauben eines Prieſters und ergötzte ſich an Läſterung. Das Recht,

keiten der Tracht und Lebensweise und Barbey hatte die uns bereits bekannte Gewohnheit der Graphomanen, seine Briefe und schriftstellerischen Arbeiten mit verschiedenfarbigen Tinten zu schreiben. Villiers, noch mehr aber Barbey d'Aurévilly, schufen eine Dichtung des Teufelsdienstes, die an die verrücktesten Aussagen mittelalterlicher Hexen bei der peinlichen Frage erinnert. Besonders Barbey ist hierin wohl bis an die Grenze des Denkbaren gegangen. Sein Buch „Le prêtre marié", „Der verheiratete Priester", könnte von einem Zeitgenossen der Hexenverbrenner geschrieben sein; es wird aber noch übertroffen von „Les Diaboliques", „Die Teuflischen", einer Sammlung wahnwitziger Geschichten, in denen Männer und Weiber sich in der scheußlichsten Unzucht wälzen und dabei fortwährend den Teufel anrufen, ihn preisen und ihm dienen. Alles, was in diesen Rasereien Erfindung ist, hat Barbey mit größter Unverschämtheit aus den Büchern des Marquis de Sade gestohlen; ihm gehört blos der katholisch-theologische Zuschnitt, den er seinen Verruchtheiten gibt. Wenn ich über die hier erwähnten Bücher nur in allgemeinen Ausdrücken spreche, ohne auf sie einzugehen, ihren Inhalt zu erzählen und bezeichnende Stellen aus ihnen anzuführen, so ist es, weil das Hinabtauchen in diesen Unrath zu meiner Beweisführung nicht nöthig ist und es genügt, wenn ich von Weitem mit dem Finger auf den Morast hinweise, der für die Wirkung Baudelaires auf seine Zeitgenossen zeugt.

Barbey, der Nachahmer Baudelaires, hat selbst einen Nach-

Gott zu lästern, betrachtete er als sein persönliches Eigenthum. . . Dieser katholische Bretone liebte die Gesellschaft Satans noch mehr als die Gottes."

ahmer in Joſephin Péladan gefunden, deſſen erſter Roman „Vice suprême“, „Äußerſtes Laſter“, einen herorragenden Platz im Schriftthum des Diabolismus einnimmt. Péladan, der ſich damals noch nicht zur Würde eines aſſyriſchen Großkönigs befördert hatte, gibt in dieſem Buch eine Umſchreibung deſſen, was ihm das „äußerſte Laſter“ ſcheint[1]): „Man leugne Satan, die Zauberei hat trotzdem noch immer ihre Zauberer; . . . höhere Geiſter, die keine Folianten brauchen, da ihr Denken eine von der Hölle für die Hölle geſchriebene Seite iſt. Statt des Bockes haben ſie in ſich die gute Seele getödtet und ſie gehen zum Sabbat des Wortes.“ (An Dunkelheiten möge ſich der Leſer nicht ſtoßen. Was wäre Péladan, wenn er nicht myſtiſch wäre?) „Sie verſammeln ſich, um den Gedanken zu entweihen und zu beſudeln. Das Laſter, das iſt, genügt ihnen nicht; ſie erfinden, ſie wetteifern mit einander im Aufſpüren des neuen Böſen und wenn ſie es finden, ſo klatſchen ſie ſich Beifall. Was iſt ſchlimmer, der Sabbat des Leibes oder der des Geiſtes, die verbrecheriſche Handlung oder der laſterhafte Gedanke? Das Böſe erſinnen, begründen, rechtfertigen, verherrlichen, ſeine Dienſtordnung feſtſtellen, ſeine Trefflichkeit nachweiſen, iſt das nicht ärger, als es begehen? Den Teufel anbeten oder das Böſe lieben — abſtrakter oder konkreter Ausdruck derſelben Thatſache. Die bloße Befriedigung des Triebes iſt blind, die Verübung des Verbrechens iſt Wahnſinn; aber ausdenken und Theorien aufrichten, das erfordert ruhige Geiſtesarbeit und dieſe iſt das äußerſte Laſter.“ Baudelaire hat das viel kürzer in dem einen Vers ausgedrückt:

---

[1]) Joſephin Péladan, Vice Suprême. Paris, 1882. S. 169.

„La conscience dans le Mal“, „Das Bewußtſein im Böſen.“ [1])

Derſelbe Villiers de l'Isle Adam, der Baudelaire ſeinen Diabolismus abgeguckt, hat ſich auch ſeine Vorliebe für das Künſtliche angeeignet und ſie in ſeinem Roman „L'Eve future“, „Die Eva der Zukunft“, bis zu einer drolligen Höhe geſteigert. In dieſem halb phantaſtiſchen, halb ſatiriſchen und ganz wahnſinnigen Buche denkt er ſich nämlich als nächſte Entwickelung der Menſchheit einen Zuſtand, in welchem das Weib von Fleiſch und Blut abgeſchafft und durch eine Maſchine erſetzt iſt, der er, etwas widerſpruchsvoll, die Form eines Frauenleibes läßt und die man nur durch eine Schraube entſprechend zu ſtellen braucht, um von ihr Alles zu erhalten, was man eben wünſcht: Liebe, Launen, Untreue, Hingebung, jede Verderbtheit, jedes Laſter. Das iſt in der That noch künſtlicher als Baudelaires Blech- und Glaslandſchaft!

Lehrreicher als all dieſe Nachahmer, die nur die eine oder die andere Seite Baudelaires ausgeſtalteten, iſt ein ſpäterer Jünger, J. K. Huysmans, der ſich der mühſeligen Arbeit unterzogen hat, aus allen Einzelzügen, welche ſich in Baudelaires Gedichten und Proſaſchriften zerſtreut finden, eine Menſchengeſtalt zuſammenzufügen und uns den Baudelairismus verkörpert und lebendig, denkend und handelnd vorzuführen. Das Buch, in welchem er uns ſeinen Muſter-„Decadenten“ zeigt, heißt „A Rebours“, „Gegen den Strich“.

---

[1]) Les fleurs du mal, S. 244: „Düſteres und durchſichtiges Gegenüber: ein Herz, das ſein eigener Spiegel geworden iſt! Klarer und ſchwarzer Brunnen der Wahrheit, in welchem ein fahler Stern zittert! Ein höhniſcher, hölliſcher Leuchtthurm, Fackel der ſataniſchen Reize, einzige Erleichterung und Herrlichkeit: das Bewußtſein im Böſen!“

Das Wort „Decadenten“ iſt zuerſt in den Fünfziger-Jahren von franzöſiſchen Kritikern zur Bezeichnung der Eigenart von Gautier und namentlich Baudelaire aus der Geſchichte des untergehenden römiſchen Reiches hervorgeſucht worden und heute nehmen die Schüler dieſer beiden und ihrer älteren Nachahmer es als Ehrentitel für ſich in Anſpruch. Anders wie bei den Ausdrücken „Präraphaeliten“ und „Symboliſten“ beſitzen wir eine genaue Erklärung des Sinnes, den diejenigen, die von „Decadenz“ und „Decadenten“ ſprechen, mit dieſen Worten verbinden.

„Der Stil des Verfalls (décadence),“ ſagt Gautier,[1]) „iſt nichts Anderes als die zu jenem Punkt äußerſter Reife gelangte Kunſt, welche die alternden Geſittungen mit ihren ſchrägen Sonnen (!) hervorbringen: ein geſchickter, verwickelter, gelehrter Stil, voll Abſtufungen und Geſuchtheiten, der die Grenzen der Sprache immer weiter hinausrückt, der bei allen Fachwörterbüchern Anleihen macht, der von allen Paletten Farben und von allen Taſtwerken Töne nimmt, der ſich anſtrengt, das Unausſprechlichſte des Gedankens und die unbeſtimmteſten und fliehendſten Umriſſe der Form wiederzugeben, der, um ſie auszudrücken, auf die ſpitzfindigen Bekenntniſſe der Nevroſe, auf die Geſtändniſſe der alternden und verderbenden Begierde und auf die ſeltſamen Sinnestäuſchungen der in Wahnſinn übergehenden fixen Idee horcht. Dieſer Stil der Decadenz iſt die höchſte Leiſtung des Wortes, dem befohlen wird, Alles darzuſtellen, und das bis zur äußerſten Uebertreibung gehetzt iſt. Man kann an die ſchon vom Grün der Verweſung marmorirte und gleich-

[1]) Les fleurs du mal, S. 17 und 18.

ſam wildernde Sprache der ſpätrömiſchen Kaiſerzeit und an die verwickelten Verfeinerungen der byzantiniſchen Schule erinnern, dieſe letzte Form der griechiſchen Kunſt, die der Verflüſſigung anheimgefallen iſt; aber das iſt eben die nothwendige und unausbleibliche Sprache der Völker und Geſittungen, bei denen das künſtliche Leben das natürliche erſetzt und beim Menſchen unbekannte Bedürfniſſe entwickelt hat. Er iſt übrigens nicht leicht, dieſer von den Schulfüchſen verachtete Stil, denn er drückt neue Gedanken mit neuen Formen und Worten aus, die man noch nicht gehört hat. Im Gegenſatze zum klaſſiſchen Stil läßt er Schatten zu und in dieſem Schatten bewegen ſich verworren die Unholde des Aberglaubens, die grauenhaften Geſpenſter der Schlafloſigkeit, die Nachtſchrecken, die Gewiſſensbiſſe, die beim leiſeſten Geräuſche zuſammenfahren und ſich umſehen, die ungeheuerlichen Träume, denen blos die Ohnmacht Einhalt gebietet, die dunkeln Einbildungen, über die der Tag ſich wundern würde, und Alles, was die Seele am Grund ihrer tiefſten und letzten Höhle des Finſtern, Formloſen und verſchwommen Gräßlichen in ſich verbirgt.“ Dieſelbe Vorſtellungsreihe, die Gautier in dieſem Galimathias ungefähr ausdrückt, kleidet Baudelaire in dieſe Worte: „Scheint es dem Leſer nicht wie mir, daß die Sprache des letzten lateiniſchen Verfalls, der End-Seufzer einer kräftigen Perſon, die bereits für das geiſtige Leben umgewandelt und vorbereitet iſt, ſich eigenthümlich dazu eignet, die Leidenſchaft auszudrücken, wie die heutige Dichterwelt ſie begreift und fühlt? Die Myſtik iſt der andere Pol des Magneten, von dem Catull und ſeine Bande, rohe Dichter der bloßen Oberhaut (purement épidermiques!) nur den Pol Sinnlichkeit gekannt haben. In dieſer wundervollen Sprache

ſcheinen wir die Fehler und Barbarismen die nothwendigen Nachläſſigkeiten einer Leidenſchaft wiederzugeben, die ſich vergißt und der Regeln ſpottet. Die Worte, die eine neue Bedeutung erhalten, offenbaren die bezaubernde Unbeholfenheit des vor der römiſchen Schönen knieenden nordiſchen Barbaren. Spielt denn nicht ſelbſt der in dieſem pedantiſchen Lallen auftretende Kalauer die wilde und abſonderliche Anmuth der Kindheit?“

Der Leſer, der das Kapitel über die Pſychologie des Myſtizismus gegenwärtig hat, erkennt natürlich ſofort, was hinter dem Gewäſch von Gautier und Baudelaire ſteckt. Ihre Schilderung des Seelenzuſtandes, den die „decadente“ Sprache ausdrücken ſoll, iſt einfach eine Schilderung der Geiſtesverfaſſung myſtiſcher Entarteter, mit ihren treibenden Nebelvorſtellungen, ihrer Flucht formloſer Gedankenſchatten, ihren Verderbniſſen und Verirrungen, ihren Angſtgefühlen und Zwangsantrieben. Um dieſen Seelenzuſtand auszudrücken, muß man allerdings eine neue, unerhörte Sprache erfinden, da es für Vorſtellungen, die in Wirklichkeit keine ſind, in keiner gebräuchlichen Sprache deckende Bezeichnungen geben kann. Es iſt vollkommen willkürlich, ein Beiſpiel und Vorbild „decadenter“ Ausdrucksweiſe in der Sprache der ſpätrömiſchen Kaiſerzeit zu ſuchen. Es ſollte Gautier ſchwer werden, an irgend einem Schriftſteller des vierten und fünften Jahrhunderts das ihn ſo entzückende „vom Grün der Verweſung marmorirte und gleichſam wildernde“ Latein nachzuweiſen. Huysmans, in der Weiſe der Nachahmer den Gedanken Gautiers und Baudelaires ungeheuerlich übertreibend, gibt von dieſem angeblichen Latein des fünften Jahrhunderts folgende Schilderung:[1]) „Die lateiniſche Sprache,

[1]) J. K. Huysmans, A rebours. 4ème mille. Paris, 1892. S. 49.

nunmehr vollkommen verfault, hing herab (!), verlor ihre Gliedmaßen, troff von ihrem Eiter und bewahrte in der ganzen Verjauchung ihres Leibes kaum einige feste Theile, welche die Christen loslösten, um sie in der Lake ihrer neuen Sprache zu beizen."

Dieses Schwelgen in Krankheits- und Ekel-Vorstellungen eines Gestörten mit Geschmack-Verderbniß ist ein Delirium und hat keinerlei Begründung in den sprachgeschichtlichen Thatsachen. Das Latein der späten Verfallszeit war roh und fehlerhaft in Folge der zunehmenden Sitten- und Geschmacks-Verwilderung der Leser, der Geistesenge und grammatikalischen Unbildung der Schriftsteller und des Eindringens barbarischer Bestandtheile in seinen Wortschatz, aber weit entfernt, „neue Abstufungen des Gefühls und Gedankens auszudrücken" und „von allen Paletten Farben zu nehmen", fällt es im Gegentheile durch seine Unbeholfenheit in der Wiedergabe der einfachsten Denkvorgänge und durch seine tiefe Verarmung auf. Unsere Sprache hat ja eine ähnliche Verfallszeit durchgemacht: nach dem dreißigjährigen Kriege waren selbst die besten Schriftsteller, ein Moscherosch, Zinkgref, Schupp mit ihren „langathmigen und verzwickten Perioden" und „ihrer ebenso verwickelten als steifen Haltung oft beinahe ganz unverständlich" [1]), die Grammatik zeigte die schlimmsten Unformen, den Wortschatz überwucherten fremde Eindringlinge, aber das Deutsch jener trostlosen Jahrzehnte war sicherlich nicht „decadent" im Sinne der Erklärungen, die Gautier, Baudelaire und Huys-

[1]) Heinrich Kurz, in seiner Einleitung zu Grimmelshausens Simplicianischen Schriften, Leipzig, 1863. Erster Theil, S. LI. Siehe auch seine Bemerkungen über Grimmelshausens Deutsch, S. XLV ff.

mans von dem Worte geben. Die Wahrheit iſt, daß dieſe Entarteten ihren eigenen Seelenzuſtand willkürlich den Schriftſtellern der römiſchen und byzantiniſchen Verfallszeit, einem Petronius, namentlich aber einem Commodianus von Gaza, Auſonius, Prudentius, Sidonius Apollinaris u. ſ. w. andichteten und nach ihrem Ebenbild oder aus ihren kranken Trieben heraus einen idealen „Menſchen der römiſchen Decadenz“ ſchufen, wie J. J. Rouſſeau den idealen Wilden und Chateaubriand den idealen Indianer erfanden und aus ihrer Einbildungskraft heraus in eine fabelhafte Vergangenheit oder räumliche Entfernung verſetzten. Bourget iſt ehrlicher, wenn er auf die ſchwindelhafte Anführung der lateiniſchen Verfalls-Schriftſteller verzichtet und die „Decadenz“, unabhängig von ſeinen parnaſſiſchen Meiſtern, ſo umſchreibt:[1]) „Man bezeichnet mit dieſem Worte den Zuſtand einer Geſellſchaft, die eine zu große Anzahl von Individuen hervorbringt, welche zu den Arbeiten des gewöhnlichen Lebens ungeeignet ſind. Eine Geſellſchaft muß einem Lebeweſen gleichgeſtellt werden. Wie ein ſolches iſt ſie ein Bund untergeordneter Weſen, die ſelbſt wieder einen Bund von Zellen darſtellen. Der Einzelmenſch iſt die Zelle der Geſellſchaft. Damit das ganze Lebeweſen ſich kräftig bethätige, müſſen die Weſen, aus denen es zuſammengeſetzt iſt, mit Kraft, aber mit einer ſich unterordnenden Kraft, ſich bethätigen. Und damit die untergeordneten Weſen ſelbſt ſich mit Kraft bethätigen, müſſen die Zellen, aus denen ſie zuſammengeſetzt ſind, ſich mit Kraft, aber mit einer ſich unterordnenden Kraft, bethätigen. Wenn die Kraft der Zellen unab-

[1]) Paul Bourget, a. a. O. S. 24.

hängig wird, hören die Weſen, die das ganze Lebeweſen bilden, ebenfalls auf, ihre Kraft der Geſammtkraft unterzuordnen, und die Anarchie, die dann eintritt, ſtellt die Decadenz der Geſammtheit dar."

Ganz richtig. Eine verfallende Geſellſchaft „bringt eine zu große Anzahl von Individuen hervor, welche zu den Arbeiten des gewöhnlichen Lebens ungeeignet ſind"; dieſe Individuen ſind eben die Entarteten; dieſe „hören auf, ihre Kraft der Geſammtkraft unterzuordnen", weil ſie ichſüchtig ſind und ihre verkümmerte Entwickelung nicht bis zu der Höhe gelangt iſt, auf welcher das Individuum ſeinen gemüthlichen und geiſtigen Anſchluß an die Geſammtheit erreicht, und ihre Ichſucht macht die Entarteten nothwendig zu Anarchiſten, das heißt zu Feinden aller Satzungen, die ſie nicht begreifen und denen ſie ſich nicht anzupaſſen vermögen. Ueberaus bezeichnend iſt, daß Bourget, der all dies einſieht, der erkennt, daß „decadent" gleichbedeutend iſt mit Unfähigkeit zu den regelmäßigen Thätigkeiten und zur Unterordnung unter die Geſellſchaftszwecke und daß die Folge der Decadenz Anarchie und Untergang der Geſammtheit iſt, trotzdem die Decadenten, namentlich Baudelaire, rechtfertigt und bewundert. Das iſt „das Bewußtſein im Böſen", von dem ſein Meiſter ſpricht.

Wir wollen uns nun den idealen Decadenten anſehen, den uns Huysmans in „A rebours" ſo liebevoll und eingehend zeichnet. Zuvor ein Wort über den Verfaſſer dieſes lehrreichen Buches. Huysmans, der klaſſiſche Typus des Hyſterikers ohne Eigenart, der das vorbeſtimmte Opfer jeder Suggeſtion iſt, begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn als fanatiſcher Nachahmer Zolas und gab in jenem erſten Abſchnitte ſeiner Entwickelung

Romane und Novellen von sich, in denen er (wie in „Marthe“) an Unflätigkeit sein Vorbild weit überbot. Dann wandte er sich mit jähem Gesinnungswechsel, der gleichfalls echt hysterisch ist, vom Naturalismus ab, überhäufte diese Richtung und Zola selbst mit den heftigsten Schmähungen und verlegte sich auf die Nachäffung der Diaboliker, insbesondere Baudelaires. Ein rother Faden verknüpft übrigens seine beiden sonst so schroff getrennten Manieren, nämlich seine Schlüpfrigkeit. Die ist sich gleich geblieben. Er ist als schmachtender „Decadent“ ganz so gemein unzüchtig, wie er als viehischer „Naturalist“ war.

„A rebours“ kann man kaum einen Roman nennen, wie Huysmans das Buch denn auch nicht als solchen bezeichnet. Es trägt keine Geschichte vor, es hat keine Handlung, sondern gibt sich als eine Art Schilderung oder Lebensbeschreibung eines Menschen, dessen Gewohnheiten, dessen Neigungen und Abneigungen, dessen Gedanken über alle möglichen Gegenstände, namentlich über Kunst und Schriftthum, uns mit großer Ausführlichkeit erzählt werden. Dieser Mensch heißt des Esseintes und ist der letzte Träger eines alten französischen Herzogstitels.

Der Herzog Jean des Esseintes ist körperlich ein Schwächling, bleichsüchtig, nervös, der Erbe aller Laster und Entartungen eines erschöpften Geschlechtes. „In den letzten zwei Jahrhunderten hatten die des Esseintes ihre Kinder unter einander verheiratet und in Ehen Blutsverwandter die letzten Ueberbleibsel ihrer Kraft aufgebraucht.“ „In ihrem Blute trat die Vorherrschaft der Lymphe auf.“ (Diese Anwendung wissenschaftlich klingender Fachausdrücke und Floskeln ist vielen entarteten Schriftstellern der Gegenwart und ihren Nachahmern eigenthümlich. Sie werfen mit derartigen Worten und Redens-

arten um ſich wie der „gebildete Hausknecht“ der Poſſe mit franzöſiſchen Brocken, haben aber von Wiſſenſchaft ebenſo wenig eine Ahnung wie dieſer von der franzöſiſchen Sprache.) Des Eſſeintes wurde von den Jeſuiten erzogen, verlor früh ſeine Eltern, vergeudete in albernen Gelagen, bei denen er ſich langweilte, einen großen Theil ſeines Vermögens, zog ſich aber bald aus der Geſellſchaft zurück, da ſie ihm unausſtehlich wurde. „Seine Verachtung der Menſchheit wuchs. Er begriff endlich, daß die Welt großentheils aus Schurken und Schwachköpfen beſteht. Er hatte nicht mehr die Hoffnung, bei Anderen dieſelbe Sehnſucht und denſelben Haß zu entdecken, nicht mehr die Hoffnung, ſich mit einem Geiſte zu paaren, der ſich, ebenſo wie der ſeinige, in einer emſigen Hinfälligkeit (!) gefallen hätte... Entnervt, verſtimmt, empört über das Nichtsſagende der ausgetauſchten und empfangenen Gedanken, wurde er wie die Leute, die überall ſchmerzhaft ſind; er kam ſo weit, daß er ſich beſtändig die Oberhaut aufſchürfte, daß er unter dem vaterländiſchen und geſellſchaftlichen Blech litt, das die Zeitungen jeden Tag auftiſchen... Er träumte eine kunſtvolle Thebaide, eine bequeme Einöde, eine unbewegliche und laue Arche, in die er ſich flüchten könne, fern von der unaufhörlichen Sintflut der menſchlichen Dummheit.“

Er verwirklicht dieſen Traum. Er verkauft ſeine Güter, erwirbt für die Trümmer ſeines Vermögens franzöſiſche Rente, die ihm 50 000 Franken jährlich abwirft, ſchafft ſich ein Haus an, das auf einem Hügel in einiger Entfernung von einem kleinen Dorfe allein ſteht, und richtet ſich da ganz nach ſeinem Geſchmacke ein.

„Das Künſtliche erſchien des Eſſeintes das auszeichnende

Merkmal des menſchlichen Genies. Die Zeit der Natur, ſagte er, iſt um. Sie hat durch die ekelhafte Einförmigkeit ihrer Landſchaften und Himmel die aufmerkſame Geduld der Verfeinerten endgiltig erſchöpft. Welche Plattheit eines in ſeine Berufsarbeit eingepferchten Fachſimpels, welche Engherzigkeit einer blos eine beſtimmte Waare führenden Krämerin, welches eintönige Ladengeſchäft von Wieſen und Bäumen, welche alltägliche Niederlage von Bergen und Meeren!" (S. 31.)

Er verbannt alſo alles Natürliche aus ſeinem Geſichtskreis und umgibt ſich mit Künſtlichkeit. Er ſchläft am Tage und verläßt erſt gegen Abend das Bett, um die Nacht über in ſeinem hell erleuchteten Erdgeſchoß zu ſitzen, zu leſen, zu träumen. Er geht nie aus dem Hauſe, ſondern bleibt in ſeinen vier Wänden. Er ſieht Niemand vor ſich, auch ein alter Diener und ſeine Frau, die ſeine Wirthſchaft führen, müſſen alle Arbeit thun, wenn er ſchläft, ſo daß ſie ihm nie vor die Augen kommen. Er erhält keine Briefe, keine Zeitung, erfährt nichts von der Außenwelt. Er hat niemals Eßluſt, wenn ſie aber einmal erwacht, „ſo tunkte er einen Braten, beſtrichen mit außerordentlicher Butter, in eine Taſſe Thee" (pfui Teufel!), „ein makelloſes Gemiſch von Si-a-Fayun, von Mo-yu-tann und von Chansky, gelbe Theearten, die mit ausnahmsweiſen Karavanen von China nach Rußland gekommen waren." (S. 61).

Sein Eßzimmer „glich einer Schiffskabine, mit einem kleinen Fenſter wie ein Ochſenauge." Es war in ein größeres Zimmer hineingebaut. Das Fenſter dieſes eigentlichen Zimmers war dem Schiffs-Ochſenauge gegenüber. Den Raum zwiſchen der Mauer und der Schiffswand füllte ein Aquarium, das Tageslicht mußte alſo, um zum Ochſenauge zu gelangen, das

durch eine Spiegelſcheibe geſchloſſene Fenſter und eine Waſſerſchichte durchdringen. „Manchmal, wenn des Eſſeintes zufällig ſchon Nachmittags wach und aufgeſtanden war, ſetzte er das Spiel der Leitungsröhren in Bewegung, die das Aquarium leerten und wieder mit reinem Waſſer füllten, und ließ Tropfen farbiger Eſſenzen hineingießen, um ſich auf dieſe Weiſe nach Belieben die grünen und lehmgelben, wolkigen und ſilbernen Töne zu bieten, welche die wirklichen Ströme je nach der Farbe des Himmels, der ſtärkern oder ſchwächern Sonnenglut, der mehr oder minder ausgeſprochenen Regendrohung, kurz je nach der Jahreszeit und dem Wetter haben. Er bildete ſich dann ein, er ſei im Zwiſchendeck einer Brigg, und betrachtete neugierig die wunderbaren, wie Uhrwerke aufgezogenen mechaniſchen Fiſche, die vor der Glasſcheibe des Ochſenauges vorüberſchwammen und in falſchen Gräſern hängen blieben, oder er athmete den Theerduft, den man in das Gemach einblies, und ſah ſich die an der Wand hängenden Farbendrucke an, welche, wie in den Schreibſtuben der Lloyds, Seedampfer der Valparaiſo und La-Plata-Linie darſtellten.“ (S. 27.)

Die mechaniſchen Fiſche ſind entſchiedeu bedeutender als die Blechlandſchaft Baudelaires. Aber dieſer Traum eines von den Geſchäften zurückgezogenen blödſinnig gewordenen Kurzwaarenhändlers iſt nicht der einzige Genuß des Herzogs des Eſſeintes, der „die Dummheit und Gemeinheit der Menſchen“ ſo tief verachtet, obwohl von allen ſeinen Bekannten wahrſcheinlich kein einziger auf eine ſolche Eſelei verfallen wäre wie dieſe mechaniſchen Fiſche mit Rädergetriebe. Wenn er ſich etwas beſonders Gutes anthun will, ſo dichtet und ſpielt er ſich eine Schmeck-Symphonie. Er hat ſich nämlich einen Kaſten bauen laſſen,

den eine große Anzahl Tönnchen mit verſchiedenen Schnäpſen füllen. Die Hähne aller Fäßchen können durch eine Vorrichtung, die ein Druck auf einen Knopf in Bewegung ſetzt, gleichzeitig geöffnet oder geſchloſſen werden und unter jedem Hahn ſteht ein winziger Becher, in welchen bei Aufdrehung des Hahns ein Tropfen fällt. Dieſen Schnapsſchrank nennt des Eſſeintes ſeine „Mund-Orgel.“ (Man beachte dieſe lächerliche Wichtigthuerei, um ſich aus allerlei Flaſchen etwas Likör zuſammenzugießen! Als ob dazu tiefſinnige mechaniſche Vorrichtungen nöthig wären!) „Die Orgel war dann offen. Die Regiſter mit der Aufſchrift ‚Flöte, Horn, himmliſche Stimme‘ waren aufgezogen, bereit, in Bewegung zu treten. Des Eſſeintes trank einen Tropfen hier, einen da, ſpielte ſich innere Symphonien und erreichte es, ſich in der Kehle ähnliche Empfindungen zu bereiten, wie die Muſik ſie ins Ohr gießt. Jeder Schnaps entſprach, behauptete er, mit ſeinem Geſchmack dem Klang eines Tonwerkzeuges; der herbe Curaçao z. B. der Klarinette, deren Geſang ſäuerlich und ſammtweich iſt; der Kümmel der Oboe, deren dröhnender Laut näſelt; Pfeffermünz und Aniſette der Flöte, zugleich gezuckert und gepfeffert, quiekend und ſanft; während, um das Orcheſter zu vervollſtändigen, der Kirſch wüthend die Trompete bläſt, Gin und Whisky mit ihrem ſchrillen Piſton- und Trombon-Gedröhne den Gaumen ausreißen, der Träber-Branntwein mit dem betäubenden Getöſe der Tuben blitzt, während die vom Chios-Raki und Maſtik auf die Mundhaut mit voller Fauſtgewalt gehauenen Donnerſchläge der Zymbeln und Pauken rollten.“ So ſpielt er „Streichquartette unter ſeiner Gaumenwölbung; alter Franzbranntwein, rauchig und fein, ſcharf und zart, ſtellte die erſte Geige dar; der kräftigere, ſchnarchendere, dumpfere Rum

war die Altgeige;“ der Vespetro das Violoncello, der Bitter der Kontrabaß; grüne Chartreuse war die Dur-, Benediktine die Moll-Tonart u. s. w. (S. 63.)

Des Esseintes hört nicht nur die Musik der Schnäpse, er schnüffelt auch die Farbe der Düfte. Wie er eine Mund-Orgel hat, so besitzt er eine Nasen-Gemäldegalerie, nämlich eine große Sammlung von Flaschen mit allen möglichen Riechstoffen. Wenn er an seinen Schmeck-Symphonien keine Freude mehr hat, spielt er sich ein Riech-Tonstück vor. „Er saß vor seinem Tische in seinem Kabinet. . . Ein leichtes Fieber schüttelte ihn, er war zur Arbeit bereit; . . . mit seinen Sprühfläschchen sprengte er eine Essenz aus Ambrosia, Lavendel und Riecherbsen; das gab das Bild einer Wiese; in diese Wiese führte er eine genaue Verschmelzung von Tuberosen, Orangen- und Mandelblüthen ein und sofort ersprossen künstliche Hollunderblüthen, während Linden sich fächelten und ihre bleichen Aushauchungen auf den Boden sinken ließen. . . In diese Dekoration, die in ihren großen Linien hingemalt war, . . . blies er einen leichten Regen von Menschen- und beinahe Katzen-Düften, die nach Unterröcken rochen und die gepuderte und geschminkte Frau ankündigten: Stephanotis, Ayapana, Opoponax, Zypern, Shampaka, Sarcanthus; darauf setzte er eine Ahnung Seringa, um diesem künstlichen Leben der Schminke eine natürliche Blüthe von schweißgebadetem Lächeln (!!) und von Freuden, die im vollen Sonnenbrand umhertollen, hinzuzufügen.“ (S. 156.)

Wir haben gesehen, wie sklavisch Huysmans in seinen Faseleien über den Thee, die Schnäpse und Düfte die parnassische Grundregel befolgt, Fachwörterbücher zu plündern. Er hat unverkennbar die Waarenverzeichnisse von Handlungsreisenden in

Parfümerie und Seife, in Thee und in Likören abſchreiben müſſen, um ſeine Preisliſten-Gelehrſamkeit zuſammenzukratzen.

Daß des Eſſeintes bei ſeiner Lebensweiſe krank wird, kann nicht Wunder nehmen. Sein Magen weiſt jede Nahrung zurück und gerade dies ermöglicht ihm den höchſten Triumph ſeiner Liebe zum Künſtlichen: er muß nämlich mit Pepton-Klysmen genährt werden, alſo in einer Weiſe, welche der natürlichen genau entgegengeſetzt iſt.

An vielen Einzelheiten muß ich vorbeigehen, weil ich nicht zu breit werden will; z. B. an einer endloſen Schilderung der Töne, die er aus den Farben heraushört (S. 20); an einer Beſchreibung von Orchideen, die er liebt, weil ſie ihn an blutige und eiternde Wunden, an Ausſatz, an Puſteln, an Geſchwüre u. dgl. erinnern (S. 119 ff.); an einer Darſtellung der Myſtik der Edelſteine und Halbedelſteine (S. 57 ff.) u. ſ. w. Wir wollen nur noch einige weitere Geſchmacks-Eigenthümlichkeiten des Muſterdecadenten kennen lernen.

„Das wilde Ueberſprudeln, das herbe, unſinnige Talent Goyas feſſelte ihn; aber die allgemeine Bewunderung, welche ſeine Werke erworben hatten, brachte ihn von dieſen etwas ab und ſeit Jahren hatte er darauf verzichtet, ſie einrahmen zu laſſen. . . Wie die ſchönſte Weiſe der Welt gemein und unerträglich wird, wenn das Publikum ſie trällert und die Drehorgeln ſich ihrer bemächtigen, ſo wird auch das Kunſtwerk, das den falſchen Künſtlern nicht gleichgiltig bleibt, das von den Thoren nicht beſtritten wird, das ſich nicht damit begnügt, die Begeiſterung einiger Weniger zu erwecken, gerade hierdurch für die Eingeweihten beſudelt, alltäglich, faſt abſtoßend.“ (S. 134.)

Der Hinweis auf die Drehorgel ist ein Kniff, um den unaufmerksamen Leser irre zu machen. Wenn eine schöne Weise unleidlich wird, so wie die Drehorgeln sie herunterleiern, so ist es, weil die Drehorgeln falsch, lärmend und ausdruckslos spielen, also das Wesen der Weise selbst verändern und ins Gemeine ziehen; das Kunstwerk aber bleibt durch die Bewunderung selbst des größten Einfaltspinsels an sich gänzlich unverändert und wer es um seiner Eigenschaften willen geliebt hat, der wird alle diese Eigenschaften voll und unberührt wiederfinden, auch nachdem die Blicke von Millionen gefühlloser Philister über das Kunstwerk hingekrochen sein werden. Die Wahrheit ist, daß der vor alberner Eitelkeit platzende Decadent hier unwillkürlich sein geheimstes Inneres verräth. Dieser Bursche hat thatsächlich nicht das leiseste Verständniß für Kunst und ist dem Schönen, wie allen äußeren Eindrücken, völlig unzugänglich; um zu wissen, ob ihm ein Kunstwerk gefällt oder nicht, betrachtet er nicht etwa das Kunstwerk; o nein; er wendet ihm den Rücken, studirt aber ängstlich die Mienen der Leute, die davor stehen; sind die Leute entzückt, so verachtet der Decadent das Werk; bleiben die Leute gleichgiltig oder scheinen sie gar geärgert, so bewundert er es voll Ueberzeugung. Der Dutzendmensch sucht immer dasselbe zu denken, zu fühlen, zu thun wie die Menge, der Decadent genau das Gegentheil; Beide holen also ihre Anschauungen und Gefühle nicht aus ihrem Innern, sondern lassen sie sich von der Menge vorschreiben. Beiden fehlt jede Eigenart und sie müssen fortwährend die Menge scharf im Auge behalten, um ihren Weg zu finden. Der Decadent ist also blos ein Dutzendmensch mit negativem Vorzeichen, der sich ganz ähnlich, nur entgegengesetzt,

nach der Menge richtet, es ſich aber viel ſaurer werden läßt als der Dutzendmenſch und ſich dabei fortwährend ärgert, während dieſer dabei vergnügt iſt. Man kann es in einen Satz zuſammenfaſſen: der decadente Snob iſt ein an Widerſpruchswahnſinn leidender, geſellſchaftfeindlicher Philiſter ohne jede Empfindung für das Kunſtwerk ſelbſt.

Des Eſſeintes lieſt auch manchmal zwiſchen ſeinen Schmeck- und Riech-Aufführungen. Das einzige, was ihm gefällt, ſind natürlich die Werke der äußerſten Parnaſſier und Symboliſten. Denn in ihnen findet er (S. 266) „den Todeskampf der alten Sprache, die, nachdem ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert muffiger geworden war, ſich ſchließlich auflöſte, um die Verflüſſigung der lateiniſchen Sprache zu erreichen, welche in den geheimnißvollen Begriffen und räthſelhaften Ausdrücken des heiligen Bonifacius und des h. Adhelm den Geiſt aufgab. Die Verweſung der franzöſiſchen Sprache war übrigens plötzlich eingetreten. In der lateiniſchen Sprache gab es einen langen Uebergang, einen Abſtand von vierhundert Jahren zwiſchen dem ſprenkeligen und prächtigen (!) Worte Claudians und Rutilius' und dem wildernden Worte des achten Jahrhunderts. In der franzöſiſchen Sprache gab es keine Friſt, keine Folge von Altern; der ſprenkelige und prächtige Stil der Brüder Goncourt und der wildernde Stil Verlaines und Mallarmés ſtoßen in Paris aneinander, ſie leben gleichzeitig, in demſelben Geſchichtsalter."

Wir kennen jetzt den Geſchmack eines Muſter-Decadenten nach allen Richtungen hin; wir wollen noch einen Blick auf ſeinen Charakter, ſeine Sittlichkeit, ſein Gefühl, ſeine politiſche Geſinnung werfen.

Er hat einen Freund d'Aigurande, der eines Tages auf den Gedanken kommt, sich zu verheiraten. „Gestützt auf die Thatsache, daß d'Aigurande gar kein Vermögen besaß und die Mitgift seiner Frau ungefähr Null war, bemerkte des Esseintes in diesem Heiratswunsche eine endlose Aussicht auf lächerliche Uebel.“ Er redete also (!) dem Freunde aus Leibeskräften zu, die Dummheit zu machen, und es trat ein, was unausbleiblich war: das junge Paar gerieth ins Elend, sein Haus war voll ewigen Zankes und Streites, das Leben wurde den Beiden unerträglich, er unterhielt sich draußen, sie „suchte unter den Auskunftsmitteln des Ehebruchs Vergessenheit für ihr regnichtes, flaches Leben, sie lösten ihren Vertrag und beantragten gerichtliche Scheidung. ‚Mein Schlachtplan war richtig,‘ sagte des Esseintes sich dann und empfand die Genugthuung des Feldherrn, dessen weite Voraussicht sich auf dem Gelände bewährt.“

Ein andermal kommt ihm in der Rivolistraße ein etwa sechzehnjähriger, bleich und verschmitzt aussehender Bursche in den Weg, der eine schlechte Zigarette raucht und von ihm Feuer verlangt. Des Esseintes schenkt ihm eine duftige türkische Zigarette, fragt ihn aus und erfährt, daß er seine Mutter verloren hat, von seinem Vater geprügelt wird und bei einem Pappschachtel-Macher in der Arbeit ist. „Des Esseintes wurde nachdenklich. Komm trinken, sagte er. Er führte ihn in ein Café und ließ ihm heftige Pünsche vorsetzen. Das Kind trank wortlos. Sag mal, rief des Esseintes plötzlich, willst du dich heute unterhalten? Ich halte dich frei.“ Und er führt den Unglücklichen in ein Freudenhaus, wo seine Jugend und Verwirrung die Dirnen verwundert. Während der Knabe von

einem der Frauenzimmer weggeſchleppt wird, fragt die Wirthin des Eſſeintes, was ihm denn eingefallen ſei, dieſen Knaben zu ihr zu führen. Der Decadent antwortet (S. 95): „Ich ſuche einfach einen Mörder anzufertigen. Dieſer Burſche war bisher rein und hat das Alter erreicht, in welchem das Blut zu wallen beginnt. Er könnte den Mädchen ſeiner Nachbarſchaft nachlaufen und ſich zwar unterhalten, aber ehrlich bleiben. . . Indem ich ihn dagegen hierher führe, in einen Luxus, von dem er nie eine Ahnung gehabt hat und der ſich ihm unbedingt ins Gedächtniß graben wird, indem ich ihm dieſes Glück alle vierzehn Tage biete, wird er ſich an die Genüſſe gewöhnen, zu denen er nicht die Mittel beſitzt. Nehmen wir an, es wird drei Monate dauern, bis ſie ihm durchaus unentbehrlich geworden ſind; . . . nun denn: nach dieſen drei Monaten unterdrücke ich die kleine Rente, die ich dir jetzt für das gute Werk vorausbezahle, und dann wird er ſtehlen, um zu dir kommen zu können. . . Ich hoffe, er wird auch morden, wenn der Eigenthümer ungerufen erſcheint, während er deſſen Schrank erbricht. Dann wird mein Ziel erreicht ſein. Ich werde, ſo weit mein Vermögen es mir geſtattet, dazu beigetragen haben, einen Strolch zu ſchaffen, einen Feind mehr dieſer ſcheußlichen Geſellſchaft, die uns plündert.“ Und er verläßt den armen beſudelten Knaben an dieſem erſten Abend mit den Worten: „So, nun gehe. . . Thu den Anderen, was du nicht willſt, daß ſie dir thun, mit dieſem Grundſatz kommſt du weit. Gute Nacht. Beſonders aber ſei nicht undankbar, laß mich recht bald von dir hören, durch die Gerichtszeitungen.“

Er ſieht vor den Fenſtern ſeines Hauſes arme Dorfkinder ſich um ein mit Quarkkäſe belegtes Stückchen Schwarzbrod

balgen. Er ruft sofort seinen Diener, läßt ihn eine ähnliche Stulle bereiten und sagt ihm: „Werfen Sie diese Stulle den Kindern hin, die auf der Straße raufen. Die Schwächeren sollen zu Krüppeln geschlagen werden, sie sollen ihren Antheil nicht bekommen und außerdem von ihren Eltern windelweich gehauen werden, wenn sie mit zerrissenen Hosen und verschwollenen Augen heimkommen. Das wird ihnen eine Vorstellung von dem Leben geben, das ihrer harrt." (S. 226.)

Wenn er an die Gesellschaft denkt, so entringt sich seiner Brust dieser Schrei: „Ei, so brich doch zusammen, Gesellschaft, so stirb doch, alte Welt!" (S. 293.)

Damit die Leser nicht auf den Verlauf der Geschicke des Esseintes' neugierig bleiben, sei hinzugefügt, daß er in seiner Einsamkeit schwer nervenkrank wird und daß sein Arzt von ihm aufs Entschiedenste fordert, er solle nach Paris, ins Leben und zu den Menschen zurückkehren. Ein zweiter Roman von Huysmans, „Là bas", zeigt uns dann, was des Esseintes in Paris thut. Er schreibt eine Geschichte von Gilles de Rays, dem Massen-Lustmörder des fünfzehnten Jahrhunderts, auf den unverkennbar Moreau de Tours' Werk über die Geschlechts-Verirrungen die im Allgemeinen zwar tief unwissende, aber auf dem Sondergebiete der Erotomanie belesene Bande der Diaboliker aufmerksam gemacht hat, und dies gibt Huysmans Gelegenheit, mit Schweinebehagen im schauerlichsten Unrath zu wühlen und zu nüstern. In diesem Buch entwickelt er außerdem die mystische Seite des Decadententhums, er läßt des Esseintes fromm werden, aber zugleich mit einer hysterischen Frau zu einer „schwarzen Messe" gehen u. s. w. Mit diesem ebenso widerwärtigen wie albernen Buche mich zu beschäftigen

habe ich keine Urſache. Was ich wollte, das war, das Menſchen-ideal des Decadententhums zu zeigen.

Da haben wir ihn nun, den „Uebermenſchen“, den Baudelaire und ſeine Schüler träumen und dem ſie ähnlich zu werden ſuchen: körperlich krank und ſchwach, ſittlich ein abgefeimter Schurke, geiſtig ein namenloſer Idiot, der ſeine ganze Zeit damit zubringt, die Farben der Stoffe zur Austapezirung ſeines Zimmers kunſtvoll zu wählen, dem Schwimmen mechaniſcher Fiſche zuzuſehen, Düfte zu nüſſeln und Schnäpſe zu ſchleckern. Das Schlaueſte, worauf er verfällt, iſt, nachts zu wachen und am Tage zu ſchlafen und ſein Fleiſch in Thee zu ſtippen. Liebe und Freundſchaft ſind ihm unbekannt. Sein Kunſtſinn beſteht darin, daß er aufpaßt, wie ſich die Menſchen zu einem Werke ſtellen, um ſofort die entgegengeſetzte Haltung einzunehmen. Seine vollkommene Anpaſſungs-Unfähigkeit verräth ſich darin, daß jede Berührung mit Welt und Menſchen ihm Schmerzen bereitet. Die Schuld an ſeinem Unbehagen wälzt er natürlich auf die Menſchen über und ſchimpft wie ein Rohrſpatz auf ſie. Er nennt ſie alleſammt Schurken und Dummköpfe und ſtößt gräßliche anarchiſtiſche Verwünſchungen gegen ſie aus. Dieſer Tropf hält ſich den Anderen für weit überlegen und ſeiner unerhörten Dummheit kommt nur ſeine geſchwollene Selbſtvergötterung gleich. Er hat 50,000 Franken Rente und muß ſie auch haben, denn ein ſolcher Jammermenſch wäre nicht im Stande, der Geſellſchaft einen Zehrpfennig und der Natur ein Nährkörnchen abzugewinnen. Ein Schmarotzer der niedrigſten Rückbildungsſtufe, eine Art menſchlicher Sacculus,[1]) müßte er, wenn

[1]) Der Sacculus iſt ein Rankenfüßer, der als Schmarotzer am Darmkanal gewiſſer Kruſtenthiere lebt. Er ſtellt die tiefſte Rückbildung

er arm wäre, elend verhungern, ſofern ihn die Geſellſchaft in ihrer unangebrachten Güte nicht in einer Idiotenanſtalt mit dem Nöthigen verſorgen würde.

Hat Huysmans uns in ſeinem des Eſſeintes den Decadenten mit vorwiegender Verirrung aller Triebe, alſo den vollen Baudelairianer mit Widernatürlichkeit, äſthetiſchem Aberwitz und geſellſchaftfeindlichem Diabolismus, gezeigt, ſo verkörpert ein anderer Hauptvertreter des decadenten Schriftthums, Maurice Barrès, die reine Ichſucht des anpaſſungsunfähigen Entarteten. Er hat der „Pflege des Ichs" bisher eine Reihe von vier Romanen gewidmet und überdies die drei erſten von ihnen in einer Broſchüre erläutert, welche für dieſe Unterſuchung faſt werthvoller iſt als die Romane ſelbſt, da alle Sophismen, mit welchen das Bewußtſein die Zwangsantriebe des kranken Unbewußten nachträglich zu erklären und herauszulügen bemüht iſt, hier in bequemer Überſichtlichkeit zu einer Art von philoſophiſchem Syſtem geordnet auftreten.

Ueber Barrès nur wenige Worte. Er machte zuerſt dadurch von ſich reden, daß er in der Pariſer Preſſe ſeinen Freund, den algeriſchen Luſtmörder Chambige, einen folgerichtigen „Pfleger ſeines Ichs", vertheidigte. Dann wurde er boulangiſtiſcher Abgeordneter und ſpäter ſprach er Marie Baſchkirtſeff, eine früh

---

eines urſprünglich höher organiſirten Lebeweſens dar. Er hat alle ſeine differenzirten Organe verloren und bildet im Weſentlichen nur noch einen Schlauch (daher ſein Name: „Säckchen"), der ſich mit den Säften des Wirths füllt, welche der Schmarotzer mit Hilfe einiger Gefäße in ſich ſaugt, die er in deſſen Darmwand ſendet. Dieſem verkümmerten Weſen iſt ſo wenig von einem ſelbſtſtändigen Thiere geblieben, daß man es lange für einen krankhaften Auswuchs des Darmes ſeines Wirths hielt.

an Schwindsucht gestorbene Entartete mit moralischem Irrsinn, Ansätzen zu Größen- und Verfolgungswahn und krankhafter erotischer Schwärmerei, unter der Anrufung „Unsere liebe Frau vom Schlafwagen" heilig.[1]) Seine Romane „Unter dem Auge der Barbaren", „Ein freier Mann", „Der Garten der Berenice" und „Der Feind der Gesetze", sind nach der von Huysmans aufgestellten Kunstformel abgefaßt. Die Schilderung eines Menschen, seines Gedankenlebens und seiner eintönigen, kaum modulirten äußeren Schicksale gibt dem Verfasser den Vorwand, seine eigenen Meinungen über alle möglichen Dinge auszusprechen: über Lionardo da Vinci und Venedig,[2]) über ein französisches Provinzmuseum und mittelalterliche Kleinkunst,[3]) über Nero,[4]) Saint Simon, Fourier, Marx und Lassalle.[5]) Früher war es üblich, derartige Ausflüge auf alle möglichen Gebiete zu Zeitungs- oder Monatschrift-Artikeln zu verwenden und diese dann als Sammelband herauszugeben. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß das Publikum diesen gesammelten Aufsätzen keine besondere Theilnahme entgegenbringt, und so sind die Decadenten auf den schlauen Kniff verfallen, sie mittels eines kaum wahrnehmbaren Fadens von Erzählung zusammenzuheften und den Lesern als Roman aufzutischen. Auch die englischen Romandichter des vorigen Jahrhunderts, dann Stendhal, Jean

---

[1]) Maurice Barrès, Trois stations de psychothérapie. Paris, 1892. Zweite Station.

[2]) Maurice Barrès, Un homme libre. Troisième édition. Paris, 1892

[3]) Maurice Barrès, Le Jardin de Bérénice. Paris, 1891. S. 37 ff.

[4]) Le Jardin de Bérénice. S. 245 ff.

[5]) Maurice Barrès, L'Ennemi des lois. Paris, 1893. S. 63, 88, 170.

Paul und ſelbſt Goethe haben dieſes Einflechten perſönlicher Betrachtungen des Verfaſſers in den Gang der Geſchichte gekannt, aber bei ihnen (vielleicht blos mit Ausnahme von Jean Paul) waren dieſe Einſchiebſel dem Geſammt-Kunſtwerke doch noch untergeordnet. Erſt Huysmans und ſeiner Schule war es vorbehalten, ſie zur Hauptſache zu machen und den Roman aus einer epiſchen Proſadichtung in ein Zwitterding von Montaigneſchen „Eſſais", Schopenhauerſchen „Parerga und Paralipomena" und Tagebuch-Ergüſſen einer höheren Tochter umzuwandeln.

Barrès macht kein Hehl daraus, daß er in ſeinen Romanen ſein eigenes Weſen geſchildert hat und daß er ſich für einen typiſchen Vertreter einer Gattung hält. „Dieſe Bücher ſind", ſagt er[1]), „eine Auskunft über einen Typus von jungen Leuten, der bereits häufig iſt und, ich fühle es voraus, immer zahlreicher werden wird unter denen, die heute das Gymnaſium beſuchen. Sie werden ſpäter ... als Urkunden benutzt werden."

Wie iſt dieſer Typus beſchaffen? Die Antwort ſei in Barrès' eigenen Worten gegeben. Der Held der Romane iſt „ausſchließlich Schriftſteller, hochmüthig, verkünſtelt und entwaffnet" („Examen" S. 11); „ein blaſſer junger Bourgeois, heißhungrig nach allen Genüſſen" (S. 26); „angewidert von der Berührung der Menſchen" (S. 34); er fühlt ſich „in einer übeln Lage inmitten der Weltordnung" und „ſchwach angeſichts des Lebens" (S. 45). Kann man ſich eine vollkommenere Umſchreibung des anpaſſungsunfähigen, zum Kampf ums Daſein ſchlecht ausgerüſteten und darum Welt und Menſchen haſſenden

[1]) M. Barrès, Examen de trois idéologies. Paris, 1892. S. 14.

und fürchtenden, dabei aber von krankhaften Begierden erregten Entarteten denken?

Dieſer hinfällige Jammermenſch, den die Willensſchwäche ſeines unvollkommenen Gehirns und der beſtändige Tumult ſeiner ungeſunden Organe nothwendig zu einem Ichſüchtigen machen, erhebt ſein Gebrechen zu einem Syſtem und verkündet es ſtolz. „Halten wir uns an das einzig Wirkliche, an unſer Ich.“ (S. 18). „Es gibt nur eins, was wir kennen und was wirklich vorhanden iſt. . . Dieſe einzige greifbare Wirklichkeit iſt das Ich und das Weltall iſt nur ein Wandgemälde, das es ſchön oder häßlich geſtaltet. Halten wir uns alſo an unſer Ich, ſchützen wir es gegen die Fremden, gegen die Barbaren.“ (S. 45.)

Was verſteht er unter Barbaren? Das ſind „die Weſen, die vom Leben einen Traum beſitzen, welcher dem entgegengeſetzt iſt, den das Ich ſich davon zurechtlegte. Wären ſie übrigens feingebildet, ſie ſind für das Ich Fremde und Gegner. . . Der junge Mann, den das Leben zwingt, mit Weſen umzugehen, die nicht aus ſeiner ſeeliſchen Heimat ſind, fühlt eine Verletzung. Ah! was liegt an der Beſchaffenheit einer Seele, die einer Empfindlichkeit widerſpricht! Dieſe Fremden, welche die Entwickelung irgend eines zarten, zögernden, ſich ſelbſt ſuchenden Ichs hindern oder ablenken, dieſe Barbaren, durch die ein beeinflußter junger Mann ſein Schickſal verfehlen und ſeine Lebensfreude nicht finden wird, ich haſſe ſie.“ (S. 23, 24.) „Soldaten, Richter, Sittenlehrer, Erzieher“, das ſind die Barbaren, welche dem „Ich“ hemmend entgegentreten. (S. 43.) Kurz geſagt, das Ich, das ſich in der geſellſchaftlichen Ordnung nicht zurechtfinden kann, betrachtet alle Träger und Vertheidiger

dieſer Ordnung als ſeine Feinde. Was es möchte, das iſt, „ſich ohne Widerſtand den Kräften ſeines Triebes hinzugeben“ (S. 25), „aufrichtig und ſeinen Trieben angemeſſen zu ſein.“ (S. 47.) Dieſer Gedanke der Befreiung des Triebes, der Leidenſchaft, des Unbewußten, von der Ueberwachung der Vernunft, des Urtheils, des Bewußtſeins kehrt in den Romanen hundertfach wieder. „Der Geſchmack ſoll den Platz der Sittlichkeit einnehmen.“ („L'ennemi des lois“, S. 3.) „Ein Mann, und ein freier Mann, möchte ich mein Geſchick erfüllen, meinen innern Antrieb achten und begünſtigen und mir von nichts Aeußerem einen Rath geben laſſen.“ (S. 22.) „Nach der Schnur gezogene Geſellſchaft! Du bieteſt Jedem die Sklaverei, der ſich nicht dem anbequemt, was die Mehrheit als ſchön und gut bezeichnet hat. Wie viel Verbrechen begeht man gegen das Individuum im Namen der Menſchheit wie einſt im Namen Gottes und des Gemeinweſens!“ (S. 200.) „Man darf den Neigungen des Menſchen keinen Zwang anthun, ſondern muß die geſellſchaftliche Form ihnen anpaſſen.“ (S. 97. Daß es viel einfacher wäre, die Neigungen des einen Menſchen der für Millionen Menſchen maßgebenden geſellſchaftlichen Form anzupaſſen, fällt dem Philoſophen gar nicht ein.)

Es iſt nur folgerichtig, daß Barrès ſeinen „Pfleger des Ichs“, nachdem er uns in den drei erſten Romanen oder „Ideologien“ ſeine Entwickelung gezeigt hat, Anarchiſt werden läßt und zum „Feinde der Geſetze“ macht. Er fühlt aber ſelbſt, daß man ihm mit Recht entgegenhalten werde, die Geſellſchaft könne ohne irgend ein Geſetz, irgend eine Ordnung nicht beſtehen, und ſucht dieſem Einwande mit der Ausrede zu begegnen, daß Jeder ſich ſelbſt richtig leite, daß der Trieb gut

und unfehlbar sei, daß er „aus der langen Lehrzeit unserer Gattung unter Gesetzbüchern und Glaubenslehren seinen Nutzen gezogen habe". Er gibt also zu, daß „Glaubenslehren und Gesetzbücher" ihren Nutzen und ihre Nothwendigkeit haben, aber nur in einem frühen Abschnitte der Menschengeschichte. Als die Triebe noch wild, schlecht und unvernünftig waren, brauchten sie die Unterweisung des zügelnden Gesetzes. Jetzt aber sind sie so vollkommen, daß sie dieses Führers und Meisters nicht mehr bedürfen. Es gibt ja aber noch Verbrecher? Was fängt man mit diesen an? Diese „liebt und küßt man so lange, bis sie gut werden". Ich wünschte nur, daß Barrès Gelegenheit hätte, seine Vertheidigungsmethode in einem nächtlichen Ueberfall gegen Raubmörder anzuwenden!

Sich von seinen Trieben leiten lassen heißt mit anderen Worten, das Unbewußte zum Herrscher über das Bewußtsein machen, die höchsten Hirnzentren den niederen unterordnen. Aller Fortschritt beruht aber darauf, daß die höchsten Zentren immer mehr die Gewalt über den Gesammtorganismus an sich nehmen, daß das Urtheil und der Wille immer strenger die Triebe und Leidenschaften bändigen und leiten, daß das Bewußtsein immer weiter ins Gebiet des Unbewußten dringt und sich immer neue Theile davon aneignet. Der Trieb drückt ein unmittelbar empfundenes Bedürfniß aus und seine Befriedigung gewährt unmittelbare Lust, gewiß. Aber dieses Bedürfniß ist oft das eines einzigen Organs und seine Befriedigung, obschon dem verlangenden Organ angenehm, mag dem Gesammtorganismus schädlich, ja tödtlich sein. Es gibt ferner gesellschaftfeindliche Triebe, deren Befriedigung zwar nicht dem Organismus selbst unmittelbar schädlich ist, aber sein Zusammenleben

mit der Gattung erschwert oder unmöglich macht, also seine Lebensbedingungen verschlechtert und ihm mittelbar den Untergang bereitet. Das Urtheil allein ist berufen, diesen Trieben die Vorstellung der Bedürfnisse des Gesammtorganismus und der Gattung entgegenzuhalten, und der Wille hat die Aufgabe, der vernünftigen Vorstellung den Sieg über den selbstmörderischen Trieb zu sichern. Das Urtheil kann irren, es ist das Arbeitsergebniß eines höher differenzirten heiklern Werkzeugs, das, wie jede feinere und verwickeltere Maschine, leichter in Unordnung kommt und versagt als ein einfacheres und gröberes Geräth; der Trieb, die ererbte, organisirte Gattungserfahrung, ist in der Regel sicherer und zuverlässiger. Das sei ohne Weiteres zugegeben. Aber was ist das Unglück, wenn das Urtheil einmal in einem Verbote irrt, welches es dem Trieb entgegensetzt? Dann wird in der Regel der Organismus nur um ein augenblickliches Lustgefühl gebracht, er erleidet also höchstens einen negativen Schaden, der Wille wird aber eine Anstrengung gemacht und sich durch seine Uebung gekräftigt haben, und das ist ein positiver Nutzen für den Organismus, der wohl fast immer jenen negativen Schaden mindestens aufwiegt.

Und dann ist bei allen diesen Betrachtungen die vollkommene Gesundheit des Organismus vorausgesetzt, denn nur in dieser arbeiten sowohl das Unbewußte wie das Bewußtsein normal. Wir haben aber oben gesehen, daß auch das Unbewußte der Krankheit unterworfen ist; es kann dumm, stumpf und verrückt sein wie das Bewußtsein; dann hört es vollständig auf, zuverlässig zu sein; dann sind die Triebe als Führer so werthlos wie Blinde oder Betrunkene; dann muß der Organismus, wenn er sich ihnen überläßt, in Verderben und Tod taumeln; das

einzige, was ihn dann manchmal retten kann, iſt die beſtändige, ängſtliche, angeſpannte Wachſamkeit des Urtheils und da dieſes mit ſeinen eigenen Mitteln ſich niemals gegen ein großes Heer empörter, tobender Triebe behaupten kann, ſo muß es ſich Verſtärkung bei dem Urtheil der Gattung, das heißt bei irgend einem Geſetz, bei irgend einer anerkannten Sittlichkeit holen.

Das iſt die aberwitzige Verirrung der „Pfleger des Ichs": in denſelben Fehler fallend wie die ſeichten Pſychologen des achtzehnten Jahrhunderts, die nur die Vernunft anerkannten, ſehen ſie blos einen Theil des menſchlichen Geiſteslebens, ſein Unbewußtes; ſie wollen ihr Geſetz nur vom Triebe empfangen, überſehen aber ganz, daß der Trieb entarten, erkranken, ſich erſchöpfen kann und dann als Geſetzgeber ſo unbrauchbar wird wie ein Tobſüchtiger oder ein Idiot.

Barrès widerſpricht übrigens ſeinen eigenen Theorien auf Schritt und Tritt. Während er zu glauben vorgibt, daß die Triebe immer gut ſind, ſchildert er in den Ausdrücken zärtlichſter Bewunderung manche ſeiner Heldinen als wahre ſittliche Ungeheuer. Die „kleine Prinzeſſin" im „Feinde der Geſetze" iſt ein weiblicher des Eſſeintes; ſie rühmt ſich, daß ſie als Kind „die Geißel des Hauſes war" (S. 146). Ihre Eltern „betrachtete ſie als ihre Feinde" (S. 149). Die Kinder „liebt ſie weniger als die Hunde" (S. 284). Daß ſie ſich jedem Manne, der ihr in die Augen ſticht, ſofort hingibt, iſt ſelbſtverſtändlich, denn wozu wäre ſie ſonſt eine „Pflegerin des Ichs" und eine Bekennerin des Geſetzes der Triebe? So ſehen die guten Menſchen von Barrès aus, die kein Geſetz mehr brauchen, weil ſie „aus der langen Lehrzeit unſerer Gattung ihren Nutzen gezogen haben".

Noch einige Züge, um das geiſtige Bild dieſes Decadenten zu vervollſtändigen. Er läßt ſeine „kleine Prinzeſſin“ erzählen: „Als ich zwölf Jahre alt war, liebte ich es, wenn ich allein war, meine Schuhe und Strümpfe auszuziehen und die nackten Füße in warmen Koth zu ſtecken. So verbrachte ich Stunden und das gab mir Luſtſchauer über den ganzen Körper.“ Barrès gleicht ſeiner Heldin. Er empfindet „Luſtſchauer über den ganzen Körper“, wenn er „im warmen Kothe ſteckt“.

„Es gibt keine Einzelheit der Lebensgeſchichte von Berenice,“ fängt er das dritte Kapitel des „Gartens der Berenice“ an, „die nicht anſtößig wäre; ich bewahre aber von ihr ſehr feine Empfindungen.“ Dieſe Berenice war eine Tänzerin im Pariſer Edentheater, die als kleines Mädchen von ihrer Mutter und ältern Schweſter an alte Verbrecher verkauft und erſt ſpäter von einem Liebhaber aus der Proſtitution erlöſt wurde, die ſchon ihr Kindesalter geſchändet hatte. Ihr Liebhaber ſtirbt und hinterläßt ihr ein anſehnliches Vermögen. Der Held des Romans, der ſie als Kind der Goſſe gekannt hat, begegnet der Kebswittib in Arles, wo er als boulangiſtiſcher Bewerber um einen Abgeordneten-Sitz auftritt, und knüpft die alte Beziehung zu ihr wieder an. Was ihn am Meiſten in dem Verhältniß entzückt und ſeine Luſt aufs Höchſte ſteigert, das iſt die Vorſtellung, wie ſehr ſie ihren verſtorbenen Freund geliebt und mit welcher Hingebung ſie in ſeinen Armen geruht habe. „Meine Berenice,“ heißt es S. 138, „bewahrt auf ihren bleichen Lippen und an ihren glänzenden Zähnen noch den Geſchmack der Küſſe des Herrn de Tranſe“ (ſo heißt der Liebhaber und Erblaſſer). „. . . Der junge Mann, der nicht mehr iſt, hat ihr an Leidenſchaft ſo viel hinterlaſſen, wie ein Frauenherz in ſich faſſen

kann.“ Das Gefühl, das Barrès mit einem Schwulſt hochtrabender Redensarten herauszuputzen ſucht, iſt einfach der wohlbekannte Reiz, den greiſe Sünder bei dem Anblick der Liebesthaten Anderer empfinden. Jeder Kenner des Pariſer Lebens weiß, was man an der Seine einen „voyeur“ oder „Zugucker“ nennt. Barrès enthüllt ſich hier als metaphyſiſcher voyeur. Dabei möchte er glauben machen, daß dieſe kleine Straßendirne, deren ſchmutzige Abenteuer er mit der Wärme der Liebe und dem Entzücken des Kunſtſinnigen vorträgt, eigentlich ein Sinnbild ſei, er will ſie nur als Symboliſt geſtaltet haben; „man ſieht ein junges Weib um einen jungen Mann. Iſt das nicht die Geſchichte einer Seele mit ihren beiden Beſtandtheilen, dem weiblichen und männlichen? Oder neben dem Ich, das ſich bewahrt, ſich kennen und geltend machen will, die Einbildungskraft, die Freude an der Sinnenluſt, das Behagen am Schweifen, das bei einem jungen und feinfühligen Weſen ſo lebhaft iſt?“[1]) Man darf wohl fragen, wo in den Einzelheiten der Lebensſchickſale von „Petite secousse“ („kleiner Ruck“), wie er ſein „Symbol“ nennt, der „Symbolismus“ bleibt?

Krankheit und Verweſung üben auf ihn die übliche Baudelaireſche Anziehung. „Als Berenice ein kleines Mädchen war“, heißt es im „Garten der Berenice“ (S. 72), „bedauerte ich in meiner Begierde, ſie zu lieben, ungemein, daß ſie nicht irgend ein leibliches Gebrechen hatte. . . Ein Makel in dem, was ich allem Andern vorziehe, . . . ſchmeichelt meiner theuerſten Geiſteseigenthümlichkeit.“ Und S. 282 wird ein Ingenieur ver-

[1]) Examen de trois idéologies. S. 36.

ſpottet, der „an die Stelle unſerer Sümpfe voll ſchöner Wechſelfieber irgend einen Karpfenteich ſetzen möchte."

Das Entartungs-Merkmal der Zoophilie oder übertriebenen Thierliebe iſt bei ihm ſtark ausgeprägt. Wenn er ſich beſonders erbauen will, ſo „läuft er, die ſchönen Augen der Seehunde anzuſehen und bei dem geheimnißvollen Bangen untröſtlich zu werden, das dieſe ſo ſanftherzigen Thiere, die Brüder der Hunde und unſere Brüder, in ihrem Becken bekunden." [1]) Der einzige Erzieher, den Barrès gelten läßt, iſt — der Hund. „Sie iſt nämlich ausgezeichnet, die Erziehung, die ein Hund gibt! . . . Unſere Gymnaſiaſten, überbürdet mit geiſtigen Erwerbungen, die ihnen bloße Begriffe bleiben und nicht Empfindungsweiſen werden, beſchwert mit Meinungen, die nicht der Richtung ihrer eigenen Anlage folgen, würden vom Hunde die ſchöne Freiheit, die Gabe, auf den Trieb ihres Ichs zu hören, wieder erlernen." [2]) Und man glaube nicht, daß Stellen wie dieſe Selbſtverhöhnung oder Verſpottung des Philiſters ſind, der ſich etwa unter die Leſer des Buches verirrt haben möchte. Nein. Die Rolle, welche zwei Hunde in dem Romane ſpielen, beweiſt, daß die angeführten Bemerkungen bitter ernſt gemeint ſind.

Wie jeder richtige Entartete, bewahrt er die ganze Nächſtenliebe und Bewunderung, die nicht von See- und anderen Hunden in Anſpruch genommen wird, Hyſteriſchen und Wahnſinnigen. Seiner Schwärmerei für die bedauernswerthe Baſchkirtſeff wurde ſchon gedacht. Unvergleichlich iſt ſeine Auffaſſung Ludwigs II. von Bayern. Der unglückliche König iſt ihm ein „Unbe-

[1]) Examen de trois idéologies. S. 46.
[2]) L'ennemi des lois, S. 285.

friedigter" („Der Feind der Geſetze", S. 201); er ſpricht von „ſeinem Fortgeriſſenſein außerhalb ſeiner angeborenen Umgebung, ſeiner heißen Begierde, ſeinen Traum greifbar zu machen, dem Scheitern ſeiner Einbildungskraft in der Unbeholfenheit der Ausführung" (S. 203); „Ludwig II. iſt eine gänzlich vollendete Sittlichkeits-Lehraufgabe" (S. 210); „wie hätte er dulden ſollen, daß ein fremder Wille in ſein Leben eingreife, dieſer Bruder Parſifals, dieſer Reine, dieſer Schlichte, der allen menſchlichen Geſetzen die Regungen ſeines Herzens entgegenſetzte! Und es ſcheint ſehr, daß die Ertränkung des Doktors Gudden die Rache war, welche er an einem Barbaren nahm, der ihm ſeine Lebensregel aufnöthigen wollte" (S. 225). Mit ſolchen Redensarten kennzeichnet Barrès einen Geſtörten, deſſen Geiſt vollſtändig umnachtet und der jahrelang nicht eines einzigen vernünftigen Gedankens fähig war! Dieſes ſchamloſe Wegwenden des Kopfes von einer Thatſache, die ihn rechts und links ohrfeigt, dieſes Unvermögen, das Unſinnige im Geiſtesleben eines Kranken zu erkennen, der zu den tiefſten Stufen des Irrſinns hinabgeſunken war, dieſe Hartnäckigkeit, die verrückteſten Handlungen als wohlüberlegt, abſichtsvoll, philoſophiſch begründet und tiefſinnig auszulegen, wirft ein helles Licht auf den Geiſteszuſtand des Decadenten. Wie ſoll ein Menſch dieſer Art die krankhafte Zerrüttung ſeines eigenen Gehirns einſehen, wenn er nicht einmal wahrnimmt, daß Ludwig II. nicht eine „Sittlichkeits-Lehraufgabe", ſondern ein gewöhnlicher Geiſteskranker war, wie jede größere Irrenanſtalt deren Dutzende enthält?

Die Weltanſchauung und Sittenlehre der Barrèsſchen „Pfleger des Ichs" kennen wir nun. Jetzt nur noch ein Wort

über ihre praktiſche Lebensführung. Der Held des „Gartens der Berenice“, Philipp, iſt der vergnügte Wohngaſt von „petite secousse“ in dem Hauſe, das ihr letzter Liebhaber ihr hinterlaſſen hat; nach einiger Zeit hat er von ihrem „erziehlichen Einfluſſe“ genug, er verläßt ſie und gibt ihr beim Scheiden den dringenden Rath, ſeinen Wettbewerber um den Abgeordnetenſitz zu heiraten, was ſie auch thut. Der „Feind der Geſetze“, ein Anarchiſt André Maltère, der wegen eines Zeitungsartikels, in welchem er ein Dynamit-Verbrechen gutgeheißen hatte, zu mehrmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden war, iſt durch ſeine Straffache zu einer Tagesberühmtheit geworden; eine ſehr reiche, verwaiſte Erbin bietet ihm ihre Hand, die „kleine Prinzeſſin“ ihre Liebe. Er heiratet das reiche Mädchen, das er nicht liebt, und fährt fort, die „kleine Prinzeſſin“ zu lieben, die er nicht heiratet. Denn ſo erfordert es die „Pflege ſeines Ichs“: um ſeine äſthetiſchen Neigungen zu befriedigen und mit Wort und Schrift zu „wirken“, muß er Geld haben, und um ſeine Gemüthsbedürfniſſe zu ſtillen, muß er die „kleine Prinzeſſin“ haben. Nach einigen Monaten der Ehe findet er es unbequem, ſeine Liebe zur kleinen Prinzeſſin vor ſeiner Frau zu verheimlichen. Er läßt ſie alſo die Bedürfniſſe ſeines Herzens errathen. Die Frau ſteht auf der Höhe ſeiner Philoſophie. Sie iſt „verſtändnißvoll“. Sie geht ſelbſt zur „kleinen Prinzeſſin“, führt ſie dem edeln Anarchiſten zu und von da an lebt dieſer reich, geliebt, vergnügt und befriedigt zwiſchen der Erbin und der Geliebten, wie es ſich für eine höhere Natur ſchickt. Barrès glaubt da eine ſehr „ſeltene“ und „köſtliche“ („rare et exquis“) Menſchengeſtalt geſchaffen zu haben. Er irrt ſich. „Pfleger des Ichs“ von der Art des

Boulangiſten Philippe und des Anarchiſten André gibt es in allen Großſtädten zu Tauſenden. Nur kennt die Polizei ſie unter einem andern Namen. Sie nennt ſie Zuhälter. Und das Sittengeſetz des braven Anarchiſten iſt längſt das der Pariſer vergoldeten Dirnen, die von jeher den „Liebhaber fürs Herz“, „l'amant de cœur“, neben „dem Andern“ — oder „den Anderen“ — unterhalten haben.

Das Decadententhum iſt nicht auf Frankreich beſchränkt geblieben. Es hat auch in England Schule gemacht. Von einem der früheſten und ſklaviſchſten Nachahmer Baudelaires, Swinburne, war ſchon im vorigen Buche die Rede. Seinen Platz mußte ich ihm unter den Myſtikern anweiſen, denn das Entartungsſtigma des Myſtizismus herrſcht in ſeinen Werken vor. Er hat ja freilich ſo vielen Vorbildern die Schleppe nachgetragen, daß man ihn zum Hausgeſinde einer ganzen Reihe von Herren zählen muß, ſchließlich wird man ihn aber doch dort einordnen, wo er am längſten gedient hat, und das war bei den Präraphaeliten. Baudelaire hat er hauptſächlich den Diabolismus und Sadismus abgeguckt, die Unzucht wider die Natur und die Luſt an Qual, Krankheit und Verbrechen. Die Ichſucht des Decadententhums, ſeine Vorliebe für das Künſtliche, ſeine Abneigung gegen die Natur, gegen jede Form der Thätigkeit und Bewegung, ſeine größenwahnſinnige Verachtung der Menſchen und ſeine Ueberſchätzung der Kunſt haben ihre engliſchen Vertreter in den „Aeſtheten“ gefunden, deren Führer Oskar Wilde iſt.

Wilde hat mehr durch ſeine perſönlichen Abſonderlichkeiten gewirkt als durch ſeine Werke. Wie Barbey d'Aurévilly, deſſen roſaſeidenen Hüte und Halsbinden mit Goldſpitzen bekannt ſind,

wie deſſen Jünger Péladan, der in Spitzenjabot und Atlaswams einhergeht, kleidet Wilde ſich in abſonderliche Trachten, die theils an die Moden des Mittelalters, theils an Rococoformen erinnern. Er gibt vor, den heutigen Kleiderſchnitt aufgegeben zu haben, weil er ſeinen Schönheitsſinn beleidigt, das iſt aber nur eine Ausrede, an die er vermuthlich ſelbſt nicht glaubt. Was ſein Thun wirklich beſtimmt, das iſt die hyſteriſche Gier, aufzufallen, die Welt mit ſich zu beſchäftigen, von ſich reden zu machen. Es wird verſichert, daß er in Pall Mall, der belebteſten Straße des Londoner Weſtends, in Wams und Kniehoſen, mit einem maleriſchen Barett auf dem Kopfe und einer Sonnenblume, gleichſam der Wappenblume der Aeſtheten, in der Hand am hellen Nachmittage ſpazieren gegangen ſei. Dieſe Anekdote wird in allen Lebensgeſchichten Wildes wiederholt und ich habe nicht geſehen, daß ihr irgendwo widerſprochen worden wäre. Iſt ein Spaziergang mit der Sonnenblume etwa auch vom Schönheitsdrange eingegeben?

Phraſendreſcher ſchwatzen einander die Faſelei nach, daß es ein Beweis vornehmer Unabhängigkeit ſei, wenn man ſeinem eigenen Geſchmacke folge, ohne ſich an die Kleiderordnung des Philiſterviehs zu kehren, und für ſeinen Anzug Farbe, Stoff und Schnitt wähle, die man als ſchön empfinde, auch wenn ſie von der herrſchenden Mode noch ſo weit abweichen. Auf dieſes Geſchwätz iſt zu erwidern, daß es zunächſt ein Anzeichen geſellſchaftfeindlicher Ichſucht iſt, wenn man ohne Noth, zur bloßen Befriedigung einer Eitelkeit oder eines durchaus nicht wichtigen und unſchwach zu zügelnden äſthetiſchen Triebes, die Mehrheit ärgert, was man immer thut, wenn man ſich durch Wort und That zu ihr in Widerſpruch ſetzt. Man muß ſich aus Rück-

ſicht auf die Nebenmenſchen viele Kundgebungen von Meinungen und Begierden verſagen; das dem Menſchen beizubringen iſt Zweck der Erziehung und wer es nicht gelernt hat, ſich einigen Zwang aufzuerlegen, um bei den Anderen nicht anzuſtoßen, den nennen die böſen Philiſter nicht einen Aeſtheten, ſondern einen Flegel.

Im Dienſte der Wahrheit und Erkenntniß kann es zur Pflicht werden, der Menge entgegenzutreten, aber der ernſte Menſch wird dieſe Pflicht immer als eine ſchmerzliche empfinden und an ihre Erfüllung niemals leichtfertig gehen, ſondern lang und ſtreng prüfen, ob wirklich ein hohes und unbedingten Gehorſam heiſchendes Gebot ihn nöthigt, der Mehrheit ſeiner Mitmenſchen unangenehm zu werden. Eine ſolche That iſt dem ſittlichen, geſund fühlenden Menſchen eine Art Blutzeugenſchaft für eine Ueberzeugung, deren Bethätigung ihm eine Lebensnothwendigkeit iſt; ſie iſt eine Form, und nicht einmal eine gelinde, der Selbſtaufopferung, denn ſie iſt ein Verzicht auf die Freude, die das Bewußtſein der Uebereinſtimmung mit den Nebenmenſchen gibt, und ſie erfordert die qualvolle Niederkämpfung der geſellſchaftfreundlichen Triebe, die zwar den ichſüchtigen Geſtörten fehlen, die aber im Normalmenſchen ſehr mächtig ſind.

Die Vorliebe für abſonderliche Kleidung iſt die krankhafte Verirrung eines Gattungstriebes. Die Herausſchmückung des Aeußern geht urſprünglich aus dem Drange hervor, von den Anderen — in erſter Linie dem entgegengeſetzten Geſchlechte — bewundert, von ihnen als beſonders wohlgebaut, ſchön, jugendlich, oder reich und mächtig, oder durch Stellung und Verdienſt ausgezeichnet erkannt zu werden, ſie geſchieht alſo zum Zwecke, auf

die Anderen günstig zu wirken, sie ist eine Folge des Denkens an die Anderen, der Beschäftigung mit der Gattung. Wenn man sich nun, nicht in Folge eines Urtheilsfehlers, sondern mit Absicht so herausputzt, daß man die Anderen ärgert oder von ihnen ausgelacht wird, also Mißbilligung statt Wohlgefallens erregt, so geht dies gerade gegen den Zweck aller Kleiderkunst und beweist eine Perversion des Eitelkeits-Triebes.

Der vorgeschützte Schönheitssinn ist eine Ausrede des Bewußtseins für eine Tollheit des Unbewußten. Der Narr, der in Pall Mall eine Maskerade aufführt, sieht sich nicht, genießt also die schöne Erscheinung nicht, die ihm ein ästhetisches Bedürfniß sein soll. Es hätte einen Sinn, wenn er dahin streben würde, daß die Anderen sich nach seinem Geschmacke kleiden; denn sie sieht er, sie können ihn durch ihre häßliche Tracht ärgern und durch eine schöne erfreuen. Aber daß er die kleiderkünstlerische Neuerung an sich beginnt, bringt ihn seinem angeblichen Ziele ästhetischer Befriedigung nicht um ein Haar breit näher.

Es ist also nicht Unabhängigkeit des Charakters, wenn ein Wilde in „Aestheten-Tracht“ unter den ihn spöttisch oder geärgert anstarrenden Philistern umhergeht, sondern durch keinen höhern Zweck gerechtfertigte, rein gesellschaftfeindliche, ichsüchtige Rücksichtslosigkeit und hysterisches Verlangen, Aufsehen zu erregen; es ist auch nicht Schönheitsdrang, sondern böswillige Widerspruchslust.

Durch seine Bajazzo-Vermummung erlangte Wilde immerhin in der ganzen angelsächsischen Welt den Ruhm, den ihm seine Gedichte und Dramen nie erworben hätten. Mich mit diesen zu beschäftigen habe ich keinen Grund, denn sie sind schwächliche

Nachahmungen Rossettis und Swinburnes und von einer trostlosen Nichtigkeit. Dagegen verdienen seine Prosa-Aufsätze Beachtung, weil sie alle Züge aufweisen, welche im „Aestheten" den Artgenossen des Decadenten erkennen lassen.

Oscar Wilde verachtet die Natur wie seine französischen Lehrmeister. „Was sich thatsächlich ereignet, ist für die Kunst verdorben. Alle schlechten Gedichte gehen aus echten Gefühlen hervor. Natürlich sein heißt selbstverständlich sein und selbstverständlich sein heißt unkünstlerisch sein."[1])

Er ist ein „Pfleger des Ichs" und empfindet eine ergötzliche Entrüstung darüber, daß sich die Natur untersteht, gegen seine wichtige Person gleichgiltig zu sein. „Die Natur ist so gleichgiltig, so verständnißlos. So oft ich im Hydepark spazieren gehe, fühle ich immer, daß ich für sie nicht mehr bin als das Vieh, das am Wiesenhange graft." (S. 4.)

Er hat von sich und der Gattung die Meinung des Esseintes. „Ah! Sagen Sie nicht, daß Sie mit mir übereinstimmen. Wenn Leute mit mir übereinstimmen, so fühle ich immer, daß ich Unrecht haben muß." (S. 166.)

Sein Ideal des Lebens ist Thatlosigkeit. „Nur die Philister suchen eine Persönlichkeit nach der gemeinen Probe der Leistung abzuschätzen. Man suche, etwas zu sein, nicht etwas zu thun." (S. 49.) „Die Gesellschaft verzeiht oft dem Verbrecher, sie verzeiht nie dem Träumer. Die herrlich unfruchtbaren Gefühle, welche die Kunst in uns erregt, sind in ihren Augen hassenswerth. . . Die Leute kommen immer schamlos

[1]) Oscar Wilde, Intentions. Leipzig, Tauchnitz, 1891. S. 162. Die oben im Folgenden angeführten Seitenzahlen beziehen sich auf dieses Buch.

an einen heran und ſagen: ‚was thun Sie?‘ während: ‚was denken Sie?‘ die einzige Frage iſt, welche irgend ein einzelnes geſittetes Weſen einem andern ſollte zuflüſtern dürfen. . . Beſchaulichkeit . . . iſt die angemeſſene Beſchäftigung des Menſchen. . . Die Auserwählten ſind dazu da, nichts zu thun. Thätigkeit iſt begrenzt und bedingt. Unbegrenzt und unbedingt iſt das Sehen desjenigen, der bequem daſitzt und beobachtet, der in Einſamkeit wandelt und träumt.“ (S. 137.) „Das ſichere Mittel, vom Leben nichts zu wiſſen, iſt, ſich nützlich zu machen.“ (S. 144.) „Von Zeit zu Zeit erhebt die Welt ein Geſchrei gegen irgend einen reizvollen künſtleriſchen Dichter, weil er, um ihre abgedroſchene und dumme Phraſe zu gebrauchen, ‚nichts zu ſagen hat‘. Aber wenn er etwas zu ſagen hätte, ſo würde er es wahrſcheinlich ſagen und das Ergebniß wäre langweilig. Gerade weil er uns nichts Neues anzukündigen hat, kann er prächtige Arbeit leiſten.“

Er liebt Unſittlichkeit, Sünde und Verbrechen. In einem liebevollen lebensgeſchichtlichen Aufſatz über den Maſſenmörder, Zeichner, Maler und Schriftſteller Thomas Griffith Wainewright ſagt er: „Er war ein Fälſcher von ungewöhnlicher Fähigkeit und als feiner und verſchwiegener Giftmöder hat er faſt nicht ſeines Gleichen in dieſem oder irgend einem Zeitalter. Dieſer merkwürdige Mann, ſo machtvoll mit Feder, Pinſel und Gift“ u. ſ. w. (S. 49.) „Er ſuchte den Ausdruck ſeines Weſens durch die Feder oder durch Gift.“ (S. 49.) „Als ein Freund ihm die Ermordung von Helena Abercrombie vorwarf, zuckte er die Achſel und ſagte: Ja. Es war ſchrecklich, ſo etwas zu thun. Aber ſie hatte ſehr dicke Knöchel!“ (S. 72.) „Seine Verbrechen ſcheinen eine bedeutende Wirkung auf ſeine

Kunst gehabt zu haben. Sie gaben seinem Stil etwas stark Persönliches, eine Eigenschaft, die seinen ersten Arbeiten sicherlich fehlte." (S. 73.) „Es gibt keine Sünde, ausgenommen Dummheit." (S. 172.) „Ein Gedanke, der nicht gefährlich ist, ist überhaupt nicht werth, ein Gedanke zu sein." (S. 147.)

Er treibt nebenbei gelinde Farbenmystik. „Vorliebe für Grün ist bei Einzelnen immer ein Zeichen feiner, künstlerischer Anlage und bei Völkern soll sie Lockerung, ja Verfall der Sitten bedeuten." (S. 49.)

Doch den Mittelpunkt-Gedanken seiner gequält spöttischen, das Uzen des Philisters als Hauptziel verfolgenden, mühselig den Gegenpol des gesunden Menschenverstandes aufsuchenden Salbaderei bildet die Verhimmelung der Kunst. Wilde setzt das System der „Aestheten" folgendermaßen auseinander: „Ihre Lehren sind in Kurzem diese: die Kunst drückt nie etwas Anderes aus als sich selbst. Sie hat ein unabhängiges Leben wie der Gedanke und entwickelt sich ausschließlich nach ihren eigenen Zielen. . . Zweitens: alle schlechte Kunst kommt von der Rückkehr zu Leben und Natur und von deren Erhebung zum Ideal. Leben und Natur mögen manchmal als Theile des Rohstoffs der Kunst benutzbar sein, doch bevor sie für die Kunst irgendwie wirklich brauchbar sind, müssen sie in künstlerische Sinnbilder (conventions) übersetzt werden. Sowie die Kunst ihr Einbildungsmedium (?) aufgibt, gibt sie Alles auf. Als eine Methode ist Realismus ein vollständiger Mißerfolg und die beiden Dinge, die jeder Künstler vermeiden sollte, sind Modernität der Form und Modernität des Gegenstan-

des.[1]) Für uns, die wir im 19. Jahrhundert leben, ist jedes Jahrhundert ein geeigneter Kunstvorwurf, ausgenommen unser eigenes. Die einzigen schönen Dinge sind die, welche uns nichts angehen... Gerade weil Hecuba uns nichts ist, sind ihre Schmerzen ein so geeigneter Gegenstand für ein Trauerspiel.[2]) Die dritte Lehre

---

[1]) Schiller sagt auch:

„Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie."

(„An die Freunde".)

Er meint aber damit nicht, daß die Kunst von Wahrheit und Leben absehen soll, sondern daß sie in der Erscheinung das Wesentliche und darum Dauernde vom Zufälligen und darum Vergänglichen unterscheiden müsse.

[2]) Vergl. damit, Kant, Kritik der Urtheilskraft, herausgegeben und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Berlin, 1869, S. 65: „Alles Interesse verdirbt das Geschmacksurtheil und nimmt ihm seine Unparteilichkeit, vornehmlich, wenn es nicht, so wie das Interesse der Vernunft, die Zweckmäßigkeit vor dem Gefühle der Lust voranschickt, sondern sie auf diese gründet; welches Letztere allemal im ästhetischen Urtheil über etwas, sofern es vergnügt oder schmerzt, geschieht." Die heutige Psycho-Physiologie hat diese Anschauung Kants als irrig erkannt und nachgewiesen, daß „das Gefühl der Lust" an sich ursprünglich ein Gefühl organischer „Zweckmäßigkeit" ist und daß ein „Geschmacksurtheil" ohne „Interesse" (die Psycho-Physiologie gebraucht statt „Interesse" die Worte „organische Tendenz" oder „Neigung") überhaupt nicht vorkommt. Uebrigens sagt Wilde, dem es auf Widersprüche gegen seine flotten Behauptungen nicht ankommt, S. 153 der „Intentions" genau das Gegentheil von dem, was die oben angeführte Stelle enthält. „Ein Kritiker," heißt es dort, „kann nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes gerecht sein. Nur über Dinge, die einen nicht interesstren, kann man eine wirklich unbeeinflußte Meinung abgeben. Dies ist ohne Zweifel der Grund, weshalb eine unbeeinflußte Meinung immer vollständig werthlos ist. Der Mann, der beide Seiten einer Frage sieht, ist ein Mann, der schlechterdings gar nichts sieht." Also muß Hecuba dem Kritiker doch etwas sein, damit er sie überhaupt kritisiren könne?

iſt die, daß das Leben die Kunſt ſehr viel mehr nachahmt als die Kunſt das Leben. Dies iſt die Folge nicht blos des Nachahmungstriebes des Lebens, ſondern auch der Thatſache, daß es das bewußte Ziel des Lebens iſt, Ausdruck zu finden, und daß die Kunſt ihm gewiſſe ſchöne Formen bietet, durch welche es dieſes Beſtreben verwirklichen kann." (S. 43 ff.) Wohlgemerkt: mit dieſem dritten Punkte, dem Einfluß der Kunſt auf das Leben, meint Wilde nicht etwa die von mir längſt feſtgeſtellte[1]) Wechſelbeziehung zwiſchen dem Kunſtwerk und dem Publikum, die darin beſteht, daß jenes eine Suggeſtion übt und dieſes ſie erleidet, ſondern er will wirklich geſagt haben, daß die Natur — nicht die geſitteten Menſchen — ſich in die vom Künſtler gegebenen Formen hinein entwickelt. „Woher, wenn nicht von den Impreſſioniſten, bekommen wir die wunderbaren braunen Nebel, die durch unſere Straßen kriechen, die Gaslampen verſchmauchen, die Häuſer in ungeheuerliche Schatten verwandeln? Wem, wenn nicht ihnen und ihren Meiſtern, verdanken wir den herrlichen Silberduft, der über unſerem Strome brütet und geſchwungene Brücken und ſich wiegende Kähne in Erſcheinungen von verdämmernder Anmuth umbildet? Die außerordentliche Veränderung, welche im Klima von London während dieſer letzten zehn Jahre Platz gegriffen hat, iſt gänzlich dieſer beſondern Kunſtſchule zuzuſchreiben." (S. 33.) Wenn er blos feſtſtellen wollte, daß Nebel und Dunſt früher nicht als ſchön empfunden wurden und daß erſt ihre künſtleriſche Wiedergabe die Menge auf ſie aufmerkſam gemacht habe, ſo wäre ihm nicht zu widerſprechen, aber er hätte einen abgedroſchenen Gemein-

[1]) Siehe die Kapitel „Inhalt der poetiſchen Literatur" und „Zur Naturgeſchichte der Liebe" der „Paradoxe."

platz mit unangebrachter Wichtigthuerei vorgetragen. Er behauptet jedoch, daß die Maler das Klima geändert haben, daß es in London seit zehn Jahren Nebel gibt, weil die Impressionisten Nebel darstellen, und das ist eine solche Albernheit, daß man sie nicht zu widerlegen braucht. Es genügt, sie als Kunst-Mystizismus zu kennzeichnen. Endlich lehrt Wilde: „Das Aesthetische steht höher als das Sittliche. Es gehört einer geistigern Sphäre an. Die Schönheit eines Dinges wahrzunehmen ist der vornehmste Punkt, zu dem wir gelangen können. Selbst ein Farbensinn ist in der Entwickelung des Individuums wichtiger als der Sinn für Recht und Unrecht." (S. 173.)

Also: die Lehre der „Aestheten" behauptet mit den Parnassiern, daß das Kunstwerk Selbstzweck ist, mit den Diabolikern, daß es nicht sittlich zu sein braucht, ja besser unsittlich ist, mit den Decadenten, daß es Natürlichkeit und Wahrheit vermeiden und ihnen gerade entgegengesetzt sein soll, und mit allen diesen ichsüchtigen Entartungs-Schulen, daß die Kunst höher steht als jede andere menschliche Verrichtung.

Hier ist der Ort, das Unsinnige dieser Aufstellungen nachzuweisen. Natürlich wird es nur in gedrängtester Kürze geschehen können. Denn, wollte man das Verhältniß des Schönen zum Sittlichen und Naturwahren, den Zweckbegriff im Kunstschönen und den Rang der Kunst in den Geistesverrichtungen ausführlich behandeln, so müßte man einfach die ganze Wissenschaft der Aesthetik vortragen, deren einigermaßen erschöpfende Lehrbücher immer mehrere Bände stark sind, und dies kann hier nicht meine Absicht sein. Ich werde also nothgedrungen nur letzte Ergebnisse in eine Reihe von möglichst klaren und einleuchtenden Sätzen zusammenfassen, die der aufmerksame

Leſer in eigenem Nachdenken unſchwer wird entwickeln können.

Die Kunſtbonzen, welche den Selbſtzweck des Kunſtwerks verkünden, ſehen hochnäſig auf alle Leugner ihres Dogmas hinab und behaupten, daß die Ketzer, die dem Kunſtwerk einen Zweck irgendwelcher Art zuſchreiben, nur hartfellige Philiſter ſein können, die lediglich für Pökelfleiſch mit dicken Erbſen Verſtändniß haben, oder Börſenjobber, die immer blos nach dem Profitchen fragen, oder augenverdrehende Pfaffen, die berufsmäßig Tugend heucheln. Sie glauben ſich dabei auf Männer wie Kant, Leſſing u. ſ. w. ſtützen zu können, die ebenfalls der Anſicht waren, das Kunſtwerk habe nur eine einzige Aufgabe, die, ſchön zu ſein. Die großen Namen dieſer Gewährsmänner brauchen uns nicht einzuſchüchtern. Ihre Anſicht widerſteht der Kritik nicht, die ſeit hundert Jahren von einer großen Anzahl Philoſophen (ich nenne nur Fichte, Hegel und Viſcher) an ihr geübt wurde, und wie unzulänglich ſie übrigens iſt, geht z. B. ſchon daraus hervor, daß ſie für das Häßliche als Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung überhaupt keinen Platz hat.

Vergegenwärtigen wir uns, wie das Kunſtwerk und die Kunſt überhaupt entſteht.

Daß die bildende Kunſt urſprünglich aus der Nachahmung der Natur hervorgehe, iſt ein Gemeinplatz, dem man mit Recht vorwirft, daß er die Frage nicht tief genug faßt. Nachahmung iſt allerdings eine der erſten und allgemeinſten Gegenwirkungen des entwickelten Lebeweſens auf die Eindrücke, die es von der Außenwelt erhält. Dies iſt eine nothwendige Folge des Mechanismus der höhern Thätigkeit des Nervenſyſtems. Jeder zuſammengeſetzten Bewegung muß die Vorſtellung dieſer Bewegung vorangehen und umgekehrt kann eine Vorſtellung von

Bewegung nicht ausgearbeitet werden, ohne daß die entsprechende Bewegung von den Muskeln wenigstens leise und andeutungsweise ausgeführt wird. Darauf beruht ja u. A. das bekannte „Gedankenlesen". So oft also ein Wesen, dessen Nervensystem hoch genug entwickelt ist, um Wahrnehmungen zu Vorstellungen steigern zu können, von irgend einer Erscheinung, die gröbere Bewegung in sich schließt (Molekularbewegungen oder gar Aetherschwingungen werden nicht unmittelbar als Aenderung von Lagen im Raume erkannt), Kenntniß gewinnt, das heißt, sich eine Vorstellung macht, hat es auch die Neigung, die Vorstellung in ähnliche Bewegung zu verwandeln, also die Erscheinung nachzuahmen, natürlich sie in der Form nachzuahmen, die es mit seinen Mitteln verwirklichen kann. Wenn nicht jede Vorstellung sich zu wahrnehmbarer Bewegung verkörpert, so ist dies auf die Wirkung von Hemmungsvorrichtungen im Gehirn zurückzuführen, die nicht gestatten, daß jede Vorstellung ohne Weiteres die Muskeln in Thätigkeit setze. Im Zustande der Ermüdung lockert sich die Hemmung und es kommen in der That allerlei unbeabsichtigte Nachahmungen zum Vorschein, wie z. B. die symmetrischen Bewegungen, die darin bestehen, daß beispielsweise die linke Hand unwillkürlich und zwecklos Schreibe-Bewegungen der rechten mitmacht u. s. w. Es gibt auch eine seltsame, bisher hauptsächlich in Rußland und namentlich Sibirien beobachtete Nervenkrankheit, dort „Myriachit" genannt[1]), in der die Hemmung ganz in Unordnung geräth, so daß die Kranken

[1]) S. A. Tokarskis Aufsatz über „Myriachit" in der November-Nummer 1890 des Neurologischen Central-Blattes. Tokarski belehrt uns dort auch, daß man eigentlich nicht „Myriachit", sondern „Meriatschenja" schreiben sollte.

jede Handlung, die ſie ſehen, ſofort nachahmen müſſen, auch wenn ſie ihnen unangenehm oder ſchädlich iſt. Wenn Jemand z. B. vor ihren Augen fällt, ſo müſſen ſie ſich ſofort ebenfalls zu Boden werfen, ſelbſt wenn ſie eben mitten im Straßenkoth ſtehen.

Außerhalb des Zuſtandes der Krankheit und Ermüdung wird die Hemmung nur aufgehoben, wenn die Erregung, in die das Nervenſyſtem durch einen Eindruck verſetzt wird, ſtark genug iſt, um ſie zu überwinden. Iſt dieſer Eindruck ein unangenehmer oder gefahrdrohender, ſo ſind die Bewegungen, die er auslöſt, ſolche der Abwehr oder Flucht. Iſt er dagegen ein angenehmer oder zwar überraſchender, doch nicht beunruhigender, ſo iſt die Gegenwirkung des Organismus auf ihn Bewegung ohne objektiven Zweck, meiſtens nachahmende Bewegung. Dieſe tritt alſo beim geſunden Menſchen mit gut arbeitenden Hemmungsvorrichtungen im Nervenſyſtem nicht auf jede Erſcheinung ein, ſondern nur auf ſolche, die ihm ſtark auffallen, ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln, ihn beſchäftigen und erregen, kurz, ihm eine Emotion verurſachen. Die Nachahmungsthätigkeit — und die bildenden Künſte ſind in letzter Linie nichts Anderes als die zurückgelaſſenen Spuren nachahmender Bewegungen — hat ſomit einen unmittelbaren organiſchen Zweck: den, das Nervenſyſtem von einer Erregung zu befreien, in die es durch einen Anblick verſetzt wurde. Rührt die Erregung nicht vom Anblick einer äußern Erſcheinung, ſondern von einem innern, organiſchen Zuſtande (ſexueller Erethismus) oder von einer Vorſtellung abgezogener Natur (Siegesfreude, Trauer, Sehnſucht) her, ſo ſetzt ſie ſich zwar ebenfalls in Bewegungen um, doch ſind dieſe natürlich nicht nachahmende, da ſie keine Bewegungs-Vorſtellung

verwirklichen, sondern theils solche, die blos den Zweck haben, die mit Bewegungs-Antrieb vollgeladenen Nervenzentren zu entspannen, wie Tanz, Geschrei, Gesang und Musik, theils solche, welche die gedankenbildenden Zentren entladen, wie getragene Rede, lyrische und epische Dichtung. Wird die Kunstthätigkeit öfter geübt und durch Gewohnheit erleichtert, so bedarf es gar nicht mehr außerordentlich starker Emotionen, um sie anzuregen. So oft der Mensch dann durch solche äußere oder innere Eindrücke erregt wird, die kein Handeln (Kampf, Flucht, Anpassung) erfordern, sondern ihm als Stimmung zum Bewußtsein kommen, entlastet er sein Nervensystem von dieser Erregung durch Kunstthätigkeit irgend welcher Art, entweder durch die bildenden Künste oder durch Musik und Dichtkunst.

Nachahmung ist also nicht die Ursache der Künste, sondern eines der Mittel der Kunst; ihre wirkliche Ursache aber ist die Emotion. Die Kunstthätigkeit ist nicht Selbstzweck, sondern sie hat einen unmittelbaren Nutzen für den Künstler; sie befriedigt das Bedürfniß seines Organismus, seine Emotionen in Bewegung umzusetzen. Er schafft das Kunstwerk nicht um des Kunstwerkes willen, sondern um sein Nervensystem von einer Spannung zu befreien. Der zum Gemeinplatz gewordene Ausdruck ist psycho-physiologisch vollkommen zutreffend: der Künstler schreibt, malt, singt oder tanzt sich eine ihn belastende Vorstellung oder Empfindung von der Seele.

Zu diesem ersten Zwecke des Kunstwerks, dem subjektiven Zwecke der Selbstbefreiung des Künstlers, tritt ein zweiter, objektiver: der Zweck, auf Andere zu wirken. In Folge seines Gattungstriebes hat der Mensch (wie jedes andere in Gesellschaft lebende und auf sie theilweise angewiesene Thier) das Bestreben,

ſeine eigenen Emotionen den Artgenoſſen mitzutheilen, wie er auch ſelbſt die Emotionen der Artgenoſſen mitempfindet. Dieſer Drang, ſich in emotioneller Gemeinſchaft mit der Gattung zu wiſſen, iſt die Sympathie, dieſe organiſche Grundlage des Geſellſchaftsbaues.[1]) In der vorgeſchrittenen Geſittung, in welcher die urſprünglichen natürlichen Beweggründe der Handlungen theils verdunkelt, theils durch künſtliche erſetzt werden und die Handlungen ſelbſt einen andern als ihren eigentlichen theoretiſchen Zweck erhalten, iſt es dem Künſtler allerdings nicht mehr blos darum zu thun, ſeine Emotionen mit den Anderen zu theilen, ſondern er ſchafft ſein Kunſtwerk mit der Nebenabſicht, berühmt zu werden, ein Wunſch, der noch immer aus geſellſchaftfreundlichen Trieben hervorgeht, da er auf den Beifall der Artgenoſſen gerichtet iſt, oder ſogar nur, Geld zu verdienen, was nicht mehr ein geſellſchaftfreundlicher, ſondern ein rein ſelbſtſüchtiger Beweggrund iſt. Bei den zahlloſen Nachahmern, welche nicht aus urſprünglichem Drange die Kunſt üben, weil ſie ihnen die natürliche und nothwendige Ausdrucksweiſe ihrer Emotionen iſt, ſondern die künſtleriſch thätig ſind, weil ſie neidiſchen Auges die Erfolge ſehen, welche Andere mit der Kunſt erringen, wirkt überhaupt nur noch dieſer gemein ſelbſtſüchtige Beweggrund.

Sobald feſtſteht, daß die Kunſt nicht um ihrer ſelbſt willen geübt wird, ſondern einen doppelten, ſubjektiven und objektiven, Zweck hat, den der Befriedigung eines organiſchen Bedürfniſſes des Künſtlers und den der Wirkung auf die Artgenoſſen, finden

---

[1]) Edmund R. Clay, L'Alternative. Contribution à la psychologie. Traduit de l'anglais par A. Burdeau. Paris, 1886. S. 234: „Die Sympathie iſt eine Emotion, die in uns durch das erregt wird, was uns die Emotion oder Empfindung unſeres Nächſten zu ſein ſcheint."

auch auf sie die Grundsätze Anwendung, nach welchen jede andere denselben Zweck verfolgende menschliche Thätigkeit beurtheilt wird, nämlich die Grundsätze der Sittlichkeit und des Gesetzes.

Wir prüfen jeden organischen Drang darauf, ob er einem rechtmäßigen Bedürfnisse entspringt oder die Folge einer Verirrung ist, ob seine Befriedigung dem Organismus nutzt oder schadet; wir unterscheiden den gesunden vom krankhaften Trieb und fordern die Bekämpfung des krankhaften. Sucht der Drang seine Befriedigung in einer Thätigkeit, die auf Andere wirkt, so untersuchen wir, ob diese mit dem Bestand und Gedeihen der Gesellschaft vereinbar ist oder sie gefährdet. Die Thätigkeit, welche die Gesellschaft schädigt, verstößt gegen Brauch und Gesetz, die nichts Anderes sind als die Zusammenfassung der jeweiligen Anschauungen der Gesellschaft über das, was ihr nützt oder schadet.

Die Begriffe gesund und krank, sittlich und unsittlich, gesellschaftlich oder gesellschaftfeindlich, gelten somit für die Kunst wie für jede andere menschliche Thätigkeit und es läßt sich nicht der Schimmer eines vernünftigen Grundes anführen, weshalb wir ein Kunstwerk anders ansehen sollen wie jede andere Kundgebung einer Individualität.

Es ist sehr wohl denkbar, daß die Emotion, welcher der Künstler in seinem Werke Ausdruck gibt, aus einer krankhaften Verirrung hervorgeht, daß sie naturwidrig, wollüstig, grausam, auf Häßliches oder Ekelhaftes gerichtet ist; sollen wir dieses Werk nicht verurtheilen und, wenn uns dies möglich ist, unterdrücken? Wie will man seine Berechtigung vertheidigen? Etwa damit, daß der Künstler aufrichtig war, als er es schuf,

daß er das wiedergab, was wirklich in ihm lebte, und daß er deshalb die subjektive Berechtigung hatte, sich künstlerisch auszuleben? Es gibt eben Aufrichtigkeiten, die gänzlich unzulässig sind. Der Trunk- oder Zerstörungssüchtige ist auch aufrichtig, wenn er säuft oder Alles zerbricht, was in seinem Handbereiche liegt. Wir gestehen ihm aber nicht das Recht zu, seinen Drang zu befriedigen. Wir verhindern ihn gewaltsam daran. Wir entmündigen ihn, obschon er mit seinem Trinken und Verwüsten vielleicht nur sich selbst und sonst Niemand schädigt. Und noch viel entschiedener widersetzt sich die Gesellschaft der Befriedigung jener Begierden, die nicht ohne gewaltsame Einwirkung auf Andere gestillt werden können. Die neue Wissenschaft der Kriminal-Anthropologie gibt ohne Weiteres zu, daß die Lustmörder, gewisse Brandstifter, viele Diebe und Landstreicher unter einem Zwangsantriebe handeln; daß sie mit ihrem Verbrechen einen organischen Drang befriedigen; daß sie schänden, tödten, zünden, stehlen, faulenzen, wie ein Anderer sich zum Mittagstische setzt, einfach weil sie Hunger danach haben; aber sie fordert trotzdem, gerade deshalb, daß diesen Entarteten die Stillung ihrer sehr aufrichtigen Begierden mit allen Mitteln verwehrt werde, nöthigenfalls durch ihre vollständige Unterdrückung. Es fällt uns nicht ein, dem Verbrecher aus organischer Anlage zu gestatten, daß er seine Individualität in Verbrechen „auslebe“; und ebenso wenig kann uns zugemuthet werden, dem entarteten Künstler zu gestatten, daß er seine Individualität in unsittlichen Kunstwerken auslebe. Der Künstler, der das Verwerfliche, das Lasterhafte, das Verbrecherische mit Behagen darstellt, es billigt, es vielleicht gar verherrlicht, unterscheidet sich nicht im Wesen, sondern nur im Stärkegrade vom

Verbrecher, der es thatsächlich verübt. Es ist eine Frage der Dringlichkeit des Zwangsantriebes und der Widerstandskraft des Urtheils, vielleicht auch des Muthes und der Feigheit; nichts Anderes. Wenn das positive Gesetz den Verbrecher im Geiste nicht ebenso streng behandelt wie den Verbrecher in Handlungen, so ist dies darum, weil das Strafrecht die That, nicht die Absicht, die objektive Erscheinung, nicht ihre subjektiven Wurzeln verfolgt. Das Mittelalter kannte Zufluchtsstätten, wo Verbrecher wegen ihrer Missethaten nicht behelligt werden durften. Das neuere Recht hat diese Einrichtung aufgehoben. Soll nun etwa die Kunst das letzte Asyl sein, wohin Verbrecher sich flüchten, um der Strafe zu entgehen? Sollen sie die Triebe, deren Befriedigung auf der Straße der Schutzmann verhindert, im sogenannten „Tempel“ der Kunst stillen dürfen? Ich sehe nicht, wie man ein solches Vorrecht gesellschaftfeindlichster Natur vertheidigen will.

Ich bin weit entfernt, die Ansicht Ruskins zu theilen, daß man von einem Kunstwerk nur Sittlichkeit und sonst nichts verlangen dürfe. Die Sittlichkeit allein thut es nicht. Denn sonst wären Traktätlein das schönste Schriftthum und die bekannten, in München fabrikmäßig hergestellten, bunt gestrichenen Kirchenheiligen die vornehmste Bildhauerei. Die Vorzüglichkeit der Form behält in allen Künsten ihre Rechte und sie gibt der Schöpfung in erster Linie ihren Kunstwerth. Das Werk braucht also nicht sittlich zu sein. Es braucht, genauer gesagt, nicht ausdrücklich Tugend und Gottesfurcht zu predigen und zur Erbauung von Betschwestern bestimmt zu sein. Aber zwischen einem Werke ohne Heiligungszweck und einem gewollt unsittlichen Werke ist ein himmelweiter Unterschied. Ein sittlich

gleichgiltiges Werk wird nicht alle Geiſter gleich ſtark anziehen und gleich tief befriedigen, es wird aber Niemand abſtoßen und ärgern. Ein ausgeſprochen unſittliches Werk erregt im geſunden Menſchen dieſelben Empfindungen der Unluſt und des Abſcheus wie die unſittliche Handlung ſelbſt und die Form des Werkes kann daran nichts ändern. Gewiß, die Sittlichkeit allein macht ein Kunſtwerk nicht ſchön. Aber Schönheit iſt ohne Sittlichkeit unmöglich.

Und damit kommen wir zu dem zweiten Grunde, mit dem die Aeſtheten das Recht des Künſtlers auf Unſittlichkeit vertheidigen wollen. Das Kunſtwerk, ſagen ſie, hat nur ſchön zu ſein. Die Schönheit liegt in der Form. Der Inhalt iſt alſo gleichgiltig. Er mag Laſter und Verbrechen ſein. Er kann die Vorzüge der Form, wenn ſolche vorhanden ſind, nicht beeinträchtigen.

Solche Sätze kann nur der wagen, der auch nicht eine Ahnung von der Pſycho-Phyſiologie des äſthetiſchen Gefühls hat. Jeder, der ſich nur eine Sekunde lang mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt hat, weiß, daß man zwei Arten des Schönen unterſcheidet, das Sinnlich-Schöne und das Geiſtig-Schöne. Als ſinnlich-ſchön empfinden wir die Erſcheinungen, deren Wahrnehmung durch die Sinnes-Zentren mit Luſtgefühl begleitet iſt: eine beſtimmte Farbe, etwa reines Roth, oder einen Zuſammenklang, ja ſelbſt einen einzelnen Ton mit ſeinen nicht beſonders erfaßten, aber mitklingenden Obertönen. Die Unterſuchungen von Helmholtz[1]) und Blaſerna[2]) haben über die Gründe

---

[1]) Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen. 4. Aufl. Braunſchweig, 1877.

[2]) Pietro Blaſerna, Die Theorie des Schalls in Beziehung zur

des Luſtgefühls bei gewiſſen Ton-Wahrnehmungen, die von Brücke[1]) über den Mechanismus der Luſtgefühle bei Geſichts-Eindrücken Licht verbreitet. Es handelt ſich um das Erkennen beſtimmter einfacher Zahlenverhältniſſe in den Schwingungen des Stoffes oder des Aethers durch die Sinnesnerven. Von den Urſachen des Luſtgefühls beim Riechen und Taſten wiſſen wir weniger, doch ſcheint es ſich auch hier um ſtärkere und ſchwächere Eindrücke, alſo gleichfalls um Mengen, das heißt um Zahlen zu handeln. Der letzte Grund von allen dieſen Gefühlen iſt, daß gewiſſe Schwingungsformen mit dem Bau der Nerven übereinſtimmen, ihnen leicht werden und ſie in Ordnung laſſen, während andere die Lagerung ihrer Beſtandtheile ſtören, ſo daß es die Nerven eine, manchmal für ihren Beſtand oder doch ihre Thätigkeit gefährliche, Anſtrenguug koſtet, ſie wieder in die natürliche Ordnung zu bringen. Jene werden als Luſt, dieſe als Unluſt, ja als Schmerz empfunden. Von Sittlichkeit kann beim Sinnlich-Schönen nicht die Rede ſein, da es nur als Wahrnehmung vorhanden, nicht aber zur Vorſtellung geſteigert iſt.

Ueber dem Sinnlich-Schönen ſteht das Geiſtig-Schöne, das nicht mehr aus bloßen Wahrnehmungen, ſondern aus Vorſtellungen, aus Gedanken und Urtheilen und den ſie begleitenden, im Unbewußten ausgearbeiteten, Emotionen beſteht. Luſtgefühle muß auch das Geiſtig-Schöne erwecken, um eben als ſchön empfunden zu werden, und mit Luſtgefühlen, dies iſt

---

Muſik. Zehn Vorleſungen. Leipzig, Internationale wiſſenſchaftliche Bibliothek.

[1]) E. Brücke, Bruchſtücke aus der Theorie der bildenden Künſte. Leipzig, Intern. wiſſenſch. Bibl. (Der franzöſiſchen Ausgabe des Brückeſchen Werkes iſt auch das einſchlägige „L'optique et la peinture“ von Helmholtz beigefügt.)

oben auseinander gesetzt worden, sind im gesunden, vollentwickelten, auch mit Gesellschaftstrieb (Altruismus) ausgerüsteten Menschen nur solche Vorstellungen verbunden, deren Inhalt ein dem Leben und Gedeihen des Einzelwesens und der Gesellschaft oder Gattung förderlicher ist. Das aber, was Leben und Gedeihen des Individuums und der Art begünstigt, ist gerade das, was wir das Sittliche nennen. Daraus ergibt sich mit eiserner Nothwendigkeit, daß ein Werk, welches keine Lustgefühle erweckt, nicht schön sein kann und daß es keine Lustgefühle erwecken kann, wenn es nicht sittlich ist, und wir kommen zum letzten Schlusse, daß Sittlichkeit und Schönheit in ihrem innersten Wesen identisch sind. Man behauptet nichts Falsches, wenn man sagt, daß die Schönheit zuständliche Sittlichkeit und die Sittlichkeit Schönheit in Thätigkeit ist.

Dem widerspricht es nur scheinbar, daß auch das unbestreitbar Häßliche und Schlechte gefallen, also Lustgefühle erwecken kann. Der geistige Vorgang, den die Wahrnehmungen und Vorstellungen anregen, ist in diesem Falle nicht so einfach und unmittelbar wie angesichts des Schönen und Guten. Es müssen dann erst mitunter recht verwickelte Ideen-Assoziationen ausgelöst werden, um schließlich doch zu dem einen großen Ergebnisse zu führen: der Erweckung von Lustgefühlen. Die bekannte aristotelische Katharsis, Läuterung oder Reinigung, erklärt, wie das Trauerspiel, obschon es den Anblick von Leid und Untergang bietet, zuletzt doch angenehm wirkt. Die Darstellung von verschuldetem Unglück erweckt die Vorstellung der Gerechtigkeit, eine angenehme und sittliche Vorstellung, selbst die von unverschuldetem Mißgeschick noch Mitleid, das an sich ein Schmerzgefühl, aber in seiner Eigenschaft als Gattungstrieb

nützlich und darum nicht nur sittlich, sondern in letzter Linie auch angenehm ist. Wenn Valdes in seinem berühmten Bilde der Caridad von Sevilla einen geöffneten Sarg mit der von Würmern wimmelnden Leiche eines Erzbischofs in vollem Ornate zeigt, so ist dieser Anblick an sich zwar unleugbar widerwärtig. Er läßt aber sofort die Emotion erkennen, die der Maler ausdrucken wollte: sein Gefühl der Nichtigkeit aller irdischen Güter und Ehren, der Hinfälligkeit des Menschen gegenüber der Urgewalt der Natur; es ist dieselbe Emotion, die unser Holbein in seinem „Todtentanz", allerdings nicht so tief und leidenschaftlich wie der stark fühlende Spanier, sondern selbstverspottend und bitter verkörpert hat, dieselbe Emotion auch, die, etwas weniger düster und mehr schwermüthig verzichtend, aus Mozarts Requiem herausklingt. In den Gedanken, welcher die Unbedeutendheit des Einzellebens der Größe und Ewigkeit der Natur gegenüberstellt, mischt sich ein Element des Erhabenen, dessen Vorstellung, als auserlesene Thätigkeit der höchsten Hirnzentren, mit Lustgefühlen verbunden ist.

In den bildenden Künsten kommt noch ein Umstand in Betracht. Bei den Werken der Bildhauerei und Malerei ist eine weitgehende Scheidung von Form und Inhalt, von Sinnlichem und Sittlichem möglich. Ein Gemälde, eine Gruppe mag den unsittlichsten und verbrecherischsten Vorgang darstellen, die einzelnen Bestandtheile, die Luft, die Farben-Zusammenstimmungen, die Menschengestalten können darum an sich doch schön sein und der Kenner kann an ihnen Genuß haben, ohne bei dem Vorwurfe des Werkes zu verweilen. Die Stiche zu den „General-Pächter-Ausgaben" des vorigen Jahrhunderts, die marmornen und bronzenen Werke des pornographischen

Muſeums in Neapel ſind theilweiſe widerwärtig unſittlich, weil unzüchtig wider die Natur; ſie ſind aber an ſich vortrefflich gearbeitet und einer Betrachtungsweiſe zugänglich, die von ihrem Gedanken abſieht und nur ihre Formvollendung behält. Hier iſt alſo der Eindruck des Kunſtwerks aus Ekel an dem behandelten Stoff und Luſt an der Schönheit der einzelnen gemalten, gezeichneten oder geformten Leiber und ihrer Haltungen gemiſcht, das Luſtgefühl mag vorwiegen und das Werk trotz ſeiner Verworfenheit nicht abſtoßend, ſondern anziehend wirken. In der Natur iſt es nicht anders. Wenn das Schädliche und Furchtbare manchmal als ſchön empfunden wird, ſo iſt es, weil es gewiſſe Züge und Beſtandtheile enthält, die nicht zwingend auf den furchtbaren oder ſchädlichen Charakter des Ganzen hinweiſen, alſo für ſich äſthetiſch wirken können. Die Kreuzotter iſt ſchön um ihres metalliſchen Schimmers, der Tiger um ſeiner Stärke und Geſchmeidigkeit, die Fingerhut-Blüthe um ihrer anmuthigen Form und reichen Roſafarbe willen. Die Schädlichkeit der Schlange liegt eben nicht in ihren kupferrothen Rückenbändern, die Furchtbarkeit des Raubthieres nicht in ſeiner eleganten Erſcheinung, die Gefährlichkeit der Giftpflanze nicht in der Geſtalt und Färbung ihrer Blüthe. Das Sinnlich-Schöne überwiegt in dieſen Fällen das Sittlich-Abſtoßende, weil es unmittelbarer gegenwärtig iſt, und läßt im Geſammt-Eindruck die Luſtgefühle vorwalten. Der Anblick von Kraftentwickelung und Entſchloſſenheit iſt ebenfalls um der von ihm erweckten Vorſtellungen organiſcher Tüchtigkeit willen ein ſchöner. Wird man ihn aber noch als ſchön empfinden, wenn man etwa ſieht, wie ein Meuchelmörder ein heftig widerſtehendes Opfer überwältigt, zu Boden wirft und dann

abſchlachtet? Gewiß nicht, denn bei dieſem Bilde iſt es nicht mehr möglich, die an ſich ſchöne Kraftentwickelung von ihrem Zwecke zu trennen und ohne Rückſicht auf dieſen zu genießen.

Ebenſo iſt in der Dichtung dieſe Trennung von Form und Inhalt weit weniger möglich als in den bildenden Künſten. Das Wort an ſich, durch ſein Laut- oder Form-Bild, kann kaum ſinnlich-ſchön wirken, ſelbſt wenn es rhythmiſch geregelt und durch den Reim zum ausdrucksvollern Doppelklang verſtärkt auftritt. Es wirkt faſt nur durch ſeinen Inhalt, durch die Vorſtellungen, die es wachruft. Es iſt alſo kaum denkbar, daß man eine dichteriſche Darſtellung verbrecheriſcher oder laſterhafter Thatſachen hört oder lieſt, ohne bei jedem Worte die Vorſtellung ſeines Inhalts, nicht die ſeiner Form, das heißt doch wohl ſeines Klanges, gegenwärtig zu haben, der Eindruck kann alſo in dieſem Falle gar nicht mehr ein gemiſchter ſein wie beim Anblick der ſchön gemalten Darſtellung eines widerwärtigen Vorganges, ſondern nur noch ein ungemiſcht häßlicher. Die Bilder des Giulio Romano, zu denen Pietro Aretino ſeine „Sonetti lussuriosi“ ſchrieb, mögen von Liebhabern der weichlichen Malweiſe des Raphael-Schülers noch ſchön gefunden werden; die Sonette ſind nur mehr ekelhaft. Wer wird beim Leſen der Schriften des Marquis de Sade, des Andrea de Nercia, des Liſeux Luſtgefühle empfinden? Nur eine Menſchen-Gattung: die der Entarteten mit Verirrung der Triebe. Die Darſtellungen des Verbrechens und Laſters in Kunſt und Schriftthum haben ihr Publikum. Wir kennen es wohl. Es iſt das der Gefängniſſe. Die Verbrecher leſen neben öde empfindſamen Büchern nichts ſo gerne wie Geſchichten

von Unzucht und Gewaltthat[1]) und die Zeichnungen und Inſchriften, mit denen ſie die Wände ihrer Zellen bedecken, haben meiſt ihre Verbrechen zum Gegenſtande.[2]) Aber der geſunde Menſch fühlt ſich von Werken dieſer Art heftig abgeſtoßen und es iſt ihm unmöglich, von ihnen einen äſthetiſchen Eindruck zu empfangen, ihre Form möge noch ſo ſehr den bewährteſten Kunſtregeln entſprechen.

Noch in einem Falle kann ſelbſt das Häßlichſte und Laſterhafteſte in künſtleriſcher Darſtellung ſittlich-ſchön wirken: wenn es eine ſittliche Abſicht erkennen läßt, wenn es eine uns ſympathiſche Emotion des Urhebers verräth. Denn was wir, bewußt oder unbewußt, hinter jeder Kunſtſchöpfung wahrnehmen, das iſt das Weſen ihres Schöpfers und die Emotion, aus der ſie hervorgegangen iſt, und an unſerer Schätzung des Werkes hat unſere Sympathie oder Antipathie für die Emotion des Urhebers den ſtärkſten Antheil. Wenn Raffaelli entſetzlich verkommene Abſinth-Trinker in ſchäbigen Kneipen der Pariſer Vororte malt, ſo fühlen wir deutlich ſein tiefes Mitleid beim Anblick dieſer entwürdigten Menſchenweſen und dieſe Regung empfinden wir als eine ſittlich-ſchöne. Ebenſo ſind wir über die Sittlichkeit der Emotionen des Künſtlers keinen Augenblick im Zweifel, wenn wir die Callotſchen Bilder der Kriegsgreuel, die Zurbaranſchen blutigen und eiterſchwärigen Heiligen, die Höllenbreughelſchen Ungeſtalten ſehen oder den Mordauftritt

---

[1]) Henry Joly, Les lectures dans les prisons de la Seine. Lyon, 1891. S. auch Lombroſo, L'Uomo delinquente, Turin, 1884, S. 366 ff. und 387 ff.

[2]) Pitrè, Sui canti popolari italiani in carcere. Florenz, 1876. S. auch das Gruppenbild der drei Räuber von Ravenna, Lombroſo, a. a. O. Tafel XV, zu S. 396.

in Doſtoiewskis „Raskolnikow“ [1]) leſen. Jene Emotionen ſind ſchön. Ihre Mitempfindung gibt uns Luſtgefühl. Die Unluſt über die Widerwärtigkeit des Werkes kann gegen dieſes nicht aufkommen. Wenn das Werk aber verräth, daß ſein Urheber gegen das dargeſtellte Schlechte oder Häßliche gleichgiltig war, ja daß er Vorliebe dafür hatte, dann verſtärkt ſich der Widerwille, den das Werk erregt, um den ganzen Abſcheu, den uns die Verirrung der Triebe des Urhebers einflößt, und der Geſammt-Eindruck iſt der der ſchärfſten Unluſt. Dies trifft nur bei Jenen nicht zu, welche die Emotionen des Urhebers theilen, alſo mit ihm vom Ekelhaften, Kranken, Schlechten angezogen und angenehm erregt werden, und das ſind eben die Entarteten.

Die Aeſtheten behaupten, die Kunſtthätigkeit ſei die höchſte, deren der Menſchengeiſt fähig iſt, und müſſe in der Schätzung der Menſchen den erſten Platz einnehmen. Womit wollen ſie dieſe Behauptung gerade von ihrem Standpunkte aus begründen? Weshalb ſoll mir die Thätigkeit eines Burſchen, der mit Entzücken die Farben und Düfte eines verweſenden Aaſes ſchildert, hochſtehen und weshalb ſoll ich vor einem Maler, der mir die Lotterei einer Dirne zeigt, beſondere Achtung haben? Weil ihr Bischen Kunſttechnik ſchwierig iſt? Wenn das entſcheidend ſein ſoll, ſo müßten die Aeſtheten folgerichtig den Akrobaten höher ſtellen als den Künſtler ihrer Art, denn man lernt die Kunſt des Trapez-Virtuoſen ſehr viel ſchwerer als das Reimen oder Pinſeln, das die „Kunſt“ der Aeſtheten ausmacht. Soll es um der Luſtempfindungen willen ſein, welche die Künſtler

[1]) Raskolnikow. Roman von F. M. Doſtojewskij. Nach der vierten Auflage des ruſſiſchen Originals: „Prestuplenie i Nakazanie“ überſetzt von Wilhelm Henckel. Leipzig, 1882. 1. Band S. 122—128.

geben? Diejenigen, für welche die Aeſtheten ſich begeiſtern, bereiten vor Allem dem geſunden Menſchen kein Vergnügen, ſondern Ekel oder Langeweile. Aber geſetzt ſelbſt, man fände bei ihnen Senſationen. Da würde ſich zuerſt noch fragen, welcher Art dieſe ſind. Nicht jede Senſation, ſelbſt wenn wir ſie im Augenblick als angenehm empfinden, flößt uns Achtung vor dem ein, dem wir ſie verdanken. Am Kartentiſch, in der Kneipe, im Freudenhauſe verſchafft ſich eine niedrige Natur Senſationen, mit deren Stärke diejenigen, welche irgend ein Werk der Aeſtheten bieten mag, nicht entfernt wetteifern können. Aber ſelbſt der wüſteſte Schlemmer hat deshalb vor den Wirthen jener Stätten ſeiner Genüſſe keine beſondere Hochachtung.

Die Wahrheit iſt, daß der Anſpruch der Aeſtheten auf den oberſten Rang für die Kunſt die vollkommenſte Widerlegung ihrer übrigen Lehrſätze in ſich ſchließt. Die Gattung ſchätzt die einzelnen Thätigkeiten nach ihrem Nutzen für die Geſammtheit. Je höher ſie ſich entwickelt, ein um ſo richtigeres und tieferes Verſtändniß erlangt ſie für das, was ihr wirklich noth- und wohlthut. Der Krieger, der auf einer niedrigen Geſittungsſtufe mit Recht die vornehmſte Rolle ſpielt, weil die Geſellſchaft zunächſt leben und zu dieſem Behufe ſich ihrer Feinde erwehren muß, tritt auf einen beſcheidenern Platz zurück, ſowie die Sitten ſanfter werden und die Beziehungen zwiſchen den Völkern ihre raubthierhafte in eine menſchenthümliche Beſchaffenheit verwandeln. Iſt die Gattung erſt zu einer einigermaßen klaren Erfaſſung ihres Verhältniſſes zur Natur gelangt, dann weiß ſie, daß Erkenntniß ihre wichtigſte Aufgabe iſt, und ihre tiefſte Verehrung gilt denen, welche die Erkenntniß

pflegen und erweitern, also den Denkern und Forschern. Selbst im monarchischen Staate, der, seinem eigenen atavistischen Wesen angemessen, die Bedeutung des Kriegers mit urmenschlichem Maße mißt (und man kann bei dem heutigen Zustande Europas, bei der kaum verhaltenen Kriegswuth einer ganzen Reihe von Völkern diesem Atavismus leider die Berechtigung nicht absprechen), ist der Gelehrte, als Professor, Akademiker, Rath, ein Bestandtheil der Regierungsmaschine und die Ehren und Würden fallen ihm weit mehr zu als dem Dichter und Künstler. Für diesen schwärmen die Jugend und die Frauen, das heißt diejenigen Bestandtheile der Gattung, in welchen das Unbewußte das Bewußtsein überwiegt; denn Künstler und Dichter wenden sich zunächst an die Emotion und diese erregten sie im Weibe und Halbwüchsigen leichter als im reifen Manne; ihre Vorzüge sind überdies der Menge zugänglicher als die des Gelehrten, dem fast nur die Besten seiner Zeit folgen können und dessen Bedeutung selbst in unseren Tagen der Vervolksthümlichung der Wissenschaft durch die Zeitungen meist nur von wenigen Eingeweihten ganz gewürdigt wird. Auf den raschen Ruhm des Künstlers hat er, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht zu rechnen. Staat und Gesellschaft suchen ihn aber für den Entgang dieses Preises durch amtliche Formen der Hochschätzung zu entschädigen, mit denen sie ihn umgeben.

Freilich, sehr große Künstler und Dichter, die man als bahnbrechend und deren Wirken man als dauernd erkennt, erhalten ebenfalls ihren Antheil an den amtlichen Ehren, über welche das festgeformte Gemeinwesen als solches verfügt, und diese Ausnahme-Menschen empfangen dann einen glänzendern

Lohn als irgend ein Forſcher und Finder, denn ſie beſitzen neben den verleihbaren Auszeichnungen, die ſie mit dieſem theilen, die weite Volksthümlichkeit, auf die dieſer meiſt verzichten muß. Und warum wird der Künſtler manchmal auch von den guten und ernſten Geiſtern neben, ja über den Mann der Wiſſenſchaft geſtellt? Weil ſie das Schöne mehr ſchätzen als das Wahre, die Emotion mehr als die Erkenntniß? Nein. Sondern weil ſie die richtige Empfindung haben, daß die Kunſt ebenfalls eine Quelle der Erkenntniß iſt.

Sie iſt dies auf dreifache Weiſe. Einmal iſt die Emotion, die das Kunſtwerk hervorruft, ſelbſt ein Mittel zur Erlangung von Erkenntniß, wie Edmund R. Clay, James Sully und andere Pſychologen ſehr gut geſehen haben, ohne indeß bei der wichtigen Thatſache zu verweilen. Sie zwingt die höheren Zentren zu Aufmerkſamkeit für die Urſachen, welche ſie erregen, und führt dadurch nothwendig ein ſchärferes Beobachten und Erfaſſen der ganzen Reihe von Erſcheinungen herbei, die zur Emotion in Beziehung ſtehen. Dann gewährt das Kunſtwerk einen Einblick in die Geſetze, deren Ausdruck die Erſcheinung iſt, denn der Künſtler ſondert bei ſeinem Schaffen das Weſentliche vom Zufälligen, vernachläſſigt dieſes, das in der Natur den minder begnadeten Betrachter abzulenken und zu verwirren pflegt, und hebt jenes unwillkürlich hervor, da es hauptſächlich oder allein ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt und von ihm deshalb beſonders deutlich wahrgenommen und wiedergegeben wird. Wie der Künſtler ſelbſt hinter der Bildung den Gedanken, in der Form deren ſinnlich nicht wahrnehmbaren innern Grund und Zuſammenhang ahnt, ſo deckt er ihn in ſeinem Werke dem Betrachter auf. Das iſt es, was

Hegel meint, wenn er das Schöne „die Gegenwart der Idee in begrenzter Erscheinung“ nennt. Durch sein eigenes tiefes Erfassen des Naturgesetzes fördert der Künstler dessen Verständniß auch bei den übrigen Menschen mächtig.[1]) Endlich aber ist die Kunst der einzige, wenn auch noch so schwache und zweifelhafte, Lichtschimmer, der ins Dunkel der Zukunft vorausfällt und uns wenigstens eine traumhafte Vorstellung der Umrisse und Richtung unserer weiteren organischen Entwickelungen gibt. Das ist durchaus keine Mystik, sondern ein sehr klarer und verständlicher Vorgang. Wir haben oben gesehen,[2]) daß jeder Anpassung, das heißt jeder Aenderung der Form und Thätigkeit der Organe, eine Vorstellung dieser Aenderung vorangeht. Diese muß zuerst als nothwendig empfunden und gewünscht werden; dann wird von ihr ein Vorstellungsbild in den höheren oder höchsten Nervenzentren ausgearbeitet und zuletzt macht der Organismus Anstrengungen, dieses Vorstellungsbild zu verwirklichen. Dieser Vorgang wiederholt sich in der Gattung ganz in derselben Weise. Irgend ein Zustand stört sie. Sie empfängt Unlustgefühle in ihm. Sie leidet

---

[1]) Die Erkenntniß dieser Thatsache ist so alt wie die ästhetische Wissenschaft selbst. Sie ist u. A. gut ausgedrückt in Dr. Wilh. Alex. Freunds „Blicken ins Culturleben“, Breslau, 1879, S. 9: „Die Idealisirung besteht . . . in der Entfernung zufälliger Beigaben, welche den wahren Ausdruck des Wesens stören.“ S. 11: „Alle“ (hervorragenden Künstler) „erheben das, was sie schauen, zu einem geläuterten, von allem Unwesentlichen, Zufälligen, Störenden gesäuberten Bilde; Allen erwächst aus demselben die dem Geschauten zu Grunde liegende Idee.“ S. 13: „Er“ (der Künstler) „erfaßt das Wesen . . ., von welchem die zufälligen, störenden Beigaben der äußeren Erscheinung wie dürre Blätter abfallen, so daß seinem inneren Auge die Wahrheit lebendig als Idee erscheint.“ U. s. w.

[2]) S. die Fußnote zu S. 38.

unter ihm. Hieraus ergibt ſich ihr Trieb, den Zuſtand zu ändern. Sie macht ſich ein Bild von der Art, der Richtung, dem Umfange dieſer Aenderung. Nach dem ältern, myſtiſchen, Sprachgebrauche: ſie ſchafft ſich ein Ideal. Das Ideal iſt thatſächlich der Bildungsgedanke künftiger organiſcher Entwickelung zum Zwecke beſſerer Anpaſſung. Es entſteht in den vollkommenſten Einzelweſen der Gattung früher und deutlicher als in der Durchſchnittsmenge und der Künſtler wagt mit unſicherer Hand deſſen Verſinnlichung durch das Kunſtwerk, lange ehe es von der Gattung organiſch verwirklicht werden kann. So gewährt die Kunſt die feinſte, höchſte, an das Wunder ſtreifende Erkenntniß: die der Zukunft. Nicht ſo beſtimmt natürlich, nicht ſo unzweideutig wie die Wiſſenſchaft, drückt ſie doch auch das geheime Naturgeſetz des Seins und Werdens aus. Die Wiſſenſchaft zeigt das Gegenwärtige, Gewiſſe, die Kunſt weisſagt, wenn auch ſtammelnd und dunkel, das Kommende, Mögliche. Jener enthüllt die Natur ihre feſten Formen, dieſer geſtattet ſie unter Schauern einen raſchen, verwirrenden Blick in die Tiefe, wo das noch Formloſe nach Erſcheinung ringt. Die Emotion, aus der das ahnende Kunſtwerk hervorgeht, iſt der zukunftſchwangere Werdedrang des lebenskräftigen Organismus.[1])

[1]) Wilhelm Loewenthal läßt aus derſelben zukunftahnenden Emotion auch das religiöſe Gefühl und Bedürfniß hervorgehen. Für den Verfaſſer der „Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts“ iſt die Religion die Form, welche das Ideal, das heißt die ahnende Erkenntniß des Entwickelungs-Zieles, im Bewußtſein des Menſchen annimmt. „Der Entwickelungstrieb, die unerläßliche Grundlage alles Lebens und aller Erkenntniß, deckt ſich mit dem Religionsbedürfniß“, ſagt er in einer leider nur „als Manuſkript gedruckten“ Denkſchrift, die ſehr verdienen würde, der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu werden.

Dieſe ahnende Kunſt iſt gewiß die höchſte Geiſtesthätigkeit des Menſchen. Aber ſie iſt nicht die Kunſt der Aeſtheten. Sie iſt die ſittlichſte Kunſt, denn ſie iſt die idealſte, ein Wort, das nichts Anderes ſagen will, als daß ſie mit den Vervollkommnungsbahnen der Gattung gleichläuft, ja mit ihnen zuſammenfällt.

Mit den verſchiedenſten Methoden ſind wir immer wieder zu demſelben Ergebniſſe gelangt: es iſt nicht wahr, daß die Kunſt mit Sittlichkeit nichts gemein hat. Das Kunſtwerk muß ſittlich ſein, denn es hat den Zweck, Emotionen auszudrücken und zu erregen, durch dieſen Zweck fällt es unter die Zuſtändigkeit der Kritik, welche alle Emotionen auf ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit für das Einzelweſen oder die Gattung prüft, und es hat, wenn es unſittlich iſt, verurtheilt und unterdrückt zu werden wie jede andere zweckwidrige organiſche Thätigkeit. Das Kunſtwerk muß ſittlich ſein, denn es ſoll äſthetiſch wirken, es kann dies nur, wenn es, wenigſtens in letzter Linie, vorwiegend Luſtgefühle erweckt, ſolche verſchafft es nur, wenn es Schönheit in ſich ſchließt, Schönheit aber iſt im tiefſten Grunde mit Sittlichkeit gleichbedeutend. Das höchſte Kunſtwerk endlich kann ſeiner innerſten Natur nach gar nicht anders als ſittlich ſein, denn es iſt eine Kundgebung der Lebenskraft und Geſundheit, eine Offenbarung der Entwickelungsfähigkeit der Gattung und die Menſchheit bewerthet es nur darum ſo hoch, weil ſie eine Ahnung von dieſem Verhalten hat.

Was endlich die letzte Lehre der Aeſtheten betrifft, daß die Kunſt Wahrheit und Natürlichkeit ſcheuen müſſe, ſo iſt ſie ein bis zum vollſtändigen Unſinn übertriebener und in ſein Gegentheil umgekehrter Gemeinplatz. Volle, ſachliche Wahrheit und

Natürlichkeit braucht der Kunſt nicht erſt verwehrt zu werden, ſie iſt ihr gar nicht möglich. Denn das Kunſtwerk verſinnlicht Vorſtellungen des Künſtlers, eine Vorſtellung iſt aber nie das genaue Abbild einer Erſcheinung der Außenwelt; jede Erſcheinung erfährt vielmehr, ehe ſie in einem menſchlichen Bewußtſein zu einer Vorſtellung werden kann, zwei ſehr weſentliche Veränderungen; eine erſte in den leitenden und empfangenden Organen der Sinne, eine zweite in den Zentren, welche die Sinneswahrnehmungen in Vorſtellungen umarbeiten. Die Sinnesnerven und Wahrnehmungszentren verändern die Beſchaffenheit der äußeren Reize ihrer Eigenart gemäß, ſie geben ihnen ihre beſondere Färbung, wie verſchiedene Blaſeinſtrumente, von demſelben Menſchen geſpielt, unter demſelben Hauche ganz verſchiedene Klangfarben liefern. Die vorſtellungbildenden Zentren wieder verändern das thatſächliche Verhältniß der Erſcheinungen zu einander, indem ſie einzelne ſtärker hervorheben und andere vernachläſſigen, die in Wirklichkeit gleichwerthig ſind. Das Bewußtſein nimmt nicht von allen den zahlloſen Wahrnehmungen Kenntniß, die ununterbrochen im Gehirn erregt werden, ſondern blos von jenen, auf die es aufmerkſam iſt. Durch die bloße Thatſache der Aufmerkſamkeit ſondert es aber einzelne Erſcheinungen aus und gibt ihnen eine Bedeutung, welche ſie in der ewig gleichen Allbewegung nicht haben.

Aber wenn das Kunſtwerk nie die Wirklichkeit in ihren richtigen Verhältniſſen wiedergibt, ſo kann es andererſeits — und das iſt ebenfalls ein pſychologiſcher und äſthetiſcher Gemeinplatz — niemals aus anderen Beſtandtheilen aufgebaut ſein als ſolchen, die von der Wirklichkeit geliefert ſind. Die Art, wie dieſe Beſtandtheile von der Einbildungskraft des Künſtlers

gemengt und gefügt ſind, läßt eine andere Thatſache erkennen, die ebenſo wahr und natürlich iſt wie irgend etwas, was wir als wirklich zu bezeichnen gewohnt ſind: nämlich den Charakter, die Denkweiſe und die Emotion des Künſtlers. Denn was iſt Einbildungskraft? Ein beſonderer Fall des allgemeinen pſycho-logiſchen Geſetzes der Ideen-Aſſoziation. Beim wiſſenſchaft-lichen Beobachten und Urtheilen wird das Spiel der Ideen-Aſſoziation von der Aufmerkſamkeit aufs Strengſte überwacht, der Wille hemmt kräftig die Ausbreitung der Reize die be-quemſten Bahnen entlang und verhindert das Eindringen von bloßen Aehnlichkeiten, Gegenſätzen und Nachbarſchaften in Raum oder Zeit in das Bewußtſein, das den Bildern der von den Sinnen gegebenen unmittelbaren Wirklichkeit vorbehalten bleibt. Beim künſtleriſchen Schaffen waltet die Einbildungskraft, das heißt die vom Willen geübte Hemmung iſt lockerer; es wird einer Vorſtellung geſtattet, nach den Geſetzen der Ideen-Aſſozia-tion ähnliche, entgegengeſetzte, räumlich oder zeitlich benachbarte Vorſtellungen ins Bewußtſein zu rufen, nur iſt die Hemmung nicht ganz aufgehoben und der Wille geſtattet nicht die Ver-einigung einander ausſchließender Vorſtellungen zu einem Be-griffe, alſo eine abſurde Geiſtesarbeit, wie ſie die rein mechani-ſche Ideen-Aſſoziation, die Gedanken-Flucht, liefert. In der Art, wie ſich die von der Ideen-Aſſoziation herangeholten Vor-ſtellungen zu Begriffen fügen, offenbart ſich die den Künſtler beherrſchende Emotion. Denn dieſe bewirkt, daß die mit ihr zuſammenſtimmenden Vorſtellungen zurückbehalten, die gleich-giltigen oder widerſprechenden unterdrückt werden. Selbſt ſo ausſchweifende Phantaſiegebilde wie ein geflügeltes Roß oder ein Weib mit Löwenpranken enthüllt eine wahre Gefühls-

bewegung, jenes eine Sehnſucht, die aus dem Anblick des leicht und frei dahinſchwebenden Vogels erwächſt, dieſes ein Grauen vor der den Verſtand überwältigenden, zerfleiſchende Leidenſchaft heraufbeſchwörenden Gewalt der Geſchlechtlichkeit. Für Kleinarbeiter der Pſychologie wäre es eine dankbare Aufgabe, den Emotionen nachzugehen, aus denen die bekannteren Phantaſiegebilde der Kunſt und die Gleichniſſe der Dichter hervorgegangen ſind. Man kann alſo ſagen, daß jedes Kunſtwerk inſofern immer Wahrheit und Wirklichkeit in ſich ſchließt, als es, wenn nicht die Außenwelt, doch ſicher das Geiſtesleben des Künſtlers abſpiegelt.

Von den Sophismen der Aeſtheten hält alſo, wie wir geſehen haben, keins der Kritik Stand. Das Kunſtwerk iſt ſich nicht Selbſtzweck, ſondern es hat eine individuell organiſche und eine geſellſchaftliche Aufgabe; es ſteht unter dem Sittengeſetze; es muß dieſem gehorchen; es hat auf Schätzung nur Anſpruch, wenn es ſittlich ſchön und ideal iſt; und es kann gar nicht anders als natürlich und wahr ſein, inſofern es mindeſtens der Abdruck einer Perſönlichkeit iſt, die doch auch zur Natur und Wirklichkeit gehört. Das ganze Syſtem, das einige irrige oder unvorſichtige Aeußerungen achtunggebietender Denker und Dichter zum Ausgangspunkt nimmt, aber von den Parnaſſiern und Decadenten in einer Weiſe ausgeſtaltet wurde, von der Leſſing, Kant und Schiller ſich nichts haben träumen laſſen, iſt nichts Anderes als der bekannte Verſuch, Zwangsantriebe durch nachträglich hinzuerfundene mehr oder minder einleuchtende Gründe zu erklären und zu rechtfertigen. Die Entarteten, welche in Folge ihrer organiſchen Verirrungen das Widerwärtige und Häßliche, das Laſter und Verbrechen zum Inhalte von Werken

der bildenden Künſte und des Schriftthums machen, verfallen naturgemäß auf die Theorie, daß die Kunſt nichts mit Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit gemein habe, denn dieſe Theorie hat für ſie den Werth einer Ausrede. Und muß die übermäßige Bewerthung der Kunſtthätigkeit an ſich, ohne Rückſicht auf den Gehalt ihrer Ergebniſſe, dem unüberſehbaren Troß der Nachahmer nicht hochwillkommen ſein, die nicht aus innerm Drange Künſte üben, ſondern aus dummdreiſtem Verlangen nach der Verehrung, die wirkliche Künſtler umgibt; die nichts Eigenes zu ſagen haben, keine Emotion, keinen Gedanken, ſondern mit leicht zu erlernender oberflächlicher Handwerksübung die Anſchauungen und Gefühle der Meiſter in allen Kunſtformen nachfälſchen? Dieſes Gelichter, das für ſich eine oberſte Stelle auf der Stufenleiter geiſtigen Ranges und Freiheit vom Zwang aller Sittengeſetze als ſein Hochadelsvorrecht beanſprucht, ſteht ſicherlich tiefer als der letzte Kanalräumer. Dieſe Leute bringen dem Gemeinweſen gar keinen Nutzen und ſie ſchaden der wahren Kunſt durch ihre Hervorbringungen, deren Menge und Vordringlichkeit den meiſten Menſchen den Ausblick auf die nie ſehr zahlreichen echten Kunſtwerke der Zeit verbaut. Sie ſind Schwächlinge des Willens, die zu einer Thätigkeit untauglich ſind, welche regelmäßige, gleiche Anſtrengungen erfordert, oder Opfer der Eitelkeit, die berühmter ſein wollen, als man etwa durch Steineklopfen oder Schneidern werden kann. Die Unſicherheit des Verſtändniſſes und Geſchmackes der Mehrheit und die Unzuſtändigkeit der meiſten Berufskritiker geſtatten dieſen Eindringlingen, ſich in den Künſten einzuniſten und ihr Leben lang da zu ſchmarotzen. Einen guten Stiefel von einem ſchlechten unterſcheidet der Käufer bald und der Schuſtergeſelle,

der keine Sohle ordentlich festnähen kann, findet keine Stelle. Daß aber ein Buch oder Gemälde jeder Eigenart bar, gleichgiltig und darum überflüssig ist, erkennt der Philister, auch der mit der kritischen Feder bewaffnete, keineswegs ebenso leicht und der Erzeuger solchen Häcksels kann ungestört seiner emsigen Tagedieberei obliegen. Diese in Baretten und Wämsern einherstolzirenden Sudler mit der Feder, dem Pinsel und Modellir-Spatel schwören natürlich auf die Lehre der Aestheten, geberden sich als das Salz der Menschheit und tragen die tiefste Verachtung des Philisters zur Schau. Sie gehören aber zu den gesellschaftfeindlichsten Bestandtheilen der Gattung. Ohne Sinn für deren Aufgaben und Interessen, ohne die Fähigkeit, einen ernsten Gedanken, eine fruchtbare That zu begreifen, träumen sie nur die Befriedigung ihrer niedrigsten Triebe und schaden sowohl durch das Beispiel ihres Drohnendaseins als auch durch die Verwirrung, die sie in ungenügend gewarnten Geistern durch ihren Mißbrauch des Wortes Kunst für Zuchtlosigkeit und Kinderei anrichten. Die ichsüchtigen Entarteten, die Decadenten und Aestheten, haben diesen Auswurf der gesitteten Völker vollzählig unter ihrer Fahne versammelt und ziehen an seiner Spitze einher.

IV. Der Ibsenismus.

In den beiden letzten Jahrhunderten hat die ganze gesittete Menschheit wiederholt mehr oder minder einmüthig einem Zeitgenossen eine Art geistigen Königthums zuerkannt und als dem Ersten und Größten unter den lebenden Schriftstellern gehuldigt. Während eines großen Theils des achtzehnten Jahrhunderts war Voltaire, „le Roi Voltaire“, der „Poet Laureate“ aller Kulturvölker. Im ersten Drittel des gegenwärtigen Jahrhunderts nahm Goethe diese Stelle ein. Nach seinem Tode blieb der Thron etwa zwei Jahrzehnte lang erledigt, dann bestieg ihn unter begeistertem Zurufe der romanischen und slavischen und schwachem Widerspruche der germanischen Völker Victor Hugo, um ihn bis an sein Lebensende einzunehmen.

Seit einigen Jahren nun erheben sich in allen Ländern Stimmen, um für Henrik Ibsen die erhabenste Geisteswürde zu fordern, welche die Menschheit überhaupt zu vergeben hat. Der norwegische Dramatiker soll auf seine alten Tage als der Weltdichter des ausgehenden Jahrhunderts anerkannt werden. Es ist zwar nur ein Theil der Menge und der kritischen Anwälte ihres Geschmacks, der ihm zujubelt, aber daß überhaupt irgend Jemand auf den Einfall kommen konnte, in ihm einen möglichen

Anwärter auf den Dichterkönigsthron zu ſehen, macht eine eingehende Prüfung ſeiner Anſprüche nöthig.

Daß Ibſen ein drangvoller und ſtarker Dichter iſt, ſoll keinen Augenblick geleugnet werden. Er iſt außerordentlich emotiv und hat die Gabe, das, was ſeine Gefühle erregt, — wir werden ſehen, daß dieſe Gefühle faſt immer ſolche des Haſſes und der Wuth, alſo Unluſtgefühle ſind, — höchſt leibhaftig und wirkſam darzuſtellen. Seine Fähigkeit, Lagen zu erſinnen, in welchen Charaktere ihr Innerſtes nach außen kehren müſſen, abgezogene Gedanken ſich in Handlungen umſetzen und ſinnlich ſonſt nicht wahrnehmbare, urſächlich wirkende Anſchauungen und Gefühlsweiſen in Stellungen und Bewegungen, in Mienen und Worten packend ſicht- und hörbar werden, weiſt ihn naturgemäß auf die Bühne hin. Wie Richard Wagner weiß er Vorgänge in lebendige Fresken zuſammenzufaſſen, die den Reiz bedeutungsvoller Gemälde beſitzen; mit dem Unterſchiede jedoch, daß Ibſen nicht wie jener mit fremdartigen Trachten und Geräthen, mit baukünſtleriſchem Prunk, Maſchinenzauber, Göttern und Fabelthieren arbeitet, ſondern mit tiefen Ausblicken in Seelen-Hintergründe und Menſchheit-Zuſtände. Märchenhaft iſt Ibſen auch; nur läßt er die Einbildungskraft der Zuſchauer nicht in bloßen Anblicken ſchwelgen, ſondern zwingt ſie in Stimmungen und bannt ſie in Vorſtellungskreiſe durch die Bilder, die er vor ihnen entrollt.

Sein Drang, den ihn beſchäftigenden Gedanken in einem einzigen Gemälde zu verſinnlichen, das man mit einem Blicke ſoll überſehen können, gibt ihm auch die Formel ſeines Theaters ein, die zwar von ihm nicht erfunden, aber zu großer Vollkommenheit ausgeſtaltet wurde. Seine Stücke ſind gleichſam

Schlußworte, welche lange voraufgegangene Entwickelungen beenden. Sie sind das plötzliche Aufflammen von Zündstoffen, die seit Jahren, vielleicht während ganzer Menschenleben und sogar mehrere Geschlechter hindurch, aufgehäuft wurden und deren jähe Glut eine weite Ausdehnung von Zeit und Raum scharf erhellt. Die Vorgänge des Ibsenschen Theaters laufen meist in einem einzigen Tage, höchstens in zweimal 24 Stunden ab und in diese kurze Spanne Zeit drängen sich alle Wirkungen des Weltenganges und der gesellschaftlichen Einrichtungen auf gegebene Naturen so übersichtlich zusammen, daß uns die Schicksale der handelnden Personen von ihren frühesten Anfängen klar werden. „Nora," „Gespenster," „Rosmersholm," „Stützen der Gesellschaft," „Hedda Gabler" dauern ungefähr 24, „Ein Volksfeind," „Die Wildente," „Die Frau vom Meer" gegen 36 Stunden. Das ist die Rückkehr zum aristotelischen Lehrsatze der Einheiten von Zeit und Raum mit einer Rechtgläubigkeit, gegen die gehalten die französischen Klassiker des Zeitalters Ludwigs XIV. Ketzer sind. Ich möchte die Ibsensche Technik eine Feuerwerks-Technik nennen, denn sie besteht darin, daß von langer Hand ein Schaugerüst vorbereitet wird, an dem die Sonnen, römischen Kerzen, Schwärmer, Leuchtkugeln und Schluß-Feuergarben sorgsam an der richtigen Stelle angebracht sind; wenn dann Alles fertig ist, geht der Vorhang in die Höhe und das kunstvoll aufgebaute Werk prasselt hinter einander, ohne Unterbrechung, Knall auf Knall mit Donner und Blitz ab. Diese Technik ist gewiß sehr wirksam, aber schwerlich wahr. In der Wirklichkeit laufen die Ereignisse kaum jemals zu einer so glänzenden und knapp gefaßten Katastrophe in einander. In der Natur wird Alles langsam vorbereitet und wickelt

ſich Alles langſam ab und die Ergebniſſe jahrelang dauernder menſchlicher Handlungen drängen ſich nicht in ein paar Stunden zuſammen. Die Natur arbeitet nicht epigrammatiſch. Sie kann ſich nicht um ariſtoteliſche Einheiten kümmern, denn ſie hat immer gleichzeitig endlos viele Geſchäfte im Gange. Vom Standpunkt des Handwerks muß man freilich oft die Geſchicklichkeit bewundern, mit der Ibſen ſeine Fäden führt und knotet. Manchmal gelingt die Arbeit beſſer, manchmal weniger, einen großen Aufwand an Weberkunſt bedeutet ſie immer. Wer aber in einer Dichtung hauptſächlich die Wahrheit, das heißt das natürliche Walten der Lebensgeſetze, ſchätzt, der wird von Ibſens Dramen oft genug den Eindruck des Unwahrſcheinlichen, mühſelig und ſpitzfindig Ausgeklügelten mitnehmen.

Sehr viel höher als ſeine vielgerühmte Gewandtheit der perſpektiviſchen Verkürzung in der Zeit, die man als dichteriſches Seitenſtück des ſchwierigen, doch meiſt unfruchtbaren maleriſchen Kunſtſtückleins der Verkürzung im Raum anſehen kann, ſteht wohl die Kraft, mit der Ibſen in wenigen raſchen Strichen eine Lage, eine Gemüthsbewegung, eine dämmerige Seelentiefe hinzeichnet. Jedes der knappen Worte, die ihm genügen, hat etwas von einem Guckloch an ſich, durch das man Ausblicke in endloſe Fernen gewinnt. Das Theater aller Völker und Zeiten hat wenig ſo vollendet einfache und ſo unwiderſtehlich ergreifende Stellen wie, um nur einige anzuführen, die Auftritte, wo Nora mit ihren Kindern ſpielt[1]), wo Dr. Rank erzählt, daß er von

[1]) „Nora. (Die Kinder ſprechen während des Folgenden durcheinander mit ihr.) Ja, und ihr habt euch gut amüſirt? Das iſt ja prächtig. Ja ſo; du haſt Emmy und Bob auf dem Schlitten gefahren? Beide zugleich! Herrje! Ja, du biſt ein wackrer Burſch, Erwin. Ach, geben Sie ſie mir ein wenig, Marianne. Mein ſüßes, herziges Püpp-

seiner unerbittlichen Krankheit zu nahem Tode verurtheilt sei[1]), wo Frau Alving mit Entsetzen im einzigen Sohne den ver-

---

chen! (Nimmt das Kleinste der Kinderfrau ab und tanzt mit demselben.) Ja ja, Mama wird mit Bob auch tanzen. Wie, mit Schneebällen habt ihr euch geworfen? Ah, da hätt' ich dabei sein müssen! Nein, lassen Sie, Marianne; ich will sie selbst ausziehen. Nein nein, lassen Sies mich thun; das ist so amüsant. . . So? Also ein großer Hund war da, der hinter euch her lief? Aber er biß doch nicht? Nein, artige Kinder beißen die Hunde nicht. Nicht in die Packete gucken, Erwin! Was das ist? Ja, das solltet ihr nur wissen. Ach nein, nein; das ist nicht schön. So? Spielen sollen wir? Was sollen wir denn spielen? Versteckens? Ja, spielen wir Versteckens. Bob soll sich zuerst verstecken. Ich solls? Ja, ich will mich zuerst verstecken" u. s. w. Nora, S. 26. Ich bemerke hier ein für allemale, daß ich die Stücke Ibsens nach der deutschen Ausgabe anführe, die in Reclams Universal-Bibliothek erschienen ist. Zwar ist die Uebersetzung in dieser Ausgabe manchmal bedauerlich schwach, doch halte ich mich in meinen Hinweisen an sie, weil sie dem Leser am leichtesten zugänglich ist.

[1]) „Rank. (Im Zimmer von Nora und Helmer. Er hat an dem Tag ein Anzeichen an sich entdeckt, welches er als untrüglichen Vorboten des nahen Todes kennt.) Ach ja, diese lieben bekannten Räume. Es ist so still und traulich hier bei euch beiden. Helmer. Es schien dir dort oben doch auch recht gut zu gefallen. Rank. Ausgezeichnet. Weshalb soll man in dieser Welt nicht alles mitnehmen? Jedenfalls so viel und so lange als man kann. Der Wein war vorzüglich — Helmer. Namentlich der Champagner. Rank. Hast du das auch bemerkt? Es ist unglaublich, wie viel ich hinunter spülen konnte. . . Weshalb soll man sich nach einem wohlangewendeten Tage nicht einen lustigen Abend machen? Helmer. Wohlangewendet? Dessen kann ich mich leider nicht rühmen. Rank (ihm auf die Schulter klopfend). Aber ich, siehst du. Nora. Dann haben Sie heute gewiß eine wissenschaftliche Untersuchung vorgenommen, Doctor. Rank. Ganz recht. . . Nora. Und darf ich Ihnen zu dem Ergebniß gratuliren? Rank. Freilich dürfen Sie das. Nora. Also ein gutes Resultat? Rank. Das bestmögliche, sowohl für den Arzt wie für den Patienten, nämlich — Gewißheit. Nora (hastig und forschend). Gewißheit? Rank. Volle Gewißheit. Soll ich mir darauf-

worfenen Vater wiederfindet[1]), wo die Haushälterin Frau Helſeth Rosmer und Rebekka vereint ſterben ſieht[2]) u. ſ. w.

---

hin nicht einen luſtigen Abend machen? Nora. Ja, daran thaten Sie recht, Doctor. . . Sie ſind gewiß ein großer Freund von Maskenbällen. Rank. Wenn recht viele intereſſante Masken da ſind, gewiß — . . . Helmer. . . Was willſt du (auf der nächſten Maskerade) ſelbſt darſtellen? Rank. Damit bin ich ſchon vollſtändig im Klaren. Helmer. Nun? Rank. Auf der nächſten Maskerade werde ich unſichtbar erſcheinen. Helmer. Ein drolliger Einfall. Rank. Es war einmal ein großer ſchwarzer Hut — haſt du nicht von dem unſichtbar machenden Hut gehört? Den zieht man ſich über und dann wird man von Niemand geſehen. . . Aber ich vergeſſe ja ganz, weshalb ich hereinkam. Helmer, gib mir eine Zigarre, eine von den dunkeln Havanas. . . Danke. (Er ſteckt ſich die Zigarre an.) Und nun leben Sie wohl! . . . Und Dank für das Feuer. (Er nickt Beiden zu und geht.)" Nora, S. 74.

[1]) Frau Alving ſpricht mit Paſtor Manders und erzählt ihm eben, wie ſie eines Tages eine Szene im Nebenzimmer belauſchte, die ihr bewies, daß ihr verſtorbener Gatte ſie mit ihrem Dienſtmädchen betrog. Im Nebenzimmer ſind ihr Sohn und Regine, die Frucht des Verhältniſſes ihres Gatten mit der Zofe. Dies zum Verſtändniß des Folgenden. „(Aus dem Speiſezimmer hört man den Lärm eines fallenden Stuhls; zu gleicher Zeit ertönt:) Regines Stimme (ſcharf, aber flüſternd). Oswald, aber Oswald! Biſt du närriſch? Laß mich! Frau Alving (fährt entſetzt zuſammen). Ah! (Sie ſtarrt wie im Wahnſinn auf die halb geöffnete Thür. Man hört Oswald huſten und ein Lied ſummen. Eine Flaſche wird entkorkt.) Paſtor Manders (erregt). Aber was iſt denn das? Was iſt das, Frau Alving? Frau Alving (heiſer). Geſpenſter! Das Paar aus dem Blumenzimmer — geht wieder um. . ." Geſpenſter, S. 36.

[2]) „Frau Helſeth (hat Rosmer und Rebekka vergebens im Hauſe geſucht. Ans Fenſter gehend und hinausblickend). Jeſus ja! Da das weiße! Sie ſtehen meiner Treu beide auf dem Steg! Gott ſei den armen Sündern gnädig! Schlingen ſie nicht die Arme umeinander! (Laut aufſchreiend.) Ach — hinüber — die beiden! In den Bach hinein. Hilfe! Hilfe! (Hält ſich mit zitternden Knien an eine Stuhllehne, mühſam ſprechend.) Nein, Keine Hilfe hier. — Die verſtorbene Frau hat ſie geholt." Rosmersholm, S. 91. Der letzte Satz iſt unglücklich. Er zerſtört durch ſeine Banalität die Stimmung.

Ebenſo muß anerkannt werden, daß Ibſen einzelne Geſtalten von einer Lebenswahrheit und Vollſtändigkeit geſchaffen hat, wie man ſie bei keinem zweiten Dichter ſeit Shakeſpeare antrifft. Gina (in der „Wildente“) iſt eine der tiefſinnigſten Schöpfungen der ganzen Weltdichtung. Sie iſt beinahe ſo groß wie Sancho Panza, von dem ſie eingegeben iſt. Ibſen hat den Muth gehabt, Sancho ins Weibliche zu überſetzen, und er kommt bei ſeinem Wagniß dem unerreichten Cervantes nahe. Wenn Gina nicht ganz ſo überwältigend iſt wie Sancho, ſo liegt dies daran, daß ihr die Gegenſätzlichkeit zu Don Quijote fehlt; ihr Don Quijote, Hjalmar, iſt kein echter, überzeugter Idealiſt, ſondern blos ein elender, ſich ſelbſt belügender Komödiant des Ideals. Immerhin iſt ſeit dem großen ſpaniſchen Meiſter keinem Dichter eine ſolche Verkörperung des flachen, fröhlichen, geſunden Menſchenverſtandes, der praktiſchen Weltgewandtheit ohne Sorge um das Ewige und der braven Erfüllung aller naheliegenden und leichtfaßlichen Pflichten ohne Ahnung höherer ſittlicher Anforderungen gelungen wie dieſe Gina, etwa in dem Auftritte, wo Hjalmar heimkehrt, nachdem er über Nacht ausgeblieben war.[1]) Auch Hjalmar iſt eine vollendete Schöpfung,

[1]) Hjalmar iſt über Nacht ausgeblieben, weil er erfahren hat, daß ſeine Frau vor ihrer Verheiratung mit ihm ein Verhältniß mit einem Andern gehabt hat. Am Morgen kommt er wüſt und bekatert heim. Er iſt hochtrabend und melodramatiſch, ſie ruhig und praktiſch. „Gina. Ach wirklich — kommſt du doch? Hjalmar (mit dumpfer Stimme). Ich komme — um in demſelben Moment zu verſchwinden. Gina. Ja, ja; kann mir ſchon denken. Aber Jeſus — wie ſiehſt du denn aus? Hjalmar. Wie ich ausſehe? Gina. Und dein ſchöner Winterrock! Na, der hat den Reſt bekommen... Es bleibt alſo dabei, du ziehſt von uns, Ekdal? Hjalmar. Das verſteht ſich doch von ſelbſt, ſcheint mir. Gina. Ja wohl... (Stellt ein beſetztes Kaffeebrett auf den Tiſch.) Hier iſt ein Tropfen Warmes, wenn du

bei welcher Ibſen kein ein einzigesmal der ſo dringenden Verſuchung, zu übertreiben, erlegen iſt, ſondern in jedem Worte die „Beſchränkung", in der ſich nach Goethes Worte „der Meiſter zeigt", entzückend geübt hat. Die kleine Hedwig (immer in der „Wildente"), die Tante Juliane Tesman (in „Rosmersholm"), vielleicht auch der kindlich ſelbſtſüchtige Bruſtkranke Lyngſtrand (in der „Frau vom Meere") ſtehen jenen Figuren nicht nach. Doch iſt zu bemerken, daß, mit Ausnahme von Gina, Hjalmar und Hedwig, die lebenswahren und künſtleriſch erfreulichen Perſonen in Ibſens Dramen nie die Hauptrolle ſpielen, ſondern ſich in untergeordneten Aufgaben um die Mittelpunkt-Geſtalten bewegen. Dieſe aber ſind keine Menſchen aus Fleiſch und Blut, ſondern Schemen, wie ein krankhaft erregtes Gehirn ſie heraufbeſchwört. Sie ſind Verſuche der Verkörperung Ibſenſcher Lehrſätze, Homunculi, die nicht durch natürliche Zeugung, ſondern durch die ſchwarze Kunſt des Dichters entſtanden ſind. Das muß ſelbſt einer ſeiner tobendſten Lobpreiſer, der franzöſiſche Profeſſor Auguſte Ehrhard[1]), wenn auch wider-

Luſt haben ſollteſt. Und hier ſind Butterbrode und etwas Pökelfleiſch. Hjalmar (das Brett verſtohlen anblickend). Pökelfleiſch? Keinen Biſſen mehr unter dieſem Dach. Freilich habe ich in bald 24 Stunden keine kompakten Nahrungsmittel genoſſen. Doch das kann mir gleich ſein. . . Ich muß hinaus in den Sturm und das Schneegeſtöber von Haus zu Haus gehen und Obdach ſuchen für Vater und mich. Gina. Aber du haſt ja keinen Hut, Ekdal. Du haſt ja deinen Hut verloren" u. ſ. w. Die Wildente, S. 96 ff.

[1]) Auguſte Ehrhard, professeur à la Faculté des Lettres de Clermont-Ferrand. Henrik Ibsen et le théâtre contemporain. Paris, 1892. S. 283: „Man kann im Allgemeinen Ibſens Perſonen in zwei Kategorien theilen. . . Die einen ſind meiſt Sprachrohre, welche die Theorien vertheidigen, die dem Dichter theuer ſind. . . Sie haben ihren erſten Urſprung im Gehirn des Dichters. . . Er iſt es, der ihnen das Leben gibt"

willig und mit Vorbehalten, einräumen. Gewiß gibt sich Ibsen große Mühe, seinen sprechenden Puppen, welche seine Anschauungen vortragen sollen, einen Anschein von Leben anzuschminken. Er hängt ihnen allerlei kleine Eigenthümlichkeiten an, die ihnen eine individuelle Physiognomie geben sollen. Aber dieses beständig wiederholte schwachköpfige „Wie?“ Tesmans[1]) (in „Hedda Gabler“), dieses „Donnerwetter!“ und Backwerk-Naschen von „Nora“[2]), dieses „Rauchen aus der großen Meerschaumpfeife“ und Sekt-Trinken Oswald Alvings (in „Gespenster“) täuscht den aufmerksamen Betrachter nicht darüber, daß sie Automaten sind. Trotz der Kunstgriffe des Dichters sieht man hinter der aufgepinselten Lebensfarbe die Gelenk-Scharniere und hört man hinter den Tönen des in ihrem Innern verborgenen Phonographen das Knarren und Rasseln des Mechanismus.

Ich habe der hohen dichterischen Begabung Ibsens gerecht zu werden gesucht und werde dies im Laufe dieser Untersuchung noch einigemale thun können. Ist es aber diese Begabung allein oder hauptsächlich, welche ihm seine Bewunderer in allen Ländern geworben hat? Schätzt sein Gefolge von Pfeifern und Dudelsackbläsern ihn um seiner schlicht emotionellen Auftritte

---

[1]) „Schon so früh am Tage! Wie?“ . . . „Nun, du bist doch gut von der Landungsbrücke nach Hause gekommen? Wie?“ „Komm, laß mich die Schleife aufmachen. Wie?“ U. s. w. Hedda Gabler, S. 8, 9.

[2]) „Nora. Ja nun bin ich wirklich ganz außerordentlich glücklich. Nun gibts nur noch eins in der Welt, was ich ganz besonders gern möchte. Rank. Nun? Und das ist? Nora. Etwas, das ich so sehr gern sagen möchte — aber so, daß Robert es hörte. Rank. Warum sagen Sies denn nicht? Nora. Weil ich nicht darf; denn es klingt so häßlich. . . Rank. Ja, dann ists nicht rathsam. Aber zu uns können sie ja doch — Wohlan, was ists, das Sie in Helmers Gegenwart gern — Nora. Ich möchte mal so recht von Herzen rufen: Himmeldonnerwetter!“ Nora, S. 24.

und um ſeiner lebensechten Nebenfiguren willen? Nein. Sie finden ganz Anderes an ihm zu rühmen. Sie entdecken in ſeinen Stücken Weltbilder von größter Wahrheit, die glücklichſte dichteriſche Anwendung wiſſenſchaftlicher Methoden, Klarheit und Schärfe der Gedanken, umwälzungsluſtigen Freiheitsdrang und zukunftſchwangere Modernität. Wir wollen nun dieſe Behauptungen der Reihe nach prüfen und zuſehen, ob ſie ſich auf Ibſens Werke ſtützen können oder blos willkürliche, unerweisliche Redensarten äſthetiſcher Schwätzer ſind.

Ibſen ſoll alſo vor Allem muſterhaft wahr ſein. Er iſt ja für den „Realismus“ vorbildlich geworden. Thatſache iſt aber, daß ſeit Alexander Dumas dem ältern, dem Verfaſſer der „Musketiere“ und des „Montechriſto“, vermuthlich kein Dichter ſo viel verblüffende Unwahrſcheinlichkeiten in ſeinen Werken aufgehäuft hat wie Ibſen. (Ich ſage Unwahrſcheinlichkeiten, weil ich nicht wage, Unmöglichkeiten zu ſagen; denn möglich iſt ſchließlich als unerhörte Handlung irgend eines Wahnſinnigen oder als außerordentliche Wirkung eines einzig daſtehenden Zufalls Alles.) Iſt es denkbar, daß (in „Geſpenſter“) der Tiſchler Engſtrand, wenn er eine Matroſenkneipe mit weiblicher Bedienung einrichten will, gerade ſeine Tochter auffordern wird, als Odaliske in ſeine „Anſtalt“ einzutreten; dieſe Tochter, die ihn daran erinnert, daß ſie „bei der Kammerherrin Alving aufgewachſen iſt“, daß ſie „hier beinahe wie das Kind vom Hauſe gehalten worden iſt“ (S. 7)? Nicht etwa, als ob ich Engſtrand ſittliche Bedenken zutraute. Aber ein Mann dieſes Schlages weiß, daß ein Frauenzimmer für ſein Haus nicht genügt, und da er doch auch noch andere werben muß, ſo wird er ſich gewiß nicht zuerſt an ſeine Tochter wenden,

die in einem reichen Hause inmitten höherer Lebensgewohnheiten aufgewachsen ist und sehr gut begreift, daß sie nicht nöthig hat, gleich Matrosendirne zu werden, wenn sie einen zuchtlosen Lebenswandel führen will. Ist es denkbar, daß Pastor Manders („Gespenster"), ein akademisch gebildeter Seelsorger im heutigen Norwegen, das blühende Versicherungs-Gesellschaften, Banken, Eisenbahnen, große Zeitungen u. s. w. hat, Frau Alving abräth, ihr Asyl gegen Feuersgefahr zu versichern? „Ich für meine eigene Person würde natürlich nicht das Geringste darin finden", sagt er; „ . . . ich denke in erster Reihe an Männer, die so weit in unabhängiger und einflußreicher Stellung sind, daß man nicht gut unterlassen kann, ihrer Meinung ein gewisses Gewicht beizulegen; . . . man könnte wirklich leicht dahin kommen, es so aufzufassen, als wenn weder Sie, verehrte Frau, noch ich das rechte Vertrauen auf eine Vorsehung hätten." (S. 18.) Will Ibsen wirklich Jemand glauben machen, daß es in Norwegen Personen gibt, die gegen Feuerversicherung religiöse Bedenken hegen? Er ist auf diesen unsinnigen Zug blos verfallen, weil er das Asyl abbrennen und endgiltig zerstört sein lassen will; zu diesem Behufe durfte Frau Alving kein Geld haben, es wieder aufbauen zu lassen, das Gebäude durfte nicht versichert sein und das Unterlassen der Versicherung glaubte Ibsen begründen zu müssen. Ein Dichter, der eine Feuersbrunst als Symbol und gleichsam als handelnde Person in sein Werk einführt — denn sie hat die dramatische Aufgabe, die Lüge von der Wohlthätigkeit des verstorbenen Sünders Alving zu vernichten —, sollte auch den Muth haben, das Unterbleiben einer Feuerversicherung, und wenn es noch so auffallend ist, unerklärt zu lassen. Oswald

Alving erzählt („Geſpenſter" S. 75) ſeiner Mutter, ein Pariſer Arzt, von dem er ſich unterſuchen gelaſſen, habe ihm geſagt, er habe „eine Art Weichheit im Gehirn." Ich frage alle Aerzte beider Welten, ob ſie jemals einem Kranken ins Geſicht gesagt haben: „Sie ſind gehirnerweicht." Den Angehörigen ſagt man es vielleicht, dem Kranken nie. Vor Allem ſchon darum nicht, weil er, wenn die Diagnoſe richtig iſt, die Bemerkung doch nicht verſtehen würde und ſicher nicht mehr allein zum Arzte kommen könnte. Auch aus einem andern Grund iſt das Wort unmöglich. Die Krankheit, um die es ſich bei Oswald allenfalls handeln kann, iſt nämlich keine Erweichung, ſondern eine Verhärtung, eine Verhornung des Gehirns, eine Skleroſe.

In „Nora" ſagt Helmer, ein zwar als etwas ſinnlich geſchilderter Menſch, doch eine proſaiſche, hausbackene, praktiſche Durchſchnitts-Natur, zu ſeiner Nora: „Iſt das meine Lerche, die da draußen zwitſchert? ... Iſts das Eichkätzchen, das da rumort? ... Hat mein lockerer Zeiſig wieder Geld verſchwendet? ... Nun, nun, meine Lerche muß nicht gleich die Flügel hängen laſſen... Wie nennt man die Vögel, die immer Alles verſchwenden? ... Meine Lerche iſt ein allerliebſtes Geſchöpfchen; aber ſie braucht einen ſehr großen Haufen Geld... Und ich möchte dich nicht anders wünſchen als juſt wie du biſt, meine holde kleine Lerche..." So ſoll ein Gatte, der Bankdirektor und Rechtsanwalt iſt, nach achtjähriger Ehe zu ſeiner Frau, der Mutter ſeiner drei Kinder ſprechen, und nicht etwa in einem Augenblicke verliebten Ueberſchwanges, ſondern am gewöhnlichen, helllichten Werktag, in einem endloſen Auftritte (S. 6—11), der uns eine Vorſtellung vom Tone geben ſoll, welcher für gewöhnlich in dieſem „Puppenheim" herrſcht! Ich würde gern

wiſſen, was meine ſeit mindeſtens acht Jahren verheirateten Leſer und Leſerinen von dieſer Probe Ibſenſchen „Realismus“ denken!

In „Stützen der Geſellſchaft“ ſprechen alle handelnden Perſonen von der „Geſellſchaft.“ „Du ſollſt gehen und die Geſellſchaft ſtützen, Schwager“, ſagt Frl. Heſſel „ernſt und mit Nachdruck.“ (S. 59.) „Wird dieſer Schlag gegen mich geführt, ſo vernichtet ihr mich ganz und gar; und nicht blos mich, — nein, auch die große ſegensreiche Zukunft einer Geſellſchaft, welcher ihr durch eure Geburt doch angehört“, äußert ſich Bernick. (S. 67.) Und etwas ſpäter (S. 69): „Seht, das hab' ich gewagt zum Beſten der Geſellſchaft! ... Und iſt es nicht die Geſellſchaft ſelbſt, die uns zwingt, Schleichwege zu gehen?“ Die Leute, die das ſagen, ſind ein Großkaufmann und Konſul, eine Lehrerin, die jahrelang in Amerika gelebt hat und einen weiten Geſichtskreis beſitzt. Kann das Wort „Geſellſchaft“, ſo gebraucht, im Munde gebildeter Menſchen einen andern Sinn haben als den von „Geſellſchaftsbau“? Nun denn: die Perſonen im Stücke ſollen ſich, wie immer wieder ausdrücklich wiederholt wird, des Wortes „Geſellſchaft“ zur Bezeichnung der wohlhabenden Klaſſe eines kleinen norwegiſchen Strandortes, das heißt einer Sippe von ſechs bis acht Familien bedienen! Ibſen macht den Leſer ſeines Stückes glauben, daß von den Stützen des Geſellſchaftsbaues die Rede ſein werde, und man iſt verblüfft, nur von den Stützen der winzigen Philiſter-Coterie eines nordiſchen Schöppenſtädt zu erfahren.

Im Dock des Conſuls Bernick liegt das amerikaniſche Schiff „die Gazelle“ zur Ausbeſſerung. Sein Boden iſt ganz

verfault. Es geht ſicher unter, wenn es in See geſchickt wird. Bernick fordert aber, daß man es in zwei Tagen auslaufen laſſe. Sein Werkführer Auler erklärt dies für eine Unmöglichkeit. Bernick droht jedoch, Auler zu entlaſſen, und nun fügt ſich der Arbeiter und verſpricht: „Die Gazelle wird übermorgen ſegelfertig ſein.“ Bernick weiß, daß er die achtzehn Menſchen, welche die „Gazelle“ bemannen, in den ſichern Tod ſchickt. Und weshalb begeht er dieſen Maſſenmord? Er gibt dafür (S. 33) folgende Erklärungen: „Ich habe meine guten Gründe, die Sache zu beſchleunigen. Haben Sie die Morgenzeitung geleſen? ... Nun ſo wiſſen Sie, daß die Amerikaner wieder tolle Streiche gemacht. Dieſes ruchloſe Geſindel ſtellt die ganze Stadt auf den Kopf; keine Nacht vergeht, ohne daß in den Wirthshäuſern und auf der Straße Schlägereien ſtattfinden, — von allen anderen Nichtswürdigkeiten gar nicht zu reden... Und wen macht man für dieſes Unweſen verantwortlich? Mich! Ja mich läßt mans entgelten. Dieſe Zeitungsſchreiber ſchimpfen mich in verblümter Weiſe aus... Ich, der die Aufgabe hat, durch die Macht des Beiſpiels auf meine Mitbürger zu wirken, muß mir dergleichen ins Geſicht ſchleudern laſſen. Das duld' ich nicht. Damit iſt mir nicht gedient, daß ſolcherart mein Name beſchmutzt wird... Gegenwärtig nicht; grade jetzt bedarf ich all der Achtung und des Wohlwollens, das meine Mitbürger mir ſchenken können. Ich habe ein großes Unternehmen vor, wie Sie wohl gehört haben werden; und gelingt es böswilligen Menſchen, das unbedingte Vertrauen zu meiner Perſon zu erſchüttern, ſo können mir daraus die größten Schwierigkeiten erwachſen. Deshalb will ich mich um jeden Preis dieſen boshaften, verleumderiſchen Zeitungs-

ſchreibern entziehen und darum hab' ich die Friſt auf übermorgen feſtgeſetzt." Dieſe windige Begründung eines kaltblütig geplanten achtzehnfachen Mordes iſt ſo aberwitzig, daß ſelbſt Ehrhard, der an Ibſen doch Alles bewundert, ſie nicht zu vertheidigen wagt und kleinlaut bemerkt: „Man muß ſagen, daß der Verfaſſer nicht ſehr gut erklärt, weshalb die Rückſicht auf ſeinen Ruf das Auslaufen des Schiffes erfordert." [1])

An der Spitze einer Abordnung, welche Bernick für die Gründung einer Eiſenbahn danken will, richtet Hilfsprediger Rohrland an Bernick eine Anſprache, in der Stellen wie dieſe vorkommen (S. 97 ff.): „Schon oft durften wir Ihnen unſern Dank darbringen für die breite moraliſche Grundlage, auf welcher Sie ſo zu ſagen unſre Geſellſchaft aufgebaut haben... Heute huldigen wir dem ... Mitbürger, der die Initiative ergriffen zu einem Unternehmen, das nach der einhelligen Anſicht aller Sachkundigen dem irdiſchen Wohlergehn und Gedeihen unſrer Geſellſchaft einen mächtigen Aufſchwung geben wird... Sie ſind in eminentem Sinne der Grundpfeiler unſerer Geſellſchaft. Und gerade dieſer Glanz der Uneigennützigkeit, der auf Ihrem ganzen Wandel ruht, iſt es, der ſo unendlich wohlthuend wirkt, beſonders in dieſen Zeiten. Sie ſtehen jetzt im Begriffe, uns eine — ich trage kein Bedenken, das proſaiſche Wort ohne Umſchweif auszuſprechen — uns eine Eiſenbahn zu verſchaffen... Ein beſcheidenes Zeichen der Anerkennung ſeitens Ihrer dankbaren Mitbürger dürfen Sie doch nicht zurückweiſen, — am wenigſten in dieſem bedeutſamen Moment, wo wir nach der Verſicherung praktiſcher Männer vor dem Beginn einer neuen Zeit ſtehen." Ich habe dieſen unerhörten Gali-

[1]) Auguſte Ehrhard, a. a. O. S. 270.

mathias durch keine Bemerkung, durch kein Ausrufungszeichen unterbrochen. Er ſoll durch ſich allein auf den Leſer wirken. Wenn die Faſelei in einer parodiſtiſchen Poſſe vorkäme, ſo wäre ſie blos nicht luſtig genug, doch ſonſt allenfalls annehmbar. Sie ſoll aber „realiſtiſch“ ſein! Wir ſollen Ibſen glauben, daß Hilfsprediger Rohrland in nüchternem Zuſtande ſo geſprochen hat! Eine beleidigendere Zumuthung hat ſchwerlich jemals ein Schriftſteller an ſeine Leſer geſtellt.

Im „Volksfeind“ iſt von einer nicht recht verſtändlichen Badeanſtalt die Rede, die zugleich Trinkquelle, Heilbad und Seebad iſt. Der Badearzt Dr. Stockmann hat entdeckt, daß die Heilquelle Typhusgift führt, und verlangt, daß ſie höher in den Bergen gefaßt werde, an einer Stelle, wo ſie nicht von menſchlichen Abfallsſtoffen verunreinigt wird. Er weiſt mit größtem Nachdruck darauf hin, daß andernfalls unter den Badegäſten eine tödtliche Seuche ausbrechen werde. Und darauf ſoll der Bürgermeiſter erwidern (S. 36): „Die eingerichtete Art der Waſſerverſorgung iſt nun einmal eine Thatſache und muß ſelbſtverſtändlich als ſolche behandelt werden. Aber wahrſcheinlich wird die Direktion ſeiner Zeit nicht abgeneigt ſein, in Erwägung zu ziehn, inwiefern es bei angemeſſenen pekuniären Opfern möglich ſein dürfte, gewiſſe Verbeſſerungen einzuführen.“ Es handelt ſich um einen Ort, der, wie Ibſen mit Nachdruck auseinander ſetzt, ſeine ganze Zukunft auf die Entwickelung ſeiner jungen Badeanſtalt geſtellt hat; der Ort liegt in Norwegen, in einem kleinen Lande, wo alle Leute einander kennen und jeder Krankheits- und Todesfall ſtark bemerkt wird. Und da wird es der Bürgermeiſter darauf ankommen laſſen, daß eine Anzahl Badegäſte in ſeinem Orte

den Typhus bekommen, wenn er rechtzeitig erfährt, daß dies gewiß geſchehen werde, ſofern die Quell-Leitung nicht verlegt wird? Ohne vom bürgermeiſterlichen Geiſt im Allgemeinen eine übertriebene Meinung zu haben, leugne ich dennoch, daß ein Idiot, wie ihn Ibſen ſchildert, in Europa an der Spitze irgend einer Stadtverwaltung ſteht.

In „Hedda Gabler" erwartet Tesman, mit einem Buche über „die Brabanter Hausinduſtrie im Mittelalter" (S. 13) einen Lehrſtuhl an der Hochſchule zu erlangen. Er hat aber einen gefährlichen Wettbewerber in Ejlert Lövborg, der ein Buch geſchrieben hat, welches (S. 21) „vom Gang der Kultur handelt — im großen ganzen." Schon dieſes Werk „hat ungeheures Aufſehen" erregt (S. 21), aber es ſoll noch weit überboten werden durch die Fortſetzung. Dieſe (S. 49) „handelt von der Zukunft. — Aber, lieber Gott, von der wiſſen wir ja gar nichts! — Nein. Aber trotzdem läßt ſich dies und jenes darüber ſagen... Es theilt ſich in zwei Abſchnitte. Der erſte handelt von den Kulturmächten der Zukunft. Und der zweite hier, der handelt vom Kulturgang der Zukunft." Daß es ſich nicht im Entfernteſten um Wiſſenſchaft, ſondern um reine Weisſagung handelt, wird (S. 70) noch ausdrücklich hervorgehoben: „Läßt ſich ſo etwas denn nicht noch einmal ſchreiben? Zum zweitenmal? — Nein... Denn die Eingebung, weißt du..." Man kennt ja, wäre es auch nur aus volksthümlichen ſittengeſchichtlichen Werken wie Webers „Demokritos", die wunderlichen Fragen, mit denen ſich mittelalterliche Kaſuiſten zu beſchäftigen pflegten. Aber daß in unſerm Jahrhundert an irgend einer Hochſchule beider Welten Jemand mit Arbeiten über Vorwürfe wie die von Tesman und Lövborg gewählten

Profeſſor oder ſelbſt nur Privat-Dozent geworden wäre, iſt eine Kinderſtuben-Erfindung, über die Jeder, der den akademiſchen Kreiſen naheſteht, hell auflachen wird.

In der „Frau vom Meer“ kommt der geheimnißvolle Schiffer zu ſeiner ehemaligen Verlobten, die aber ſeit Jahren mit Dr. Wangel verheiratet iſt, und fordert ſie auf, mit ihm zu gehen, da ſie ja eigentlich ihm gehöre. Der Gatte, Dr. Wangel, ſteht dabei. Er beweiſt dem Fremden, daß er Unrecht hat, Ellida entführen zu wollen. Er ſtellt ihm vor, daß es beſſer wäre, ſich mit ſeinen Anſprachen an ihn und nicht an ſeine Frau zu wenden. Er rügt milde, daß er Ellida duzt und beim Vornamen anſpricht, denn „dieſe Art von Vertraulichkeit iſt bei uns nicht gebräuchlich.“ Der Auftritt (S. 55—58) iſt von unſagbarer Komik und müßte eigentlich ganz angeführt werden. Hier nur die Schlußreden:

„Der Fremde. . . Morgen Nacht komme ich alſo wieder. Und dann werde ich mich hier nach dir umſehen. Du mußt hier im Garten auf mich warten. Denn weißt du, ich möchte die Sache am liebſten mit dir allein abmachen.

Ellida (leiſe und zitternd). O hörſt du es, Wangel!

Wangel. Sei nur ruhig. Den Beſuch werden wir ſchon zu verhindern wiſſen.

Der Fremde. Leb wohl indeſſen, Ellida. Morgen Nacht alſo.

Ellida (flehentlich). O nein, nein — kommen Sie nicht morgen Nacht! Kommen Sie nie wieder!

Der Fremde. Und wenn du bis dahin geſonnen biſt, mit mir übers Meer zu gehen, —

Ellida. O blicken Sie mich nicht ſo an!

Der Fremde. Ich meine nur, dann mußt du reiſefertig ſein.

Wangel. Geh hinauf ins Haus, Ellida.“ U. ſ. w.

Wangel iſt von Ibſen nicht etwa als entmündigter, gehirnerweichter Greis, ſondern als Mann in den beſten Jahren und von voller Zurechnungsfähigkeit geſchildert!

Alle dieſe Hirnverbranntheiten werden aber von dem Auftritt in „Rosmersholm“ weit überboten, wo Rebekka dem wackern Rosmer bekennt, daß ſie in heißem ſinnlichem Begehren nach ihm entbrannt geweſen ſei (S. 79):

„Rosmer. Was kam? Sprich ſo, daß ich dich verſtehen kann.

Rebekka. Da kam es über mich — dieſes wilde, unbezwingliche Begehren — o Rosmer —!

Rosmer. Begehren? Du —! Wonach?

Rebekka. Nach dir!

Rosmer (will aufſpringen). Was heißt das!“ (Trottel!) ——

„Rebekka (ihn niederhaltend). Bleib ſitzen, Theurer. Jetzt ſollſt du weiter hören.

Rosmer. Und du willſt ſagen — daß du mich geliebt haſt — auf ſolche Weiſe!

Rebekka. Ich meinte, dies müſſe lieben heißen — damals. Daß es Liebe ſei, glaubte ich. Aber das war es nicht. Es war wie ich dir ſage. Es war ein wildes, unbezwingliches Begehren. . . Es war über mir, wie ein Sturm auf dem Meer. Es war, wie einer jener Stürme, die wir zuweilen da oben im Norden um die Winterszeit haben. Es faßt einen — und trägt einen mit ſich, ſo weit es will. Kein Gedanke an Widerſtand.“

Rosmer, der Gegenſtand dieſer Brunſt, iſt 43 Jahre alt (S. 10) und ehemaliger Paſtor. Das iſt zwar etwas drollig, aber nicht undenkbar, denn erotomaniſch Geſtörte können alles Mögliche lieben, ſelbſt Stiefel.[1]) Was aber undenkbar iſt, das iſt das Verfahren, das die Nymphomanin eingeſchlagen haben ſoll, um ihr „wildes, unbezwingliches Begehren,“ dieſen „Sturm

[1]) Dr R. von Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis mit beſonderer Berückſichtigung der conträren Sexualempfindung. Eine kliniſch-forenſiſche Studie. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Stuttgart, 1888: S. die Beobachtung des jungen Ariſtokraten, den ſeine „Stiefelgedanken“ erotiſch erregten, S. 120. Ich weiſe nur auf dieſen einen Fall hin, obwohl aus der einſchlägigen Literatur leicht Dutzende von Fällen angeführt werden könnten, in welchen Nachthauben, Schuhnägel, weiße Schürzen, der verrunzelte Kopf einer Greiſin u. ſ. w. die Sinnlichkeit aufs Heftigſte erregt haben.

auf dem Meere", der „einen faßt und trägt, ſo weit er will", zu befriedigen. Sie iſt die Freundin der kränklichen Gattin Rosmers geworden, hat ſie achtzehn Monate lang mit dem Hinweis darauf bedrängt, daß Rosmer unglücklich ſei, weil ſie kein Kind habe, daß er ſie, die Nymphomanin, liebe, ſich aber bezwinge, ſo lange ſeine Gattin lebe, und ſie hat ſie glücklich durch dieſes geduldig und unabläſſig in ihre Seele geträufelte Gift zum Selbſtmord getrieben! Nach anderthalb Jahren! Um ihr „wildes, unbezwingliches Begehren" zu ſtillen! Das iſt genau, wie wenn ein raſend Hungriger, in der Abſicht, ſeine Gier zu ſättigen, einen tiefſinnigen Plan erſänne, um durch Erbſchleicherei ein Stück Feld zu ergattern, darauf Weizen zu bauen, dieſen in einer Mühle zu Mehl mahlen zu laſſen und ſich daraus ein prächtiges Brod zu backen, das zu verzehren dann o! ſo wonnig ſein wird! Der Leſer beurtheile ſelbſt, ob dies die Art iſt, wie Heißhungrige oder Nymphomaninen, über die es „wie ein Sturm auf dem Meere kommt", vorzugehen pflegen, um ihren Trieb zu befriedigen.

So ſehen die Vorſtellungen aus, die ſich dieſer „Realiſt" von der Weltwirklichkeit macht! Manche ſeiner kindiſchen oder aberwitzigen Austiftelungen ſind kleine Aeußerlichkeiten und ein wohlwollender Freund mit einiger Lebenserfahrung und etwas geſundem Menſchenverſtande hätte ihn leicht durch billige Rathſchläge davor bewahren können, ſich lächerlich zu machen. Andere aber rühren an den innerſten Kern ſeiner Dichtungen und machen dieſe durch und durch zu einem abgeſchmackten Hirngeſpinnſt. In „Stützen der Geſellſchaft" ſoll Bernick, der Mann, der ruhig den Mord von achtzehn Menſchen plant, um ſeinen Ruf eines leiſtungsfähigen Dock-Beſitzers aufrechtzuerhalten (auf

die Absurdität dieses Mittels zur Erreichung eines solchen Zwecks sei nur nebenbei hingewiesen), plötzlich, ohne äußern Zwang, auf bloßes Zureden von Frl. Hessel, seinen Mitbürgern bekennen, daß er ein Schurke und Verbrecher gewesen sei. In „Nora" soll die Frau, die eben noch so zärtlich mit ihren Kindern gespielt hat, mit einemmale auf und davongehen, ohne diesen Kindern auch nur einen Gedanken zu widmen.[1]) In „Rosmersholm" soll die Nymphomanin Rebekka im steten Umgang mit dem Gegenstand ihrer Flamme keusch und tugendhaft geworden sein u. s. w. Viele seiner Hauptgestalten bieten dieses Schauspiel unmöglicher und unbegreiflicher Wandlungen, so daß sie wie Figuren aussehen, die durch einen Fehlgriff des Handwerkers aus zwei nicht zusammen gehörenden Hälften zusammengeleimt wurden.

Nach der Lebenswahrheit Ibsens seine Wissenschaftlichkeit. Diese erinnert an die Gesittung der Liberia-Neger. Die Verfassung und Gesetze dieses westafrikanischen Freistaates lauten ungefähr so wie die der Vereinigten Staaten von Nordamerika und sehen sich geschrieben sehr achtunggebietend an. Wenn man aber in Liberia lebt, so erkennt man bald, daß die schwarzen Republikaner Wilde sind, die von den dem Namen nach bei ihnen bestehenden Staatseinrichtungen, ihrer theoretischen Rechtsordnung u. s. w. keine Ahnung haben. Ibsen gibt sich gern den Anschein, auf dem Boden der Naturforschung zu stehen

---

[1]) Nora, S. 85: „Helmer. Deine Wohnung, deinen Mann und deine Kinder verlassen! Und bedenkst du nicht, was die Leute dazu sagen werden? Nora. Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ich weiß nur, daß es für mich nothwendig ist... Helmer... Die Pflichten gegen deine Kinder? Nora. Ich habe andere ebenso heilige Pflichten... Die Pflichten gegen mich selbst" u. s. w.

und ihre letzten Ergebniſſe zu verwerthen. Man führt in ſeinen Schauſpielen Darwin an. Er hat offenbar, wenn auch nur mit zerſtreuter Hand, in Büchern über Erblichkeit geblättert und ſich aus gewiſſen Gebieten der Heilkunde Etwas erzählen laſſen. Aber die dürftigen, drollig mißverſtandenen Schlagworte, die in ſeinem Gedächtniſſe haften geblieben ſind, verwendet er wie mein als Beiſpiel angeführter Liberia-Neger die ehrbaren Papierkragen und Zylinderhüte Europas: der Kundige kann nie ſeinen Ernſt bewahren, wenn Ibſen ſeine naturwiſſenſchaftlichen und ärztlichen Kenntniſſe auskramt.

Die Erblichkeit iſt ſein Steckenpferd, das er in jedem ſeiner Stücke vorreitet. Es gibt keinen Zug an ſeinen Geſtalten, keine Eigenthümlichkeit des Charakters, keine Krankheit, die er nicht auf Vererbung zurückführt. In „Nora“ muß Dr. Rank (S. 50) an ſeinem „armen unſchuldigen Rückgrat für ſeines Vaters luſtige Lieutenantstage büßen.“ Helmer ſetzt Nora auseinander (S. 37), daß „ein Dunſtkreis von Lüge Krankheitsſtoff in eine ganze Familie bringt. Jeder Athemzug, den die Kinder thun, birgt den Keim zu etwas Böſem... Faſt alle früh verdorbenen Menſchen haben lügenhafte Mütter gehabt... Am häufigſten kommt es von der Mutter; aber natürlich iſt der Vater ebenfalls ſchuld.“ Und S. 79: „Deines Vaters leichtſinnige Grundſätze, du haſt ſie alle geerbt. Keine Religion, keine Moral, kein Pflichtgefühl.“ In den „Geſpenſtern“ hat Oswald von dem merkwürdigen Pariſer Arzte, der ihm ſagte, daß er gehirnerweicht ſei, erfahren, daß er ſein Uebel vom Vater geerbt habe.[1])

[1]) Geſpenſter, S. 54: „Oswald. Und ſchließlich ſagte er dann: ſchon ſeit Ihrer Geburt haben Sie dieſe wurmſtichige Stelle; . . . ich

Regine, die uneheliche Tochter des verstorbenen Alving, artet vollständig ihrer Mutter nach (S. 70): „Regine. Mutter war also auch eine solche — Frau Alving. Deine Mutter hatte viele gute Seiten, Regine. Regine. Ja, aber trotzdem war sie — Zuweilen habe ich mir das wohl gedacht... Ein armes Mädchen muß seine Jugend ausnutzen... Und ich habe auch Lebensfreudigkeit in mir, gnädige Frau. Frau Alving. Ja, leider; aber wirf dich nicht fort, Regine. Regine. Nun, wenns geschieht, so hat es wohl geschehen müssen. Artet Oswald seinem Vater nach, so arte ich vermuthlich meiner Mutter nach." In „Rosmersholm" wird Rebekkas Nymphomanie daraus erklärt (S. 65—67), daß sie die uneheliche Tochter einer sittlich anfechtbaren Lappin ist. „Ihr Gebahren halte ich für eine Folge Ihrer Herkunft", sagt ihr der Rektor Kroll. Rosmer lacht niemals, weil das „so in der Familie liegt" (S. 58). Er ist „ein Sprößling der Männer, die hier auf uns herabsehen". Er „wurzelt tief in seinem Geschlecht" (S. 65). In der „Frau vom Meere" sagt deren Stieftochter Hilde (S. 32): „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie uns eines schönen Tages verrückt würde... Ihre Mutter wurde ja auch verrückt. Sie starb im Wahnsinn, das weiß ich." In der „Wildente" hat fast jede Person einen erblichen Hieb. Gregor Werle, der bösartige Narr, der seine Klatschsucht für Wahrheitsdrang hält und ausgibt, hat diese Verdrehtheit von seiner Mutter[1]). Die

---

verstand ihn anfangs nicht und bat ihn um eine nähere Erklärung. Und da sagte der alte Cyniker: . . . die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht." Und S. 74: „Oswald. Die Krankheit, welche ich als Erbtheil bekommen, die — (zeigt auf die Stirn und fügt ganz leise hinzu) — die sitzt hier."

[1]) Wildente, S. 66: „Gregor. Und außerdem — soll ich länger

kleine Hedwig erblindet wie ihr Vater, der alte Werle[1]). Schon in den älteren, philoſophiſchen, Dramen wiederholt ſich fortwährend dasſelbe Motiv. Brand hat ſeine Hartnäckigkeit, Peer Gynt ſeine bewegliche, ausſchweifende Einbildungskraft von ſeiner Mutter. Ibſen hat ſichtlich das grundlegende Buch von Lucas über Erblichkeit geleſen und kritiklos daraus geſchöpft. Es iſt wahr, daß Lucas an die Vererbung ſelbſt ſo zuſammengeſetzter, auf beſtimmte Vorgänge bezogener Anſchauungen und Gefühle glaubt wie z. B. des Abſcheus vor Aerzten[2]) und daß für ihn die Vererbung krankhafter Abweichungen von der Norm, z. B. auch der Erblindung in einem beſtimmten Lebensalter[3]), keinem Zweifel unterliegt.

---

leben, ſo muß ich ſuchen Geneſung zu finden für mein krankes Gewiſſen. Werle. Das wird niemals geſund. Dein Gewiſſen iſt von Kindheit an kränklich geweſen; ein Erbtheil von deiner Mutter, Gregor; — das einzige Erbe, das ſie dir hinterließ." S. 67: „Relling. Ach zum Teufel, — merkſt du denn nicht, daß der Kerl verdreht, verrückt und verſtört iſt! Gina. Ja, da hörſt du es. Seine Mutter hatte auch mitunter ſolche phyſiſche Raptuſſe."

[1]) Wildente, S. 35: „Hjalmar... Es liegt die drohende Gefahr nahe, daß ſie das Augenlicht verliert. Gregor. Blind wird! Hjalmar... Der Arzt hat uns gewarnt. Es kommt rettungslos. Gregor... Woher hat ſie das? Hjalmar (ſeufzt). Wahrſcheinlich erblich." S. 80: „Frau Sörby... Er (Werle) wird blind. Hjalmar (ſtutzt). Er wird blind? Das iſt doch ſonderbar. — Er wird auch blind."

[2]) Dr. Prosper Lucas, Traité philosophique et physiologique de l'Hérédité naturelle dans les états de santé et de maladie du système nerveux etc. (Hier folgen im Titel noch ſieben Zeilen!) Paris, 1847, 2 Bände. 1. Band S. 250. (Montaigne ſoll dieſen erblichen Abſcheu vor Aerzten gehabt haben.)

[3]) Lucas, a. a. O. Bd. 1, S. 391—420: „De l'hérédité des modes sensitifs de la vue." S. 400 erzählt er von einer Familie, in der die Mutter mit 21 Jahren, ihre Kinder im 16. und 17. Jahre erblindet ſind, u. ſ. w.

Lucas, deſſen Verdienſte nicht geleugnet werden ſollen, unterſchied eben nicht genug zwiſchen dem, was das Lebeweſen bei ſeiner Entſtehung von den Eltern ſtofflich mitbekommt, und dem, was ihm ſpäter durch Familien-Erziehung und Beiſpiel, durch das Weiterleben in denſelben Verhältniſſen wie die Eltern u. ſ. w., beigebracht wird. Ibſen iſt der richtige Mann eines einzigen Buches. Er hält ſich an ſeinen Lucas. Wüßte er etwas mehr von der Erblichkeitsfrage, hätte er Weismann[1]) und namentlich Galton[2]) geleſen, ſo wäre ihm bekannt, daß nichts dunkler, nichts ſcheinbar launenhafter iſt als der Gang der Erblichkeit. Denn das Individuum iſt das Ergebniß, Galton ſagt: das rechnungsmäßige Mittel, von drei verſchiedenen Größen, ſeinem Vater, ſeiner Mutter und der ganzen Gattung, welche durch die bis in die Uranfänge alles Lebens zurückführende Doppelreihe der väterlichen und mütterlichen Ahnen dargeſtellt iſt. Dieſe dritte Größe iſt das Unbekannte, das X in der Rechenaufgabe. Rückſchläge auf entfernte Ahnen können das Individuum ſeinen Eltern völlig unähnlich machen und die Gattungseinflüſſe überwiegen in der Regel die der unmittelbaren Erzeuger ſo ſehr, daß Kinder, die, namentlich in den verwickeltſten Aeußerungen der Perſönlichkeit, im Charakter, in den Fähigkeiten und Neigungen, ein genauer Abklatſch des Vaters oder der Mutter ſind, zu den größten Seltenheiten gehören. Aber es iſt ja Ibſen gar nicht um die ernſte wiſſenſchaftliche Begründung ſeiner Vorſtellungen von Erblichkeit zu thun. Wie wir weiterhin ſehen werden, haben dieſe Vorſtellungen ihre Wurzel in ſeinem Myſtizismus; das

[1]) Auguſt Weismann, Ueber die Vererbung. Jena, 1883.
[2]) Fr. Galton, Natural Inheritance. London, 1888.

Werk von Lucas war für ihn nur ein glücklicher Fund, dessen er sich hocherfreut bemächtigte, weil er ihm die Möglichkeit bot, seiner mystischen Zwangsvorstellung ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen.

Höchst belustigend sind seine Ausflüge in das Gebiet der Heilkunde, die er sich fast in keinem seiner Stücke versagt. In den „Stützen der Gesellschaft" rühmt Hilfsprediger Rohrland die Damen seines Kreises (S. 8) als eine Art „barmherziger Schwestern, die Charpie zupfen". Charpie zupfen! Im Zeitalter der Anti- und Asepsie! Ibsen soll doch einmal versuchen, mit „gezupfter Charpie" in irgend einen wundärztlichen Krankensaal zu treten. Er wird sich über den Empfang wundern, den man ihm und seiner Charpie da bereiten wird. Im „Volksfeind" behauptet Dr. Stockmann (S. 20), daß die „Millionen von Bakterien beim Baden" außerordentlich schaden. Die Bakterien, um die es sich, wie aus dem ganzen Stücke hervorgeht, allein handeln kann, sind die Eberthschen Typhus-Bazillen. Nun mag es richtig sein, daß man die Biskra-Beule und vielleicht das Beri-Beri durch Baden in verseuchtem Wasser bekommt. Es sollte aber Dr. Stockmann und Ibsen schwer werden, auch nur einen einzigen Fall nachzuweisen, in welchem Jemand durch Baden in bazillenhaltigem Wasser typhuskrank geworden wäre. In „Nora" soll „das Leben Helmers von der Reise ins Ausland abgehangen haben" (S. 33). Das mag für einen Europäer in den Tropen oder für Jemand, der sich in einer Fiebergegend aufhält, gelten. Eine akute Krankheit in Norwegen aber gibt es nicht, in der „das Leben von der Reise ins Ausland abhängt". In demselben Stücke sagt Dr. Rank (S. 49): „In diesen Tagen hab'

ich eine Generaluntersuchung meines innern Status vorgenommen. Bankrott. Eh' vier Wochen vergehn, lieg' ich vielleicht für die Würmer auf dem Kirchhof... Es ist nur noch eine einzige Untersuchung vorzunehmen; bin ich damit fertig, dann weiß ich so ungefähr, wann die Auflösung beginnt." Dr. Rank leidet, nach seiner eigenen Erklärung, an einer Rückenmarks-Krankheit (er spricht allerdings vom „Rückgrat", aber diese falsche Ausdrucksweise sei ihm nicht zu streng angerechnet); Ibsen denkt offenbar an Rückenmark-Schwindsucht. Nun gibt es in dieser Krankheit schlechterdings kein Anzeichen, das gestatten würde, den Tod wenige Wochen vorher mit Bestimmtheit vorauszusagen, es gibt auch keine „innere Untersuchung", die der Kranke, wenn er Arzt ist, an sich selbst vornehmen könnte, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, „wann die Auflösung beginnt", und es gibt keine Form der Rückenmark-Schwindsucht, welche dem Kranken gestatten würde, vier Wochen vor seinem (nicht zufälligen, sondern durch die Krankheit bedingten!) Tode auf einen Ball zu gehen, viel Sekt zu trinken und nachher rührenden Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Ebenso kindlich ahnungslos wie das Krankheitsbild Ranks ist das von Oswald Alving in den „Gespenstern". Nach Allem, was in dem Stücke von dem Uebel gesagt wird, das Oswald von seinem Vater geerbt hat, können nur zwei Diagnosen in Betracht kommen, späte Erb-Lustseuche (Syphilis hereditaria tarda) oder Lähmungswahnsinn (Dementia paralytica). An die erste Krankheit ist nicht zu denken. Denn Oswald wird als ein Bild männlicher Kraft und Gesundheit geschildert (S. 22: „Frau Alving. Ich kenne Einen, der sowohl seinen innern wie seinen äußern Menschen

unverderbt bewahrt hat, ſehen Sie ihn nur an, Paſtor Manders...") und wenn es auch in ganz ausnahmsweiſen, ungeheuer ſeltenen Fällen vorgekommen ſein mag, daß das Uebel bis hoch in die Zwanzig des Befallenen ſich nicht offenbart hat, ſo zeigt dieſer doch ſchon ſeit der früheſten Kindheit gewiſſe Entartungs-Erſcheinungen, die ſelbſt der blinden Liebe und dem Stolz einer Mutter nicht geſtatten, ſeinen „äußern Menſchen" zu rühmen, wie Frau Alving es thut. Dem Lähmungswahnſinn würden allenfalls einzelne kleine Züge entſprechen, etwa Oswalds ſinnliche Erregtheit, die naive Frechheit, mit der er vor ſeiner Mutter über das Liebeleben ſeiner Pariſer Freunde ſpricht (S. 26) oder ſeinem Wohlgefallen an der „Herrlichkeit" von Regine Ausdruck gibt (S. 57), die Leichtigkeit, mit der er beim erſten Anblick dieſes Mädchens Heiratspläne ſchmiedet u. ſ. w.[1]). Aber neben dieſen zutreffenden, doch untergeordneten Zügen ſtechen andere, weit wichtigere, hervor, welche die Diagnoſe „Lähmungs-Wahnſinn" unbedingt ausſchließen. Von dem im erſten Stadium dieſer Krankheit nie fehlenden Größenwahn iſt bei Oswald keine Spur, er iſt ängſtlich und niedergeſchlagen, während der General-Paralytiker ſich höchſt glücklich fühlt und das Leben überaus roſig ſieht, und er ahnt und fürchtet den Ausbruch des Wahnſinns, was ich beim Paralytiker weder ſelbſt je beobachtet noch von irgend einem Kliniker verzeichnet gefunden habe. Endlich tritt die Geiſtesſtörung mit einer Plötzlichkeit und Vollkommenheit auf,

---

[1]) Dr. R. von Krafft-Ebing, a. a. O. S. 139. Der Verfaſſer führt hier alle obigen Züge als bezeichnend für das erſte Stadium des Lähmungs-Wahnſinns an: „unzüchtige Reden, Ungenirtheit im Verkehr mit dem andern Geſchlecht, Heiratspläne."

die man nur bei der akuten Manie kennt, allein die Schilderung Oswalds im letzten Auftritte mit seiner Unbeweglichkeit, seiner „dumpfen, tonlosen" Sprache und seinem irrsinnig vor sich hin gemurmelten, ein halbes Dutzendmal wiederholten „die Sonne — die Sonne" entspricht nicht im Entferntesten dem Bilde der akuten Manie.

Der Dichter braucht natürlich von der Pathologie nichts zu verstehen. Aber wenn er vorgibt, wirkliches Leben zu schildern, so soll er ehrlich sein. Er soll nicht mit Genauigkeit und wissenschaftlicher Beobachtung schwindeln, blos weil diese von der Zeit gefordert oder doch bevorzugt wird. Je unwissender der Dichter in der Pathologie ist, eine umso zuverlässigere Probe auf seine Wahrhaftigkeit stellen seine Krankheitsbilder dar. Da er als Laie sie nicht aus seiner Vorstellung durch Verknüpfung klinischer Erfahrungen und Lese-Erinnerungen schöpfen kann, muß er jeden dargestellten Sonderfall mit eigenen Augen gesehen haben, um ihn richtig vorzutragen. Shakespeare war auch kein Arzt und übrigens: was wußten selbst die Aerzte seiner Zeit! Und doch können wir noch heute unbedenklich den Greisen-Irrsinn (dementia senilis) Lears, die Willensschwäche aus Nerven-Erschöpfung (neurasthenische Abulie) Hamlets, die akute Manie von erotischer Färbung Opheliens, die Melancholie mit Gesichts-Halluzinationen der Lady Macbeth diagnostiziren. Warum? Weil Shakespeare wirklich Gesehenes in seine Dichtungen eintrug. Ibsen dagegen hat seine Kranken frei erfunden und daß diese Methode in der Hand des Laien nur lächerliche Ergebnisse liefern kann, bedarf keines Beweises. Seiner Einbildungskraft stellt sich eine rührende oder erschütternde Lage dar — die eines Mannes, der seinen nahen unabwendbaren Tod mit Bestimmt-

heit vorausſieht und ſich mit heftiger Selbſtbezwingung zur Philoſophie des Verzichtens der Stoa emporringt, oder die eines Jünglings, der ſeine Mutter beſchwört, ihn zu tödten, wenn der von ihm mit Grauen erwartete Wahnſinn ausbrechen würde. Die Lage iſt ſehr unwahrſcheinlich. Sie iſt vielleicht nie vorgekommen. Jedenfalls hat Ibſen ſie nie geſehen. Aber ſie wäre dichteriſch ſehr ſchön, auf der Bühne ſehr wirkſam, wenn ſie auftreten würde. Er drechſelt ſich alſo ruhig die neuen unbekannten Krankheiten eines Rank oder Oswald Alving zurecht, deren Verlauf jene Lagen möglich machen könnte. Das iſt das Verfahren des Dichters, an dem ſeine Bewunderer den Realismus und die genaue Beobachtung rühmen!

Seine Geiſtesklarheit, ſein Freiheitsdrang, ſeine Modernität! Wer Ibſens Werke mit Aufmerkſamkeit und unbeſtochener Urtheilskraft geleſen hat, traut ſeinen Augen nicht, wenn er dieſe Worte auf Ibſen angewendet ſieht. Von der Klarheit ſeines Denkens ſollen gleich erſchöpfende Proben gegeben werden. Seinen Freiheitsdrang wird die Zergliederung als Anarchismus enthüllen und ſeine Modernität beſteht im Weſentlichen darin, daß in ſeinen Stücken Eiſenbahnen gebaut werden („Stützen der Geſellſchaft"), von Bazillen geſchwatzt wird („Volksfeind"), Banken vorkommen („Nora"), Wahlen und politiſche Parteikämpfe eine Rolle ſpielen („Der Bund der Jugend", „Rosmersholm"), all das äußerlich aufgepinſelt, ohne innern Zuſammenhang mit den eigentlichen treibenden Kräften der Dichtung. Dieſer „moderne" und „freiheitliche" Menſch hat von der Preſſe und ihrer Thätigkeit die Vorſtellung eines Polizei-Amtsdieners und verfolgt die Tagesſchriftſteller mit dem heute drollig anmuthenden Haß eines Demagogen-Riechers der Dreißiger Jahre.

Alle Journaliſten, die er vorführt — und ſie ſind in ſeinen Stücken häufig —, Peter Mortensgaard in „Rosmersholm", Hauſtad und Billing im „Volksfeind", Bahlmann im „Bund der Jugend", ſind entweder verſoffene Lumpe, oder arme knieſchlotternde Hungerleider, die immer vor Prügeln oder dem Weggejagtwerden zittern, oder geſinnungsloſe Hallunken, die für den ſchreiben, der zahlt. Von der ſozialen Frage hat er einen ſo deutlichen Begriff, daß er einen Werkführer unter den Arbeitern wühlen und mit Ausſtand drohen läßt, weil auf der Werft Maſchinen zur Anwendung kommen ſollen! („Stützen der Geſellſchaft", S. 32.) Dem Volke ſteht er mit der ſchönen Verachtung feudaler Großgrundbeſitzer gegenüber. Wo er ſeiner gedenkt, da geſchieht es mit beißendem Spott oder hochmüthigſter ariſtokratiſcher Ueberhebung.[1]) Die meiſten ſeiner Anſchauungen gehören überhaupt keiner Zeit an, ſondern ſind Ausflüſſe ſeiner perſönlichen Verſchrobenheit, können alſo weder modern noch unmodern ſein; diejenigen aber, die minder verdreht ſind und in einer beſtimmbaren Zeit wurzeln, ſtammen aus dem Vorſtellungskreiſe von Krähwinklern des erſten Drittels dieſes Jahrhunderts. Die Etikette „modern" wurde ihm willkürlich von Georg Brandes („Moderne Geiſter", Frankfurt, 1886) angeklebt, einer der widerwärtigſten ſchriftſtelleriſchen Erſcheinungen des Jahrhunderts. Brandes, ein Schmarotzer des Ruhmes oder Rufes Anderer, hat ſein Leben lang das Geſchäft eines „Orcheſter-Menſchen" geübt, der, zehn Lärm-Inſtrumente zugleich mit Kopf,

[1]) Rosmersholm, S. 20: „Rebekka (zu Brendel). Sie ſollten ſich an Peter Mortensgaard wenden. Brendel. Pardon, Madame, was iſt das für ein Idiot?" S. die ſchale Parodie des Forum-Auftrittes von Shakeſpeares „Julius Cäſar" im „Volksfeind", 4. Aufzug, und die Kennzeichnung der „Menge" in „Brand", 5. Aufzug. –

Mund, Händen, Ellbogen, Knien und Füßen bearbeitend, vor Dichtern und Schriftſtellern hertanzt und nach dem Getöſe beim betäubten Publikum ſammeln geht. Er hat ſich emſig an Jeden gedrängt, der ſeit einem Vierteljahrhundert aus irgend einem Grunde Zulauf hatte, und ſo lange über ihn Rhetor- und Sophiſten-Phraſen gemacht, als er für dieſe Abſatz finden konnte. Mit einigen Federn geſchmückt, die er aus den ſtolzen Schwingen des Taineſchen Genius geriſſen, und mit John Stuart Mill flunkernd, deſſen Studie „Ueber Freiheit“ er angeblinzelt, aber ſchwerlich geleſen und ſicher nicht verſtanden hat, führte er ſich bei der ſkandinaviſchen Jugend ein und ihr mit dieſen Mitteln erworbenes Vertrauen mißbrauchend, hat er ihre ſyſtematiſche ſittliche Vergiftung zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht. Er predigte ihr das Evangelium der Leidenſchaft und verwirrte mit wahrhaft teufliſchem Eifer und Beharrlichkeit alle ihre Begriffe, indem er dem Verworfenen und Erbärmlichen, das er ihr anpries, die anziehendſten und geachtetſten Namen gab. Man hat immer geglaubt, daß es eine Schwäche und Feigheit iſt, ſeinen niedrigen, vom Urtheil verdammten Trieben nachzugeben, ſtatt ſie zu bekämpfen und zu unterdrücken. Wenn Brandes der Jugend, zu der er ſprach, geſagt hätte: „Verzichtet auf euer Urtheil! Opfert eurer Begierde die Pflicht! Laßt euch von euern Sinnen beherrſchen! Euer Wille und Bewußtſein ſei wie ein Flaum vor dem Sturm eurer Gelüſte!“ — ſo würden die Beſſeren unter ſeinen Zuhörern vor ihm ausgeſpieen haben. Er aber ſagte: „Seinen Sinnen gehorchen heißt Charakter haben. Wer ſich von ſeiner Leidenſchaft leiten läßt, der iſt eine Individualität. Der Willensſtarke verachtet Zucht und Pflicht und folgt jeder Laune, jeder Verführung, jeder Regung ſeines

Bauches oder seiner sonstigen Organe", und so dargestellt, hatte das Gemeine nicht mehr das Abstoßende an sich, das Mißtrauen erweckt und warnt. Unter dem Namen „Freiheit" und „Selbstbestimmungsrecht" angemeldet, finden Wüstheit und Liederlichkeit leicht in die besten Kreise Zulaß und die Ruchlosigkeit, von der man sich abwenden würde, wenn sie als solche aufträte, scheint ungenügend belehrten Geistern als „Modernität" anziehend und begehrenswerth. Es ist verständlich, daß ein Erzieher, der die Schulstube in eine Kneipe und ein Freudenhaus verwandelt, Erfolg und Andrang hat. Er läuft freilich Gefahr, daß ihn die Eltern todtschlagen, wenn sie dahinter kommen, was er seinen Schülern beibringt, aber die Zöglinge werden sich schwerlich beklagen und bei den Stunden eines so angenehmen Lehrers höchst eifrig sein. Mit ähnlicher Methode waltete Brandes seines Lehreramtes und das erklärt, daß er auf die Jugend seines Landes einen Einfluß gewinnen konnte, den ihm seine gedankenleeren, endlos schwatzhaften Schriften sonst gewiß nicht verschafft hätten.

Brandes entdeckte in Ibsen Auflehnung gegen das herrschende Sittengesetz und Verherrlichung der thierischen Triebe, er trompetete ihn also trotz seiner erstaunlichen Vormärzlichkeit sofort als einen „Modernen Geist" aus und empfahl seine Werke augenzwinkernd den wißbegierigen Jünglingen, denen er als maître de plaisir dient. Dieser „Moderne", dieser „wissenschaftlich" genau beobachtende „Realist" ist aber thatsächlich ein Mystiker und ichsüchtiger Anarchist. Die Zergliederung seiner geistigen Eigenthümlichkeiten wird uns eine Aehnlichkeit zwischen diesen und denen Wagners erkennen lassen, die uns nicht überraschen kann, da die ähnlichen Züge eben Stigmate der Ent-

artung und darum vielen oder allen höheren Entarteten gemein ſind.

Ibſen iſt der Sohn eines ſtreng kirchlichen Volkes und in einer gläubigen Familie aufgewachſen. Die Kindeseindrücke ſind für ſein Leben entſcheidend geweſen. Sein Denken hat nie den theologiſchen Bruch ausglätten können, in den es durch die erſte Erziehung gefalzt wurde. Katechismus und Bibel ſind ihm die Schranken geworden, über die er nie hinausgelangt iſt. Seine freidenkeriſch klingenden Redensarten gegen das amtliche Chriſtenthum (in „Brand“, „Rosmersholm“ u. ſ. w.), ſeine Verſpottung der gebundenen Gläubigkeit von Paſtoren (Manders in „Geſpenſter“, Rohrland in „Stützen der Geſellſchaft“, der Probſt in „Brand“) ſind ein Widerhall von Sören Kierkegaard, der zwar für ein anderes als das ſtaatlich geordnete und mit Ernennungsdekret und Gehalt ausgeſtattete Chriſtenthum, aber doch für ein ſtrenges, ausſchließliches, den ganzen Menſchen forderndes Chriſtenthum eiferte. Vielleicht hält Ibſen ſelbſt ſich für einen Freidenker. Wagner that es ja auch. Aber was beweiſt das? Er ſieht eben in ſeinem eigenen Denken und Fühlen nicht klar. „Es iſt merkwürdig, zu ſehen“, ſagt Herbert Spencer,[1]) „wie ſehr die Menſchen gewöhnlich den Lehren, die ſie dem Namen nach verworfen haben, thatſächlich ergeben bleiben, indem ſie ihr Weſen bewahren, nachdem ſie ihre Form aufgegeben. In der Theologie haben wir das Beiſpiel Carlyles. Als Student bildete er ſich ein, den Glauben ſeiner Väter abgeſchworen zu haben, aber er warf nur die Schale weg und behielt den Kern. Seine Anſchauung

[1]) Herbert Spencer, L'individu contre l'état. Traduit de l'anglais par J. Gerschel. Troisième édition. Paris, 1892. S. 117.

von der Welt und den Menschen, seine Lebensführung beweisen, daß er einer der glühendsten schottischen Calvinisten geblieben ist." Hätte Spencer, als er dies schrieb, Ibsen gekannt, er würde ihn vielleicht als zweites Beispiel angeführt haben. Wie Carlyle immer schottischer Calvinist, so ist Ibsen immer norwegischer Kierkegaardscher Protestant geblieben, das heißt Protestant mit heftiger Jacob Boehmescher, Swedenborgscher oder Puseyscher Mystik, die leicht eine Brücke zum Katholizismus einer heiligen Therese oder eines Ruysbroek findet.

Drei christliche Grundgedanken sind seinem Geiste fortwährend gegenwärtig und um sie dreht sich die ganze Thätigkeit seiner dichterischen Einbildungskraft wie um ebenso viele Achsen. Diese drei unabänderlichen Mittelpunkt-Gedanken, wahre Zwangsvorstellungen, die aus dem Unbewußten in sein Geistesleben hinaufragen, sind die Erbsünde, die Beichte und die Selbstopferung oder Erlösung.

Die ästhetischen Schwätzer haben das Erb-Motiv in allen Werken Ibsens, das selbst der schwächsten Aufmerksamkeit nicht entgehen kann, als ein modern-naturwissenschaftliches, als ein darwinistisches angesprochen. Es ist thatsächlich die immer wiederkehrende augustinische Erbsünde und es verräth seine theologische Natur einmal dadurch, daß es neben den beiden anderen theologischen Motiven, der Beichte und der Erlösung, auftritt, und zweitens durch die kennzeichnende Beschaffenheit der Vererbung: wir haben oben gesehen, daß das, was die Ibsenschen Gestalten erben, immer eine Krankheit (Erblindung, Rückenmark-Schwindsucht, Wahnsinn), ein Laster (Verlogenheit, Leichtsinn, Unzüchtigkeit, Verstocktheit) oder ein Mangel (Unfähigkeit zum Frohsinn) ist, niemals aber ein Vorzug, eine

nützliche oder erfreuliche Eigenschaft. Nun erbt man aber das Gute und Gesunde mindestens ebenso häufig wie das Schlechte und Kranke, manche Forscher sagen: sehr viel häufiger. Wenn also Ibsen wirklich das Gesetz der Vererbung im darwinistischen Sinne hätte in Thätigkeit zeigen wollen, so würde er uns doch mindestens ein Beispiel, ein einziges, von der Vererbung guter Eigenschaften geboten haben. Ein solches ist aber in allen Dramen Ibsens nicht anzutreffen. Was seine Gestalten Gutes an sich haben, kommt ihnen man weiß nicht woher. Geerbt haben sie immer nur das Schlechte. Die süße Hedwig in der „Wildente" wird blind wie ihr Vater Werle. Aber von wem hat sie ihre träumerische, blühende Einbildungskraft und ihr hingebendes, liebendes Herz? Ihr Vater ist ein trockener Selbstling und ihre Mutter eine kluge, praktische, gänzlich schwungslose Kochtopf-Hausfrau! Von den beiden Eltern kann sie also ihre schönen Eigenthümlichkeiten nicht geerbt haben. Von ihnen hat sie nur ihre Augenkrankheit. Die Erblichkeit ist bei Ibsen immer nur eine Heimsuchung, eine Strafe für die Sünden der Väter, und eine solche ausschließliche Erblichkeit kennt die Naturwissenschaft nicht, nur die Theologie kennt sie, sie ist eben die Erbsünde.

Das zweite theologische Motiv Ibsens ist die Beichte; fast in allen seinen Stücken bildet eine solche das Ziel, zu dem die ganze Handlung hindrängt; nicht etwa ein Schuldgeständniß, zu dem die Umstände einen geheimen Frevler zwingen, nicht die unvermeidliche Enthüllung einer verborgenen Missethat, sondern die freiwillige Oeffnung einer verschlossenen Seele, die wollüstig selbstquälerische Aufdeckung eines häßlichen innern Schadens, das reuige „Meine Schuld, meine größte Schuld!"

des unter der Wucht seiner Gewissens-Belastung zusammenbrechenden Sünders, der sich demüthigt, der bekennt, um den innern Frieden zu finden, kurz die echte Beichte, wie die Kirche sie fordert. In „Nora“ (S. 37) belehrt Helmer seine Frau: „Mancher kann sich moralisch wieder erheben, wenn er sein Vergehen offen bekennt und seine Strafe abbüßt... Denke dir nur, wie ein solcher schuldbewußter Mann überall lügen und heucheln und sich verstellen muß; wie er seinen Nächsten, ja sogar Weib und Kindern gegenüber die Maske anlegen muß.“ Nicht die Schuld ist ihm das große Uebel, sondern deren Verheimlichung, und ihre eigentliche Sühnung besteht im „offenen Bekennen“, das heißt in der Beichte. In demselben Stück beichtet Frau Linden ohne jeden äußern Zwang, nur dem innern Antrieb gehorchend (S. 67): „Auch ich habe Schiffbruch gelitten. .. Ich hatte keine andre Wahl“ und entwickelt später (S. 69) wieder die Theorie der Beichte: „Helmer muß Alles erfahren; dies unglückselige Geheimniß muß an den Tag; zwischen den beiden muß es zu einer offnen Auseinandersetzung kommen; bei diesen Ausflüchten und Verheimlichungen kann es unmöglich bleiben.“

In „Stützen der Gesellschaft“ fordert Frl. Hessel mit diesen Worten die Beichte (S. 66): „Da lebst du hier, der erste Mann der Stadt, in Freud' und Herrlichkeit, in Macht und Ehre, — du, der einem Unschuldigen das Verbrecherzeichen auf die Stirn gedrückt hat! Bernick. Glaubst du, ich fühle mein Unrecht gegen ihn nicht tief genug? Glaubst du, ich sei nicht bereit, es wieder gut zu machen? Frl. Hessel. Wodurch? Durch ein offenes Bekenntniß? Bernick. Und das könntest du fordern? Frl. Hessel. Was anderes kann ein solches

Unrecht wieder gut machen?“ Und auch Johann ſagt (S. 71): „In zwei Monaten bin ich wieder hier. Bernick. Und dann willſt du reden? Johann. Dann ſoll der Schuldige die Schuld ſelbſt auf ſich nehmen.“ Thatſächlich legt auch Bernick die geforderte öffentliche Beichte ab, und zwar aus Zerknirſchung, denn als er es thut, ſind alle Beweiſe ſeiner Schuld vernichtet und er hat von Anderen nichts mehr zu fürchten. Er beichtet in den erbaulichſten Ausdrücken (S. 100 ff.): „Ich muß damit beginnen, das Lob zurückzuweiſen, mit dem Sie mich ... überſchüttet haben. Ich habe es nicht verdient, denn ich bin bis auf dieſen Tag kein uneigennütziger Mann geweſen... Ich habe keinen Anſpruch auf dieſe Huldigung; denn ... meine Abſicht war, das Ganze ſelbſt zu behalten... Meine Mitbürger müſſen mich vollſtändig kennen, ... auf daß wir mit dem heutigen Tag eine neue Zeit beginnen. Die alte mit ihrer Schminke, ihrer Heuchelei und Hohlheit, ihrer verlogenen Wohlanſtändigkeit und elenden Rückſichtnahme ſoll, gleichſam wie ein Muſeum, zu Jedermanns Belehrung geöffnet, vor uns ſtehen... Meine Mitbürger — fort mit der Unwahrheit! Sie war nahe daran, jede Fiber in mir zu vergiften. Sie ſollen Alles erfahren. Ich war vor fünfzehn Jahren der Schuldige.“ U. ſ. w.

„Rosmersholm“ hat überhaupt keinen andern Inhalt als die Beichte Aller vor Allen. Schon beim erſten Beſuche Krolls fordert Rebekka von Rosmer die Beichte. (S. 14. Rebekka hat ſich Rosmer genähert und ſagt leiſe, ſchnell und vom Rektor unbemerkt: Thu' es! Rosmer. Nicht heut Abend. Rebekka. Ja, gerade!) Da er nicht gleich gehorcht, will ſie für ihn ſprechen. (S. 17. Rebekka. Jetzt will ich Ihnen

gerade heraus ſagen — Rosmer. Nein nein, laß das! Jetzt nicht!) Rosmer thut es bald darauf ſelbſt. (S. 25): „Kroll. Wir beide ſind doch aber ſo ungefähr einig. In den großen Kernfragen auf alle Fälle. Rosmer (leiſe). Nein. Jetzt nicht mehr. Kroll (will aufſpringen). Was iſt das? Rosmer (hält ihn feſt). Nein, du mußt ſitzen bleiben, ich bitte dich, Kroll. Kroll. Was ſoll das bedeuten? Ich verſtehe dich nicht. Sprich doch gerade heraus! Rosmer. Ein neuer Sommer iſt über mein Gemüth gekommen. Eine neue jugendliche Anſchauungsweiſe. Und deshalb ſtehe ich jetzt dort — Kroll. Wo? Wo ſtehſt du? Rosmer. Dort, wo deine Kinder ſtehen. Kroll. Du? Du! Das iſt doch wohl unmöglich! Wo ſagſt du, daß du ſtehſt? Rosmer. Auf derſelben Seite wie Laurits und Hilda. Kroll (ſenkt den Kopf). Abtrünnig! Johannes Rosmer abtrünnig!... Heißt dies ſprechen, wies einem Geiſtlichen ziemt? Rosmer. Ich bin kein Geiſtlicher mehr. Kroll. Ja, aber — dein Kinderglaube? Rosmer (aufſtehend). Ich habe ihn aufgegeben... Friede, Freude und Verſöhnung müſſen wieder in die Gemüther einziehen. Deshalb trete ich jetzt hervor und bekenne offen, was ich bin... Rebekka. So, nun iſt er auf dem Wege zu ſeinem großen Opferfeſt." (Man beachte dieſe rein theologiſche Bezeichnung der That Rosmers.) „Rosmer. Mir iſt ſo leicht, nachdem es vorüber... Ich weiß die Zeit nicht mehr, wo mir ſo leicht ums Herz geweſen wäre wie jetzt. Ach, es war wahrhaftig gut, daß ich es geſagt habe." Wie Rosmer, ſo beichtet auch Rebekka vor Rektor Kroll (S. 69 ff.): „Herr Rektor, wir nennen einander du — Rosmer und ich. Das Verhältniß zwiſchen uns hat es mit ſich geführt... Setzen wir

uns. Alle drei. Ich werde jetzt Alles ſagen. Rosmer (ſich unwillkürlich ſetzend). Rebekka, was iſt über dich gekommen! Dieſe unheimliche Ruhe — was ſoll das bedeuten? Rebekka. Ich will nur erzählen... Jetzt muß es heraus. Nicht du warſt es, Rosmer. Du biſt ohne Schuld. Ich bin es geweſen, ich — die Beate auf jenen Weg des Wahnſinns gelockt hat. . . Auf die Wege — die zum Mühlbach führten. Nun wißt ihr es beide... Rosmer. Haſt du jetzt Alles gebeichtet, Rebekka?" Nein, noch nicht Alles. Aber ſie beeilt ſich, die vor Kroll begonnene Beichte vor Rosmer zu vollenden (S. 78): „Rosmer. Haſt du noch mehr zu geſtehen? Rebekka. Das Größte bleibt noch. Rosmer. Das Größte? Rebekka. Das, was du nicht einmal geahnt haſt, das, was allem Uebrigen Licht und Schatten gibt" u. ſ. w.

In der „Frau vom Meer" beichtet Ellida (S. 19) Arnholm die Geſchichte ihrer wahnſinnigen Verlobung mit dem fremden Seemann. Arnholm ſieht die Nothwendigkeit dieſes grund- und zweckloſen Bekenntniſſes ſo wenig ein, daß er verwundert fragt: „Welchen Zweck hat es dann, mir zu erzählen, daß Sie gebunden waren?" „Weil ich Jemand haben muß, dem ich mich anvertrauen kann," iſt Ellidas einzige, übrigens ausreichende, Erklärung.

In „Hedda Gabler" haben die unvermeidlichen Beichten vor Beginn des Stückes ſtattgefunden. „Ja, Hedda", erzählt Löwborg (S. 55), „und wenn ich Ihnen dann beichtete! Ihnen von mir das erzählte, was von den Anderen damals keiner wußte — da ſaß und Ihnen geſtand, daß ich Tage und Nächte geraſt und nicht zu Hauſe geweſen... O Hedda, was war es denn für eine Macht in Ihnen, die mich zwang, Ihnen das

zu bekennen?... War es Ihrerseits nicht, als ob Sie mich gleichsam rein waschen wollten — wenn ich mit meinem Bekenntniß zu Ihnen flüchtete?“ Er beichtete, um Absolution zu gewinnen.

In der „Wildente“ hat das Beicht-Motiv ebenfalls seinen Platz, aber es ist köstlich verspottet. Der Auftritt, in welchem Gina ihrem Gatten ihr früheres Verhältniß zu Werle bekennt, ist eine der prächtigsten des zeitgenössischen Theaters (S. 72 ff.):

„Hjalmar. Ist es wahr — kann es wahr sein, daß — daß zwischen dir und dem Großhändler Werle eine Art Verhältniß bestand, als du dort im Hause dientest? Gina. Das ist nicht wahr. Damals nicht, nein. Der Großhändler stellte mir nach — ja, ich kann es nicht leugnen. Und die Frau glaubte, es wäre etwas dahinter, ... und deshalb ging ich aus dem Dienst. Hjalmar. Also später. Gina. Ja; ich kam ja nach Hause. Und Mutter — sie war wirklich nicht so reel, wie du dachtest; und sie kam und redete mir dies und jenes vor. Denn damals war der Großhändler ja schon Witwer. Hjalmar. Nun und weiter. Gina. Es ist wohl am besten, wenn du alles erfährst. Er ließ nicht eher nach, als bis er seinen Willen bekam. Hjalmar. Und das die Mutter meines Kindes! Wie konntest du mir so etwas verschweigen! Gina. Es war Unrecht von mir, ich hätte es dir schon lange sagen sollen. Hjalmar. Sofort hättest du es mir sagen sollen — da hätte ich doch gewußt, was du für eine warst. Gina. Aber hättest du mich dann trotzdem geheiratet? Hjalmar. Wie kannst du sowas denken! Gina. Nun, gerade deshalb durfte ich dir damals nichts sagen... Hjalmar. Hast du nicht jeden Tag, jede Stunde das Lügengewebe der Verheimlichung bereut, in welches du mich gleich einer Spinne eingesponnen hast? Antworte mir darauf! Bist du hier wirklich nicht mit Reue und Gewissensbissen umhergegangen? Gina. Ach, lieber Ekdal, ich habe reichlich genug damit zu thun gehabt, an das Haus und all die tägliche Arbeit zu denken.“

Weiterhin ist der Gedanke der Selbstbefreiung und Reinigung durch die Beichte unerbittlich parodirt (S. 74): „Gregor. Nun, ihr lieben Leute — Also noch nicht geschehen? Gregor. Es ist geschehen. Gregor. Es ist?... Eine solch große

Abrechnung — eine Abrechnung, auf welche eine ganz neue Lebensbahn gegründet werden soll — eine Lebensbahn, ein Zusammenleben in Wahrheit und ohne jedes Geheimniß... Du mußt doch eine höhere Weihe von der großen Abrechnung empfangen haben. Hjalmar. Ja, natürlich habe ich das, das heißt — so auf eine Art — Gregor. Denn es gibt doch wohl nichts auf der Welt, was damit verglichen werden könnte, einer Fehlenden zu verzeihen und sie in Liebe zu sich zu erheben" u. s. w.

Der bekannte französische Raubmörder Avinain faßte auf dem Gange zur Guillotine die Erfahrung seines Lebens in den Kernspruch zusammen: „Bekennen Sie niemals!" Diesem Rathe können aber nur sehr willensstarke, geistesgesunde Menschen folgen. Eine lebhafte Vorstellung verlangt mit großer Heftigkeit, sich in Bewegung umzusetzen. Diejenige Bewegung, welche die geringste Mühe macht, ist die der kleinen Kehlkopf-, Zungen- und Lippen-Muskeln, das heißt die der Sprachwerkzeuge. Wer also eine besonders lebhafte Vorstellung mit sich herumträgt, der hat den Drang, die Zellengruppen seines Gehirns, in welchen sie ausgearbeitet wird, zu entspannen, indem er ihnen gestattet, ihren Reiz auf die Sprachzentren zu übertragen. Kürzer gesagt: er hat das Verlangen, sich auszusprechen. Und wenn er schwach ist, wenn die hemmende Gewalt seines Willens nicht kräftiger ist als der Bewegungs-Antrieb, der vom Vorstellungszentrum ausgeht, so wird er losplatzen, es mag nachher geschehen was da wolle. Dieses psychologische Gesetz war den Menschen immer bekannt, wie das Schriftthum von der König Midas-Fabel bis zu Dostojewskis „Raskolnikow" zeigt, und die katholische Kirche

lieferte einen Beweis mehr ihrer tiefen Kenntniß der Menschennatur, als sie das urchristliche Schuldbekenntniß vor versammelter Gemeinde, das eine Selbstdemüthigung und Buße sein sollte, in die Ohrenbeichte verwandelte, die dem Zwecke der gefahrlosen, wonnigen Erleichterung und Entspannung dient und den Durchschnittsmenschen ein psychisches Bedürfniß ersten Ranges ist. Diese Art der Beichte hat Ibsen, wahrscheinlich unbewußt, im Auge. („Weil ich Jemand haben muß, dem ich mich anvertrauen kann." Ellida.) Selbst ein Entarteter, kann er sich auch nur das Geistesleben Entarteter vorstellen, bei denen die Hemmungs-Vorrichtungen immer in Unordnung sind und die sich deshalb dem Beicht-Verlangen nicht entziehen können, wenn in ihrem Bewußtsein irgend Etwas lebt, was sie beschäftigt und erregt.

Die dritte und wichtigste theologische Zwangs-Vorstellung Ibsens ist die der Heilsthat Christi, der Erlösung Schuldiger durch freiwillige Uebernahme ihrer Schuld. Diese Abwälzung der Sünde auf ein Opferlamm nimmt in Ibsens Theater denselben Platz ein wie in dem Richard Wagners. Das Opferlamm- und Erlösungs-Motiv ist seinem Geist fortwährend gegenwärtig, freilich nicht immer klar und verständig, sondern, der Verworrenheit seines Denkens angemessen, mannigfach verzerrt, verdunkelt und kontrapunktisch umgewandelt. Bald nehmen Ibsens Gestalten das Kreuz freiwillig und freudig auf sich, wie es dem Christusgedanken entspricht, bald wird es ihnen gewaltsam oder hinterlistig auf die Schulter gelegt, was eine, Theologen würden sagen: teuflische, Verhöhnung dieses Gedankens darstellt; bald ist die Opferung für Andere aufrichtig, bald ist sie bloße Heuchelei; die Wirkungen, die Ibsen aus dem immer

wiederkehrenden Motiv zieht, ſind, ſeiner verſchiedenen Geſtaltung entſprechend, bald hohe, ſittliche und erſchütternde, bald niedrig luſtige oder abſtoßende.

In den „Stützen der Geſellſchaft“ iſt von einem „Skandal“ die Rede, der Jahre vor Beginn des Stückes ſtattgefunden hat. Bei der Schauſpielerin Dorff fand ihr heimkehrender Gatte eines Abends einen fremden Mann, der beim Eintritt des Erſtern zum Fenſter hinausſprang. Die Sache erregte in dem norwegiſchen Krähwinkel ungeheures Aufſehen und Aergerniß. Gleich darauf verſchwand Johann Tönneſen nach Amerika. Alle Welt hielt ihn für den „Schuldigen“. In Wirklichkeit aber war es deſſen Schwager Bernick. Johann hatte freiwillig Bernicks Schuld auf ſich genommen. Als er aus Amerika wiederkommt, ſprechen Sünder und Opferlamm ſich über den Fall aus (S. 42):

„Bernick. Johann, endlich ſind wir allein! Und nun laß mich dir danken! Johann. Wofür? Bernick. Haus, Heimat, Familienglück, — meine ganze bürgerliche Stellung in der Geſellſchaft — alles verdanke ich dir! Johann. Nun, das freut mich... Bernick. Dank, herzlichſten Dank! Nicht einer unter Tauſenden hätte gethan, was du damals für mich thatſt. Johann. War auch was Rechtes... Einer von uns mußte ja doch die Schuld auf ſich nehmen — Bernick. Aber wer war ihr näher als der Schuldige? Johann. Halt! Damals war der Unſchuldige ihr am nächſten. Ich war elternlos, frank und frei. Du dagegen hatteſt noch deine alte Mutter am Leben; und zudem hatteſt du dich gerade heimlich mit Betty verlobt, die ſo ſehr an dir hing... Bernick. Gewiß, Johann ... und dennoch — daß du ſo großmüthig die Schande auf dich nehmen und fortreiſen konnteſt — Johann. Keine Skrupel, lieber Richard ... gerettet mußteſt du ja doch werden — und warſt du nicht mein Freund?“

Hier iſt das Opferlamm-Motiv normal und verſtändig verwendet. Gleich darauf tritt es in demſelben Stücke ein zweitesmal, aber verzerrt auf. Bernick ſchickt die kielfaule

„Gazelle“ in die See hinaus, in den sichern Untergang, trotz des Widerstandes des Werkführers Auler. Aber während er seinen Massenmord plant, bereitet er zugleich die Abladung des Verbrechens auf den unschuldigen Auler vor (S. 60):

„Krapp ... Da geschehen arge Dinge, Herr Consul. Bernick. Das kann ich nicht glauben, Herr Krapp. Ich kann, ich will so etwas von Auler nicht glauben. Krapp. Thut mir leid, — ist aber die nackte Wahrheit. . . Reine Pfuscharbeit. Die „Gazelle“ kommt mein Lebtag nicht bis nach Newyork. . . Bernick. Das ist ja entsetzlich! Aber was meinen Sie, kann seine Absicht dabei gewesen sein? Krapp. Will vermuthlich die Maschinen in Mißkredit bringen. . . Bernick. Und opfert auf diese Weise vielleicht all die vielen Menschenleben — . . . eine so gewissenlose That. Hören Sie, Herr Krapp; so etwas muß zweimal untersucht werden. Gegen keinen Menschen eine Silbe davon!. . . Während der Mittagsruhe müssen Sie wieder hinunter zu kommen suchen; volle Gewißheit müssen wir haben. . . Wir können uns doch nicht bei einem Verbrechen zu Mitschuldigen machen. Ich muß mein Gewissen rein bewahren“ u. s. w.

In „Gespenster“ spielt das Opferlamm-Motiv ebenfalls parodistisch hinein. Das von Frau Alving gegründete Asyl ist abgebrannt. Der Theaterbösewicht Tischler Engstrand weiß dem idiotischen Pastor Manders einzureden, daß er, Manders, die Feuersbrunst verursacht hat. Und da der Pastor wegen der möglichen gerichtlichen Folgen trostlos ist, tritt Engstrand an ihn heran und sagt (S. 66): „Jakob Engstrand ist nicht der Mann, der einen würdigen Wohlthäter in der Stunde der Noth verläßt, wie man so sagt (!). Pastor Manders. Ja, mein Bester — aber wie? Engstrand. Jakob Engstrand ist wie ein rettender Engel, Herr Pastor. Manders. Nein nein, das kann ich wahrlich nicht annehmen. Engstrand. O, es wird aber trotzdem geschehen. Ich kenne einen, der schon einmal die Schuld Anderer auf sich genommen hat. Manders. Jakob! (Drückt seine Hand.) Sie sind ein seltener Mensch.“

In „Nora“ entfaltet ſich das Motiv zu hoher Schönheit. Nora erwartet mit Gewißheit, daß ihr Gatte ihre Schuld auf ſich nehmen wird, wenn ihre Wechſelfälſchung ans Licht kommt, und ſie iſt entſchloſſen, ſein Opfer nicht anzunehmen (S. 59). „Nora. Jetzt blos eins, Chriſtine, du ſollſt mein Zeuge ſein. . . Wenn Jemand Alles auf ſich nehmen wollte. . . die ganze Schuld, mein' ich — dann ſollſt du bezeugen, daß es nicht wahr iſt, Chriſtine. Ich weiß ſehr wohl, was ich ſage; ich habe meinen vollen Verſtand; und ich ſage dir: Niemand anders hat darum gewußt; ich allein hab' Alles gethan. . . Das Wunderbare wird noch geſchehen. . . Aber das iſt ſo entſetzlich, Chriſtine; es darf nicht geſchehen, um keinen Preis der Welt.“ Sie ſieht in tiefſter Erregung dem erwarteten Wunder entgegen: der Erneuerung der Heilsthat Chriſti in der Enge kleinbürgerlicher Verhältniſſe, — „Ich bin das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt“, — und da das Wunder ausbleibt, geht die ungeheure Verwandlung in ihrem Gemüthe vor ſich, die den Inhalt des Stückes ausmacht. Nora erklärt dies ihrem Manne mit größter Deutlichkeit (S. 87): „Niemals kam mir der Gedanke, du könnteſt dich durch die Drohungen dieſes Menſchen einſchüchtern laſſen. Ich war ſo unerſchütterlich feſt überzeugt, du würdeſt zu ihm ſagen: Machen Sie die Sache nur der Welt bekannt! Und wenn das geſchehen . . . dann würdeſt du, wie ich unerſchütterlich feſt glaubte, vor die Welt hintreten, Alles auf dich nehmen und ſagen: Ich bin der Schuldige! . . . Das war das Wunderbare, worauf ich mit Furcht und Beben hoffte. Und nur um das zu verhindern, wollt' ich meinem Leben ein Ende machen.“

In der „Wildente“ tritt das Opferlamm-Motiv nicht

weniger als dreimal auf und ist die treibende Kraft der ganzen Handlung. Der Waldfrevel, um dessentwillen der alte Ekdal vor Jahren verurtheilt wurde, war nicht von ihm, sondern von Werle begangen. (S. 18: „Werle. . . Ich hatte keine Ahnung davon, was Leutnant Ekdal unternahm. Gregor. Leutnant Ekdal hatte wohl selbst keine Ahnung davon, was er unternahm. Werle. Mag es so sein. Aber es ist doch einmal Thatsache, daß er verurtheilt und ich freigesprochen wurde. Gregor. Ja, ich weiß wohl, es fehlten die Beweise. Werle. Freisprechung ist Freisprechung. Weshalb rührst du diese alten peinlichen Geschichten wieder auf? . . . Ich bin so weit gegangen, als ich nur konnte, ohne mich geradezu bloszustellen. . . Ich habe Ekdal Schreibereien für das Kontor geben lassen und bezahle ihm weit mehr, weit mehr, als seine Arbeit werth ist.") Werle hat also seine Sünde auf Ekdal abgewälzt und dieser ist unter dem Kreuze zusamengebrochen. Weiterhin, als Hjalmar weiß, daß die kleine Hedwig nicht sein Kind ist, und sie verleugnet, tritt der Idiot Gregor Werle vor das hierüber trostlose Mädchen und sagt (S. 89): „Aber wenn Sie nun freiwillig die Wildente seinetwegen opferten? Hedwig (steht auf). Die Wildente! Gregor: Wenn Sie nun das Beste, was Sie auf der Welt kennen und besitzen, für ihn opferwillig hingäben? Hedwig. Glauben Sie, das würde helfen? Gregor. Versuchen Sie es, Hedwig. Hedwig (leise, mit leuchtenden Augen). Ja, ich will es versuchen." Hier soll also Hedwig nicht sich selbst, sondern ein Lieblingsthier opfern, wodurch das Motiv aus dem Christlichen ins Heidnische herabgezogen wird. Endlich erscheint es ein drittesmal. Hedwig kann sich im letzten Augenblicke nicht entschließen, die Ente zu tödten, und sie zieht es vor, die

Pistole gegen die eigene Brust zu kehren, das Leben des Vogels mit ihrem Leben freikaufend. Dieser grausame Schluß ist quälend und albern, weil unnöthig; die dichterische Wirkung wäre voll erreicht, wenn Hedwig nicht stürbe, sondern sich nur leicht verwundete, da auch damit der Beweis erbracht wäre, daß es ihr heiliger Ernst sei mit dem Entschlusse, durch das Opfer ihres jungen Lebens dem Vater ihre Liebe zu bekunden und zwischen ihm und der Mutter den Frieden herzustellen. Doch ästhetische Kritik zu üben sehe ich nicht als meine Aufgabe an; ich überlasse das gern den Phrasendreschern. Mir kommt es nur darauf an, die dreimalige Wiederkehr des Opferlamm-Motivs in der „Wildente" nachzuweisen.

Bei seinem dritten Erscheinen erleidet das Motiv eine bezeichnende Aenderung. Hedwig opfert sich, nicht um eine Schuld zu sühnen, — denn von der Schuld ihrer Mutter weiß sie nichts, — sondern um ein Werk der Liebe zu thun. Hier tritt also das mystisch-theologische Element der Heilsthat fast bis zur Unwahrnehmbarkeit zurück und es bleibt beinahe nur das reinmenschliche Element der Freude an der Selbstaufopferung für Andere übrig, ein Drang, der bei guten Frauen nicht selten angetroffen wird, der eine Aeußerung des nicht befriedigten, manchmal auch des sich selbst nicht begreifenden, Bemutterungs-Triebes und zugleich die edelste und heiligste Form des Altruismus ist. Diesen Drang zeigt Ibsen bei vielen seiner weiblichen Gestalten, denen man ihren Ursprung aus der Glaubensmystik des Dichters nicht gleich anmerken würde, wenn uns die vielfachen anderen Abwandlungen des Opferlamm-Motivs nicht bereits die Uebung gegeben hätten, es auch in seinen Verdunkelungen mit Sicherheit zu erkennen. Hedwig bildet den

Uebergang von der theologiſchen zur reinmenſchlichen Form der freiwilligen Selbſtopferung. Das überſpannte Kind treibt den Verzicht regelrecht bis zur Hingabe des Lebens; die anderen Ibſenſchen Frauen, zu deren Verſtändniß es den Schlüſſel bietet, gehen nur bis zur liebevoll thätigen Selbſtloſigkeit. Sie ſterben nicht für Andere, aber ſie leben für Andere. In „Nora“ hat Frau Linden dieſen Selbſtopferungs-Hunger. „Ich muß arbeiten, um das Leben ertragen zu können“, ſagt ſie zu Günther (S. 67); „von Jugend auf hab' ich gearbeitet und das iſt meine einzige und beſte Freude geweſen. Aber nun ſteh' ich ganz allein in der Welt; ſo ſchrecklich leer und verlaſſen! Für ſich ſelbſt arbeiten, das gewährt doch keine Freude. Günther, geben Sie mir Jemand, für den ich arbeiten kann... Günther. Wie, Sie könnten wirklich —? Sagen Sie — kennen Sie meine Vergangenheit? Frau Linden. Ja. Günther. Und Sie wiſſen, wofür ich hier gelte? Frau Linden. Deuteten Sie nicht vorhin an, mit mir hätten Sie ein Anderer werden können? Günther. Davon bin ich ſogar überzeugt. Frau Linden. Sollt' es nicht noch jetzt geſchehen können? Günther. Chriſtine!... Das ſagen Sie mit voller Ueberlegung!... Fr. Linden. Ich bedarf Jemandes, für den ich leben kann; und Ihre Kinder bedürfen einer Mutter.“ Hier iſt das Motiv nicht bis zur Unkenntlichkeit verkleidet. Günther iſt ein Schuldiger und Geächteter. Wenn Frau Linden ihm anbietet, für ihn zu leben, ſo iſt dies zwar hauptſächlich Bemutterungs-Trieb, es klingt aber auch der myſtiſche Gedanke der Erlöſung des Sünders durch ſelbſtloſe Liebe in dieſes natürliche Gefühl herein. In der „Frau vom Meer“ will Ellida wieder nach ihrem Meer-Ort Skjoldvik zurückgehen,

weil ſie in Wangels Hauſe nichts zu thun zu haben glaubt. Bei der Ankündigung ihres Entſchluſſes zeigt ihre Stieftochter Hilde tiefe Verzweiflung. Jetzt erſt erfährt Ellida, daß Hilde in Liebe an ihr hängt, da geht ihr der Gedanke auf, daß ſie für Jemand leben könne, und ſie ſagt träumend (S. 81): „Ah! Sollte hier eine Aufgabe für mich ſein?“ In „Rosmersholm“ ſagt Rebekka zu Kroll (S. 9): „Ich bleibe gern hier, wenn Herr Rosmer findet, daß ich etwas zu ſeinem Wohlergehen beitragen kann. Kroll (ſie ergriffen anblickend). In der That — es iſt etwas Erhabenes um ein Weib, das Anderen ſeine ganze Jugend zum Opfer bringt. Rebekka. Ach, wofür hätte ich denn ſonſt leben ſollen!“ In „Stützen der Geſellſchaft“ bewegen ſich zwei dieſer rührenden Opfer-Seelen, Frl. Martha Bernick und Frl. Heſſel. Frl. Bernick hat Dina, die Frucht eines Ehebruchs, erzogen und ihr das eigene Leben gewidmet. (S. 49: „Frl. Bernick... Ich bin dem armen Kind eine Mutter geweſen, habe es erzogen, ſo gut ichs konnte. Johann. Und darum dein ganzes Leben fortgeworfen — Frl. Bernick. Es iſt nicht fortgeworfen.“) Sie liebt Johann, da ſie aber ſieht, daß er ſich zu Dina hingezogen fühlt, vereinigt ſie die beiden. Sie ſpricht ſich in einem überaus rührenden Auftritt mit Johanns Halbſchweſter, Frl. Heſſel, über den Fall aus (S. 88):

„Frl. Heſſel. Nun ſind wir allein, Martha. Du haſt ſie und ich habe ihn verloren. Frl. Bernick. Du — ihn? Frl. Heſſel. Ach, ich hatte ihn ſchon drüben halb verloren. Es verlangte ihn danach, auf eigenen Füßen zu ſtehen; deshalb redete ich ihm ein, daß ich an Heimweh litt. Frl. Bernick. Deshalb? Ja, nun verſteh ich, daß du kamſt. Aber er wird dich wieder zurückverlangen, Lona. Frl. Heſſel. Eine alte Halbſchweſter, — was ſoll ihm die jetzt? Die Männer zerreißen gar manches Band, um das Glück zu erlangen.

Frl. Bernick. Das thun sie. Frl. Hessel. Aber wir wollen zusammen halten, Martha. Frl. Bernick. Kann ich dir etwas sein? Frl. Hessel. Wer mehr als du? Wir beiden Pflegemütter, — haben wir nicht beide unsere Kinder verloren? Jetzt sind wir allein. Frl. Bernick. Ja, allein. Und darum sollst dus auch wissen: ich habe ihn geliebt. Frl. Hessel. Martha! (Ergreift ihren Arm.) Ist das wahr? Frl. Bernick. Mein ganzer Lebensinhalt liegt in diesen Worten. Ich habe ihn geliebt und auf ihn gewartet. Sommer um Sommer hoffte ich, er würde kommen. Und da kam er, aber er sah mich nicht. Frl. Hessel. Ihn geliebt! Und du selbst warst diejenige, welche ihm das Glück in die Hände legte. Frl. Bernick. Sollte ich ihm das Glück nicht in die Hände legen, da ich ihn liebte? Ja, ich habe ihn geliebt, mein ganzes Leben hat ihm gehört. . . Er sah mich nicht. . . Frl. Hessel. Dina stellte dich in den Schatten, Martha. Frl. Bernick. Und es ist gut, daß sie das that. Als er fortging, waren wir gleichaltrig; als ich ihn wiedersah — o der entsetzliche Augenblick! — da ward es mir klar, daß ich zehn Jahre älter geworden als er. Da draußen war er umhergezogen . . . und inzwischen saß ich hier und spann und spann — Frl. Hessel — am Faden seines Glücks, Martha. Frl. Bernick. Ja, es war Gold, was ich spann. Keine Bitterkeit! Nicht wahr, Lona, wir sind ihm zwei gute Schwestern gewesen?"

In „Hedda Gabler" ist Frl. Tesman, die Tante des schwachsinnigen Tesman, die rührende Opfermutter. Sie hat ihn erzogen, sie gibt ihm den größten Theil ihrer bescheidenen Rente, als er sich verheiratet. „Ach, Tante", meckert der arme Idiot (S. 13) „du wirst nie müde, dich für mich zu opfern!" „Habe ich denn", antwortet die gute Seele, „eine andere Freude auf der Welt, als dir den Weg zu ebnen, mein lieber Junge? Du hast weder Vater noch Mutter gehabt, an die du dich hättest halten können." Und als später die gelähmte Schwester von Frl. Tesman gestorben ist, entspinnt sich dieses Gespräch zwischen ihr und Hedda (S. 84): „Hedda. Sie werden jetzt sehr einsam sein, Frl. Tesman. Frl. Tesman. Während der ersten Tage wohl. Aber ich will hoffen, daß es nicht zu lange

anhält. Die kleine Stube der ſeligen Rina wird nicht lange leer ſtehen, meine ich. Tesman. So? Wen willſt du denn da hinein haben? Wie? Frl. Tesman. Ach, es gibt leider Gottes immer irgend einen armen Kranken, der Wartung und Pflege braucht. Hedda. Wollen Sie wirklich wieder ein ſolches Kreuz auf ſich nehmen? Frl. Tesman. Kreuz! Gott verzeihe Ihnen, Kind — das iſt doch kein Kreuz für mich geweſen. Hedda. Wenn nun aber irgend eine ganz fremde Perſon käme, ſo — Frl. Tesman. Ach, mit kranken Menſchen iſt man bald Freund! Und ich brauche doch ſo nothwendig Jemand, für den ich leben kann — den brauche ich.“

Die drei chriſtlich-dogmatiſchen Zwangsvorſtellungen der Erbſünde, der Beichte und der Selbſtopferung, die, wie wir geſehen haben, ſein Theater von der erſten bis zur letzten Zeile erfüllen, ſind nicht das einzige Anzeichen ſeiner Myſtik. Dieſe verräth ſich noch durch eine ganze Reihe anderer Eigenthümlichkeiten, welche kurz nachgewieſen werden ſollen.

Obenan ſteht unter ihnen die verblüffend chaotiſche Beſchaffenheit ſeines Denkens. Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man lieſt, daß ſeine Lobhudler ſich erdreiſtet haben, ihn gerade wegen der „Klarheit“ und „Schärfe“ ſeines Denkens zu rühmen! Rechnen dieſe Leute denn darauf, daß nie ein Urtheilsfähiger eine Zeile von Ibſen leſen wird? Ein deutlich umriſſener Gedanke iſt bei Ibſen eine außerordentliche Seltenheit. Das ſchwimmt und wogt Alles nebelig formlos durch einander, wie wir es bei gehirnſchwachen Entarteten gewohnt ſind. Und wenn er einmal mit Mühe und Noth Etwas hat faſſen und einigermaßen verſtändlich ausdrücken können, ſo beeilt er ſich unfehlbar, wenige Seiten ſpäter, oder doch in

einem folgenden Stücke, das genaue Gegentheil davon zu sagen. Man spricht von Ibsens „Ideen über Sittlichkeit“ und von seiner „Philosophie“. Er hat keinen einzigen Satz über Sittlichkeit, keine einzige Anschauung von Welt und Leben gebildet, ohne sich selbst entweder zu widerlegen oder treffend zu verspotten.

Er scheint freie Liebe zu predigen und sein Lob der durch keine Selbstbeherrschung, keine Rücksicht auf Vertrag, Gesetz und Sitte gezügelten Unzucht machte ihn ja in den Augen eines Georg Brandes und ähnlicher Gönner der „Jugend, die sich ein bischen unterhalten will“, zu einem „Modernen Geist“. Frau Alving („Gespenster“, S. 43) nennt es „ein Verbrechen“, daß Pastor Manders sie zurückgewiesen hat, als sie ihrem Mann entlaufen war und sich ihm an den Hals geworfen hatte. Dieselbe temperamentvolle Dame stößt ohne Weiteres Regine (S. 58—63) in die Arme ihres Sohnes, als dieser ihr in frechen Worten eröffnet, daß es ihm Vergnügen machen würde, sie zu besitzen. Und diese nämliche Frau Alving spricht in Ausdrücken tiefster sittlicher Entrüstung von ihrem verstorbenen Gatten als von einem „gefallenen Mann“ (S. 38) und bezeichnet ihn vor dem Sohne nochmals als „einen gesunkenen Menschen“ (S. 40; in der Ursprache heißt es auch hier „et forfaldent“ Menneske, ein Beiwort, mit dem man gefallene Frauenzimmer zu bezeichnen pflegt), und weshalb? Weil er leichtfertige, freie Beziehungen zu Weibern gehabt hat! Ja: ist es nun nach Ibsens Meinung erlaubt oder ist es nicht erlaubt, der Fleischeslust zu fröhnen, so wie sie erwacht? Ist es erlaubt, wie kommt Frau Alving dazu, mit Verachtung von ihrem Gatten zu sprechen? Ist es nicht er-

laubt, wie wagte sie, sich Pastor Manders anzubieten und Regine mit dem eigenen Halbbruder zu verkuppeln? Oder gilt das Sittengesetz nur für den Mann und nicht für die Frau? Ein englisches Sprichwort sagt: „Was für die Gans Tunke ist, das ist auch für den Gänserich Tunke.“ Ibsen theilt sichtlich nicht die Meinung der Volksweisheit. Eine Frau, die von ihrem rechtmäßigen Gatten davonläuft und einem Geliebten folgt (Frau Elvsted und Ejlert Lövborg, „Hedda Gabler“), oder die einem Manne anbietet, in ein freies Verhältniß zu ihm zu treten, obgleich nichts die Beiden hindern würde, sich ohne Gethue und Gerede zu verheiraten wie andere vernünftige Steuerzahler auch (Frau Linden und Günther, „Nora“), solche Frauen haben den vollen Beifall und die Zuneigung Ibsens. Wenn aber ein Mann ein Mädchen verführt und für dessen weiteres Fortkommen freigebig sorgt (Werle und Gina, „Wildente“), oder wenn er sich mit einer verheirateten Frau einläßt (Konsul Bernick und die Schauspielerin Dorff, „Stützen der Gesellschaft“), so ist dies ein so schweres Verbrechen, daß der Schuldige für sein ganzes Leben gebrandmarkt bleibt und vom Dichter mit der Grausamkeit eines mittelalterlichen Henkers an den Schandpfahl genagelt wird.

Derselbe Widerspruch drückt sich auch in einer andern, allgemeinern Form aus. Einmal tritt Ibsen mit grimmigem Ungestüm dafür ein, daß das Individuum nur „seinem eigenen Gesetze“, das heißt jeder seiner Launen, ja jedem seiner krankhaften Zwangs-Antriebe gehorche, daß er „sich auslebe“, wie die blödsinnige Phrase seiner Ausleger lautet. In „Stützen der Gesellschaft“ sagt Frl. Bernick zu Dina (S. 87): „Versprich mir, ihn“ (ihren Verlobten) „glücklich zu machen. Dina. Ich

will nichts verſprechen; ich haſſe alle Verſprechungen; alles muß kommen, wie Gott es will". (Das heißt: wie der Augenblick es dem grillenhaften Kopf eingibt.) „Frl. Bernick. Ja, das muß es; bleibe du, wie du biſt — wahr und treu gegen dich ſelbſt. Dina. Das will ich, Tante." In „Rosmersholm" ſagt Rosmer (S. 24) bewundernd von dem Lumpen Brendel: „Auf alle Fälle hat er den Muth gehabt, das Leben nach ſeinem eigenen Kopf zu leben. Mich dünkt, das iſt doch auch nichts Geringes." In demſelben Stücke klagt Rebekka (S. 77): „Rosmersholm hat mich gebrochen. . . Gänzlich zermalmt. . . Als ich kam, hatte ich einen ſo friſchen, muthigen Willen. Jetzt hat ein fremdes Geſetz mich unterjocht." Und weiterhin (S. 81): „Es iſt die Lebensanſchauung des Geſchlechts der Rosmers, . . . die meinen Willen angeſteckt hat. . . Und ihn krank gemacht hat. Ihn geknechtet hat durch Geſetze, die früher nicht für mich galten." Aehnlich winſelt Ejlert Lövborg in „Hedda Gabler" (S. 80): „Aber nun kommt noch das dazu, daß ich ſolch ein Leben nicht mehr leben mag. Nicht von Neuem. Den Lebensmuth und den Lebenstrotz hat ſie" (Thea Elvſted mit ihrem ſanften, liebenden Zwange) „in mir geknickt." Ganz im Gegenſatze zu dieſen Anſchauungen aber läßt Ibſen in „Geſpenſter", als Regine ihr „Recht, ſich auszuleben" mit den Worten verkündet (S. 71): „Ich kann nicht hier draußen auf dem Lande bleiben und mich für kranke Leute abmühen . . . ein armes Mädchen muß ſeine Jugend ausnützen . . . ich habe auch Lebensfreudigkeit in mir, gnädige Frau" — Frau Alving antworten: „Ja, leider." Dieſes „leider" iſt verblüffend. Leider? Warum „leider"? Gehorcht Regine nicht ihrem „Geſetze", wenn ſie ihre „Lebensfreudig-

keit“ befriedigt und, wie ſie gleich darauf erklärt (S. 72), in das Freudenhaus für Matroſen geht, das Tiſchler Engſtrand gründet? Wie kommt gerade Frau Alving dazu, dieſes „leider“ auszuſprechen, da ſie ja auch ihrem „Geſetze gehorchte“, als ſie ſich Paſtor Manders als Geliebte anbot, und da ſie auch ihrem Sohne behilflich ſein will, ſeinem „Geſetze zu gehorchen“, als er ſein Auge auf Regine geworfen hat? Ibſen ſieht eben in lichten Augenblicken ein, daß es ſein Mißliches haben kann, ſeinem „Geſetze zu gehorchen“, und dieſes „leider“ der Frau Alving entfährt ihm wie ein Geſtändniß. In der „Wildente“ verſpottet er ſein eigenes Dogma aufs Ausgiebigſte. Da iſt ein Kandidat Molvig, der auch ſeinem „Geſetze gehorcht“. Dieſes Geſetz ſchreibt ihm vor, nichts zu lernen, ſeinen Prüfungen auszuweichen und Nächte hindurch in den Wirthshäuſern zu liegen. Der Spötter Relling nun behauptet (S. 61): „Es kommt über ihn wie eine Eingebung; dann muß ich mit ihm hinaus zum Bummeln; denn ſehen Sie, der Kandidat Molvig iſt dämoniſch. . . Und dämoniſche Naturen ſind nicht dazu geſchaffen, auf geraden Beinen durch die Welt zu gehen; ſie müſſen mitunter hinaus auf Abwege.“ Und damit kein Zweifel darüber beſtehe, wie Relling dies meint, erklärt er ſelbſt ſpäter (S. 94): „Was zum Teufel ſoll das heißen, dämoniſch? Natürlich nur dummes Zeug, das ich erfunden habe, um ihn am Leben zu erhalten. Hätte ich es nicht gethan, ſo wäre der arme, gutherzige Menſch ſchon vor vielen Jahren in Selbſtverachtung und Verzweiflung untergegangen.“

Das iſt die Wahrheit: Molvig iſt ein erbärmlicher Schwächling, der ſeine Faulheit und Trunkſucht nicht überwinden kann; er würde, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich als den

Wicht erkennen, der er iſt, und ſich ſo tief verachten, wie er es verdient; da kommt aber Relling und nennt ſeine Charakterloſigkeit „dämoniſch“ und nun hat das Kind einen ſchönen Namen, mit dem Molvig vor ſich und den Anderen Staat machen kann. Ibſen thut ganz dasſelbe wie ſein Relling. Die Willensſchwäche, die den gemeinen und erbärmlichen Trieben nicht zu widerſtehen vermag, preiſt er als „den Willen, ſich auszuleben“, als „Freiheit eines Geiſtes, der nur ſeinem eigenen Geſetze gehorcht“, und empfiehlt ſie als einzige Lebensregel. Aber anders als Relling, weiß er meiſt nicht, daß er nur einen Betrug übt, den ich keineswegs — mit Relling — als einen frommen und mitleidigen anſehen kann, ſondern glaubt an ſeinen eigenen Schwindel. Freilich nur meiſtens. Nicht immer. Ab und zu, wie in der „Wildente“, erkennt er ſeine Verirrung und geißelt ſie und ſeine innerſte Empfindung iſt von ſeiner Selbſttäuſchungs-Phraſe willensſchwacher Entarteter ſo wenig beeinflußt, daß er unwillkürlich und unbewußt in allen ſeinen Erfindungen ſeinen tiefen Abſcheu vor den Menſchen verräth, die „ihrem eigenen Geſetze gehorchen, um ſich auszuleben“. Er beſtraft den Kammerherrn Alving in ſeinem Sohn und läßt ihn von ſeiner Witwe verwünſchen, weil er „ſich ausgelebt“ hat. Er rechnet es dem Konſul Bernick, dem Kaufmann Werle als Verbrechen an, daß ſie „ſich ausgelebt“ haben, jener, indem er ſeinen Schwager Johann für ſich opferte und mit Frau Dorff fenſterlte, dieſer, indem er ſeine Schuld auf Ekdal abwälzte und Gina verführte. Er umgibt die verherrlichten Häupter von Rosmer und Rebekka mit einem Heiligenſchein, weil ſie nicht „ſich auslebten“, ſondern im Gegentheil „ſich ausſtarben“, wenn man mir den Ausdruck ge-

ſtatten will, weil ſie nicht „dem eigenen Geſetze“ gehorchten, ſondern dem Geſetze der Anderen, dem allgemeinen Sittengeſetze, das ſie vernichtete. So oft eine ſeiner Perſonen im Sinne ſeiner Lehre handelte und that, was ihr angenehm war, ohne ſich an Sitte und Geſetz zu kehren, empfindet ſie ſolche Zerknirſchung und Selbſtqual, daß ſie nicht ruhig und froh werden kann, ehe ſie durch Beichte und Buße ihr Gewiſſen entlaſtet hat.

Das „Sichausleben“ tritt bei Ibſen auch in der Geſtalt eines ſchroffen Individualismus auf. Das Ich iſt das einzige Wirkliche, daß Ich muß gepflegt und entfaltet werden, wie dies ja auch Barrès, unabhängig von Ibſen, predigt. Die erſte Pflicht eines jeden Menſchenweſens iſt, ſeinem Ich gerecht zu werden, deſſen Anſprüche zu befriedigen, ihm jede Rückſicht auf Andere zu opfern. Als Nora ihren Mann verlaſſen will, ruft dieſer (S. 85): „Bedenkſt du nicht, was die Leute dazu ſagen werden? Nora. Darauf kann ich keine Rückſicht nehmen. Ich weiß nur, daß es für mich nothwendig iſt. Helmer. O, es iſt empörend! So kannſt du dich über deine heiligſten Pflichten hinwegſetzen? Nora. Was hältſt du für meine heiligſten Pflichten? Helmer. . . Sind es nicht die Pflichten gegen deinen Mann und deine Kinder? Nora. Ich habe andere eben ſo heilige Pflichten. Helmer. ... Welche denn? Nora. Die Pflichten gegen mich ſelbſt. Helmer. Vor Allem biſt du Gattin und Mutter. Nora. Das glaub' ich nicht mehr. Ich glaube, vor Allem bin ich ein menſchlich Weſen — eben ſo wie du — oder will es wenigſtens zu werden ſuchen.“ In „Geſpenſter“ ſagt Oswald mit triumphirender Rohheit zu ſeiner Mutter (S. 73): „Ich kann mich nicht ſo viel mit Anderen

beſchäftigen; ich habe genug mit mir ſelbſt zu thun.“ Wie in demſelben Stücke Regine ihr Ich und deſſen Rechte betont, das haben wir ſchon oben geſehen. Im „Volksfeind“ verkündet Stockmann das Recht des Ichs gegenüber der Mehrheit, gegenüber der Gattung mit dieſen Worten (S. 78): „Sie iſt eine häßliche Lüge . . ., die Lehre, daß die Menge, der Haufe, die Maſſe der Kern des Volkes ſei — ja, daß ſie das Volk ſelbſt ſei — daß der gemeine Mann, dieſer unſer unwiſſender, geiſtig unreifer Mitbruder dasſelbe Recht beſitze, ein Urtheil abzugeben, zu herrſchen und zu regieren, wie die wenigen geiſtig Vornehmen und Freien.“ Und S. 103: „Ich will den noch unentwickelten Köpfen begreiflich machen, daß die Liberalen die ärgſten Feinde jedes freien Manns ſind, . . . daß das ewige Rückſichtnehmen Moral und Gerechtigkeit auf den Kopf ſtellt, ſo daß einem ſchließlich das Leben zur Hölle wird. . . Jetzt bin ich der ſtärkſte Mann der Welt. . . Seht ihr, die Sache iſt die: der ſtärkſte Mann der Welt iſt derjenige, welcher allein ſteht.“ Aber ganz derſelbe Stockmann, der nichts von der „Menge, dem Haufen, der Maſſe“, wie er mit unleidlichem Wortſchwall ſagt, wiſſen will, der ſein Ich nur in majeſtätiſcher Einſamkeit mächtig fühlt, nennt (S. 65) ſeine Mitbürger „Feiglinge, weil alle nur an ſich und ihre Familie und nicht an die Allgemeinheit denken.“ Und in derſelben „Nora“, in welcher Ibſen dieſem Weibe ſichtlich ſo entſchieden zuſtimmt, wenn ſie erklärt, ſie habe nur „Pflichten gegen ſich ſelbſt“ und könne „auf Niemand anders Rückſicht nehmen“, auch nicht auf Mann und Kind, brandmarkt er ihren Gatten Helmer als jämmerlichen Schwachmattikus, weil er bei ihrem Geſtändniß der Wechſelfälſchung zunächſt nur an ſeinen Leumund, alſo an die „Pflicht

gegen ſich ſelbſt", denkt und nur auf ſich Rückſicht nimmt, nicht aber auf ſein Weib! Hier wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung wie bei Ibſens Anſchauungen von Geſchlechts-Sittlichkeit. Unzucht iſt beim Mann ein Verbrechen und nur dem Weibe geſtattet. Ebenſo iſt die ſchroffe Betonung des Ichs nur beim Weib ein Verdienſt. Der Mann hat nicht das Recht, ſelbſtſüchtig zu ſein. Wie verſpottet Ibſen die Selbſtſucht z. B. bei Bernick in „Stützen der Geſellſchaft", wenn er dieſen (S. 47) von ſeiner Frau naiv ſagen läßt, er wolle ſie „unbedeutend" haben; „in einem großen Hauſe wie dem unſern iſts immer gut, eine ſolche ſchlichte Perſönlichkeit zu haben. . . Johann. Ja, aber ſie — ? Bernick. Sie? Wieſo? . . . es fehlt ihr doch nicht an Perſonen, für die ſie ſich intereſſiren kann! Sie hat ja mich und Betty und Olaf und mich! Der Menſch darf nicht in erſter Linie an ſich ſelbſt denken, und am allerwenigſten die Frau." Und wie hart läßt Ibſen die Selbſtſucht des Gatten der Frau Elvſted (in „Hedda Gabler") verdammen, indem er ihr die bitteren Worte in den Mund legt (S. 26): „Er hat gewiß Niemand weiter lieb als ſich ſelbſt. Und vielleicht die Kinder ein wenig."

Aber das Merkwürdigſte iſt, daß dieſer Philoſoph des Individualismus die Selbſtſucht nicht nur beim Mann ausdrücklich als ein niedriges Laſter verurtheilt, ſondern daß er unbewußt auch beim Weibe die höchſte Selbſtloſigkeit als engelhafte Vollkommenheit bewundert. „Die heiligſte Pflicht iſt die gegen mich ſelbſt", prahlt er großmäulig in „Nora." Und die einzigen rührenden und liebenswürdigen Geſtalten, die dieſem unbeugſamen Individualiſten gelingen, ſind doch die heiligen Frauen, die nur für Andere leben und ſterben, dieſe Hedwigs,

Frl. Bernicks, Frl. Heſſels, Tanten Tesman u. ſ. w., die nie an ihr Ich denken, ſondern die Opferung aller ihrer Triebe und Wünſche für das Glück Anderer zu ihrer einzigen Aufgabe auf Erden machen! Dieſer bis zur Lächerlichkeit heftige Widerſpruch erklärt ſich aber ſehr gut aus der Geiſtesbeſchaffenheit Ibſens. Seine myſtiſch-religiöſe Zwangsvorſtellung von der freiwilligen Selbſtopferung für Andere iſt nothwendig ſtärker als ſeine ausgeklügelte After-Philoſophie des Individualismus.

Zu den „ſittlichen Gedanken" Ibſens rechnet man auch ſeinen angeblichen Wahrheitsdrang. Phraſen wenigſtens macht er über dieſen genug. „Denke dir nur", ſagt Helmer in „Nora" (S. 37), „wie ein ſolcher ſchuldbewußter Mann überall lügen und heucheln und ſich verſtellen muß, wie er ſeinen Nächſten, ja ſogar Weib und Kindern gegenüber die Maske anlegen muß. Und den eigenen Kindern gegenüber — das iſt das Schrecklichſte; ... weil ein ſolcher Dunſtkreis von Lüge Krankheitsſtoff in eine ganze Familie bringt." „Iſt denn keine Stimme in Ihrem Mutterherzen, die Ihnen verbietet, die Ideale Ihres Sohnes zu zertrümmern?" fragt Paſtor Manders in „Geſpenſter" (S. 40), als Frau Alving die „Unſittlichkeit" ihres verſtorbenen Gatten dem Sohne enthüllt hat. Darauf erwidert Frau Alving großartig: „Und was wird dann aus der Wahrheit?" In „Stützen der Geſellſchaft" predigt Frl. Heſſel dem Konſul Bernick (S. 54): „Geſchah es auch aus Rückſicht auf die Geſellſchaft, daß du während dieſer fünfzehn Jahre der Lüge treu bliebſt? ... Bernick. Meiner Lüge? ... Und das nennſt du — Frl. Heſſel. Eine Lüge. Eine dreifache Lüge. Erſt die Lüge gegen dich, dann die Lüge wider Betty, und endlich die Lüge gegen Johann... Regt ſich nichts in dir,

das die Lüge abſchütteln möchte? Bernick. Ich ſollte freiwillig mein Familienglück und meine Stellung in der Geſellſchaft opfern? Frl. Heſſel. Welches Recht haſt du auf dein Glück?“ Und weiterhin (S. 65): „Eine Lüge hat dich zu dem Mann gemacht, der du jetzt biſt. Bernick. Wem ſchadete das damals? Frl. Heſſel. Du fragſt, wem es ſchadete? Schau in dein Inneres und ſage mir, ob du keinen Schaden dabei genommen.“ Bernick geht denn auch in ſich und kurz vor ſeiner Beichte findet ein ſehr erbauliches Geſpräch zwiſchen ihm und ſeinem ſtrengen Gewiſſensrath ſtatt (S. 91): „Bernick. Ja ja ja; das alles kommt von der Lüge. Frl. Heſſel. Warum brichſt du denn nicht mit der Lüge?... Welche Befriedigung gewähren dir dieſe Täuſchung und dieſer Schein? Bernick. Mein Sohn iſt es, für den ich arbeite... Es wird eine Zeit kommen, wo die Wahrheit in das geſellſchaftliche Leben eindringt und auf ihr wird er ſich eine glücklichere Exiſtenz gründen, als die ſeines Vaters war. Frl. Heſſel. Mit einer Lüge als Grundlage? Bedenke welch ein Erbe du deinem Sohne hinterläßt!“ In „Stützen der Geſellſchaft“ führt die Familie Stockmann fortwährend die Wahrheit im Munde. „Ja, ja“, deklamirt Petra (S. 17), „Unwahrheit zu Hauſe und in der Schule. Im Hauſe darf man nicht reden und in der Schule muß man die Kinder belügen... Ja; bedenken Sie denn nicht, daß wir mancherlei ſagen müſſen, an das wir ſelbſt nicht glauben?... Hätte ich nur die Mittel, ſo würde ich ſelbſt eine Schule errichten und darin ſollt' es anders zugehen.“ Das tapfere Mädchen überwirft ſich wegen ſeiner Unwahrhaftigkeit mit einem Redakteur, der Eheabſichten hatte (S. 54): „Was ich Ihnen verüble, iſt, daß Sie gegen meinen Vater nicht

ehrlich gewesen sind. Wenn man Sie reden hörte, mußte man glauben, die Wahrheit und das Gemeinwohl gingen Ihnen über Alles... Sie sind nicht der Mann, für den Sie sich ausgaben. Und das verzeih' ich Ihnen nie." „Unser ganzes aufblühendes Gesellschaftsleben", ruft Vater Stockmann seinerseits (S. 42), „zieht seine Nahrung aus einer Lüge." Und später (S. 82): „Ich liebe meine Vaterstadt so sehr, daß ich sie lieber ruiniren will, als sie auf einer Lüge emporblühen zu sehen... Ausgerottet müssen sie werden wie schädliche Thiere alle die, welche in der Lüge leben. Ihr verpestet schließlich das ganze Land, ihr bringt es noch dahin, daß auch dieses vernichtet zu werden verdient." Das wäre nun Alles gewiß sehr schön, wenn wir nicht wüßten, daß dieser glühende Wahrheitsdienst blos eine der Formen ist, in der die religiös-mystische Zwangsvorstellung vom Beicht-Sakrament in seinem Bewußtsein erscheint, und wenn Ibsen nicht nach seiner Gewohnheit dafür sorgte, jeden vorschnellen Glauben an die Aufrichtigkeit seiner Redensarten dadurch zu zerstören, daß er sie selbst verhöhnt. Im Gregor Werle der „Wildente" hat er die beste Spottfigur auf seine Wahrheitsmenschen geschaffen. Gregor redet genau dieselbe Sprache wie Frl. Hessel, Petra Stockmann und ihr Vater, aber in seinem Munde soll sie Gelächter erregen. „Da sitzt er nun", sagt Gregor von seinem Freunde Hjalmar (S. 23), „mit seiner großen, arglosen Kinderseele, er mitten im Betruge — lebt unter einem Dache zusammen mit einer solchen Person und weiß nicht, daß das, was er sein Heim nennt, sich auf einer Lüge aufbaut... Jetzt erblicke ich endlich einmal eine Lebensaufgabe." Sie besteht darin, Hjalmar den geistigen Staar zu stechen. Er thut dies auch. „Du bist in einen

giftigen Sumpf gerathen", ſagt er ihm (S. 59), „du haſt eine ſchleichende Krankheit in deinen Körper bekommen und biſt auf den Grund gegangen, um im Dunkel zu ſterben... Sei nur ruhig, ich werde dich ſchon wieder emporzubringen ſuchen. Ich habe nämlich jetzt auch eine Lebensaufgabe erhalten... Hjalmar kann ich befreien aus all der Lüge und Verheimlichung, an welcher er im Begriff iſt, zu Grunde zu gehen." Der Spötter Relling leuchtet dem Idioten, der in der Erfüllung ſeiner „Lebensaufgabe" Hjalmar mit ſeiner Frau verunfriedet, ſein behagliches Heim ſtört und Hedwig in den Tod treibt, gebührend heim. „Sie leiden am Rechſchaffenheits-Fieber", ſagt er ihm (S. 93); „ich ſorge dafür, die Lebenslüge in Hjalmar aufrecht zu erhalten. Gregor. Lebenslüge? Ich hörte wohl nicht recht? Relling. Ja, ich ſagte die Lebenslüge; denn die Lebenslüge iſt das ſtimulirende Prinzip, ſehen Sie... Nehmen Sie einem Durchſchnittsmenſchen die Lebenslüge, ſo nehmen Sie ihm gleichzeitig das Glück." Was iſt nun Ibſens wirkliche Meinung? Soll man nach Wahrheit ſtreben oder in Lüge ſchmoren? Iſt er mit Stockmann oder mit Relling? Die Antwort auf dieſe Fragen bleibt Ibſen ſchuldig oder vielmehr er bejaht und verneint ſie mit gleichem Eifer und gleicher dichteriſcher Kraft.

Ein anderer „ſittlicher Gedanke" Ibſens, über den von ſeinen Chorknaben mit am meiſten geſchwatzt wurde, iſt der von der „wahren Ehe." Es iſt allerdings nicht leicht, herauszubekommen, was ſein myſtiſches Gehirn ſich unter dieſen geheimnißvollen Worten denkt, aber man kann doch verſuchen, es aus hundert dunkeln Andeutungen ſeines Theaters zu errathen. Er ſcheint es nicht zu billigen, daß die Frau die Ehe

als eine bloße Versorgung betrachte. Fast in allen Stücken kommt er mit der ihm eigenen Eintönigkeit darauf zurück. In „Stützen der Gesellschaft" schreibt sich das ganze Lebensunglück der Frau Alving daher, daß sie den Kammerherrn um seines Geldes willen geheiratet, daß sie sich verkauft hat. „Die Summen, die ich diesem Asyl geschenkt, machen jenen Betrag aus, welcher seiner Zeit Alving zu einer guten Partie machte. Das war die Kaufsumme. Ich will nicht, daß jenes Geld in Oswalds Hände übergehe" (S. 35). In der „Frau vom Meer" singt Ellida dasselbe Lied (S. 75): „Es konnte nur zum Unglück führen; nach der Art und Weise, wie wir beide zusammenkamen... Es führt zu nichts, daß wir uns selbst und — einander noch länger belügen... Ja, das thun wir. Oder auf alle Fälle verschweigen wir die Wahrheit. Denn die Wahrheit ... ist doch, daß du hinauskamst und mich kaufteſt... Ich war nicht um ein Haar besser als du. Ich schlug ein. Ich verkaufte mich dir... Ich stand so hilflos und rathlos und so ganz verlassen da. Es war so natürlich, daß ich einschlug, als du kamst und dich erboteſt, mich auf Lebenszeit zu versorgen." Ungefähr mit denselben Worten sagt Hedda („Hedda Gabler", S. 40): „Als er dann so mit aller Gewalt darauf ausging, mich versorgen zu wollen — ich weiß nicht, weshalb ich es nicht hätte annehmen sollen?" Sie weiß nicht weshalb; aber ihre innere Zerfahrenheit und Rastlosigkeit, ihr schließlicher Selbstmord sind die Folge davon, daß sie sich hat „versorgen" lassen. Die Rücksicht auf die „Versorgung" ist auch das Lebensunglück einer andern Frau desselben Stückes, der Frau Elvsted, geworden. Sie ging ursprünglich (S. 25) „als Gouvernante in das Haus ihres spätern Gatten." Dann

mußte ſie ſich des Haushalts annehmen. Dann ließ ſie ſich heiraten, obſchon ihr „Alles an ihrem Mann widerlich“ iſt und ſie „nicht einen gemeinſamen Gedanken mit ihm hat.“ Ibſen verdammt den Mann, der um Geldes willen heiratet, nicht weniger als die Frau, die ſich „verſorgen“ läßt. Bernicks ſittlicher Verfall („Stützen der Geſellſchaft“, S. 53) rührt mit am Meiſten daher, daß er nicht Frl. Heſſel, das er liebte, ſondern eine Andere heiratete. „Nicht einer neuen Neigung wegen brach ich mit dir. Es geſchah einfach des Geldes halber.“

Man ſoll alſo nicht um eines Vortheils willen heiraten. Das iſt ein Satz, mit dem jeder verſtändige und ſittliche Menſch ſich eifrig einverſtanden erklären wird. Weshalb ſoll man aber heiraten? Die vernünftige Antwort kann doch nur ſein: „Aus Neigung!“ Das will jedoch Ibſen auch nicht. Die Ehe von Nora und Helmer iſt eine reine Liebesheirat. Sie führt zu einem jähen Bruch. Wangel („Die Frau vom Meer“) hat Ellida gleichfalls aus Neigung heimgeführt. Sie ſtellt es ausdrücklich feſt (S. 75): „Du hatteſt mich nur geſehen und ein paarmal mit mir geſprochen. Dann begann ich dir zu gefallen und da...“ Und da fühlt ſie ſich ihm fremd und will von ihm gehen. Alſo: Frau Alving, Ellida Wangel, Hedda Gabler, Frau Elvſted heiraten aus Eigennutz und büßen darüber ihr Lebensglück ein. Nora heiratet aus Liebe und wird tief unglücklich. Konſul Bernick heiratet ein Mädchen, weil es reich iſt, und bezahlt dieſe Schuld mit ſittlichem Untergang. Dr. Wangel heiratet ein Mädchen, weil es ihm gefällt, und zum Lohne dafür will ſie ſein Heim und ihn verlaſſen. Was ſoll man daraus ſchließen? Daß die Vernunftheirat ſchlecht iſt und die Liebesheirat nicht beſſer? Daß die Ehe überhaupt

nichts taugt und abgeſchafft werden ſollte? Das wäre wenigſtens eine Folgerung und Löſung. Es iſt nicht die, zu der Ibſen gelangt. Die Neigung allein thut es nicht, ſelbſt wenn ſie, wie im Falle Noras, gegenſeitig iſt. Noch etwas Anderes iſt nothwendig: der Mann muß der Erzieher ſeiner Frau werden. Er muß ſie geiſtig fördern. Er muß ſie an allen ſeinen Angelegenheiten theilnehmen laſſen, ſie zu ſeiner gleichberechtigten Genoſſin machen, unbedingtes Vertrauen zu ihr haben. Sonſt bleibt ſie ewig eine Fremde in ihrem Hauſe. Sonſt iſt die Ehe keine „wahre Ehe.“ „Ich habe kein Recht, meinen Mann allein und ganz für mich in Anſpruch zu nehmen“, bekennt Ellida („Frau vom Meer“ S. 26), „ich ſelbſt lebe ja auch in etwas, wovon die Anderen ausgeſchloſſen ſind.“ In demſelben Stücke klagt Wangel ſich an (S. 69): „Ich hätte ihr ein Vater ſein ſollen und ein Führer zugleich. Ich hätte mein Beſtes thun ſollen, ihr Gedankenleben zu entwickeln und zu klären. Aber daraus iſt leider nie etwas geworden... Denn am liebſten wollte ich ſie ſo, wie ſie war.“ Bernick („Stützen der Geſellſchaft“, S. 47) rühmt an ſeiner Frau, daß ſie „ganz unbedeutend“ iſt, aber: „Ich wünſche ſie überhaupt nicht anders. Du weißt, in einem großen Hauſe wie dem unſern iſts immer gut, eine ſolche ſchlichte Perſönlichkeit zu haben.“ Frau Bernick klagt (S. 103): „Viele Jahre hindurch glaubte ich, ich hätte dich einſt beſeſſen und wieder verloren. Jetzt weiß ich, daß ich dich nie beſeſſen habe“ und Frl. Heſſel zieht die Lehre aus der Geſchichte (S. 90): „Und bedenkſt du nicht, was ſie dir hätte werden können?... Bernick. Jedenfall weiß ich, daß ſie mir nicht geworden iſt, wonach ich verlangte. Frl. Heſſel. Weil du nie deine Lebensaufgabe mit ihr getheilt haſt, — weil du ſie nie in ein wahres

und freies Verhältniß zu dir geſtellt haſt.“ In „Rosmersholm“ hat Rektor Kroll ſeine Frau nach derſelben Methode behandelt: er hat ſie geiſtig unterdrückt und iſt ſchmerzlich überraſcht, als ſie ſich ſchließlich gegen den lichtlöſchenden Haustyrannen auflehnt (S. 14): „Sie, die Zeit ihres Lebens, ſowohl im Großen wie im Kleinen, meine Anſichten getheilt und meine Anſchauungen gebilligt hat, ſie neigt jetzt in manchen Stücken auf die Seite der Kinder. Und dann gibt ſie mir die Schuld für das, was geſchehen iſt. Sie ſagt, ich wirke unterdrückend auf die Jugend. Gerade als ob das nicht nothwendig wäre! Nun, ſo habe ich denn Unfrieden im Hauſe. Aber ich ſpreche natürlich ſo wenig wie möglich davon. So unterdrückt man am beſten.“

Auch damit wird man ſich voll einverſtanden erklären: gewiß ſoll die Ehe nicht blos ein Bund der Leiber, ſondern auch eine Gemeinſchaft der Seelen ſein; gewiß ſoll der Mann das Weib geiſtig fördern und erziehen, obſchon, um es gleich zu bemerken, dieſe von Ibſen dem Manne mit Recht zugewieſene Rolle des Lehrers und Vormunds die von ihm ebenfalls geforderte volle geiſtige Gleichſtellung beider Ehegatten entſchieden ausſchließt. Aber wie paßt es zu dieſen Anſchauungen von dem richtigen Verhältniſſe des Mannes zur Frau, wenn Nora zu ihrem Gatten ſagt (S. 84): „Ich muß mich ſelbſt zu erziehen ſuchen. Dabei vermagſt du mir nicht zu helfen. Ich muß mich allein damit befaſſen. Und darum verlaſſe ich dich jetzt. Ich muß lediglich auf mich ſelbſt angewieſen ſein ...“? Da reibt man ſich die Augen und fragt ſich, ob man richtig geleſen hat. Was iſt nun die Pflicht des Gatten in der „wahren Ehe“? Soll er ſein Weib geiſtig fördern? Wangel, Frau Bernick, Frl. Heſſel, Frau Kroll behaupten es. Aber Nora

leugnet es wild und ſtößt jede Hilfe zurück. Farà da se! Sie will ſich allein erziehen und bilden! Macht ſchon dieſer Widerſpruch vollſtändig irre, ſo narrt Ibſen die Bedauernswerthen, die ſich bei ihm ſittliche Regeln holen möchten, vollends, indem er nach ſeiner Gewohnheit in der „Wildente“ Alles verhöhnt, was er in ſämmtlichen übrigen Stücken über die „wahre Ehe“ gepredigt hat. Dort entſpinnt ſich (S. 76) zwiſchen dem bösartigen Idioten Gregor und dem Spottvogel Relling ein köſtliches Geſpräch. „Gregor. Ich will den Grund zu einer wahren Ehe legen. Relling. So finden Sie nicht, Ekdals Ehe ſei gut genug ſo, wie ſie iſt? Gregor. Es iſt gewiß eine gerade ſo gute Ehe wie leider ſo viele andere. Aber zu einer wahren Ehe iſt es noch nicht gekommen. Hjalmar. Du haſt niemals ein Verſtändniß für die ideale Forderung gehabt, Relling. Relling. Dummes Zeug, mein Lieber. Mit Verlaub, Herr Werle, wie viel . . . wahre Ehen haben Sie in Ihrem Leben ſchon kennen gelernt? Gregor. Ich glaube, keine einzige. Relling. Ich auch nicht.“ Und noch einſchneidender iſt der Spott, der aus Hjalmars Worten hervorgeht (S. 82): „Es hat etwas ſo Peinliches, ſich zu denken, daß jetzt nicht ich, ſondern er“ (der alte Werle) „die wahre Ehe verwirklicht. . . Dein Vater und Frau Sörby gehen ja nun eine Ehe ein, welche auf volles Vertrauen gegründet iſt; gegründet auf volle und ganze Offenherzigkeit von beiden Seiten; ſie verbergen vor einander nichts; es gibt kein Geheimniß in ihrem Verhältniß; es findet zwiſchen ihnen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf,“ (!) „eine gegenſeitige Verzeihung der Sünden ſtatt.“ Alſo: eine „wahre Ehe“ hat noch Niemand ſein Lebtag geſehen und wenn das Wunder ſich doch einmal ereignet, ſo

vollzieht es sich an Herrn Werle und Frau Sörby, an Herrn Werle, der seiner Gattin bekennt, daß er Mädchen verführt und alte Freunde für sich ins Zuchthaus geschickt hat, und an Frau Sörby, die ihrem Mann eröffnet, daß sie früher Verhältnisse zu allen möglichen Leuten gehabt hat. Das ist eine schale Nachahmung des Auftritts in Dostojewskis „Raskolnikow", wo der Mörder und die Freudendirne ihre beiden besudelten und gebrochenen Leben nach zerknirschtem Bekenntnisse vereinigen, nur ist das Treibende des Auftrittes seiner düstern Großartigkeit entkleidet und ins Lächerliche und Gemeine herabgezerrt.

Wenn bei Ibsen die Frauen zur Entdeckung gelangen, daß sie nicht in der „wahren Ehe" leben, so wird ihr Gatte plötzlich ein „fremder Mann" für sie und sie verlassen ohne Weiteres ihr Haus und ihre Kinder, die einen, wie Nora, um „nach ihrem Geburtsorte zu gehen, wo es ihr leichter werden wird, auf die eine oder andere Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen", die anderen, wie Ellida in der „Frau vom Meere", ohne sich einen Gedanken darüber zu machen, was weiter werden soll, die dritten, wie Frau Alving in „Gespenster" und Frau Elvsted in „Hedda Gabler", um spornstreichs zu einem Geliebten zu laufen und sich ihm an den Hals zu werfen. Auch dieser Abgang ist von Ibsen in vorzüglicher Weise parodirt worden, und zwar doppelt grotesk, weil die lächerliche Rolle des tragischen Durchgängers einem Manne zugetheilt ist. „Ich muß hinaus," deklamirt Hjalmar („Wildente", S. 100) „in den Sturm und das Schneegestöber — von Haus zu Haus gehen und Obdach suchen für Vater und mich." Und er geht wirklich, aber natürlich nur, um am nächsten Tag mit gesunkenem Hahnenkamm heimzukommen und herzhaft zu früh-

ſtücken. Man braucht gegen den Blödſinn der hochtrabenden Nora-Abgänge, die das Evangelium aller Hyſteriker beider Geſchlechter geworden ſind, wirklich nichts mehr zu ſagen, da Ibſen ſelbſt uns dieſer Mühe enthoben hat, indem er ſeinen Hjalmar ſchuf.

Wir ſind mit Ibſens Faſeleien über die Ehe noch nicht fertig. Er ſcheint zu verlangen, daß kein Mädchen heirate, ehe es ein voll ausgereiftes Menſchenweſen iſt, Lebenserfahrung beſitzt und Kenntniß der Welt und der Menſchen erlangt hat. (Nora, S. 84: „Wie bin ich darauf vorbereitet, die Kinder zu erziehen? ... Der Aufgabe bin ich nicht gewachſen. Ich muß mich ſelbſt zu erziehen ſuchen... Ich kann mich nicht mehr damit begnügen, was die meiſten Menſchen ſagen und was in den Büchern ſteht... Helmer... Du verſtehſt die Geſellſchaft nicht, in der du lebſt. Nora. Das thu' ich auch nicht. Aber nun will ich ſie kennen lernen.") Die nöthige Reife erwirbt ein Mädchen am beſten, indem es abenteuert, möglichſt viel Leute nahe kennen lernt, womöglich es mit einigen Männern verſucht, ehe es ſich endgiltig bindet. Richtig für die Ehe vorbereitet iſt ein Mädchen, wenn es ein ehrbares Alter erreicht, einigen Haushaltungen vorgeſtanden, wohl auch etliche Kindchen geboren und derart ſich und Anderen bewieſen hat, daß es Hausfrau und Mutter zu ſein verſteht. Ibſen ſagt dies nicht ausdrücklich, aber es iſt der einzige vernünftige Schluß, zu dem man nach ſeinem ganzen Theater gelangen kann. Der große Reformator ahnt nicht, daß er Etwas predigt, was die Menſchheit längſt verſucht und als unpaſſend oder nicht mehr paſſend verworfen hat. Die Probeehe auf kürzere oder längere Zeit, die Bevorzugung von Bräuten mit reicher Liebeserfahrung und

etlichen Kindern, das iſt Alles ſchon dageweſen. Ibſen kann darüber bei ſeinem halben Landsmann, dem Helſingforſer Profeſſor Weſtermarck[1]), alles Nöthige erfahren. Aber er wäre kein Entarteter, wenn er nicht ein Zurückkehren zu den älteſten, längſt überwundenen Zuſtänden für einen Fortſchritt, die ferne Vergangenheit für Zukunft halten würde.

Faſſen wir ſeinen Ehe-Kanon zuſammen, wie er ſich aus ſeinem Theater ergibt. Man ſoll nicht um eines Vortheils willen heiraten. (Hedda, Frau Alving, Bernick u. ſ. w.) Man ſoll nicht aus Liebe heiraten. (Nora, Wangel.) Eine Vernunftehe iſt keine wahre Ehe. Aber zu heiraten, weil man einander gefällt, taugt auch nichts. Man ſoll einander erſt gründlich kennen lernen, um mit voller Billigung der Vernunft in die Ehe zu treten. (Ellida.) Der Mann ſoll der Frau ein Lehrer und Erzieher ſein. (Wangel, Bernick.) Die Frau ſoll ſich vom Manne nicht erziehen und belehren laſſen, ſondern die nöthigen Kenntniſſe ganz allein erlangen. (Nora.) Entdeckt die Frau, daß ihre Ehe keine „wahre“ iſt, ſo geht ſie von dem Manne, denn er iſt ein Fremder. (Nora, Ellida.) Sie geht auch von ihren Kindern, denn Kinder, die ſie von einem Fremden hat, können natürlich auch nur fremde Kinder ſein. Sie muß aber gleichzeitig beim Manne bleiben und verſuchen, ihn von einem Fremden zu einem eigenen Manne zu machen. (Frau Bernick.) Die Ehe iſt nicht dazu beſtimmt, zwei Weſen dauernd zu verknüpfen. Wenn ihnen etwas an einander nicht paßt, ſo geben ſie den Ring zurück und gehen

---

[1]) Edward Weſtermarck, The History of Human Marriage. London, 1892, Macmillan. Siehe beſonders die beiden Abſchnitte über „die Formen der menſchlichen Ehe“ und „die Dauer der Ehe.“

jedes ſeiner Wege. (Nora, Frau Alving, Ellida, Frau Elvſted.) Wenn ein Mann ein Weib verläßt, ſo begeht er ein ſchweres Verbrechen. (Bernick, Werle.) Und Alles in Allem gibt es überhaupt keine wahre Ehe. (Relling.) Das iſt Ibſens Lehre von der Ehe. Sie läßt an Klarheit nichts zu wünſchen übrig. Sie reicht vollſtändig aus, um die Diagnoſe von Ibſens Geiſteszuſtand zu ſtellen.

Seine Myſtik offenbart ſich, von ſeinen religiöſen Zwangsvorſtellungen und von ſeinen verblüffenden Widerſprüchen abgeſehen, auf Schritt und Tritt auch in Abſurditäten, deren ein geſunder Verſtand gänzlich unfähig wäre. Wir haben geſehen, daß Ellida in der „Frau vom Meer“ von ihrem Manne gehen will, weil ihre Ehe keine wahre Ehe und weil der Gatte ihr ein Fremder iſt. Warum iſt er ihr ein Fremder? Weil er ſie geheiratet hat, ohne daß ſie einander näher kannten. „Du hatteſt mich nur geſehen und ein paarmal mit mir geſprochen.“ (S. 75). Sie hätte ſich nicht verſorgen laſſen ſollen. „Lieber die armſeligſte Arbeit, lieber die elendeſten Verhältniſſe, aus freiem Willen, aus freier Wahl.“ Hieraus kann doch vernünftig nur geſchloſſen werden, daß Ellida der Meinung iſt, eine wahre Ehe ſei nur möglich, wenn man den Bräutigam genau kennt und wenn man ihn in voller Freiheit wählt. Sie iſt überzeugt, daß dieſe Bedingungen bei ihrem erſten Verlobten gegeben waren. „Die erſte, die hätte eine ganze und reine Ehe werden können.“ Nun ſagt aber dieſelbe Ellida wenige Seiten vorher (S. 38 ff.), daß ſie von dieſem Verlobten nicht das Geringſte gewußt habe; ſie kannte nicht einmal ſeinen Namen, wie er denn im Stück bezeichnender Weiſe nur „der Fremde“ genannt wird. (Wangel: Was weißt du ... von ihm?

Ellida. Weiter nichts, als daß er früh zur See gegangen war. Und daß er lange Reiſen gemacht hatte. Wangel. Sonſt gar nichts? Ellida. Nein. Wir kamen nie dazu, von dergleichen zu ſprechen. Wangel. Wovon ſpracht ihr denn? Ellida. Vom Meer!!“) Und ſie verlobte ſich mit ihm, „weil er ſagte, daß ich es thun müſſe. Wangel. Müſſe? Hatteſt du denn ſelbſt keinen Willen? Ellida. Nicht, wenn er in der Nähe war.“ Alſo: Ellida muß Dr. Wangel verlaſſen, weil ſie ihn vor der Hochzeit nicht recht gekannt hat, und ſie muß zum „Fremden“ gehen, von dem ſie gar nichts weiß. Ihre Ehe mit Dr. Wangel iſt keine, weil ſie ſie nicht mit voller Willensfreiheit eingegangen iſt, aber die Ehe mit dem „Fremden“ wird eine „ganze und reine“ ſein, obſchon ſie bei ihrer Verlobung mit ihm „keinen Willen hatte.“ Es iſt eigentlich tief beſchämend, daß man nach dieſem Beiſpiel tiefer Verwirrtheit noch mehr Worte über den Geiſteszuſtand eines Menſchen verlieren muß. Aber da dieſer Menſch von Narren und Fanatikern der Welt als großer Sittenlehrer und Zukunftsdichter aufgeſchwindelt wird, darf der pſychiatriſche Beobachter ſich die Arbeit nicht erſparen, auch noch auf ſeine anderen Abſurditäten hinzuweiſen.

In derſelben „Frau vom Meer“ gibt Ellida ihren Entſchluß, ihren Gatten Wangel zu verlaſſen und mit dem „Fremden“ zu gehen, ſofort auf, als Wangel ihr mit „ſchmerzerfülltem Herzen“ ſagt: „Jetzt kannſt du deinen Weg wählen. In voller Freiheit.“ Sie bleibt nun bei Wangel. Sie wählt ihn. „Woher kam die Wandlung?“ fragt Wangel und fragt der Leſer mit ihm. „O begreifſt du denn nicht,“ antwortet Ellida ſchwärmend, „daß die Wandlung kam, daß die Wand-

lung kommen mußte, als ich in Freiheit wählen durfte!“ (S. 99.) Dieſe zweite Wahl ſoll alſo einen Gegenſatz zu der erſten, als Ellida ſich mit Wangel verlobte, darſtellen. Es ſind aber alle Bedingungen, alle ohne Ausnahme, dieſelben geblieben. Ellida iſt jetzt frei, weil Wangel ſie ausdrücklich freigibt; ſie war aber damals noch freier, da Wangel noch gar keine Rechte auf ſie hatte, alſo ſie nicht erſt freizugeben brauchte. Ein äußerer Zwang wurde bei der Verlobung ebenſo wenig auf ſie geübt wie ſpäter, in der Ehe. Ihr Entſchluß hing damals wie jetzt ausſchließlich von ihr ſelbſt ab. Wenn ſie ſich bei der Verlobung unfrei fühlte, ſo war es nach ihrer eigenen Erklärung, weil ſie damals arm war und ſich von der Verſorgung locken ließ. Aber daran hat ſich nichts geändert. Sie hat ſeit ihrer Verheiratung keine Erbſchaft gemacht, ſo viel wir von Ibſen wiſſen. Sie iſt ſo arm, wie ſie je geweſen. Wenn ſie Wangel verläßt, kehrt ſie in dieſelbe wirthſchaftliche Gedrücktheit zurück, die ſie als Mädchen unleidlich gefunden. Wenn ſie bei ihm bleibt, iſt ſie ebenſo verſorgt, wie ſie zu werden hoffte, als ſie ſich mit ihm verlobte. Wo iſt alſo der Gegenſatz zwiſchen der damaligen Unfreiheit und der jetzigen Freiheit, der die Wandlung erklären ſoll? Er iſt nicht vorhanden. Er beſteht blos im irren Denken Ibſens. Wenn die ganze Seeräubergeſchichte von Ellida, Wangel und dem Fremden etwas bedeuten oder beweiſen ſoll, ſo kann es nur das ſein, daß eine Frau erſt einige Jahre lang mit ihrem Mann zur Probe leben muß, ehe ſie ſich endgiltig binden kann, und daß es ihr nach Ablauf der Probezeit freiſtehen ſoll, zu gehen oder zu bleiben, damit ihre Entſcheidung Werth habe. Der einzige Sinn des Stückes iſt alſo ein Blödſinn — die Probeehe.

Dieselbe Absurdität finden wir im Grundgedanken, in den Voraussetzungen und Folgerungen fast aller seiner Stücke wieder. In „Gespenster“ ist die Krankheit Oswald Alvings als eine Strafe für die Sünden seines Vaters und die sittliche Schwäche seiner Mutter, die aus Eigennutz einen ungeliebten Mann geheiratet hat, hingestellt. Nun ist aber Oswalds Zustand die Folge eines Uebels, das man sich ohne jede Verworfenheit zuziehen kann. Es ist eine alte thörichte Vorstellung augenverdrehender Mitglieder von Männerbünden gegen Unsittlichkeit, daß ansteckende Krankheit die Folge und Strafe von Ausschweifung ist. Aerzte wissen das besser. Sie kennen Hunderte, Tausende von Fällen, in welchen ein junger Mann für sein ganzes Leben vergiftet wurde, ohne daß er sich etwas anderes als eine nach den herrschenden Anschauungen läßliche Sünde hätte zu Schulden kommen lassen. Selbst die heilige Ehe schützt vor solchem Unglücke nicht, ganz abgesehen von jenen Fällen, in welchen Aerzte, Ammen u. s. w. die Krankheit in Erfüllung ihrer Berufspflicht, ohne jedes fleischliche Vergehen, erworben haben. Ibsens Faselei beweist also nichts von dem, was es nach seiner Einbildung beweisen soll. Kammerherr Alving konnte ein Scheusal von Sittenlosigkeit sein und brauchte darum weder selbst zu erkranken noch einen wahnsinnigen Sohn zu haben, und der Sohn konnte wahnsinnig sein, ohne daß sein Vater schuldiger war als alle Männer, die bis zum Eintritt in die Ehe nicht keusch geblieben sind. Daß aber Ibsen nicht etwa ein Traktätlein zum Preise der Enthaltung hat schreiben wollen, das beweist er ja aufdringlich genug damit, daß er Frau Alving zu Pastor Manders laufen und den Sohn durch die Mutter mit der eigenen Schwester

außerehelich verkuppeln läßt und daß er Oswald ein Loblied unehelicher Verhältnisse in den Mund legt, allerdings mit einer Begründung, die zum Unglaublichsten gehört, was man bei dem unglaublichen Ibsen antrifft. „Was sollen sie thun?“ hält Oswald dem entsetzten Pastor entgegen (S. 26), „ein armer, junger Künstler, ein armes, junges Mädchen — es kostet viel Geld, wenn man sich verheiraten will.“ Ich kann nur annehmen, daß der harmlose norwegische Kleinstädter nie ein „freies Verhältniß“ mit eigenen, leibhaftigen Augen gesehen und seine Vorstellung davon ganz und gar aus der Tiefe seines gegen die bestehende Ordnung anarchistisch vergrimmten Gemüthes gezogen hat. Wer in der Großstadt lebt und täglich Gelegenheit hat, in Dutzende, ja Hunderte freier Verhältnisse einen Einblick zu gewinnen, der wird über Ibsens kindliche Phantasien eines lüsternen Schuljungen in ein helles Gelächter ausbrechen. Die standesamtliche Eheschließung kostet in keinem Lande der Welt mehr als einige Nickel, sehr viel weniger als die erste Mahlzeit, die der Bursche dem Mädchen vorsetzt, wenn er es überredet hat, zu ihm zu ziehen, und die kirchliche kostet nicht nur nichts, sondern bringt dem Ehepaar noch ein Geschenk an Baargeld, Kleidungsstücken und Hausrath ein, wenn es unzart genug ist, es anzunehmen. Es gibt überall fromme Vereine, die viel Geld daran wenden, wilde Verhältnisse in den ehrbaren Formen zu befestigen. Wenn Leute sich ohne Standesamt und Priester zusammenthun, so ist es wohl niemals, um die Kosten der Eheschließung zu sparen, sondern entweder aus sträflichem Leichtsinn, oder weil er oder sie den Hintergedanken hat, sich nicht zu binden, sondern sich etwas Angenehmes ohne Uebernahme von ernsten Pflichten anzuthun,

oder endlich in den wenigen Fällen, die ein ſittlicher Menſch billigen oder mindeſtens entſchuldigen kann, weil auf einer oder der andern Seite ein geſetzliches Hinderniß obwaltet, über das die Beiden ſich, ſtark durch Liebe und vor ſich ſelbſt gerechtfertigt durch den Ernſt ihrer Abſicht treuer Gemeinſchaft bis zum Tode, hinwegſetzen.

Doch um von dieſem Unter-Unſinn zum Haupt-Unſinn des Stückes zurückzukehren: Kammerherr Alving wird für außereheliche Fleiſchesluſt am eigenen Leibe und in ſeinen Kindern Oswald und Regine geſtraft. Das iſt ſehr erbaulich und wird gewiß den Beifall von Paſtoral-Konferenzen finden, wenn es auch unſinnig und unwahr im höchſten Grade iſt. Daß Ibſen ſelbſt die Unzucht, das „Sichausleben“, fortwährend empfiehlt und rühmt, ſei nur nebenher erwähnt. Aber was folgert Frau Alving aus dem Fall ihres Mannes? Etwa, daß man keuſch und rein bleiben ſoll, wie Björnſon in ſeinem „Handſchuh“ ausführt? Nein. Sie ſchließt daraus, daß die beſtehende ſittliche Ordnung und das Geſetz ſchlecht iſt! „Ach ja, die Ordnung und das Geſetz!“ deklamirt ſie (S. 39), „manchmal glaube ich beinahe, daß dieſe Beiden alles Unglück hier auf Erden ſtiften. . . Ich ertrage alle dieſe Bande und Rückſichten nicht länger. Ich kann nicht mehr. Ich muß mich zur Freiheit emporarbeiten.“ Was in aller Welt hat die Geſchichte Alvings mit „Ordnung und Geſetz“ zu thun und wie kommt die „Freiheit“ in dieſes Credo? Welchen Zuſammenhang haben die albernen Redensarten der Frau mit dem Stücke, wenn ſie nicht etwa blos hineineingeklebt ſind, um radikale Galeriebeſucher zu Händeklatſchen zu kitzeln? Auf Tahiti herrſchen weder „Ordnung“ noch „Sitte“ im Sinne

der Frau Alving. Dort haben die braunen Schönen alle die „Freiheit", zu der Frau Alving sich „emporarbeiten" will, und die Männer „leben sich aus", daß Seeoffiziere, die doch sonst nicht zimperlich sind, verschämt die Augen abwenden. Und gerade dort ist die Krankheit des Kammerherrn Alving so verbreitet, daß alle jungen Tahitier nach Ibsens Krankheitslehre Oswalds sein müßten.

Aber das ist eine ständige Gewohnheit Ibsens, die sich in allen seinen Stücken offenbart: er legt seinen Gestalten Effekt-Phrasen von Volksversammlungs-Rednern niedrigster Gattung in den Mund, die mit den Vorgängen des Stückes nicht das Geringste zu thun haben. „Ich weiß gar nicht, was Religion ist", sagt Nora im bekannten Abgangs-Auftritt (S. 86), „ich weiß weiter nichts, als was Pastor Jakobi sagte, da ich konfirmirt wurde. Er sagte, Religion wäre das und das. Komm' ich aus alledem hier heraus und bin auf mich ganz allein angewiesen, dann will ich auch diese Frage untersuchen. Ich will sehen, ob es richtig, was Pastor Jakobi sagte. . . Ich höre ja jetzt auch, daß die Gesetze anders sind, als ich glaubte, aber daß die Gesetze gut sein sollten, das will mir nicht in den Kopf." Nun hat ihr Fall gar keine Beziehungen zur Religionslehre des Pastors Jakobi und zur Güte oder Schlechtigkeit der Gesetze. Kein Gesetz der Welt, es sei gut oder schlecht, kann zugeben, daß ein Kind ohne Vorwissen seines Vaters dessen Namen unter einen Wechsel setze, und alle Gesetze der Welt gestatten dem Richter nicht nur, sondern verpflichten ihn, bei jeder strafbaren Handlung nach den Beweggründen zu fragen, obschon Ibsen Günther den Blödsinn in den Mund legt (S. 33): „Die Gesetze fragen wenig nach den Beweggründen." Der

ganze Auftritt, im Hinblick auf den das Stück doch geschrieben wurde, steht wie ein Fremdkörper darin und wächst aus ihm nicht organisch heraus. Wenn Nora ihren Mann verlassen will, so kann es vernünftiger Weise doch nur geschehen, weil sie entdeckt, daß er sie nicht so hingebend liebt, wie sie gewünscht und gehofft hat. Die hysterische Närrin aber hält eine flammende Rede gegen die Religion, die Gesetze, die Gesellschaft, die an der Charakterschwäche und Lieblosigkeit ihres Mannes tief unschuldig sind, und geht ab wie ein weiblicher Coriolan, der die Faust gegen das Vaterland schüttelt. In „Stützen der Gesellschaft" will Bernick seine eigenen Gemeinheiten beichten, leitet sein Geständniß aber mit den Worten ein (S. 102): „Mag Jeder sich selbst prüfen, auf daß wir mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. Die alte mit ihrer Schminke, ihrer Heuchelei und Hohlheit, ihrer verlogenen Wohlanständigkeit und elenden Rücksichtnahme soll gleichsam wie ein Museum vor uns stehen" u. s. w. „Sprechen Sie für sich, Herr Bernick, sprechen Sie für sich!" möchte man dem alten Schwätzer zurufen, der seinen ganz persönlichen Fall in diesem Sittenpredigerton verallgemeinert. „Ich will von der großen Entdeckung sprechen", ruft Stockmann im Volksfeind (S. 73), „die ich in den letzten Tagen gemacht habe — von der Entdeckung, daß unsere sämmtlichen geistigen Lebensquellen vergiftet sind und unsere ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem pestschwangern Grunde der Lüge ruht." Das mag an sich richtig sein, aber nichts von dem, was im Stücke vorgeht, gibt Stockmann das Recht, vernünftig zu dieser Schlußfolgerung zu gelangen. Selbst in der Republik Platos könnte es vorkommen, daß ein einzelner Lump, der übrigens noch dümmer

als ſchlecht iſt, ſich weigert, eine als vergiftet erkannte Heilquelle zu reinigen, und nur ein Narr könnte aus dieſer einen Thatſache und aus dem Verhalten eines Ringes von Spießbürgern eines unmöglichen norwegiſchen Krähwinkels den allmeinen Satz ableiten: „Unſere ganze Geſellſchaft ruht auf der Lüge.“ In „Rosmersholm“ ſagt Brendel (S. 21) in dunkel tiefſinnigem, ahnungdurchſchauertem Prophetenton: „Es iſt eine ſturmbewegte Zeit der Sonnenwende, in der wir athmen.“ Auch dieſer Satz, ſo richtig er an ſich iſt, paßt in das Stück wie die Fauſt aufs Auge, denn „Rosmersholm“ hat keinerlei Beziehungen zur Zeit und man braucht kein weſentliches Wort an dem Stücke zu ändern, um es nach Belieben ins Mittelalter oder in die römiſche Kaiſerzeit, nach China oder ins Reich der Incas zu verlegen, in irgend eine Zeit oder ein Land, wo es hyſteriſche Frauen und idiotiſche Männer gibt.

Man kennt die Art, wie Krakehler, die Händel ſuchen, Streit vom Zaun zu brechen pflegen. „Herr, was haben Sie mich ſo anzuſehen?“ „Entſchuldigen Sie, ich habe Sie gar nicht angeſehen.“ „So? Sie ſagen alſo, daß ich lüge?“ „Ich habe nichts derartiges geſagt.“ „Sie ſtrafen mich zum zweitenmale Lüge, Sie werden mir Rechenſchaft geben.“ Das iſt Ibſens Methode. Was er will, das iſt, über die Geſellſchaft, den Staat, die Religion, die Geſetze und die Sitte anarchiſtiſche Phraſen machen. Statt ſie aber, wie Nietzſche, ohne Zuſammenhang in Broſchüren zu veröffentlichen, ſticht er ſie aufs Gerathewohl in ſeine Stücke, wo ſie ſo unvermittelt erſcheinen wie die Geſangs-Couplets in den naiven Poſſen unſerer Väter. Man ſäubere ſie von dieſen aufgeklebten Phraſen und ſelbſt ein Brandes wird ſie nicht mehr als „moderne“ Stücke ausposaunen

können, sondern es werden nur Gewebe von Absurditäten übrig bleiben, die keiner Zeit und keinem Ort angehören und in denen hie und da einzelne dichterisch schöne Auftritte und Nebenfiguren auftauchen, die an der Verrücktheit des Ganzen nichts ändern. Ibsen findet nämlich immer zuerst eine These, das heißt eine anarchistische Phrase. Dann sucht er Menschen und Vorgänge zu erklügeln, die jene These sinnfällig machen und beweisen sollen, dazu reicht aber sein dichterisches Können und namentlich seine Kenntniß des Lebens und der Menschen nicht aus. Denn er geht durch die Welt, ohne sie zu sehen, und sein Blick ist immer in sein eigenes Innere gesenkt. Im Gegensatze zum Dichterworte ist „alles Menschliche ihm fremd" und nur sein eigenes Ich beschäftigt ihn und fesselt seine Aufmerksamkeit. Er gibt dies selbst in einem bekannten Gedicht offen zu, indem er sagt: „Leben ist ein Kampf mit dem Gespenst in den Gewölben des Herzens und Hirnes; Dichten heißt Gerichtstag über sich selbst halten." [1]) Das „Gespenst im Herzen und Hirne", das sind die Zwangs-Vorstellungen und -Antriebe, in deren Bekämpfung allerdings das Leben des höhern Entarteten aufgeht. Und daß ein Dichten, welches immer nur ein „Gerichtstag des Dichters über sich selbst" ist, nicht das frei und weit flutende allgemeine Menschendasein widerspiegeln kann, sondern blos die krausen Wandarabesken der engen und finstern Zelle eines verschrobenen Einzeldaseins, das liegt auf der Hand. Das Bild der Welt sieht er wie mit einem Kerb-

[1]) „At leve — er Kamp med Trolde
I Hjertet og Hjernens Hvaelv;
At digte — det er at holde
Dommedag over sig selv."

thier-Auge; einen winzigen Einzelzug, der sich vor einer der Schliffflächen eines solchen Butzenscheiben-Auges zeigt und den er zufällig wahrnimmt, erfaßt er gut und gibt ihn deutlich wieder. Aber seinen Zusammenhang mit der ganzen Erscheinung begreift er nicht und ein größeres Gesammtbild zu umspannen ist sein Sehwerkzeug ungeeignet. So erklärt es sich, daß ganz kleine Einzelheiten und nebensächlichste Gestalten der Wirklichkeit manchmal treu abgelauscht sind, daß aber die Haupt-Vorgänge und Mittelpunkt-Menschen seines Theaters immer durch ihre Absurdität und Weltfremdheit verblüffen. Den höchsten Triumph feiert Ibsens Absurdität wahrscheinlich in „Brand". Die nordische Kritik hat bis zum Ueberdruß darauf hingewiesen, daß dieses tolle Stück die Uebersetzung des tollen „Entweder-Oder" von Kierkegaard ins Dramatische ist. Ibsen zeigt einen Narren, der „Alles ganz sein will", und seiner Gemeinde dasselbe predigt. Was er mit diesen so energisch klingenden Worten eigentlich meint, das wird in dem Stücke nirgends auch nur mit einer Silbe verrathen. Immerhin gelingt es Brand, auch seine Gemeinde verrückt zu machen, und eines Tages bricht er mit ihr aus dem Dorfe und führt sie in unwegsame Gebirgseinöden. Was er sich dabei denkt, weiß und ahnt Niemand. Dem Küster, der etwas weniger verdreht zu sein scheint als die übrigen, wird schließlich dieses völlig sinnlose Bergsteigen unheimlich und er fragt, wohin Brand sie eigentlich führe und was bei dieser Kletterei herauskommen solle. Darauf gibt ihm Brand folgende wundervolle Auskunft (S. 151): „Wie lang das Streiten" (nämlich das Bergsteigen! denn einen andern Streit gibt es in dem Aufzuge nicht) „währen wird? Es währt bis an des Lebens Ende. Bis alle Opfer ihr gebracht, bis ihr

vom Pakt euch frei gemacht, bis ihr es wollt, wollt unbeirrt.“ (Was dieſes „es“ iſt, welches man wollen ſoll, iſt nicht erklärt.) „Bis jeder Zweifel ſchwindet, nichts euch trennt vom: Alles oder Nichts. Und eure Opfer? Alle Götzen, die euch den ew'gen Gott erſetzen; die blanken, goldnen Sklavenketten ſammt eurer ſchlaffen Trägheit Betten. Der Siegespreis? Des Willens Einheit, des Glaubens Schwung, der Seelen Reinheit.“ Natürlich kommen die guten Leute beim Hören dieſer Raſerei zur Beſinnung und gehen nach Hauſe, der Tollhäusler Brand aber ſpielt den Gekränkten, weil die Gemeinde nicht bergan keuchen will, um „es“ zu wollen, um „Alles oder Nichts“ zu erreichen und „des Willens Einheit“ zu erlangen. Denn das Alles ſcheint auf den Bergen zu wohnen, nicht blos die Freiheit, die ein Dichter in früheren Zeiten dort ſuchte.

Und doch iſt Brand eine bemerkenswerthe Geſtalt. Unbewußt hat Ibſen da einen zu Lehrzwecken ſehr brauchbaren Typus jener Geſtörten geſchaffen, die unter einen Zwangs-Antriebe laufen, reden und handeln[1]), die mit wilder Leidenſchaft immer wieder von „dem Ziele“ ſprechen, das ſie erreichen wollen, und wenn ſie das Leben daran ſetzen ſollten, die aber weder ſelbſt eine Ahnung davon haben, was dieſes Ziel eigentlich iſt, noch im Stande ſind, es einem Andern in verſtändlicher Weiſe zu bezeichnen. Brand hält die Kraft, die ihn treibt, für ſeinen eiſernen, unbeugſamen Willen. Sie iſt in Wirklichkeit ſein eiſerner, unbeugſamer Zwangs-Antrieb, den ſein Bewußtſein

[1]) Dr. Wilhelm Griesingers Pathologie und Therapie der pſychiſchen Krankheiten für Aerzte und Studirende. Fünfte Auflage. Gänzlich umgearbeitet und erweitert von Dr. Willibald Levinſtein-Schleger. Berlin, 1892. S. 143, über krankhafte Impulſe. S. 147, über „geſteigerte Willensenergie.“

vergebens zu begreifen und mit einem Schwall unverständlicher Worte zu deuten sucht.

Ibsens Absurdität ist nicht immer so deutlich gefaßt wie in den bisher angeführten Beispielen. Sie offenbart sich häufig in verschwommenen, unbestimmten Redensarten, die anschaulich den Zustand eines Geistes ausdrücken, der sich bemüht, eine in ihm auftauchende Schattenvorstellung in Worte zu fassen, aber dazu nicht die Kraft hat und sich in sinnloses, mechanisches Vorsichhinmurmeln verliert. Man kann bei Ibsen drei Arten dieser Redensarten unterscheiden. Die einen sind völlig nichtssagend und haben nicht mehr Vorstellungsinhalt als etwa das „Tra la la", das man einer Gesangsweise unterlegt, wenn man sich der Worte des Liedes nicht erinnert. Sie sind ein Anzeichen von zeitweiligem Stillstand der Thätigkeit der gedankenbildenden Hirnzentren[1]) und treten auch bei gesunden Menschen im Zustande tiefer Ermüdung als Verlegenheits-Einschiebsel in die stockende Rede auf. Beim erblich Erschöpften sind sie dauernd vorhanden. Die anderen geben sich den Anschein von Tiefsinnigkeit und bedeutungsvollen Anspielungen auf etwas Unausgesprochenes, doch läßt genaue Betrachtung auch sie als leeres Wortgeklingel ohne Gedankeninhalt erkennen. Die dritten endlich sind so offenbarer und unzweideutiger Blödsinn, daß selbst Laien einander bestürzt ansehen und sich verpflichtet fühlen würden, der Familie einen schonenden Wink zu geben, wenn sie von einem ihrer Tischgenossen in der Stammkneipe derartiges

---

[1]) Griesinger, a. a. O. S. 77: „Die Verlangsamung des Denkens kann geschehen, . . . d) durch das Gebundensein infolge depressiver Stimmung, völlige Trägheit bis zum Stillstand der Gedanken."

hörten. Ich will einige Proben einer jeden dieſer drei Gattungen geben.

Zuerſt die völlig nichtsſagenden Redensarten, die zwiſchen verſtändige Worte eingeſchoben ſind und zeitweilige Lähmung der Denkzentren bekunden.

In der „Frau vom Meere“ ſagt Lyngſtrand (S. 7): „Ich bin gewiſſermaßen ein Bischen ſchwächlich.“ Man würdige dieſes „gewiſſermaßen“! Lyngſtrand, der Bildhauer iſt, ſpricht von ſeinen künſtleriſchen Plänen (S. 23): „Sobald ich dazu kommen kann, will ich es mit einem großen Werke verſuchen. So eine Gruppe, wie man es nennt.“ „Arnholm. Soll ſonſt nichts dabei ſein? Lyngſtrand. Doch, noch eine Figur. Was man ſo eine Geſtalt nennt.“ Lyngſtrand wird von Ibſen als Trottel geſchildert, man könnte alſo glauben, daß dieſe idiotiſchen Wendungen ihm abſichtlich in den Mund gelegt werden. Aber Brack in „Hedda Gabler“, ein ſchlauer und geiſtreicher Lebemann, ſagt (S. 40): „Was mich ſelbſt aber betrifft, ſo wiſſen Sie wohl, daß ich ſtets einen gewiſſen Reſpekt vor den Ehebanden gehegt habe. So im Allgemeinen, Frau Hedda.“ In „Rosmersholm“ ſagt Brendel (S. 21): „Siehſt du, wenn goldene Träume ſich auf mich herabſenkten, . . . dann formte ich ſie um in Dichtung, in Viſionen, in Bilder. So in großen Umriſſen, verſtehſt du? O wie ich genoſſen und geſchwelgt habe! Die räthſelhafte Seligkeit der Geſtaltung — ſo in großen Umriſſen, wie geſagt.“ Rektor Kroll äußert (S. 17): „Ein Geſchlecht, das nun bald ſeit ein paar Jahrhunderten als das erſte hier im Diſtrikt anſäſſig geweſen iſt.“ Nun bald ſeit ein paar Jahrhunderten! Das heißt: jetzt ſind es noch nicht „ein paar Jahr-

hunderte", aber „bald" werden es „ein paar Jahrhunderte" sein. „Bald" soll also ein „paar Jahrhunderte" in sich schließen. Durch welches Wunder? In „Wildente" haben wir die gewollten, aber in dieser Uebertreibung unmöglichen Idiotengespräche der „fetten", „kahlen" und „kurzsichtigen" Herren im ersten Aufzuge, aber auch diese Bemerkung der durchaus nicht als blödsinnig geschilderten Gina (27): „Erzählst du dem Vater gern etwas Gutes, wenn er Abends nach Hause kommt? Hedwig. Gewiß, er wird ja dann fröhlicher. Gina. O ja, es liegt etwas Wahres darin."!! Im Gespräch über die Wildente zwischen Ekdal, Gregor und Hjalmar heißt es (S. 41): „Ekdal. Er war im Boote draußen, verstehen Sie, und da schoß er auf sie. Aber Ihr Vater sieht jetzt so schlecht. Hm — und da wurde sie nur angeschossen. Gregor. Ja, sie bekam ein paar Schrotkörner in den Leib. Hjalmar. Ja, so zwei bis drei Stück. . . Gregor. Und da drinnen auf dem Bodenraum gedeiht sie nun so gut? Hjalmar. Ja, so unglaublich gut; sie ist fett geworden. Nun, sie ist ja auch so lange da drinnen gewesen, daß sie das richtige wilde Leben vergessen hat; und darauf allein kommt es ja an. Gregor. Darin hast du gewiß Recht, Hjalmar." Und in einem Zwiegespräche zwischen Hedwig und Gregor Werle (S. 52): „Hedwig . . . Hätte ich das Korbflechten erlernt, so hätte ich den neuen Korb für die Wildente machen können. Gregor. Das könnten Sie, ja, und Sie wären auch die nächste dazu. Hedwig. Freilich, ist es doch meine Wildente. Gregor. Das ist sie!"

Nun einige Beispiele von Redensarten, die überaus tief-

ſinnig klingen, jedoch in Wirklichkeit nichts oder nur eine Albernheit ſagen.

In „Nora“ meint Frau Linden (S. 23): „Nun, zunächſt ſinds doch wohl auch die Kranken, welche der Pflege bedürfen,“ worauf Rank bedeutungsvoll erwidert: „Da haben wirs. Eben die Erwägung iſts, welche die Geſellſchaft zu einem Krankenhauſe macht.“ Was bedeutet dieſes nachdenkſame Orakelwort? Meint Rank, die Geſellſchaft ſei ein Krankenhaus, weil ſie ihre Kranken pflegt, und ſie wäre geſund, wenn ſie ihre Kranken nicht pflegen würde? Wären die ungepflegten Kranken etwa weniger krank? Wenn er das glaubt, ſo glaubt er einen Blödſinn. Oder ſoll man die Kranken ungepflegt ſterben laſſen und auf dieſe Weiſe ihrer los werden? Wenn er das predigt, ſo predigt er eine Rohheit und ein Verbrechen und das würde zu dem Charakter Ranks, wie er in dem Stücke geſchildert wird, nicht paſſen. Man drehe und wende die geheimnißvoll dunkeln Worte wie man will, man findet immer nur entweder Dummheit oder Sinnloſigkeit.

In „Rosmersholm“ will Rosmer (S. 26) „all ſeine Lebenskräfte für dies Eine einſetzen: das wahre Volksurtheil im Lande zu begründen.“ Und wunderbar: die Perſonen, denen Rosmer dieſes Wort ſagt, geben ſich alle den Anſchein, zu verſtehen, was das „wahre Volksurtheil“ iſt. Rosmer liefert übrigens ungefragt einige Erklärungen ſeines pythiſchen Ausſpruchs: „Ich ſtelle dem Volksurtheil die wahre Aufgabe. Alle Menſchen im Lande zu Adelsmenſchen zu machen. Indem ich ihren Geiſt frei mache und ihren Willen läutere. Ich will verſuchen, ſie dazu zu wecken. Thun müſſen ſie es ſelbſt. Durch eigene Kraft. Es gibt keine andere. Friede, Freude

und Versöhnung müssen wieder in die Gemüther einziehen." Rebekka wiederholt ihm sein Programm (S. 50): „Du wolltest in das lebendige Leben eingreifen, in das lebendige Leben des Tages, sagtest du. Wie ein befreiender Gast wolltest du von einem Herde zum andern gehn. Den Geist und den Willen für dich erobern. Adelsmenschen schaffen rund umher — in weiteren und immer weiteren Kreisen. Adelsmenschen. Rosmer. Frohe Adelsmenschen. Rebekka. Ja, frohe. Rosmer. Denn es ist die Freude, welche die Seelen adelt." Das kann man sich nicht anders als sehr lustig vorstellen, wie Rosmer „von einem Herde zum andern zieht", „in weiteren und immer weiteren Kreisen", und die Leute, bei denen er vorspricht, zu „frohen Adelsmenschen macht", indem er sie „weckt" und „ihren Willen läutert" und so „das wahre Volksurtheil begründet." Was dieser Galimathias bedeuten soll, ist zwar nicht verständlich, aber jedenfalls muß es etwas Vergnügliches sein, denn Rosmer sagt ausdrücklich, daß er „Freude" braucht, um „Adelsmenschen" zu machen. Und trotzdem entdeckt Rebekka plötzlich (S. 81): „Die Lebensanschauung der Rosmers adelt, aber sie tödtet das Glück." Wie? Rosmer tödtet da Glück, wenn er „von Herd zu Herd" zieht, weckt, läutert, frei macht u. s. w. und frohe Adelsmenschen schafft? Das Wort „froh" schließt doch mindestens etwas Glück ein, und doch soll die Erziehung der Menschen zu „frohen Adelsmenschen" das Glück tödten? Daß Rosmer findet (S. 78), es sei „keine Arbeit für ihn, die Sinne adeln zu wollen, und außerdem sei es auch etwas so Hoffnungsloses an und für sich", ist einigermaßen verständlich, obwohl nicht erklärt wird, auf Grund welcher Erfahrung Rosmer zu einer solchen Aenderung seiner

Anſchauungen gelangt iſt. Ganz unbegreiflich aber bleibt Rebekkas Wort von der tödtlichen Wirkung der Lebensanſchauung Rosmers.

In „Geſpenſter" ſucht Frau Alving die Verirrungen ihres verſtorbenen Gatten mit dieſem Wortſchwall zu erklären und zu entſchuldigen (S. 69): „Als er noch junger Lieutenant war — in ihm war Lebensfreudigkeit. Es war wie Frühlingswetter, wenn man ihn nur anſah. Und dann dieſe unbändige Kraft, dieſe Lebhaftigkeit in ihm! Und nun mußte dies lebensfrohe Kind, — denn damals war er nichts Anderes als ein Kind, — hier in einer halbgroßen Stadt umhergehen, die keine erhebende Freude, ſondern nur Vergnügungen zu bieten vermag. Hier mußte er bleiben, ohne einen Lebenszweck zu haben — er hatte nur ein Amt. Er ſah nirgend eine Arbeit, der er ſich mit allen ſeinen Kräften hätte widmen können — er hatte nur eine Beſchäftigung. Er beſaß keinen Kameraden, der im Stande geweſen wäre, mit ihm zu empfinden, was Lebensfreudigkeit iſt, — er hatte nur Zechbrüder." Dieſe Gegenüberſtellungen ſehen nach etwas aus, wenn man ſich aber ernſtlich bemüht, in ihnen eine beſtimmte Vorſtellung zu ſuchen, ſo gehen ſie in Rauch auf. „Lebenszweck — Amt", „Arbeit — Beſchäftigung", „Kameraden — Zechbrüder" ſind nicht an ſich Gegenſätze, ſondern ſie werden es durch die Individualität. Bei einem tüchtigen Manne fallen ſie vollſtändig zuſammen. Bei einem ſchlechten gerathen ſie in Widerſtreit. Damit hat die große oder kleine Stadt nichts zu thun. Für Kant war in dem kleinen Königsberg des vorigen Jahrhunderts das „Amt" „Lebenszweck" und die „Arbeit" „Beſchäftigung", und er wählte ſeine „Zechbrüder" ſo, daß ſie zugleich ſeine „Kameraden"

waren, soweit er überhaupt solche haben konnte. Und umgekehrt gibt es auch in der größten Weltstadt keine Beschäftigung und keinen Menschenkreis, wo ein Entarteter, der die Zerrüttung in sich trägt, sich wohl und sein Inneres harmonisch fühlen könnte.

In „Hedda Gabler" finden wir eine ganze Anzahl solcher vielsagend klingenden und in Wirklichkeit nichtssagenden Worte. „Das war doch der Lebensdrang in dir", ruft Lövborg Hedda zu (S. 56) und scheint überzeugt, ihr mit diesem Wort etwas erklärt zu haben. Und Hedda sagt (S. 62): „Ich sehe ihn vor mir. Mit Weinlaub im Haar. Heiß und keck." (S. 66) „Und Ejlert Lövborg sitzt — mit Weinlaub im Haar und liest vor." „Hatte er Weinlaub im Haar?" (S. 68). „So hat es sich also zugetragen? Dann hat er kein Weinlaub im Haar gehabt." (S. 74). „Hedda. Können Sie nicht darauf sehen, daß es in Schönheit geschähe? Lövborg. In Schönheit? Mit Weinlaub im Haar. . ." (S. 81). „Mit Weinlaub im Haar" — „der Lebensdrang", das sind Worte, die im gegebenen Zusammenhange gar nichts bedeuten, aber zu träumen gestatten. In einigen wenigen Fällen wendet Ibsen diese träumerisch verschwommenen Schatten-Ausdrücke mit künstlerischer Berechtigung an, z. B. wenn es in „Stützen der Gesellschaft" heißt (S. 19): „Rohrland. Sagen Sie mir doch, Dina, warum sind Sie eigentlich so gern mit mir zusammen? Dina. Weil Sie mich so viel Schönes lehren. Rohrland. Schönes? Nennen Sie das, was ich Sie lehren kann, etwas Schönes? Dina. Ja. Oder eigentlich — nicht, daß Sie mich Etwas lehrten; aber wenn ich Sie reden höre, so ists mir, als umgäbe mich so viel Schönes. Rohrland. Was verstehen Sie

eigentlich darunter: etwas Schönes? Dina. Darüber hab' ich nie nachgedacht. Rohrland. So denken Sie jetzt einmal darüber nach. Was verſtehen Sie unter etwas Schönem? Dina. Etwas Schönes — das iſt — was großartig iſt — und weit fort von hier." Dina iſt ein junges Mädchen, das in trüben, gedrückten Verhältniſſen lebt. Es iſt pſychologiſch richtig, daß ſie alle ihre unbeſtimmte Sehnſucht nach einem neuen, glücklichen Daſein in ein Wort von emotioneller Färbung wie „ſchön" zuſammenfaßt. Ebenſo, wenn in der „Wildente" zwiſchen Gregor und Hedwig dieſe Wechſelrede geführt wird (S. 53): „Gregor. Und ſie (die Wildente) iſt in der Tiefe des Meeres geweſen. Hedwig. Warum ſagen Sie: in der Tiefe des Meeres? Gregor. Was ſollte ich ſonſt ſagen? Hedwig. Sie könnten ſagen: auf dem Grunde des Meeres, oder: auf dem Meeresgrunde. Gregor. Kann ich nicht ebenſo gut ſagen: in der Tiefe des Meeres? Hedwig. Ja, aber mir klingt es ſo ſonderbar, wenn Andere ſagen: in der Tiefe des Meeres. Gregor. Warum denn? . . . Hedwig. Weil mir immer ſcheint, der ganze Raum da drinnen und alles zuſammen heiße die Tiefe des Meeres. Aber das iſt ja ſo dumm. . . Es iſt ja doch nur der Bodenraum (wo die Wildente lebt, die alten Weihnachtsbäume ſtehen, der alte Ekdal Kaninchen jagt u. ſ. w.)." Hedwig iſt ein überſpanntes Kind im Alter der Pubertät (Ibſen hält es für nöthig, ausdrücklich feſtzuſtellen, daß ſie die Stimme ändere und gern mit Feuer ſpiele), da iſt es natürlich, daß ſie von Ahnungen, Träumen und dunkeln Trieben durchſchauert iſt und in dichteriſche, etwas Fernes und Wildes bezeichnende Ausdrücke wie „in der Tiefe des Meeres" all das Unbegreifliche, Märchenhafte hinein-

geheimnißt, das in ihr wogt. (In der Ursprache hat in „paa Havsens Bund“ das Wort „Havsens“ statt des einfachern und prosaischern „Havets“ oder „paa Havbunden“ noch einen besondern dichterischen Nebenklang, der in der Uebersetzung nicht zu hören ist.) Wenn aber nicht kleine Mädchen im Entwickelungsalter, sondern erwachsene, als verständig geschilderte Menschen Ausdrücke dieser Art gebrauchen, dann ist es nicht psychologisch berechtigte Träumerei, sondern krankhafte Hirnschwäche.

Manchmal nehmen diese Worte die Beschaffenheit einer Zwangsvorstellung an. Ibsen wiederholt sie hartnäckig, ohne erkennbaren Zweck, indem er ihnen eine geheimnißvolle Bedeutung unterlegt. So erscheint z. B. in „Gespenster“ das dunkle Wort „Lebensfreudigkeit“. (S. 59. „Oswald. In ihr ist Lebensfreudigkeit.“ S. 60. „Frau Alving. Was war doch das, was du von der Lebensfreudigkeit sagtest? Oswald. Ja, die Lebensfreudigkeit, Mutter. Die kennt ihr hier zu Hause wenig.“ S. 61. „Oswald. Hast du nicht bemerkt, daß sich Alles, was ich gemalt, um die Lebensfreudigkeit dreht? Immer und beständig um die Lebensfreudigkeit.“ S. 69. „Frau Alving. Du sprachst vorhin von Lebensfreudigkeit und da sah ich plötzlich mein ganzes Leben in einem neuen Licht. . . Du hättest deinen Vater kennen sollen. In ihm war Lebensfreudigkeit.“) In „Hedda Gabler“ spielt das Wort „Schönheit“ eine ähnliche Rolle. S. 82: „Hedda. Gebrauchen Sie die Pistole jetzt. Und nur in Schönheit, Ejlert!“ S. 91: „Hedda. Ich sage, daß hierin“ (in Ejlerts Selbstmord) „Schönheit liegt.“ S. 93: „Hedda. Eine Befreiung, zu wissen, daß wirklich doch noch etwas freiwillig

Muthiges in der Welt geschehen kann. Etwas, worauf ein Glanz unwillkürlicher Schönheit fällt. . . Und nun jetzt — das Große, das, worüber Schönheit liegt." Das „Weinlaub im Haar" in demselben Stücke gehört eigentlich ebenfalls in diese Kategorie von Worten, die einer Zwangsvorstellung entsprechen. Der Gebrauch geheimnißvoller Ausdrücke, die dem Hörer unverständlich sind und die der Sprecher entweder vollkommen frei erfindet oder denen er einen eigenen, vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichenden Sinn gibt, ist eine der häufigsten Erscheinungen bei Gestörten. Griesinger[1]) hebt dies an verschiedenen Stellen hervor und A. Marie[2]) gibt einige bezeichnende Beispiele neu erfundener oder in einem andern als dem üblichen Sinne gebrauchter Worte und Sätze, die Geisteskranke beständig wiederholt haben. Ibsen ist allerdings kein vollkommener Geisteskranker, sondern nur ein Grenzlandbewohner, ein „Mattoide". Sein Gebrauch von formel-

---

[1]) Griesinger, a. a. O. S. 176. Er nennt die „Neubildung von Wörtern" „Phraseomanie." Kußmaul gibt der „Neubildung unverständlicher oder Anwendung bekannter Wörter in einem völlig fremden Sinne" den Namen „Paraphrasia vesana."

[2]) Dr. A. Marie, Etude sur quelques symptomes des délires systématisés et sur leur valeur. Paris, 1892. Kapitel II „Seltsamkeiten der Sprache. Neubildungen und beschwörende Zauberformeln." S. 29—38. Tanzi führt u. A. folgende Beispiele an: Ein Kranker wiederholte fortwährend: „Das ist wahr und nicht falsch", ein anderer begann jeden Satz mit den Worten: „Wort Gottes", ein dritter sagte: „Hinaus das häßliche Thier" und machte dazu eine segnende Bewegung mit der rechten Hand; ein vierter sagte beständig: „Blättern Sie um", ein fünfter rief im Tone des Befehls: „Lips acs livi cux lips fux!" u. s. w. Ein Kranker von Krafft-Ebing bildete u. A. folgende Wörter: „Magnetismusambosarbeitswellen, Augengedanken-Ausstrahlung, Glückseligkeitsbetten, Ohrenschlußmaschine" u. s. w. Krafft-Ebing, a. a. O. S. 130—131.

artigen Ausdrücken geht also nicht bis zur Erfindung von Neuworten, wie sie Marie anführt. Aber daß er den Ausdrücken „Schönheit", „Lebensfreudigkeit", „Lebensmuth" u. s. w. einen geheimen Sinn beilegt, den sie für die verständige Betrachtung nicht haben, geht aus den mitgetheilten Beispielen deutlich genug hervor.

Endlich seien einige Proben reinen Gefasels angeführt, das Traum-Unterhaltungen und der zusammenhanglosen, thörichten Rede von Fieberkranken und an akuter Manie Leidenden entspricht. In der „Frau vom Meer" sagt Ellida (S. 15): „Das Wasser hier in den Fjorden ist krank. Ja, es ist krank. Und ich glaube, es macht auch krank." S. 39: „Wir" (Ellida und der „Fremde") „sprachen von Möwen und Seeadlern und all den anderen Meervögeln, wie du weißt. Denk nur — ist es nicht seltsam — wenn wir von dergleichen sprachen, so war mirs, als seien sowohl die Seethiere wie die Seevögel mit ihm verwandt. . . Mir war fast, als würde ich ihnen auch verwandt." S. 51: „Ich glaube durchaus nicht, daß wir auf dem Festlande zu Hause sind. Ich glaube, daß, wenn die Menschen sich von Anfang an gewöhnt hätten, ihr Leben auf dem Meer zu leben, im Meer vielleicht, so wären wir jetzt bedeutend vollkommener, als wir sind. Auch besser und glücklicher. . . Arnholm. Was geschehen ist, ist geschehen. Wir sind also ein- für allemale auf falschen Weg gekommen und Landthiere anstatt Wasserthiere geworden. Unter allen Umständen ist es jetzt gewiß zu spät, den Irrthum wieder gut zu machen. Ellida. Ja, da sprechen Sie eine traurige Wahrheit aus. Und ich glaube, daß die Menschen selbst etwas derartiges ahnen. Daß sie es wie einen heimlichen Schmerz

und ein heimliches Bedauern mit ſich herumtragen. Sie können mirs glauben — darin hat die Schwermuth der Menſchen ihren tiefliegendſten Grund!!“ Und Dr. Wangel, der als verſtändiger Mann geſchildert iſt, ſagt (S. 68): „Und damit iſt ſie“ (Ellida) „ja auch ſo veränderlich, ſo unberechenbar, ſo plötzlich wechſelnd. Arnholm. Das iſt wohl eine Folge ihres krankhaften Gemüthszuſtandes. Wangel. Das nicht allein. Im tiefſten Grunde iſt es ihr angeboren. Ellida gehört zum Meervolk. Das iſt die Sache!!“

Es muß hervorgehoben werden, daß gerade die Abſurditäten, die nichtsſagenden, verſchwommenen, tiefſinnig klingenden Redensarten, die geheimnißvollen, formelartigen Worte und die Traum-Faſeleien weſentlich dazu beigetragen haben, Ibſen ſein beſonderes Publikum zu werben. Sie geſtatten myſtiſchen Hyſterikern zu träumen, wie Dina bei dem Worte „ſchön“ und Hedwig bei dem Worte „in der Tiefe des Meeres“. Da ſie gar nichts bedeuten, ſo kann ein unaufmerkſam ſchweifender Geiſt in ſie hineinlegen, was das Spiel ſeiner Ideen-Aſſoziation unter dem Einfluſſe ſeiner jeweiligen Emotion ihm gerade eingibt. Sie ſind ferner ein überaus dankbarer Stoff für die „Verſtändnißvollen“, für die es keine Dunkelheit geben kann. Die Verſtändnißvollen erklären immer Alles. Je größer der Blödſinn, umſo verwickelter, umſo ſinnreicher, umſo erſchöpfender iſt ihre Deutung und umſo größer der Stolz, mit dem ſie auf den „Banauſen“ hinabſehen, der es derb ablehnt, in einem Galimathias etwas Anderes zu ſehen als einen Galimathias.

In einer überaus luſtigen franzöſiſchen Poſſe, „Le Homard“, überraſcht ein Mann, der Abends plötzlich heimkommt, einen Unbekannten bei ſeiner Frau. Dieſe verliert den Kopf

nicht und ſagt dem Gatten, ſie ſei plötzlich unwohl geworden, habe das Dienſtmädchen nach dem erſtbeſten Arzt geſchickt und dieſer Herr ſei eben der Doktor. Der Gatte dankt dem Liebhaber für ſein raſches Erſcheinen und fragt, ob er ſchon etwas verſchrieben habe. Der Liebhaber, der natürlich kein Arzt iſt, ſucht ſich zu drücken, der beſorgte Gatte beſteht aber darauf, ein Rezept zu haben, und der Galan, dem der Angſtſchweiß ausbricht, muß eines ausſtellen. Der Gatte wirft einen Blick darauf — es ſind völlig unleſerliche Zeichen. „Und der Apotheker wird das leſen können?“ fragt der Gatte kopfſchüttelnd. „Wie Gedrucktes,“ verſichert der falſche Arzt und will ſich wieder davonmachen. Der Gatte beſchwört ihn aber zu bleiben und hält ihn feſt, bis das Dienſtmädchen aus der Apotheke zurückkommt. Nach einigen Minuten iſt ſie da. Der Galan macht ſich auf eine Kataſtrophe gefaßt. Nein. Das Mädchen bringt eine Flaſche Arzenei, eine Schachtel Pillen und eine Anzahl Pulver. „Das hat Ihnen der Apotheker gegeben?“ fragt der Galan verblüfft. „Gewiß.“ „Auf mein Rezept?“ „Natürlich auf Ihr Rezept,“ antwortet das erſtaunte Mädchen. „Hat ſich der Apotheker etwa geirrt?“ fällt der Gatte unruhig ein. „Nein nein“ beeilt ſich der Galan zu erwidern, aber er betrachtet lange die Arzeneien und verſinkt in Träumen.

Die „Verſtändnißvollen“ ſind wie der Apotheker im „Homard.“ Sie leſen geläufig alle Ibſenſchen Rezepte, auch die, beſonders die, welche gar keine Schriftzeichen, ſondern nur Krähenfüße ohne Bedeutung enthalten. Es iſt eben ihr Geſchäft, kritiſche Pillen und Latwergen zu liefern, wenn man ihnen ein Papierchen mit der Unterſchrift eines angeblichen Arztes bringt, und ſie liefern ſie ohne zu zucken, auf dem

Papierchen mag was immer oder auch gar nichts ſtehen. Iſt es nicht bezeichnend, daß das Einzige, was einer dieſer „Verſtändnißvollen", der franzöſiſche Myſtiker de Vogué, an Ibſen zu rühmen findet, gerade eine der Redensarten ohne Bedeutung iſt, die ich oben angeführt habe? [1])

Eines letzten Merkmals von Ibſens Myſtizismus muß ebenfalls gedacht werden: ſeines Symbolismus. In der „Wildente" iſt dieſer Vogel das Symbol der Lebensgeſchicke Hjalmars und der Bodenraum neben dem Photographen-Atelier das der „Lebenslüge", deren nach Relling jeder Menſch bedarf. In der „Frau vom Meer" will Lyngſtrand eine Gruppe formen, welche das Symbol Ellidas werden ſoll, wie der „Fremde" mit den „wechſelnden Fiſchaugen" das des Meeres und dieſes wieder das der Freiheit iſt, ſo daß der „Fremde" eigentlich das Symbol eines Symbols wäre. In „Geſpenſter" iſt der Brand des Aſyls das Symbol der Vernichtung der „Lebenslüge" Alvings und das Regenwetter während des ganzen Stückes das der gedrückten und grämlichen Seelenſtimmung der handelnden Perſonen. In den älteren Stücken, „Kaiſer und Galiläer", „Brand", „Peer Gynt", wimmelt es förmlich von Symbolen. In jede

---

[1]) Melchior de Vogué, Les Cigognes. Revue des deux Mondes, 15. Februar 1892, S. 922: „Ibſen hätte unſer Vertrauen gewonnen, wäre es auch nur durch einige Axiome", (?) „die unſerm gegenwärtigen Mißtrauen entſprechen, wie ... das in Rosmersholm: der Geiſt Rosmers adelt, aber er tödtet das Glück." Ich bin überzeugt, daß die „Verſtändnißvollen" ohne jede Schwierigkeit auch den Ausdruck „Vorſtellungs-Appetitſchränkchen", den eine Geiſteskranke Meynerts gern gebrauchte, oder die Worte einer Kranken Grieſingers, daß „die Oberin ſich ihr in den militäriſchen Settenton und in den Zahnverzug ſetze", verſtehen und deuten würden, wenn ihnen nicht verrathen würde, daß ſie von eingeſperrten Wahnſinnigen herrühren. S. Grieſinger, a. a. O. S. 176.

Geſtalt, in jedes Theater-Requiſit iſt eine Nebenbedeutung hineingeheimnißt und jedes Wort ſchließt einen Doppelſinn in ſich. Wir kennen bereits von der „Pſychologie des Myſtizismus“ her dieſe Eigenthümlichkeit des myſtiſchen Denkens, dunkle Beziehungen zwiſchen den Erſcheinungen zu ahnen. Es ſucht ſich eben die Verknüpfung der im Bewußtſein auftauchenden gänzlich unzuſammenhängenden Vorſtellungen durch das Spiel der mechaniſchen Ideen-Aſſoziation ſo zu erklären, daß es dieſen Vorſtellungen verborgene, aber weſentliche Hinweiſe auf einander andichtet. Die „Verſtändnißvollen“ glauben Alles geſagt zu haben, wenn ſie mit äußerſter Wichtigthuerei und Selbſtgefälligkeit darthun, daß der „Fremde“ in der „Frau vom Meer“ das Meer und das Meer die Freiheit bedeute. Sie überſehen ganz, daß man nicht nur zu erklären hat, was ſich der Dichter unter ſeinem Symbol gedacht hat, ſondern zuerſt und ganz beſonders, weshalb er überhaupt auf den Gedanken gerathen iſt, ein Symbol zu gebrauchen. Ein geiſtesklarer Dichter nennt nach dem bekannten Worte des franzöſiſchen Satirikers „eine Katze eine Katze.“ Es ſetzt ſchon eine krankhafte Störung der Geiſtesthätigkeit voraus, daß man eben den Einfall hat, einen „Fremden mit Fiſchaugen“ zu erfinden, um einen ſo ſchlichten Gedanken auszudrücken wie: feinfühlige Perſonen, die in engen Verhältniſſen leben, haben eine tiefe Sehnſucht nach einem freien, großen, ungebundenen Daſein. Bei Wahnſinnigen iſt die Neigung zum Allegoriſiren und Symboliſiren etwas ſehr Gewöhnliches. „Verwickelte Arabesken, ſinnbildliche Figuren, kabaliſtiſche Geberden und Haltungen, wunderliche Deutungen natürlicher Thatſachen, Wortſpiele, Wortneubildungen und beſondere Ausdrucksweiſe, die in der Paranoia häufig ſind, geben dem Deli-

rium eine lebhafte und groteske Färbung," ſagt Tanzi[1]) und ſieht, wie vor ihm Meynert gethan hat, in dem Symbolismus der Verrückten einen Atavismus. Bei Menſchen auf niedriger Geſittungsſtufe iſt nämlich der Symbolismus die gewöhnliche Form des Denkens. Wir wiſſen, weshalb: ihr Gehirn iſt noch nicht zur Aufmerkſamkeit erzogen, es iſt noch zu ſchwach, um unvernünftige Ideen-Aſſoziationen zu unterdrücken, und bezieht Alles, was durch das Bewußtſein ſchießt, auf eine beliebige Erſcheinung, die es eben wahrnimmt oder deren es ſich erinnert.

Nach allen den geiſtigen Stigmaten Ibſens, die wir kennen gelernt haben, ſeinen theologiſchen Zwangsvorſtellungen von der Erbſünde, der Beichte und der Erlöſung, den Abſurditäten ſeiner Erfindung, den beſtändigen Widerſprüchen ſeiner unſichern Meinungen, ſeiner verſchwommenen oder ſinnloſen Ausdrucksweiſe, ſeiner Onomatomanie und ſeinem Symbolismus, könnte man ihn zu den myſtiſchen Entarteten zählen, mit denen ich mich im vorigen Buche beſchäftigt habe. Es rechtfertigt ſich aber dennoch, ihm ſeinen Platz bei den Ichſüchtigen anzuweiſen, weil in ſeinem Denken die krankhafte Steigerung ſeines Ich-Bewußtſeins doch noch auffallender und bezeichnender iſt als ſelbſt ſein Myſtizismus. Seine Ichſucht nimmt die Form des Anarchismus an. Er iſt im Zuſtande der beſtändigen Empörung gegen alles Beſtehende. Er übt nicht etwa eine vernünftige Kritik daran, er zeigt nicht etwa, was ſchlecht iſt, warum es ſchlecht iſt und wie es beſſer gemacht werden könnte; nein; er macht ihm nur den einen Vorwurf, daß es beſteht, und er hat nur ein Verlangen, es zu zerſtören. „Alles verrunjeniren" war das politiſche Programm gewiſſer Umſtürzler

[1]) Tanzi, I neologismi in rapporto col delirio cronico. Turin, 1890.

von 1848 und es ist das von Ibsen geblieben. Er faßt es mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, in seinem bekannten Gedicht „An meinen Freund den Umsturzredner" zusammen. Er rühmt darin die Sintflut als „die einzige Umwälzung, die nicht von einem Halbheitspfuscher (Halvhedsfusker) gemacht worden ist", aber auch sie war nicht grundstürzend genug. „Wir wollen sie nochmals radikaler machen, aber dazu brauchen wir Männer und Redner. Ihr sorgt für die Ueberflutung des Weltparks, ich lege mit Wonne einen Torpedo unter die Arche." [1]) In einer Reihe von Briefen, die sein Kornak Brandes[2]) den Ibsen-Anbetern zur Erbauung darbietet, gibt der Dichter anschauliche Proben seiner Theorien. Der Staat muß zerstört werden. Die Pariser Kommune hat diesen schönen und reichen Gedanken durch ungeschickte Ausführung leider verhunzt. Der Kampf um die Freiheit hat nicht die Eroberung der Freiheit zum Zweck, sondern ist sich selbst Zweck. Sowie man die Freiheit zu haben glaubt und zu kämpfen aufhört, hat man bewiesen, daß man sie verloren hat. Das Verdienstliche am Kampfe um die Freiheit ist der Zustand beständiger Auflehnung gegen alles Bestehende, den er voraussetzt. Es gibt nichts Festes und Dauerndes. „Wer

---

[1]) „Vi vil gjöre det om igjen radikalere,
Men dertil fordres baade Maend og Talere.
I förger for Vandflom til Verdensparken,
Jeg laegger med Lyst Torpedo under Arken."
Man beachte die echt mystische Qualmigkeit dieses Gedankens: der Dichter will Alles zerstören, auch die Arche, die die geretteten Reste des Erdenlebens birgt, aber er selbst sieht sich außerhalb der Zerstörung gestellt, wird also übrigbleiben, wenn alles Andere auf Erden vernichtet ist.

[2]) Georg Brandes, a. a. O. S. 431, 435, 438 u. s. w.

verbürgt mir, daß auf dem Jupiter zweimal zwei nicht fünf ſind?“ (Dieſe Bemerkung iſt eine unverkennbare Kundgebung von Zweifelwahnſinn,[1]) der in den letzten Jahren eingehend ſtudirt worden iſt.) Eine wahre Ehe gibt es nicht. Freunde ſind ein koſtſpieliger Luxus. „Sie haben mich lange gehindert, ich ſelbſt zu werden.“ Pflege des Ichs iſt die einzige Aufgabe des Menſchen. Davon darf er ſich durch kein Geſetz und keine Rückſicht abbringen laſſen.

Dieſe Gedanken, die er ſelbſt in ſeinen Briefen ausdrückt, legt er auch ſeinen Bühnengeſtalten in den Mund. Von den ichſüchtigen und anarchiſtiſchen Redensarten der Frau Alving und Noras habe ich ſchon oben einige angeführt. In „Stützen der Geſellſchaft“ ſagt Dina (S. 19): „Wenn ich nur nicht unter Menſchen lebte, die ſo anſtändig und moraliſch ſind. . . Täglich kommen Fräulein Rummel und Nettchen Holt hierher, damit ich mir ein Muſter an ihnen nehme. So wohlerzogen wie die kann ich niemals werden. Und ich wills auch nicht.“ (S. 42) „Aber was ich wiſſen wollte, war, ob die Menſchen da drüben“ (in Amerika) „ſehr moraliſch ſind, . . . ob ſie ſo —

---

[1]) J. Cotard, Etudes sur les maladies cérébrales et mentales. Paris, 1891. Hier iſt zuerſt das „Verneinungs-Delirium“, „délire des négations“, als eine Form der Melancholie erkannt und beſchrieben. Der „dritte Kongreß der franzöſiſchen Irrenärzte“, der vom 1. bis 6. Auguſt 1892 in Blois ſtattfand, widmete faſt ſeine ganze Verhandlung dem Zweifelwahnſinn. In einer Arbeit von F. Raymond und F. L. Arnaud, „Sur certains cas d'aboulie avec obsession interrogatives et trouble des mouvements“, Annales médico-psychologiques, 7ème Série, Tome 16, heißt es S. 202: „Die Kranken beſchäftigen ſich mit Fragen, die ihrer Natur nach unlösbar ſind: Schöpfung, Natur, Leben u. ſ. w. Warum ſind die Bäume grün? Warum hat der Regenbogen ſieben Farben? Warum ſind die Menſchen nicht ſo groß wie die Häuſer? U. ſ. w.“

ſo anſtändig und honett ſind wie hier. Johann. Nun, ſie ſind jedenfalls nicht ſo ſchlecht, als man hier glaubt. Dina. Sie verſtehn mich nicht. Im Gegentheil, ich wünſchte, ſie wären nicht ſo ſehr anſtändig und moraliſch.“ (S. 86) „Mir graut vor all dieſer Anſtändigkeit. . . Frl. Bernick. . . O wie wir hier von Sitten und Gewohnheiten zu leiden haben! Empöre dich dagegen, Dina. . . Es ſoll etwas geſchehen, was all dieſer Wohlanſtändigkeit ins Geſicht ſchlägt.“ Im „Volksfeind“ erklärt Stockmann (S. 74): „Leitende Männer mag ich in der Seele nicht ausſtehen; . . . einem freien Mann ſtehen ſie im Wege, wo er ſich nur blicken läßt — und am beſten wäre es, wir könnten ſie ausrotten wie andere ſchädliche Inſekten.“ (S. 75). „Der gefährlichſte Feind der Wahrheit und Freiheit — das iſt die kompakte Majorität; ja dieſe verfluchte kompakte liberale Majorität — das iſt unſer ärgſter Feind!“ „Die Mehrheit hat niemals das Recht auf ihrer Seite. . . Die Minderheit hat immer Recht.“ Wo Ibſen die Mehrheit nicht ernſt angreift, da verſpottet er ſie. So wenn er groteske Philiſter die Geſellſchaft vertheidigen oder radikalthuende Politiker die Heuchelei ihres Freiſinns verrathen läßt. („Stützen der Geſellſchaft“, S. 39. „Bürgermeiſter. Du willſt deinen Vorgeſetzten zu Leibe. Das iſt ja eine alte Gewohnheit von dir. Du kannſt keine Autorität über dir dulden.“ „Rosmersholm“, S. 43. „Mortensgaard, der ſich als freiſinnig aufſpielende Zeitungs-Herausgeber: Herr Paſtor, Freidenker haben wir ſchon im Voraus genug. Ich hätte beinahe geſagt — wir haben allzu viele von dieſer Art. Das, was die Partei braucht, ſind chriſtliche Elemente, etwas, das jedermann reſpektiren muß. Das iſt es, woran es uns ſo ſehr gebricht.“)

In der gleichen Abſicht anarchiſtiſcher Verſpottung läßt er für den Pflichtbegriff immer nur Idioten oder verächtliche Phariſäer eintreten. In „Geſpenſter“ predigt der Dummkopf Paſtor Manders (S. 29): „Welches Recht haben wir Menſchen denn ans Glück? Nein. Wir ſollen unſere Pflicht thun, Frau Alving. Und Ihre Pflicht war es, feſt zu dem Manne zu halten, den Sie einmal gewählt hatten und an den Sie durch ein heiliges Band geknüpft waren.“ In „Stützen der Geſellſchaft“ iſt es der Schurke Bernick, der die Nothwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter die Geſammtheit zu betonen hat (S. 54): „Die Menſchen müſſen ihre Forderungen gegenſeitig herabſtimmen lernen, wollen ſie ihren Platz in der Geſellſchaft ganz ausfüllen.“ Der nicht minder erbärmliche Bürgermeiſter im „Volksfeind“ kanzelt ſeinen Bruder Stockmann ſo ab (S. 12): „Jedenfalls haſt du einen angebornen Hang, ſtets deinen eigenen Weg zu gehen, und das iſt in einem wohlgeordneten Gemeinweſen . . . unſtatthaft. Der Einzelne muß ſich nun einmal dem Ganzen unterordnen.“

Man ſieht den Kniff: um den Begriff der Pflicht und der nothwendigen Unterordnung des Einzelweſens unter die Geſammtheit lächerlich und verächtlich zu machen, beſtellt er zu ſeinen Wortführern lächerliche und verächtliche Geſtalten. Dagegen ſind es die Perſonen, auf die er alle Schätze ſeiner Liebe häuft, welche die Auflehnung gegen die Pflicht zu verfechten, Geſetze, Sitten, Einrichtungen, Selbſtzügelung zu beſchimpfen oder zu verſpotten und rückſichtsloſe Ichſucht als einzige Lebensführerin auszurufen haben.

Die pſychologiſchen Wurzeln der geſellſchaftfeindlichen Triebe Ibſens ſind uns wohlbekannt. Sie ſind die Anpaſſungs-Unfähig-

keit des Entarteten und das hieraus sich ergebende beständige Unbehagen inmitten von Verhältnissen, in die er sich wegen seiner organischen Mangelhaftigkeit nicht schicken kann. „Der Verbrecher", sagt Lombroso[1]), „ist durch seine neurotische und impulsive Natur und durch seinen Haß gegen die Einrichtungen, die ihn gezüchtigt haben oder ihn einengen, ein beständiger verhaltener politischer Rebell, der im Aufruhr das Mittel findet, seine Leidenschaften nicht nur zu befriedigen, sondern auch sie sogar zum erstenmal von einem zahlreichen Publikum gebilligt zu sehen." Dieser Ausspruch findet volle Anwendung auf Ibsen, mit der kleinen Aenderung, daß er blos ein theoretischer Verbrecher ist, weil seine Bewegungszentren nicht kräftig genug sind, um seine anarchistisch verbrecherischen Vorstellungen in Thaten umzusetzen, und daß er nicht im Aufruhr, sondern in seiner bühnendichterischen Thätigkeit die Mittel findet, seine Zerstörungstriebe zu befriedigen.

Seine Anpassungs-Unfähigkeit macht ihn nicht nur zum Anarchisten, sondern auch zu einem Menschenfeind und sie erfüllt ihn mit tiefer Lebensmüdigkeit. Die Lehre des „Volksfeindes" ist in Stockmanns Ausruf enthalten (S. 105): „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher — allein steht", und in „Rosmersholm" sagt Brendel (S. 21): „Ich liebe es, in Einsamkeit zu schwelgen. Denn dann schwelge ich doppelt." Derselbe Brendel jammert später (S. 84) mit schlecht gespielter Lustigkeit: „Ich gehe jetzt heimwärts. Ich habe Heimweh nach

---

[1]) C. Lombroso und R. Laschi, Le crime politique et les révolutions par rapport au droit, à l'anthropologie criminelle et à la science du gouvernement. Traduit de l'italien par A. Bouchard. Paris, 1892. 1. Band S. 195.

dem großen Nichts. . . Peter Mortensgaard will nie mehr als er kann. Peter Mortensgaard iſt kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben. Und ſiehſt du — das iſt ja das große Geheimniß des Handelns und Siegens. Das iſt die Summe aller Weltweisheit. . . In düſterer Nacht iſt es am Beſten. Friede ſei mit euch!“ Die Worte Brendels haben eine beſondere Bedeutung, denn nach dem Zeugniſſe Ehrhards[1]) hat Ibſen in dieſer Geſtalt ſich ſelbſt zeichnen wollen. Deshalb iſt auch die kleine Andeutung Brendels: „Ulrik Brendel hat dieſer Art von Vereinen“ („einem totalen Mäßigkeitsverein“) „niemals die Thüren eingerannt“, (S. 22) nicht völlig zu vernachläſſigen. Was ſich in dieſen Stellen ausdrückt, das ſind die „Leutſcheu“ und das „taedium vitae“ der Irrenheilkunde, Erſcheinungen, die in den Erſchöpfungsformen der Geiſteskrankheit nie fehlen.

Außer ſeinem Myſtizismus und ſeiner Ichſucht fällt bei Ibſen noch die außerordentliche Armuth ſeiner Gedankenwelt auf, die ebenfalls als ein geiſtiges Stigma der Entartung anzuſprechen iſt. Oberflächliche oder unwiſſende Beurtheiler, welche den Geiſtesreichthum eines Künſtlers nach der Anzahl der Bände ſchätzen, die er hervorgebracht hat, glauben den Vorwurf der Unfruchtbarkeit, den man gegen einen Entarteten erhebt, ſiegreich widerlegt zu haben, wenn ſie auf den hohen Stoß ſeiner Werke hinweiſen. Bei dem Kundigen verfängt dieſes armſelige Beweismittel natürlich nicht. Die Geſchichte

[1]) Auguſte Ehrhard, a. a. O. S. 412: „Er“ (Ibſen) „theilt ſich ſelbſt eine Rolle zu, um uns unmittelbar mit ſeinen Enttäuſchungen bekannt zu machen. . . Er ſtellt ſich uns in der phantaſtiſchen und gequälten Geſtalt Ulrik Brendels vor. Laſſen wir uns durch die eigenartige Verkleidung, in die er ſich hüllt, nicht täuſchen. Ulrik Brendel, der Narr, iſt Niemand anders als der Idealiſt“ (?) „Henrik Ibſen.“

des Wahnſinns-Schriftthums kennt eine ganze Anzahl von Fällen, in welchen Narren Dutzende dicker Bände geſchrieben und veröffentlicht haben. Sie müſſen Jahrzehnte lang beinahe Tag und Nacht mit fieberiſcher Haſt die Feder geführt haben; aber fruchtbar iſt dieſe raſtloſe Thätigkeit trotz ihrer reichen buchdruckeriſchen Ergebniſſe doch wohl nicht zu nennen, da in all den beleibten Büchern nicht ein einziger brauchbarer Gedanke zu finden iſt. Wir haben bei Wagner geſehen, daß er als Dichter niemals eine Fabel, eine Geſtalt, eine Lage zu erfinden fähig war, ſondern immer auf alten Dichtungen oder auf der Bibel ſchmarotzte. Ibſen hat beinahe ebenſo wenig echte, ſelbſteigene Schaffenskraft wie ſein Geiſtesverwandter und da er es in ſeinem Bettelſtolze meiſt verſchmäht, bei fremden, zeugungstüchtigen Dichtern oder bei lebenſtrotzenden Volksüberlieferungen Anleihen zu machen, ſo erſcheinen ſeine Dichtungen bei genauer und tiefer blickender Betrachtung noch viel dürftiger als die Wagners. Wenn wir uns von der Variations-Kunſt eines in der dramatiſchen Technik außergewöhnlich geſchickten Kontrapunktiſten nicht blenden laſſen und den Themen nachgehen, die er ſo gewandt verarbeitet, ſo erkennen wir alsbald deren troſtloſe Eintönigkeit.

Im Mittelpunkt aller ſeiner Stücke (mit Ausnahme der romantiſchen, die er in der erſten Periode, der der reinen Nachahmung, geſchrieben) ſtehen zwei Geſtalten, ſtets dieſelben, die im letzten Grunde auch nur eine einzige, aber einmal mit negativem und dann wieder mit poſitivem Vorzeichen, eine Theſe und ihre Antitheſe im Hegelſchen Sinne, ſind: das Menſchenweſen, das nur ſeinem innern Geſetze, das heißt ſeiner Ichſucht, gehorcht und ſich dazu kühn und trotzig bekennt, und

dasjenige, das zwar im Grunde auch nur nach ſeiner Ichſucht handelt, aber nicht den Muth hat, ſie offen zur Schau zu tragen, ſondern Achtung vor dem Geſetze der Anderen, vor den Anſchauungen der Mehrheit heuchelt; alſo der eingeſtändige und gewaltthätige Anarchiſt und ſein Widerſpiel, der liſtige und feig betrügeriſche Anarchiſt.

Der Bekenner iſt mit einer einzigen Ausnahme immer in einem Weibe verkörpert. Die Ausnahme iſt Brand. Der Heuchler dagegen iſt immer ein Mann, wieder mit einer einzigen Ausnahme: in Hedda Gabler klingt nämlich das Motiv nicht rein; in ihrem Weſen miſcht ſich in franken Anarchismus etwas Heuchelei. Nora, Frau Alving („Geſpenſter"), Selma Malsberg („Der Bund der Jugend"), Dina, Frl. Heſſel, Frau Bernick („Stützen der Geſellſchaft"), Hedda Gabler, Ellida Wangel („Frau vom Meere"), Rebekka („Rosmersholm") ſind eine und dieſelbe Geſtalt, nur gleichſam zu verſchiedenen Tagesſtunden und darum in verſchiedener Beleuchtung geſehen. Die einen ſind in Dur, die anderen in Moll, die einen ſind mehr, die anderen weniger hyſteriſch vertrackt, aber im Weſen ſind ſie nicht etwa blos einander ähnlich, ſondern mit einander identiſch. Selma Malsberg ruft (S. 60): „Unglück gemeinſam tragen? Bin ich jetzt gut genug? Nein. Ich kann nicht länger ſchweigen, heucheln und lügen. Jetzt ſollt ihrs wiſſen. . . O wie habt ihr mich mißhandelt! Schändlich, ihr Alle! . . . Wie hat mich gedürſtet nach einem Tropfen eurer Sorgen! Aber bat ich, ſo ward ich mit einem feinen Scherz abgewieſen. Ihr kleidetet mich wie eine Puppe. Ihr ſpieltet mit mir, wie man mit einem Kinde ſpielt. . . Ich will fort von dir. . . Laß mich, laß mich." Und Nora (S. 84): „Ich lebte davon, daß ich dir

Kunſtſtücke vormachte. . . Ihr habt eine große Sünde gegen mich begangen. Ihr ſeid ſchuld, daß nichts aus mir geworden iſt. Ich war niemals glücklich, nur luſtig. . . Unſer Heim war nichts Anderes als eine Spielſtube. Zu Hauſe bei Vater ward ich wie eine kleine Puppe behandelt, hier wie eine große. . . Deshalb kann ich nicht länger bei dir bleiben. Ich verlaſſe jetzt ſofort deine Wohnung." Ellida („Frau vom Meer" S. 77ff.): „Was ich will, iſt, daß wir uns beide dahin einigen, freiwillig von einander zu gehen. . . Ich bin nicht die, für welche du mich nahmſt. Nun ſiehſt du es ja ſelbſt. Jetzt können wir uns in vollem Verſtändniß trennen. . . Hier iſt ja auch nicht das Geringſte, das mich feſſelt und bindet. Ich bin ganz ohne Wurzel in deinem Hauſe, Wangel." Selma droht mit dem Weggehen, Ellida iſt zum Weggehen entſchloſſen, Nora geht weg, Frau Alving iſt weggegangen. („Geſpenſter", S. 30, Paſtor Manders): „Ihr ganzes Sinnen und Trachten iſt dem Zwangloſen, dem Ungeſetzlichen zugewendet geweſen. Niemals haben Sie irgend einen Zwang ertragen können, Alles, was Sie im Leben beengt und bedrückt hat, haben Sie gewiſſenlos und rückſichtslos wie eine Bürde abgeworfen, über die Sie ſelbſt Gewalt hatten. Es behagte Ihnen nicht länger, Gattin zu ſein — und Sie verließen Ihren Gatten. Es war Ihnen beſchwerlich, Mutter zu ſein, und Sie ſchickten Ihr Kind hinaus in die Fremde". Frau Bernick war ebenſo wie ihre Doppelgängerinen eine Fremde in ihrem Hauſe. Sie aber will nicht gehen, ſondern bleiben und verſuchen, den Gatten zu erobern (S. 103): „Viele Jahre hindurch glaubte ich, ich hätte dich einſt beſeſſen und wieder verloren. Jetzt weiß ich, daß ich dich nie beſeſſen habe. Aber nun ſollſt du mein werden."

Dina („Stützen der Geſellſchaft") kann noch nicht weglaufen, weil ſie noch gar nicht verheiratet iſt, aber ihrem Mädchen-Zuſtand entſprechend gibt ſie dem Auflehnungsgedanken dieſe Form (S. 86): „Ich will Ihre Frau werden, aber zuvor will ich arbeiten, ſelbſt etwas werden. Ich will keine Sache ſein, die man nimmt." Rebekka („Rosmersholm") iſt auch nicht verheiratet, aber ſie läuft doch weg (S. 77): „Ich reiſe. Rosmer. Auf der Stelle? Rebekka. Ja. . . Mit dem Dampfſchiff nach Norden. Ich bin ja von da gekommen. Rosmer. Aber da oben haſt du ja nichts mehr zu thun. Rebekka. Das habe ich hier unten auch nicht. Rosmer. Was willſt du beginnen? Rebekka. Ich weiß nicht. Ich will nur ſehen, dem Ganzen eine Ende zu machen."

Nun das Gegenſtück: der heuchleriſche Selbſtling, der ſeine Ichſucht befriedigt, ohne die Geſellſchaft vor den Kopf zu ſtoßen. Dieſe Geſtalt tritt der Reihe nach unter den Namen Robert Helmer, Konſul Bernick, Hilfsprediger Rohrland, Rektor Kroll, Paſtor Manders, Bürgermeiſter Stockmann, Werle, einmal auch ein wenig als Hedda Gabler auf, immer mit denſelben Gedanken und Worten. Helmer („Nora", S. 78 ff.) ruft nach dem Bekenntniß ſeiner Frau: „O welch ein entſetzliches Erwachen. . . Keine Religion, keine Moral, kein Pflichtgefühl. . . Er kann die Sache bekannt machen und thut er das, ſo komme ich vielleicht in den Verdacht, um deine verbrecheriſche That gewußt zu haben. . . Ich muß ihn auf die eine oder andere Weiſe zu befriedigen ſuchen. Die Sache muß um jeden Preis vertuſcht werden." Paſtor Manders („Geſpenſter") läßt ſich bei verſchiedenen Anläſſen ſo vernehmen: „Man braucht doch wahrhaftig nicht Allen und Jedem Rechenſchaft über das abzulegen, was man inner-

halb seiner vier Wände liest oder denkt. . . Wir dürfen uns doch nicht einer schiefen Beurtheilung aussetzen; und wir dürfen auch durchaus in der Gemeinde kein Aergerniß geben. . . Sie gehen hin und setzen Ihren guten Namen und Ihren Ruf aufs Spiel und sind nahe daran, den Ruf Anderer obendrein zu verscherzen. Es war äußerst rücksichtslos von Ihnen, bei mir Zuflucht zu nehmen. . . Ja, das ist wohl das einzig mögliche" („die Sache zu vertuschen"), — „ja, leider ist das Familienleben nicht immer so rein, wie es sein sollte. Aber das, worauf Sie abzielen, sind doch immer nur Dinge, die man nicht wissen kann." Rohrland („Stützen der Gesellschaft"): „Wie ist nicht das Familienleben untergraben! Wie äußern sich nicht fremde Umsturzgelüste. . . Wohl wuchert leider auch hier Unkraut unter dem Weizen, aber das suchen wir doch nach besten Kräften redlich auszujäten. . . O Dina, wie können Sie so klein denken von den tausend Rücksichten — wenn man den Beruf hat, die moralische Stütze der Gesellschaft zu sein, in der man lebt, kann man nie vorsichtig genug sein. . . O Dina, Sie sind mir so theuer — st! Da kommt Jemand. Dina, um meinetwillen — gehen Sie hinaus zu den Anderen. . . Ein gutes Buch bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu jenen Produkten, die uns leider täglich die Zeitungen und Zeitschriften bieten." Konsul Bernick in demselben Stücke: „Jetzt, da ich in der Stadt sowohl wie in der Presse einer ungetrübt guten Stimmung bedarf! Die Blätter der Nachbarschaft werden von hier aus Korrespondenzen bringen. . . Diese Zeitungsschreiber schimpfen mich in verblümter Weise aus. . . Ich, der die Aufgabe hat, durch die Macht des Beispiels auf meine Mitbürger zu wirken, muß mir dergleichen ins Gesicht schleudern lassen! Das duld

ich nicht . . . daß ſolcherart mein Name beſchmutzt wird. . . Ich muß mein Gewiſſen rein bewahren. Zudem wirds in der Preſſe und in der Geſellſchaft einen guten Eindruck machen, wenn man ſieht, daß ich alle perſönlichen Rückſichten beiſeite ſetze und der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſe." Kroll in „Rosmersholm": „Leſen Sie bisweilen radikale Blätter?... Jedenfalls haben Sie doch geleſen, wie dieſe Herren vom ‚Volke' es für gut befunden haben, mir zu begegnen? Welche Infamien ſie ſich herausgenommen haben?" Werle in der „Wildente": „Selbſt wenn ſie, aus Anhänglichkeit für mich, ſich dem Klatſch und der Verleumdung und allem ähnlichen ausſetzte —." Der Bürgermeiſter im „Volksfeind": „Wenn ich vielleicht mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit über mein Anſehen wache, ſo geſchieht das im Intereſſe der Stadt. . . Im Intereſſe der Allgemeinheit muß die Sache unter uns bleiben. . . Im Stillen wollen wir inzwiſchen unſer Beſtes thun. Aber nichts darf von dieſer fatalen Angelegenheit in die Oeffentlichkeit dringen. . . Und dann dein unglückſeliger Hang, öffentlich über alle möglichen und unmöglichen Dinge zu ſchreiben. Kaum haſt du irgend einen Einfall — gleich mußt du einen Zeitungsartikel oder gar eine ganze Broſchüre daraus machen." Zuletzt Hedda Gabler: „Daß du ſo ganz offenkundig gegangen biſt — was glaubſt du, daß die Leute von dir ſagen werden? Solche Angſt habe ich vor dem Skandal!. . . Sie ſollten es trotzdem thun. Um Ihrer ſelbſt willen. Oder beſſer geſagt, um der Leute willen."

Wenn man alle Nora- und alle Helmer-Stellen hinter einander lieſt, wird man den Eindruck haben müſſen, daß ſie aus einer einzigen Rolle herausgeſchrieben ſind, und der Eindruck wird richtig ſein, denn unter einem Dutzend verſchiedener Namen

iſt es auch nur eine einzige Rolle. Dasſelbe gilt von den Frauen, die im Gegenſatze zur ichſüchtigen Nora ſich ſelbſtlos opfern. Martha Bernick, Frl. Heſſel, Hedwig, Frl. Tesman u. ſ. w., immer dieſelbe Geſtalt, mannigfach verkleidet. Aber die Eintönigkeit geht bis in die kleinſten Einzelheiten. Ranks Erbkrankheit wird in Oswalds Erbkrankheit blos weitläufiger ausgeführt. Noras Abgang wiederholt ſich faſt in jedem Stück und wird in der „Wildente" durch Hjalmars Abgang parodirt. Ein Zug dieſes Auftrittes kommt in allen ſeiner Wiederaufwärmungen wörtlich vor: „Nora. Hier leg ich die Schlüſſel hin. Die Mädchen wiſſen über Alles im Hauſe Beſcheid — beſſer als ich. Ellida. Reiſe ich, . . . ſo habe ich nicht einen Schlüſſel abzugeben, keinen Befehl zu hinterlaſſen. . . So ganz ohne Wurzel bin ich in deinem Hauſe" u. ſ. w. In „Nora" läßt ſich die Heldin, die mit ihrem Leben abgeſchloſſen hat und der Kataſtrophe entgegenbangt, auf dem Piano von Rank eine wilde Tarantella vorſpielen, zu der ſie tanzt; in „Hedda Gabler" hört man die Heldin im Hinterzimmer „plötzlich eine wilde Tanzweiſe auf dem Klavier ſpielen," ehe ſie ſich erſchießt. Rosmer ſagt zu Rebekka, als ſie erklärt, daß ſie ſterben wolle: „Nein. Du weichſt. Du wagſt nicht, was ſie gewagt." Der Erpreſſer Günther ſagt zu Nora, die mit Selbſtmord droht: „O, Sie machen mir nicht bange. Eine feine, verwöhnte Dame wie Sie. . . So etwas thut man nicht." Brack ſagt zu Hedda Gabler auf ihre Bemerkung: „Lieber ſterben": „Dergleichen ſagt man wohl. Aber man thut es nicht." Mit ungefähr denſelben Worten werfen Helmer ſeiner Gattin Nora und Paſtor Manders der Frau Alving vor, der eine, daß ſie ihm ihre Ehre durch die Wechſelfälſchung geopfert, der andere, daß ſie ihm

ihre Ehre opfern gewollt. Mit ganz denselben Worten fordern Frl. Hessel Konsul Bernick und Rebekka Rosmer zur Ablegung der Beichte auf. Werle hat das Verbrechen begangen, das Dienstmädchen Gina zu verführen. Alvings Verbrechen war, daß er sein Dienstmädchen verführt hat. Diese kläglich schwachsinnige Selbstwiederholung Ibsens, diese Ohnmacht seines trägen Gehirns, den Abdruck eines einmal mühselig ausgearbeiteten Gedankens wieder auszuwachsen, geht so weit, daß er selbst bei der Erfindung der Namen seiner Gestalten bewußt oder unbewußt unter der Wirkung eines Nachklanges steht. Wir haben in „Nora" Helmer, in der „Wildente" Hjalmar, in den „Stützen der Gesellschaft" Hilmar, den Bruder der Frau Bernick.

So ist Ibsens ganzes Theater wie ein Kaleidoskop aus einem Zehnpfennig-Bazar. Wenn man durch das Guckloch in die Pappröhre blickt, so sieht man bei jeder Rüttel-Bewegung neue, bunte Figuren. Kinder unterhält dieses Spielzeug. Der Erwachsene aber weiß, daß darin blos einige Splitter farbigen Glases, immer dieselben, durcheinander geworfen und von drei Stückchen Spiegelglas zu einer ebenmäßigen Zeichnung vervielfältigt werden, deren ausdruckslose Arabesken sehr rasch ermüden. Mein Bild läßt sich aber nicht blos auf Ibsens Theater, sondern auch auf ihn selbst anwenden. Eigentlich ist er das Kaleidoskop. Die paar armseligen Glasscherben, mit denen er seit dreißig Jahren klappert und die er zu billigen Mosaik-Kombinationen durcheinander wirft, sind seine Zwangsvorstellungen. Diese sind in seinem krankhaften Innern entstanden und nicht vom Schauspiel der Welt eingegeben. Vom wirklichen Leben weiß dieser angebliche „Realist" nichts. Er begreift es nicht, er sieht es nicht einmal, er kann also seinen Vorrath an Eindrücken,

Vorstellungen, Urtheilen daraus nicht erneuern. Nach der bekannten Anweisung zur Herstellung von Kanonen nimmt man ein Loch und gießt Metall darum. Aehnlich verfährt Ibsen bei seinem Dichten. Er hat eine These, richtiger eine anarchistische Narrheit; das ist das Loch; es handelt sich nur noch darum, dieses Loch, dieses Nichts mit dem Metall von Lebenswirklichkeit zu umgeben. Aber das besitzt Ibsen nicht. Höchstens findet er manchmal einige Körnchen abgetretener Hufnägel oder eine weggeworfene Sardinenbüchse, wenn er im Miste stöbert, aber dieses bischen Metall reicht zu einer Kanone nicht aus. Wo Ibsen sich anstrengt, ein Bild thatsächlicher, zeitgenössischer Vorgänge zu malen, da erstaunt er durch die Beschränktheit aller Verhältnisse und Menschen, die seine ganze Erfahrung ausmachen.

Philiströs, krähwinkelhaft ist gar nicht das Wort dafür. Das sinkt bereits unter die Menschheit-Schwelle. Der alte Huber, Sir John Lubbock verzeichnen derartige Vorgänge, wenn sie das Treiben eines Ameisenhaufens beobachten. Die kleinen Züge, die Ibsen seinen Thesen auf zwei Beinen annadelt, um ihnen wenigstens so viel Menschenähnlichkeit zu geben, wie sie eine Vogelscheuche hat, sind aus einer gräßlichen norwegischen Strandlochgesellschaft von Säufern und Faselhänsen, von Idioten und tollgewordenen hysterischen Gänsen geholt, die in ihrem Leben nie einen andern Gedanken klar ausgedacht haben als den: „Wie verschaffe ich mir eine Flasche Aquavit?“ oder: „Wie mache ich mich vor den Männern interessant?“ Das einzige, was diese Lövborgs, Ekdals, Oswald Alvings u. s. w. von Thieren unterscheidet, ist, daß sie kneipen. Die Noras, Heddas, Ellidas zechen nicht, dafür rasen sie, daß man sie binden

müßte. Ihre großen Lebensereigniſſe ſind die Erlangung einer Bankanſtellung („Nora“), ihre Kataſtrophen das Bekenntniß, daß man nicht mehr kirchengläubig iſt („Rosmersholm“), der Verluſt einer Badearzt-Anſtellung („Der Volksfeind“), das Ruchbarwerden eines verliebten Nachtabenteuers aus der Jugendzeit („Stützen der Geſellſchaft“); die furchtbaren Verbrechen, die wie eine Gewitterwolke das Leben ſeiner Geſtalten und ihres ganzen Kreiſes verfinſtern, ſind eine Dienſtmädchen-Liebſchaft („Geſpenſter“, „Wildente“), eine vergnügliche Beziehung zu einer Bänkelſängerin („Stützen der Geſellſchaft“), ein irrthümliches Holzfällen in einem Staatsforſt („Wildente“), ein Beſuch in einem öffentlichen Hauſe nach einem Zechgelage („Hedda Gabler“). Es widerfährt mir manchmal, daß ich eine halbe Stunde in einer Kinderſtube verbringe, um mich am Geplauder und Spiel der Kleinen zu erfreuen. Einmal geſchah es, daß die Kinder zufällig auf der Straße Zeugen einer Verhaftung geworden waren. Ihre Begleiterin hatte ſie zwar raſch von dem unpaſſenden Schauſpiel weggeführt, aber ſie hatten doch von dem Auflauf genug geſehen, um davon ſtark erregt zu werden. Als ich tags darauf bei ihnen eintrat, waren ſie noch ganz voll von dem großen Ereigniſſe und ich wurde Zeuge folgenden Zwiegeſprächs: Mathilde, dreijährig. Warum haben ſie den Herrn eingeſperrt? Richard, fünfjährig, ſehr würdevoll und lehrhaft. Es war kein Herr, es war ein ſchlechter Menſch. Sie haben ihn eingeſperrt, weil er unartig war. Mathilde. Was hat er denn angeſtellt? Richard, nach kurzem Nachdenken. Seine Mama hatte ihm verboten, Chokolade zu nehmen. Er hat aber doch Chokolade genommen. Darum hat ihn ſeine Mama einſperren laſſen.

Dieſes Kindergeſpräch kam mir jedesmal in den Sinn, ſo oft ich in Ibſens Theater auf eins ſeiner Verbrechen ſtieß, die er mit ſo einſchüchternder Wichtigkeit behandelt. Sie ſind aus dem geiſtigen Geſichtskreis eines Hemdelatzes heraus erfunden.

Wir ſind nun um Ibſen in ſeinem ganzen Umfange herumgegangen. Auf die Gefahr hin, breitſpurig und ſchwerfällig zu werden, habe ich ihn immer mit ſeinen eigenen Worten gekennzeichnet, damit der Leſer ſelbſt den Stoff vor ſich habe, aus dem meine Urtheile abgeleitet ſind. Ibſen ſteht vor uns als ein Myſtiker und Ichſüchtiger, der gerne beweiſen möchte, daß Welt und Menſchen keinen Schuß Pulver werth ſind, aber nur beweiſt, daß er von dieſen und von jener nicht die blaſſeſte Ahnung hat. Unfähig, ſich irgend welchen Verhältniſſen anzupaſſen, ſchimpft er zuerſt auf die norwegiſchen, dann auf die europäiſchen im Allgemeinen. In keinem einzigen ſeiner Stücke iſt ein wirklich zeitgenöſſiſcher, wirklich zeitbewegender Gedanke anzutreffen, man wollte denn ſeinem Anarchismus, der ſich aus der krankhaften Beſchaffenheit ſeines Geiſtes erklärt, und ſeinem parodiſtiſchen Spielen mit den unſicherſten Ergebniſſen der Forſchungen auf dem Gebiete der Hypnoſe und Telepathie die Ehre erweiſen, ſie als Gedanken dieſer Art gelten zu laſſen. Er iſt ein gewandter Theatertechniker und er weiß Perſonen des Hintergrundes und Lagen, die außerhalb des Hauptſtromlaufs der Handlung auftreten, mit großer dichteriſcher Kraft darzuſtellen. Das iſt aber auch Alles, was ein gewiſſenhafter und geiſtesklarer Zergliederer an ihm echt finden kann. Er hat es gewagt, von ſeinen „ſittlichen Gedanken“ zu ſprechen, und ſeine Bewunderer wiederholen das Wort geläufig. Die ſittlichen Gedanken Ibſens!

Wer darüber nicht lacht, nachdem er ſein Theater geleſen hat, der beſitzt wirklich keinen Sinn für Humor. Er ſcheint den Abfall vom Kirchenglauben zu predigen und wird die kirchlichen Vorſtellungen der Beichte, der Erbſünde, der Heilsthat des Erlöſers nicht los. Er ſtellt die Selbſtſucht und Freiheit des Individuums von allen Bedenken als Ideal hin und kaum hat ein Individuum etwas bedenkenfrei gehandelt, ſo winſelt es zerknirſcht ſo lange, bis es ſein zum Erſticken volles Gemüth in einer Beichte ausgeſchüttet hat, und die einzigen lebenswahren und angenehmen Geſtalten, die ihm gelungen, ſind Frauen, die ſich bis zur Vernichtung ihrer Individualität für Andere opfern. Er feiert jeden Verſtoß gegen die Sitte als ein Heldenſtück und beſtraft gleichzeitig jede kleinſte und dümmſte Liebelei mit nicht weniger als dem Tode. Er gurgelt ſich mit den Worten Wahrheit, Fortſchritt u. ſ. w. und feiert in ſeinem beſten Werke Lüge und Stillſtand. Und alle dieſe Widerſprüche treten nicht etwa der Reihe nach als Haltſtellen auf ſeiner Entwickelungsbahn auf, ſie ſind gleichzeitig, ſie erſcheinen immer neben einander. Sein franzöſiſcher Bewunderer Ehrhard[1]) ſieht dieſe etwas ſtörende Thatſache und ſucht ſie zu entſchuldigen, ſo gut er kann. Sein norwegiſcher Ausleger dagegen, Henrik Jaeger[2]), behauptet mit größter Seelenruhe, daß das, was die

[1]) Auguſte Ehrhard, a. a. O. S. 120: „Mit einer wunderbaren Offenheit weiſt Ibſen in ſeinen letzten Werken auf den Mißbrauch hin, den man mit ſeinen Gedanken“ (!) „treiben kann. Er räth den Umgeſtaltern äußerſte Vorſicht, wenn nicht Schweigen. Was ihn betrifft, ſo hört er auf, die Menge zur Verfolgung des ſittlichen und geſellſchaftlichen Fortſchritts“ (!) „anzureizen; er zieht ſich in ſeinen verachtenden Peſſimismus zurück und ſchwelgt in einer ariſtokratiſchen Einſamkeit in den heiteren Geſichten der künftigen Zeiten.“

[2]) Henrik Jaeger, Henrik Ibſen og hans Vaerker. En Fremſtilling i Grundrids. Chriſtiania, 1892. Passim.

Werke Ibsens am Meisten kennzeichne, ihre Einheitlichkeit sei. „Enhed", so sagt Jaeger wirklich! Es war höchst unvorsichtig, daß der Franzose und der Norweger sich nicht vorher verabredeten, ehe sie ihren großen Mann so weit auseinander lobten. Die einzige Einheit, die ich in Ibsen entdecken kann, ist die seiner Verdrehtheit. Worin er sich wirklich immer gleichgeblieben ist, das ist seine vollständige Unfähigkeit, einen einzigen Gedanken deutlich zu denken, ein einziges der Schlagworte, die er seinen Stücken hie und da aufpinselt, zu begreifen, aus einem einzigen Vordersatze die richtigen Folgerungen abzuleiten.

Und diesen bösartigen, gesellschaftfeindlichen, allerdings bühnentechnisch hochbegabten Faselhans hat man sich unterstanden, als den großen Weltdichter des ausgehenden Jahrhunderts auf den Schild heben zu wollen. Seine Gemeinde hat so lange in alle Welt hinausgeschrieen: „Ibsen ist ein großer Dichter!" bis alle stärkeren Urtheile mindestens schwankend und alle schwächeren völlig unterjocht wurden. In einem neuen Buch über Simon den Magier[1]) findet sich eine hübsche Geschichte. „Der Libyer Apsethus wollte ein Gott werden. Aber trotz seiner größten Anstrengungen konnte er seine Sehnsucht nicht befriedigen. Jedenfalls sollten jedoch die Leute glauben, er sei ein Gott geworden. Er sammelte also eine große Menge Papageien, deren es in Libyen sehr viele gibt, und sperrte sie alle in einen Käfig. Er behielt sie eine Zeit lang und lehrte sie sagen: Apsethus ist ein Gott. Und als die Vögel dies erlernt hatten, öffnete er den Käfig und ließ sie fortfliegen. Und die Vögel verbreiteten sich über ganz Libyen und ihre Worte drangen bis zu den griechischen Siedelungen.

[1]) G. R. S. Mead, B. A., Simon Magus. London, 1892.

Und die Libyer, erſtaunt über die Stimme der Vögel, nicht ahnend, welchen Kniff Apſethus angewendet hatte, betrachteten ihn als einen Gott.“ Nach dem Vorbilde des anſchlägigen Apſethus hat Ibſen einigen „Verſtändnißvollen“, dieſen Brandes, Ehrhards, Jaegers u. ſ. w., die Worte anzulernen gewußt: „Ibſen iſt ein Moderner! Ibſen iſt ein Zukunftsdichter!“ und die Papageien haben ſich über alle Länder verbreitet und ſchwatzen betäubend in Büchern und Zeitungen: „Ibſen iſt groß! Ibſen iſt ein moderner Geiſt!“ und die Schwachköpfe im Publikum murmeln den Schrei nach, weil ſie ihn häufig wiederholt hören und weil jedes ſtark betonte, mit Sicherheit ausgeſprochene Wort auf ſie Eindruck macht.

Freilich wäre es oberflächlich, zu glauben, daß die Dreiſtigkeit ſeiner Korybanten allein die Stellung erklärt, zu der Ibſen emporgeſchwindelt werden konnte. Er hat ohne Frage Züge, durch die er auf ſeine Zeitgenoſſen wirken mußte.

Da ſind zuerſt ſeine verſchwommenen Redensarten und ſeine beiläufigen, unbeſtimmten Anſpielungen auf die „große Zeit, in der wir leben“, auf die „neue Zeit, die anbricht“, auf die „Freiheit“, den „Fortſchritt“ u. ſ. w. Dieſe Phraſen mußten allen Träumern und Faſſern gefallen, denn ſie laſſen jede Deutung zu und geſtatten namentlich, in ihrem Urheber Modernität und kühne Fortſchrittlichkeit zu vermuthen. Daß Ibſen ſelbſt ſich in der „Wildente“ (S. 93) über die „Verſtändnißvollen“ grauſam luſtig macht, indem er Relling das nach ſeiner eigenen Erklärung gänzlich ſinnloſe Wort „dämoniſch“ ſo gebrauchen läßt, wie er ſelbſt die Fortſchritts- und Freiheits-Schwabbeleien verwendet, entmuthigt ſie nicht. Dafür ſind ſie

eben „Verständnißvolle", daß sie jede Stelle so deuten können, wie es ihnen paßt.

Da ist ferner seine Lehre vom Rechte des Individuums, nach seinem eigenen Gesetze zu leben. Ist dies wirklich seine Lehre? Man muß dies leugnen, wenn man sich durch seine zahllosen Widersprüche und Selbstwiderlegungen durchgewunden und wenn man gesehen hat, daß er mit besonderer Liebe die Opferlämmer behandelt, die ganz Verleugnung des eigenen Ichs, ganz Unterdrückung ihrer natürlichsten Triebe, ganz Nächstenliebe und Rücksicht sind. Aber jedenfalls haben seine Apostel den anarchistischen Individualismus als die Mittelpunkt-Lehre seines Theaters hingestellt. Ehrhard[1]) faßt sie in die Worte zusammen: „Auflehnung des Individuums gegen die Gesellschaft; anders gesagt: Ibsen ist der Apostel der sittlichen Selbstbestimmung (autonomie morale)." Eine solche Lehre ist nun allerdings dazu angethan, unter den Denkfaulen oder Denkunfähigen Verheerungen anzurichten.

Ehrhard wagt die Worte „sittliche Selbstbestimmung" zu gebrauchen. Im Namen dieses schönen Grundsatzes überreden Ibsens kritische Herolde die ihm zulaufende Jugend, daß sie „das Recht habe, sich auszuleben", und sie lächeln billigend dazu, wenn ihre Zuhörer darunter das Recht verstehen, ihren viehischen Trieben nachzugeben und sich jeder Zucht zu entledigen. Wie Ruffiane in den Mittelmeer-Häfen den gut gekleideten Reisenden, so murmeln sie ihrem Publikum ins Ohr: „Unterhalten Sie sich! Genießen Sie! Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Weg zeigen." Das aber ist der ungeheure

---

[1]) Ehrhard, a. a. O. S. 94.

Irrthum bei den Gutgläubigen und der ſchändliche Betrug bei den Jugend-Verderbern um Kuppellohn, daß ſie die „ſittliche Selbſtbeſtimmung“ mit Zügelloſigkeit verwechſeln.

Dieſe beiden Begriffe ſind nicht nur nicht gleichbedeutend, ſie ſind einander ſogar entgegengeſetzt und ſchließen ſich gegenſeitig aus. Freiheit des Individuums! Das Recht der Selbſtbeſtimmung! Das Ich ſein eigener Geſetzgeber! Wer iſt dieſes Ich, das ſich ſeine Geſetze geben ſoll? Wer iſt dieſes „Selbſt“, für das Ibſen das Recht fordert, ſich allein zu beſtimmen? Wer iſt dieſes freie Individuum? Daß der ganze Begriff eines Ichs, welches der übrigen Welt als etwas Fremdes und Ausſchließendes entgegengeſetzt wird, eine Täuſchung des Bewußtſeins iſt, haben wir bereits in der „Pſychologie der Ichſucht“ geſehen, ich brauche alſo hier nicht wieder dabei zu verweilen. Wir wiſſen, daß der Menſch, wie jedes andere ſehr zuſammengeſetzte und hochentwickelte Lebeweſen, eine Geſellſchaft oder ein Staat von einfacheren und einfachſten Lebeweſen, von Zellen und Zellenſyſtemen oder Organen iſt, die alle ihre eigenen Verrichtungen und Bedürfniſſe haben. Sie ſind im Laufe der Entwickelung des Lebens auf der Erde zuſammengetreten und haben Veränderungen erlitten, um höhere Verrichtungen leiſten zu können, als ſie der einfachen Zelle und dem urſprünglichen Zellenhaufen möglich ſind. Die höchſte Verrichtung des Lebens, die wir bisher kennen, iſt das helle Bewußtſein, der vornehmſte Inhalt des Bewußtſeins iſt die Erkenntniß und der ſichtbarſte und nächſte Zweck der Erkenntniß iſt, dem Organismus immer beſſere Lebensbedingungen zu verſchaffen, alſo ſein Daſein möglichſt lang zu erhalten und es mit möglichſt viel Luſtempfindungen zu füllen. Damit der Geſammtorganismus ſeiner

Aufgabe nachkommen könne, sind seine Bestandtheile verpflichtet, sich einer strengen Rangordnung zu fügen. Anarchie in seinem Innern ist Krankheit und führt rasch zum Tode. Die einzelne Zelle thut ihre chemische Arbeit der Zersetzung und des Aufbaus von Verbindungen, ohne sich um etwas Anderes zu kümmern. Sie arbeitet beinahe blos für sich. Ihr Bewußtsein ist das denkbar beschränkteste, irgend eine Voraussicht hat sie schwerlich, ihre Anpassungsfähigkeit aus eigener Kraft ist so gering, daß sie, sowie sie etwas schwächer genährt ist als ihre Nachbarin, sich gegen diese nicht halten kann und von ihr sofort aufgefressen wird[1]). Die differenzirte Zellengruppe, das Organ, hat schon ein weiteres Bewußtsein, dessen Sitz eigene Nervenganglien sind, seine Verrichtung ist verwickelter und kommt nicht mehr ihm allein oder hauptsächlich, sondern dem Gesammtorganismus zu Gute, es hat also auch schon einen, ich möchte sagen verfassungsmäßigen Einfluß auf die Leitung der Geschäfte des Gesammtorganismus, der sich dadurch geltend macht, daß das Organ im Stande ist, dem Bewußtsein Vorstellungen einzugeben, die den Willen zu Handlungen veranlassen. Aber das vornehmste Organ, die Zusammenfassung aller anderen Organe ist die graue Hirnrinde. Sie ist der Sitz des hellen Bewußtseins. Sie arbeitet am wenigsten für

---

[1]) W. Roux, Ueber den Kampf der Theile des Organismus. Leipzig, 1881. Seit dem Erscheinen der Rouxschen Arbeit ist die Lehre von der Phagocytose oder der Verdauung von schwächeren Zellen durch stärkere bedeutend erweitert worden. Hier ist aber nicht der Ort, die zahlreichen einschlägigen Mittheilungen anzuführen, die in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie", in Virchows „Archiv", im „Biologischen Zentralblatt", in den „Zoologischen Jahrbüchern" u. s. w. erschienen sind.

ſich, am meiſten für das Gemeinweſen, das heißt den Geſammtorganismus. Sie iſt die Regierung des Staates. In ihr laufen alle Meldungen aus dem Innern und von außen zuſammen, ſie hat ſich inmitten aller Verwickelungen zurechtzufinden, ſie hat Vorausſicht zu üben und bei jeder Handlung außer der unmittelbaren Wirkung auch die weiteren Folgen für das Gemeinweſen in Erwägung zu ziehen. Wenn alſo vom „Ich“, vom „Selbſt“, vom „Individuum“ die Rede iſt, ſo kann vernünftiger Weiſe nicht irgend ein untergeordneter Theil des Organismus, nicht die kleine Zehe oder der Maſtdarm, ſondern nur die graue Hirnrinde gemeint ſein. Sie allerdings hat das Recht und die Pflicht, das Individuum zu leiten und ihm ſein Geſetz vorzuſchreiben. Sie, das heißt das Bewußtſein. Wie bildet dieſes aber ſeine Urtheile und Beſchlüſſe? Es bildet ſie aus den Vorſtellungen, die in ihm durch Erregungen aus den inneren Organen und aus den Sinnen geweckt werden. Läßt ſich das Bewußtſein blos von den organiſchen Erregungen leiten, ſo ſucht es augenblickliche Begierden auf Koſten des Wohlſeins in der nächſten Stunde zu befriedigen, es ſchädigt ein Organ, indem es das Bedürfniß eines andern begünſtigt, und es vernachläſſigt die Rückſicht auf Verhältniſſe in der Außenwelt, mit denen es zum Wohle des Organismus rechnen müßte. Hierfür nur einige ganz einfache Beiſpiele. Ein Menſch bewegt ſich im Hechtſchwimmen unter dem Waſſer. Seine Zellen wiſſen davon nichts und kümmern ſich nicht darum. Sie nehmen aus dem Blute ruhig den Sauerſtoff, den ſie augenblicklich nöthig haben, und entleeren im Austauſche dafür Kohlenſäure. Das verdorbene Blut reizt das verlängerte Mark und dieſes verlangt ſtürmiſch eine Athembewegung. Würde die graue Hirnrinde

Vorstellungen, Urtheilen daraus nicht erneuern. Nach der bekannten Anweisung zur Herstellung von Kanonen nimmt man ein Loch und gießt Metall darum. Aehnlich verfährt Ibsen bei seinem Dichten. Er hat eine These, richtiger eine anarchistische Narrheit; das ist das Loch; es handelt sich nur noch darum, dieses Loch, dieses Nichts mit dem Metall von Lebenswirklichkeit zu umgeben. Aber das besitzt Ibsen nicht. Höchstens findet er manchmal einige Körnchen abgetretener Hufnägel oder eine weggeworfene Sardinenbüchse, wenn er im Miste stöbert, aber dieses bischen Metall reicht zu einer Kanone nicht aus. Wo Ibsen sich anstrengt, ein Bild thatsächlicher, zeitgenössischer Vorgänge zu malen, da erstaunt er durch die Beschränktheit aller Verhältnisse und Menschen, die seine ganze Erfahrung ausmachen.

Philiströs, krähwinkelhaft ist gar nicht das Wort dafür. Das sinkt bereits unter die Menschheit-Schwelle. Der alte Huber, Sir John Lubbock verzeichnen derartige Vorgänge, wenn sie das Treiben eines Ameisenhaufens beobachten. Die kleinen Züge, die Ibsen seinen Thesen auf zwei Beinen annadelt, um ihnen wenigstens so viel Menschenähnlichkeit zu geben, wie sie eine Vogelscheuche hat, sind aus einer gräßlichen norwegischen Strandlochgesellschaft von Säufern und Faselhänsen, von Idioten und tollgewordenen hysterischen Gänsen geholt, die in ihrem Leben nie einen andern Gedanken klar ausgedacht haben als den: „Wie verschaffe ich mir eine Flasche Aquavit?“ oder: „Wie mache ich mich vor den Männern interessant?“ Das einzige, was diese Lövborgs, Ekdals, Oswald Alvings u. s. w. von Thieren unterscheidet, ist, daß sie kneipen. Die Noras, Heddas, Ellidas zechen nicht, dafür rasen sie, daß man sie binden

müßte. Ihre großen Lebensereignisse sind die Erlangung einer Bankanstellung („Nora"), ihre Katastrophen das Bekenntniß, daß man nicht mehr kirchengläubig ist („Rosmersholm"), der Verlust einer Badearzt-Anstellung („Der Volksfeind"), das Ruchbarwerden eines verliebten Nachtabenteuers aus der Jugendzeit („Stützen der Gesellschaft"); die furchtbaren Verbrechen, die wie eine Gewitterwolke das Leben seiner Gestalten und ihres ganzen Kreises verfinstern, sind eine Dienstmädchen-Liebschaft („Gespenster", „Wildente"), eine vergnügliche Beziehung zu einer Bänkelsängerin („Stützen der Gesellschaft"), ein irrthümliches Holzfällen in einem Staatsforst („Wildente"), ein Besuch in einem öffentlichen Hause nach einem Zechgelage („Hedda Gabler"). Es widerfährt mir manchmal, daß ich eine halbe Stunde in einer Kinderstube verbringe, um mich am Geplauder und Spiel der Kleinen zu erfreuen. Einmal geschah es, daß die Kinder zufällig auf der Straße Zeugen einer Verhaftung geworden waren. Ihre Begleiterin hatte sie zwar rasch von dem unpassenden Schauspiel weggeführt, aber sie hatten doch von dem Auflauf genug gesehen, um davon stark erregt zu werden. Als ich tags darauf bei ihnen eintrat, waren sie noch ganz voll von dem großen Ereignisse und ich wurde Zeuge folgenden Zwiegesprächs: Mathilde, dreijährig. Warum haben sie den Herrn eingesperrt? Richard, fünfjährig, sehr würdevoll und lehrhaft. Es war kein Herr, es war ein schlechter Mensch. Sie haben ihn eingesperrt, weil er unartig war. Mathilde. Was hat er denn angestellt? Richard, nach kurzem Nachdenken. Seine Mama hatte ihm verboten, Chokolade zu nehmen. Er hat aber doch Chokolade genommen. Darum hat ihn seine Mama einsperren lassen.

Dieſes Kindergeſpräch kam mir jedesmal in den Sinn, ſo oft ich in Ibſens Theater auf eins ſeiner Verbrechen ſtieß, die er mit ſo einſchüchternder Wichtigkeit behandelt. Sie ſind aus dem geiſtigen Geſichtskreis eines Hemdelatzes heraus erfunden.

Wir ſind nun um Ibſen in ſeinem ganzen Umfange herumgegangen. Auf die Gefahr hin, breitſpurig und ſchwerfällig zu werden, habe ich ihn immer mit ſeinen eigenen Worten gekennzeichnet, damit der Leſer ſelbſt den Stoff vor ſich habe, aus dem meine Urtheile abgeleitet ſind. Ibſen ſteht vor uns als ein Myſtiker und Ichſüchtiger, der gerne beweiſen möchte, daß Welt und Menſchen keinen Schuß Pulver werth ſind, aber nur beweiſt, daß er von dieſen und von jener nicht die blaſſeſte Ahnung hat. Unfähig, ſich irgend welchen Verhältniſſen anzupaſſen, ſchimpft er zuerſt auf die norwegiſchen, dann auf die europäiſchen im Allgemeinen. In keinem einzigen ſeiner Stücke iſt ein wirklich zeitgenöſſiſcher, wirklich zeitbewegender Gedanke anzutreffen, man wollte denn ſeinem Anarchismus, der ſich aus der krankhaften Beſchaffenheit ſeines Geiſtes erklärt, und ſeinem parodiſtiſchen Spielen mit den unſicherſten Ergebniſſen der Forſchungen auf dem Gebiete der Hypnoſe und Telepathie die Ehre erweiſen, ſie als Gedanken dieſer Art gelten zu laſſen. Er iſt ein gewandter Theatertechniker und er weiß Perſonen des Hintergrundes und Lagen, die außerhalb des Hauptſtromlaufs der Handlung auftreten, mit großer dichteriſcher Kraft darzuſtellen. Das iſt aber auch Alles, was ein gewiſſenhafter und geiſtesklarer Zergliederer an ihm echt finden kann. Er hat es gewagt, von ſeinen „ſittlichen Gedanken“ zu ſprechen, und ſeine Bewunderer wiederholen das Wort geläufig. Die ſittlichen Gedanken Ibſens!

Wer darüber nicht lacht, nachdem er sein Theater gelesen hat, der besitzt wirklich keinen Sinn für Humor. Er scheint den Abfall vom Kirchenglauben zu predigen und wird die kirchlichen Vorstellungen der Beichte, der Erbsünde, der Heilsthat des Erlösers nicht los. Er stellt die Selbstsucht und Freiheit des Individuums von allen Bedenken als Ideal hin und kaum hat ein Individuum etwas bedenkenfrei gehandelt, so winselt es zerknirscht so lange, bis es sein zum Ersticken volles Gemüth in einer Beichte ausgeschüttet hat, und die einzigen lebenswahren und angenehmen Gestalten, die ihm gelungen, sind Frauen, die sich bis zur Vernichtung ihrer Individualität für Andere opfern. Er feiert jeden Verstoß gegen die Sitte als ein Heldenstück und bestraft gleichzeitig jede kleinste und dümmste Liebelei mit nicht weniger als dem Tode. Er gurgelt sich mit den Worten Wahrheit, Fortschritt u. s. w. und feiert in seinem besten Werke Lüge und Stillstand. Und alle diese Widersprüche treten nicht etwa der Reihe nach als Haltstellen auf seiner Entwickelungsbahn auf, sie sind gleichzeitig, sie erscheinen immer neben einander. Sein französischer Bewunderer Ehrhard[1]) sieht diese etwas störende Thatsache und sucht sie zu entschuldigen, so gut er kann. Sein norwegischer Ausleger dagegen, Henrik Jaeger[2]), behauptet mit größter Seelenruhe, daß das, was die

[1]) Auguste Ehrhard, a. a. O. S. 120: „Mit einer wunderbaren Offenheit weist Ibsen in seinen letzten Werken auf den Mißbrauch hin, den man mit seinen Gedanken“ (!) „treiben kann. Er räth den Umgestaltern äußerste Vorsicht, wenn nicht Schweigen. Was ihn betrifft, so hört er auf, die Menge zur Verfolgung des sittlichen und gesellschaftlichen Fortschritts“ (!) „anzureizen; er zieht sich in seinen verachtenden Pessimismus zurück und schwelgt in einer aristokratischen Einsamkeit in den heiteren Gesichten der künftigen Zeiten.“

[2]) Henrik Jaeger, Henrik Ibsen og hans Vaerker. En Fremstilling i Grundrids. Christiania, 1892. Passim.

Werke Ibsens am Meisten kennzeichne, ihre Einheitlichkeit sei. „Enhed", so sagt Jaeger wirklich! Es war höchst unvorsichtig, daß der Franzose und der Norweger sich nicht vorher verabredeten, ehe sie ihren großen Mann so weit auseinander lobten. Die einzige Einheit, die ich in Ibsen entdecken kann, ist die seiner Verdrehtheit. Worin er sich wirklich immer gleichgeblieben ist, das ist seine vollständige Unfähigkeit, einen einzigen Gedanken deutlich zu denken, ein einziges der Schlagworte, die er seinen Stücken hie und da aufpinselt, zu begreifen, aus einem einzigen Vordersatze die richtigen Folgerungen abzuleiten.

Und diesen bösartigen, gesellschaftfeindlichen, allerdings bühnentechnisch hochbegabten Faselhans hat man sich unterstanden, als den großen Weltdichter des ausgehenden Jahrhunderts auf den Schild heben zu wollen. Seine Gemeinde hat so lange in alle Welt hinausgeschrieen: „Ibsen ist ein großer Dichter!" bis alle stärkeren Urtheile mindestens schwankend und alle schwächeren völlig unterjocht wurden. In einem neuen Buch über Simon den Magier[1]) findet sich eine hübsche Geschichte. „Der Libyer Apsethus wollte ein Gott werden. Aber trotz seiner größten Anstrengungen konnte er seine Sehnsucht nicht befriedigen. Jedenfalls sollten jedoch die Leute glauben, er sei ein Gott geworden. Er sammelte also eine große Menge Papageien, deren es in Libyen sehr viele gibt, und sperrte sie alle in einen Käfig. Er behielt sie eine Zeit lang und lehrte sie sagen: Apsethus ist ein Gott. Und als die Vögel dies erlernt hatten, öffnete er den Käfig und ließ sie fortfliegen. Und die Vögel verbreiteten sich über ganz Libyen und ihre Worte drangen bis zu den griechischen Siedelungen.

[1]) G. R. S. Mead, B. A., Simon Magus. London, 1892.

Und die Libyer, erſtaunt über die Stimme der Vögel, nicht ahnend, welchen Kniff Apſethus angewendet hatte, betrachteten ihn als einen Gott.“ Nach dem Vorbilde des anſchlägigen Apſethus hat Ibſen einigen „Verſtändnißvollen“, dieſen Brandes, Ehrhards, Jaegers u. ſ. w., die Worte anzulernen gewußt: „Ibſen iſt ein Moderner! Ibſen iſt ein Zukunftsdichter!“ und die Papageien haben ſich über alle Länder verbreitet und ſchwatzen betäubend in Büchern und Zeitungen: „Ibſen iſt groß! Ibſen iſt ein moderner Geiſt!“ und die Schwachköpfe im Publikum murmeln den Schrei nach, weil ſie ihn häufig wiederholt hören und weil jedes ſtark betonte, mit Sicherheit ausgeſprochene Wort auf ſie Eindruck macht.

Freilich wäre es oberflächlich, zu glauben, daß die Dreiſtigkeit ſeiner Korybanten allein die Stellung erklärt, zu der Ibſen emporgeſchwindelt werden konnte. Er hat ohne Frage Züge, durch die er auf ſeine Zeitgenoſſen wirken mußte.

Da ſind zuerſt ſeine verſchwommenen Redensarten und ſeine beiläufigen, unbeſtimmten Anſpielungen auf die „große Zeit, in der wir leben“, auf die „neue Zeit, die anbricht“, auf die „Freiheit“, den „Fortſchritt“ u. ſ. w. Dieſe Phraſen mußten allen Träumern und Faſlern gefallen, denn ſie laſſen jede Deutung zu und geſtatten namentlich, in ihrem Urheber Modernität und kühne Fortſchrittlichkeit zu vermuthen. Daß Ibſen ſelbſt ſich in der „Wildente“ (S. 93) über die „Verſtändnißvollen“ grauſam luſtig macht, indem er Relling das nach ſeiner eigenen Erklärung gänzlich ſinnloſe Wort „dämoniſch“ ſo gebrauchen läßt, wie er ſelbſt die Fortſchritts- und Freiheits-Schwabbeleien verwendet, entmuthigt ſie nicht. Dafür ſind ſie

eben „Verständnißvolle", daß sie jede Stelle so deuten können, wie es ihnen paßt.

Da ist ferner seine Lehre vom Rechte des Individuums, nach seinem eigenen Gesetze zu leben. Ist dies wirklich seine Lehre? Man muß dies leugnen, wenn man sich durch seine zahllosen Widersprüche und Selbstwiderlegungen durchgewunden und wenn man gesehen hat, daß er mit besonderer Liebe die Opferlämmer behandelt, die ganz Verleugnung des eigenen Ichs, ganz Unterdrückung ihrer natürlichsten Triebe, ganz Nächstenliebe und Rücksicht sind. Aber jedenfalls haben seine Apostel den anarchistischen Individualismus als die Mittelpunkt-Lehre seines Theaters hingestellt. Ehrhard[1]) faßt sie in die Worte zusammen: „Auflehnung des Individuums gegen die Gesellschaft; anders gesagt: Ibsen ist der Apostel der sittlichen Selbstbestimmung (autonomie morale)." Eine solche Lehre ist nun allerdings dazu angethan, unter den Denkfaulen oder Denkunfähigen Verheerungen anzurichten.

Ehrhard wagt die Worte „sittliche Selbstbestimmung" zu gebrauchen. Im Namen dieses schönen Grundsatzes überreden Ibsens kritische Herolde die ihm zulaufende Jugend, daß sie „das Recht habe, sich auszuleben", und sie lächeln billigend dazu, wenn ihre Zuhörer darunter das Recht verstehen, ihren viehischen Trieben nachzugeben und sich jeder Zucht zu entledigen. Wie Ruffiane in den Mittelmeer-Häfen den gut gekleideten Reisenden, so murmeln sie ihrem Publikum ins Ohr: „Unterhalten Sie sich! Genießen Sie! Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Weg zeigen." Das aber ist der ungeheure

[1]) Ehrhard, a. a. O. S. 94.

Irrthum bei den Gutgläubigen und der ſchändliche Betrug bei den Jugend-Verderbern um Kuppellohn, daß ſie die „ſittliche Selbſtbeſtimmung“ mit Zügelloſigkeit verwechſeln.

Dieſe beiden Begriffe ſind nicht nur nicht gleichbedeutend, ſie ſind einander ſogar entgegengeſetzt und ſchließen ſich gegenſeitig aus. Freiheit des Individuums! Das Recht der Selbſtbeſtimmung! Das Ich ſein eigener Geſetzgeber! Wer iſt dieſes Ich, das ſich ſeine Geſetze geben ſoll? Wer iſt dieſes „Selbſt“, für das Ibſen das Recht fordert, ſich allein zu beſtimmen? Wer iſt dieſes freie Individuum? Daß der ganze Begriff eines Ichs, welches der übrigen Welt als etwas Fremdes und Ausſchließendes entgegengeſetzt wird, eine Täuſchung des Bewußtſeins iſt, haben wir bereits in der „Pſychologie der Ichſucht“ geſehen, ich brauche alſo hier nicht wieder dabei zu verweilen. Wir wiſſen, daß der Menſch, wie jedes andere ſehr zuſammengeſetzte und hochentwickelte Lebeweſen, eine Geſellſchaft oder ein Staat von einfacheren und einfachſten Lebeweſen, von Zellen und Zellenſyſtemen oder Organen iſt, die alle ihre eigenen Verrichtungen und Bedürfniſſe haben. Sie ſind im Laufe der Entwickelung des Lebens auf der Erde zuſammengetreten und haben Veränderungen erlitten, um höhere Verrichtungen leiſten zu können, als ſie der einfachen Zelle und dem urſprünglichen Zellenhaufen möglich ſind. Die höchſte Verrichtung des Lebens, die wir bisher kennen, iſt das helle Bewußtſein, der vornehmſte Inhalt des Bewußtſeins iſt die Erkenntniß und der ſichtbarſte und nächſte Zweck der Erkenntniß iſt, dem Organismus immer beſſere Lebensbedingungen zu verſchaffen, alſo ſein Daſein möglichſt lang zu erhalten und es mit möglichſt viel Luſtempfindungen zu füllen. Damit der Geſammtorganismus ſeiner

Aufgabe nachkommen könne, sind seine Bestandtheile verpflichtet, sich einer strengen Rangordnung zu fügen. Anarchie in seinem Innern ist Krankheit und führt rasch zum Tode. Die einzelne Zelle thut ihre chemische Arbeit der Zersetzung und des Aufbaus von Verbindungen, ohne sich um etwas Anderes zu kümmern. Sie arbeitet beinahe blos für sich. Ihr Bewußtsein ist das denkbar beschränkteste, irgend eine Voraussicht hat sie schwerlich, ihre Anpassungsfähigkeit aus eigener Kraft ist so gering, daß sie, sowie sie etwas schwächer genährt ist als ihre Nachbarin, sich gegen diese nicht halten kann und von ihr sofort aufgefressen wird[1]). Die differenzirte Zellengruppe, das Organ, hat schon ein weiteres Bewußtsein, dessen Sitz eigene Nervenganglien sind, seine Verrichtung ist verwickelter und kommt nicht mehr ihm allein oder hauptsächlich, sondern dem Gesammtorganismus zu Gute, es hat also auch schon einen, ich möchte sagen verfassungsmäßigen Einfluß auf die Leitung der Geschäfte des Gesammtorganismus, der sich dadurch geltend macht, daß das Organ im Stande ist, dem Bewußtsein Vorstellungen einzugeben, die den Willen zu Handlungen veranlassen. Aber das vornehmste Organ, die Zusammenfassung aller anderen Organe ist die graue Hirnrinde. Sie ist der Sitz des hellen Bewußtseins. Sie arbeitet am wenigsten für

---

[1]) W. Roux, Ueber den Kampf der Theile des Organismus. Leipzig, 1881. Seit dem Erscheinen der Rouxschen Arbeit ist die Lehre von der Phagocytose oder der Verdauung von schwächeren Zellen durch stärkere bedeutend erweitert worden. Hier ist aber nicht der Ort, die zahlreichen einschlägigen Mittheilungen anzuführen, die in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie", in Virchows „Archiv", im „Biologischen Zentralblatt", in den „Zoologischen Jahrbüchern" u. s. w. erschienen sind.

ſich, am meiſten für das Gemeinweſen, das heißt den Geſammtorganismus. Sie iſt die Regierung des Staates. In ihr laufen alle Meldungen aus dem Innern und von außen zuſammen, ſie hat ſich inmitten aller Verwickelungen zurechtzufinden, ſie hat Vorausſicht zu üben und bei jeder Handlung außer der unmittelbaren Wirkung auch die weiteren Folgen für das Gemeinweſen in Erwägung zu ziehen. Wenn alſo vom „Ich“, vom „Selbſt“, vom „Individuum“ die Rede iſt, ſo kann vernünftiger Weiſe nicht irgend ein untergeordneter Theil des Organismus, nicht die kleine Zehe oder der Maſtdarm, ſondern nur die graue Hirnrinde gemeint ſein. Sie allerdings hat das Recht und die Pflicht, das Individuum zu leiten und ihm ſein Geſetz vorzuſchreiben. Sie, das heißt das Bewußtſein. Wie bildet dieſes aber ſeine Urtheile und Beſchlüſſe? Es bildet ſie aus den Vorſtellungen, die in ihm durch Erregungen aus den inneren Organen und aus den Sinnen geweckt werden. Läßt ſich das Bewußtſein blos von den organiſchen Erregungen leiten, ſo ſucht es augenblickliche Begierden auf Koſten des Wohlſeins in der nächſten Stunde zu befriedigen, es ſchädigt ein Organ, indem es das Bedürfniß eines andern begünſtigt, und es vernachläſſigt die Rückſicht auf Verhältniſſe in der Außenwelt, mit denen es zum Wohle des Organismus rechnen müßte. Hierfür nur einige ganz einfache Beiſpiele. Ein Menſch bewegt ſich im Hechtſchwimmen unter dem Waſſer. Seine Zellen wiſſen davon nichts und kümmern ſich nicht darum. Sie nehmen aus dem Blute ruhig den Sauerſtoff, den ſie augenblicklich nöthig haben, und entleeren im Austauſche dafür Kohlenſäure. Das verdorbene Blut reizt das verlängerte Mark und dieſes verlangt ſtürmiſch eine Athembewegung. Würde die graue Hirnrinde

diesem an sich voll berechtigen Drange eines Organs nachgeben und den Antrieb zu einer Athembewegung an die betreffenden Muskeln ausgehen lassen, so wäre die Füllung der Lunge mit Wasser und der Tod des Gesammtorganismus die Folge davon. Das Bewußtsein gehorcht denn auch dem Verlangen des verlängerten Markes nicht und gibt, statt an die Zwischenrippen- und Zwerchfell-, an die Arm- und Bein-Muskeln Bewegungsantriebe aus, statt im Wasser Athem zu schöpfen taucht der Schwimmer auf. Ein anderer Fall. Ein Genesender nach Unterleibstyphus empfindet Heißhunger. Würde er diesem Drange nachgeben, so könnte er sich eine augenblickliche Befriedigung verschaffen, aber 24 Stunden später würde er wahrscheinlich an Darmdurchlöcherung sterben. Sein Bewußtsein widersteht also zum Wohle des Gesammtorganismus dem Drange seiner Organe. Natürlich liegen die Fälle fast nie so einfach, sondern viel verwickelter. Aber immer ist es die Aufgabe des Bewußtseins, die ihm aus der Tiefe der Organe zugehenden Reize zu prüfen, in die Bewegungsvorstellungen, die sie anregen, alle seine früheren Erfahrungen, seine Erkenntniß, die Weisungen der Außenwelt mit einzubegreifen und die Reize unberücksichtigt zu lassen, wenn die ihnen widerstehenden Urtheile mächtiger sind.

Selbst ein ganz gesunder Organismus geht rasch zu Grunde, wenn die hemmende Thätigkeit des Bewußtseins nicht geübt wird und durch diesen Mangel an Uebung seine Hemmungskraft verkümmert. Der Cäsaren-Wahnsinn[1]) ist nichts Anderes als die Folge der grundsätzlichen Nachsicht des Bewußtseins

---

[1]) Jacoby, La folie des césars. Paris, 1880.

gegen jedes Verlangen der Organe. Ist aber der Organismus nicht ganz gesund, ist er entartet, so ist sein Untergang noch viel schleuniger und sicherer, wenn er dem Drange seiner Organe gehorcht, denn diese leiden dann an Verirrungen, sie fordern Befriedigungen, die nicht nur dem Gesammt-Organismus in weiterer Folge, sondern ihnen selbst unmittelbar schädlich sind.

Wenn man also von dem Ich spricht, welches das Recht haben soll, sich selbst zu bestimmen, so kann man nur das bewußte Ich, das erwägende, sich erinnernde, beobachtende, vergleichende Denken meinen, nicht aber die unzusammenhängenden, meist mit einander im Kampfe liegenden Unter-Ichs, welche das Unbewußte in sich schließt.[1]) Das Individuum ist der urtheilende, nicht der triebhafte Mensch. Freiheit heißt die Fähigkeit des Bewußtseins, Anregungen nicht blos aus den Reizen der Organe, sondern auch aus denen der Sinne und aus den eigenen Erinnerungsbildern zu schöpfen. Die Ibsensche „Freiheit" ist die tiefste und stets selbstmörderische[2]) Sklaverei.

---

[1]) Alfred Binet, Les altérations de la personnalité, Paris, 1892, theilt S. 23 den oft angeführten, von Bourru und Burot beobachteten Fall des Louis V. mit, der sechs verschiedene Persönlichkeiten, sechs von einander nicht die geringste Kenntniß besitzende Ichs in sich vereinigte, deren jedes einen andern Charakter, eine andere Lebens-Erinnerung, andere Empfindungs- und Bewegungs-Eigenschaften u. s. w. besaß.

[2]) „Selbstmörderisch" ist hier nicht etwa blos in rednerischer Weise verwendet. Wenn die Herrschaft des Triebes auf die Dauer immer selbstmörderisch wirkt, so thut sie dies manchmal unmittelbar. Der Trieb kann nämlich geradezu auf den Selbstmord oder auf Selbstverstümmelung gerichtet sein und der „freie" Mensch, der seinem Triebe gehorcht, hat dann die „Freiheit", sich zu verstümmeln oder zu tödten, obschon dies so wenig seinem wirklichen Wunsch entspricht, daß er bei Anderen vor sich selbst Schutz sucht. Siehe Dr. R. von Krafft-Ebing,

Sie ist die Unterjochung des Urtheils unter den Trieb und die Auflehnung eines Einzelorgans gegen die Herrschaft jener Kraft, welche für das Wohl des Gesammt-Organismus zu sorgen hat. Selbst ein so individualistischer Philosoph wie Herbert Spencer[1]) sagt: „Um zum Gesellschafts-Zustande geeignet zu werden, muß der Mensch . . . die Kraft besitzen, auf einen kleinen augenblicklichen Genuß zu verzichten, um einen größern in der Zukunft zu erlangen.“ Auf sein Urtheil kann ein gesunder und geistig vollkräftiger Mensch nicht verzichten. Das „sacrifizio dell' intelletto“ ist das einzige, das er nicht bringen darf. Wenn ihm Gesetz und Sitte Handlungen auferlegen, die er als unsinnig, weil zweckwidrig, erkennt, so wird er nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht haben, die Vernunft gegen den Unsinn und die Erkenntniß gegen den Irrthum zu vertheidigen. Aber er wird sich immer nur im Namen des Urtheils, nie im Namen des Triebes auflehnen.

Freilich kann diese ganze Philosophie der Selbstzügelung nur gesunden Menschen gepredigt werden. Für Entartete hat sie keine Geltung. Ihr mangelhaftes Gehirn und Nervensystem ist außer Stande, ihren Anforderungen zu entsprechen. Die Vorgänge in der Tiefe ihrer Organe sind krankhaft gesteigert. Diese senden also besonders starke Anreize ins Bewußtsein. Die Sinnesnerven leiten schlecht. Die Erinnerungsbilder im Gehirn sind blaß. Wahrnehmungen von der Außenwelt, Vorstellungen früherer Erfahrungen sind also abwesend oder zu schwach, um den aus den Organen stammenden Reiz zu überwinden. Solche

---

Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie. Dritte umgearbeitete Auflage. Stuttgart, 1892. S. 311.

[1]) Herbert Spencer, L'individu contre l'état. Traduit de l'anglais par J. Gerschel. Troisième édition. Paris, 1892. S. 101.

Menſchen können nicht anders als ihren Begierden und Zwangsantrieben folgen. Sie ſind die „Inſtinktiven“ und „Impulſiven“ der Irrenheilkunde. Zu ihnen gehören die Noras, Ellidas, Rebekkas, Stockmanns, Brands u. ſ. w. Dieſe Geſellſchaft gehört, weil ſie für ſich ſelbſt und die Anderen gefährlich iſt, unter die Vormundſchaft vernünftiger Menſchen, am Beſten in die Irren-Anſtalt. Das muß jenen Narren oder Betrügern geantwortet werden, welche die Ibſenſchen Geſtalten als „freie Menſchen“ und „ſtarke Perſönlichkeiten“ rühmen und mit der ſchönklingenden Rattenfänger-Weiſe von der „Selbſtbeſtimmung“, der „ſittlichen Unabhängigkeit“ und dem „Sichausleben“ urtheilloſe Kinder wer weiß wohin, doch jedenfalls in den Untergang locken.

Der dritte Zug in Ibſens Theater, der ſeine Erfolge erklärt, iſt die Beleuchtung, in der er das Weib zeigt. „Die Frauen ſind die Stützen der Geſellſchaft“, läßt er Bernick („Stützen der Geſellſchaft“, S. 106) ſagen. Das Weib hat bei Ibſen keine Pflicht und alle Rechte. Das Band der Ehe feſſelt es nicht. Es geht, wenn es nach Freiheit verlangt oder wenn es glaubt, daß es ſich über den Mann zu beklagen hat, oder wenn ihm ein anderer Mann ein klein wenig beſſer gefällt als der eigene Gatte. Der Mann, der den Joſef ſpielt und einer Frau Putiphar nicht zu Willen iſt, zieht ſich nicht etwa den herkömmlichen Spott zu, er wird rundweg als Verbrecher erklärt. (Geſpenſter, S. 43. „Paſtor Manders. Es war der größte Sieg meines Lebens, der Sieg über mich ſelbſt. Frau Alving. Es war ein Verbrechen gegen uns beide.“) Das Weib iſt immer das kluge, ſtarke, muthige Weſen, der Mann immer der Dummkopf und Feigling. In jedem Zu-

sammenstoß siegt das Weib, wie es will, und der Mann wird plattgeschlagen wie ein Pfannkuchen. Das Weib braucht nur für sich selbst zu leben. Sogar seine ursprünglichsten Triebe, die der Mutterschaft, hat es bei Ibsen überwunden und es verläßt ohne Wimperzucken seine Brut, wenn es die Laune hat, sich anderweitig Befriedigungen zu suchen. Eine solche zerknirschte Anbetung des Weibes, ein Seitenstück zum Weiber-Götzendienste Wagners, eine solche unbedingte Billigung aller weiblichen Verworfenheiten mußte Ibsen den Beifall all der Frauen sichern, die in den hysterischen, nymphomanischen, mit Verirrung des Mutter-Triebes behafteten[1]) Mann-Weibern seines Theaters entweder ihr Bild oder das Entwickelungs-Ideal ihrer entarteten Einbildungskraft erkannten. Frauen dieser Gattung finden in der That jede Zucht unausstehlich. Sie sind die geborenen „Weiber der Gosse" Dumas des Jüngern. Sie taugen nicht zur Ehe, zur europäischen Ehe mit einem einzigen Manne. Geschlechtliche Vermischung und Prostitution ist ihr innerster Trieb, nach Ferrero[2]) die ataviſtische Form der Entartung beim Weibe, und sie sind Ibsen dankbar dafür, daß er ihre Neigungen, denen man sonst häßliche Namen gibt, unter den schönen Bezeichnungen „Kampf des Weibes um sittliche Selbstständigkeit" und „Recht des Weibes auf Geltendmachung seiner Persönlichkeit" katalogisirt hat.

---

[1]) Dr. Ph. Boileau de Castelnau, Misopédie ou lésion de l'amour de la progéniture. Annales médico-psychologiques, 3ème Série, 7. Band, S. 553. Der Verfasser theilt in dieser Arbeit zwölf Beobachtungen mit, in welchen das natürliche Gefühl der Mutter für ihre Kinder krankhaft in Haß verwandelt war.

[2]) G. Ferrero, L'Atavisme de la prostitution. Revue scientifique, Band 50, S. 136.

Der arme, ebenfalls verdrehte, aber geſtaltungskräftige Strindberg gibt ſich die größte Mühe, Ibſens Anſchauungen vom Weſen des Weibes, deſſen Rechten, ſeinem Verhältniſſe zum Manne, durch grimmig parodiſtiſche Uebertreibung der Ibſenſchen Lehren (in „Der Vater", „Gräfin Julie", „Gläubiger" u. ſ. w.) als unſinnig erkennen zu laſſen. Seine Methode iſt aber falſch. Mit Vernunftgründen wird er Ibſen nie überzeugen, daß ſeine Lehren aberwitzig ſind. Denn ſie ſtammen nicht aus ſeiner Vernunft, ſondern aus ſeinen unbewußten Trieben. Seine Frauengeſtalten und ihre Schickſale ſind der dichteriſche Ausdruck jener geſchlechtlichen Verirrung der Entarteten, die Krafft-Ebing „Maſochismus" genannt hat.[1])

[1]) R. von Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis u. ſ. w. 7. Auflage, S. 89, (die dritte Auflage dieſes Buches, welche meinen früheren Anführungen zu Grunde liegt, enthält noch nichts über den Maſochismus) und „Neue Forſchungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis, eine mediciniſch-pſychologiſche Studie", zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, 1891, S. 1 ff. Krafft-Ebing gibt von ſeinem Worte dieſe Erklärung: „Unter Maſochismus verſtehe ich eine eigenthümliche Perverſion der pſychiſchen vita sexualis, welche darin beſteht, daß das von derſelben ergriffene Individuum in ſeinem geſchlechtlichen Fühlen und Denken von der Vorſtellung beherrſcht wird, dem Willen einer Perſon des andern Geſchlechts vollkommen und unbedingt unterworfen zu ſein, von dieſer Perſon herriſch behandelt, gedemüthigt und mißhandelt zu werden." Das Wort iſt nach dem Namen Sacher-Maſochs gebildet, weil „deſſen Schriften geradezu typiſche Bilder des perverſen Seelenlebens derartiger Männer entwerfen." (Neue Forſchungen u. ſ. w., S. 37.) Ich halte das Wort nicht für glücklich. Krafft-Ebing zeigt ſelbſt, daß Zola und lange vor ihm Rouſſeau, er hätte hinzufügen können: auch Balzac im Baron Hulot, den Zuſtand ebenſo deutlich verkörpert haben wie Sacher-Maſoch. Beſſer gefällt mir denn auch die Bezeichnung „Paſſivismus", die Dimitry Stefanowsky vorſchlägt. Siehe Archives de l'anthropologie criminelle, Jahrgang 1892, S. 294.

Der Masochismus ist eine Unter-Gattung der „konträren Sexual-Empfindung". Der mit dieser Verderbniß Behaftete fühlt sich dem Weibe gegenüber als den schwächern Theil, als den Schutzbedürftigen, als den sich am Boden windenden Sklaven, der den Befehlen der Herrin zu gehorchen hat und im Gehorsam sein Glück findet. Es ist die Umkehrung des gesunden und natürlichen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Bei Sacher-Masoch schwingt das gebieterische und triumphirende Weib die Knute, bei Ibsen fordert es Beichten, hält flammende Strafreden und geht in bengalischer Beleuchtung ab. Die Aeußerung der weiblichen Ueberlegenheit ist hier weniger roh, aber im Wesen sind Ibsens Heldinen denen Sacher-Masochs gleich. Bemerkenswerth ist, daß die Frauen, die den Norafiguren zujubeln, sich nicht an den Hedwigs, Frl. Tesmans und anderen weiblichen Opfergestalten stoßen, in denen das widerspruchsvolle Denken und Fühlen des verworrenen Mystikers zu Tage tritt. Es ist eben psychologisch begründet, daß man übersieht, was zu den eigenen Neigungen nicht paßt, und nur bei dem verweilt, was mit ihnen zusammenklingt.

Ibsens weibliche Kundschaft setzt sich übrigens nicht blos aus Hysterischen und Entarteten zusammen, sondern auch aus jenen Frauen, die in unglücklicher Ehe leben oder sich unverstanden glauben oder an Unzufriedenheit und innerer Leere leiden, welche eine Folge ungenügender Beschäftigung ist. Klares Denken ist nicht die hervorragendste Eigenschaft dieser Gattung Frauen. Sie würden sonst in Ibsen nicht ihren Anwalt sehen. Ibsen ist nicht ihr Freund. Niemand ist es, der

die Einrichtung der Ehe angreift, ſo lange die heutige Wirthſchaftsordnung beſteht.

Ein ernſter und geſunder Reformator wird dafür eintreten, daß die Ehe einen ſittlichen und emotionellen Inhalt gewinne und keine lügneriſche Form bleibe. Er wird die Ehe aus Eigennutz, die Mitgift- und Geſchäfts-Ehe, verdammen, er wird es als Verbrechen verurtheilen, wenn Gatten, die eine ſtarke, wahre, durch Dauer und Kampf erprobte Liebe zu einem andern Menſchenweſen fühlen, in einem feigen Scheinbunde beiſammen bleiben und einander betrügen und beſudeln, ſtatt ehrlich aus einander zu gehen und ein wahres Verhältniß zu gründen; er wird fordern, daß die Ehe aus gegenſeitiger Neigung geſchloſſen, daß ſie durch Vertrauen, Achtung und Dankbarkeit unterhalten, durch die Rückſicht auf das Kind befeſtigt werde, aber er wird ſich hüten, gegen die Ehe ſelbſt, gegen die feſte Eindämmung der Geſchlechtsbeziehungen durch eine beſtimmte, dauernde Pflicht, etwas zu ſagen. Die Ehe iſt ein hoher Fortſchritt gegen die loſe Paarung der Wilden. Es wäre der tiefſte Entartungs-Rückſchlag, von ihr zur Ur-Vermiſchung zurückzukehren. Die Ehe iſt überdies nicht für den Mann, ſondern für das Weib und das Kind erfunden. Sie iſt eine geſellſchaftliche Schutzvorrichtung für den ſchwächern Theil. Der Mann hat ſeine polygamiſchen Thier-Triebe noch nicht in dem Maße überwunden und vermenſchlicht wie das Weib. Ihm wird es meiſt ganz recht ſein, das Weib, das er beſeſſen hat, durch ein neues zu erſetzen. Nora-Abgänge ſind in der Regel nicht dazu angethan, ihn zu erſchrecken. Er wird Nora die Thür ſehr weit öffnen und ihr ſehr vergnügt ſeinen Segen mit auf den Weg geben. Wird es erſt in einer Ge-

sellschaft, in der Jeder für sich selbst zu sorgen hat und sich um fremden Nachwuchs nur kümmert, wenn es sich um verwaiste, verwahrloste oder bettelnde Kinder handelt, Gesetz und Sitte, daß man von einander geht, so wie man aufgehört hat, an einander Gefallen zu finden, so werden es die Männer, nicht die Frauen, sein, die von der neuen Freiheit Gebrauch machen werden. Nora-Abgänge sind vielleicht gefahrlos für reiche oder hervorragend erwerbstüchtige, also wirthschaftlich unabhängige Frauen. Aber diese sind in der heutigen Gesellschaft eine winzige Minderheit. Die ungeheure Mehrheit der Frauen hätte unter der Ibsenschen Sittenlehre Alles zu verlieren. Ihr Bollwerk ist die strenge Ehezucht. Sie verpflichtet den Mann, für das verblühte Weib und für die Kinder zu sorgen. Darum wäre es eigentlich die Pflicht verständiger Frauen, Ibsen in Verruf zu erklären und sich gegen den Ibsenismus aufzulehnen, der sie und ihre Rechte ruchlos bedroht. Gesunde und sittlich unanfechtbare Frauen können nur aus Irrthum in das Gefolge Ibsens gerathen. Es ist nothwendig, sie über die Tragweite seiner Lehren, über deren Wirkung besonders auf die Stellung des Weibes, aufzuklären, damit sie eine Gesellschaft verlassen, welche niemals die ihrige sein kann. Er bleibe von denen allein umgeben, die Geist von seinem Geiste sind, also von hysterischen Frauen und männlichen Masochisten oder Schwachköpfen, die mit Ehrhard [1]) glauben, daß „gesunder Menschenverstand und Optimismus die beiden Grundsätze sind, welche jede Dichtung zerstören."

[1]) Ehrhard, a. a. O. S. 88.

V. Friedrich Nietzsche.

Wie die Ichsucht in Ibsen ihren Dichter, so hat sie in Nietzsche ihren Philosophen gefunden. Zu der Verhimmelung des Dreckelns mit Tinte, Farbe und Thon seitens der Parnassier und Aestheten, zu der Beweihräucherung des Verbrechens, der Unzucht, der Krankheit und Verwesung seitens der Diaboliker und Decadenten, zu der Verherrlichung des „wollenden", „freien", „ganz er selbst" seienden Menschen seitens Ibsens liefert Nietzsche die Theorie oder etwas, was sich dafür ausgibt. Dies ist, nebenbei bemerkt, von jeher die Arbeit der Philosophie gewesen. Sie spielt in der Gattung dieselbe Rolle wie das Bewußtsein im Einzelwesen. Das Bewußtsein hat die undankbare Aufgabe, für die aus dem Unbewußten stammenden Triebe und Handlungen vernünftige Gründe und einleuchtende Erklärungen zu erfinden. Aehnlich bemüht sich die Philosophie, für die in den staats- und sittengeschichtlichen Ereignissen, in den klimatischen und wirthschaftlichen Weltverhältnissen wurzelnden Besonderheiten des Fühlens, Denkens und Thuns eines Zeitalters tiefsinnig klingende Formeln zu finden und ihnen eine Art Uniform der Logik anzumessen. Das Geschlecht lebt, ohne sich um eine Theorie seiner Eigenthümlichkeiten zu kümmern, nach seiner entwickelungsgeschichtlichen Nothwendigkeit und die

Philoſophie humpelt ihm geſchäftig nach, ſammelt die zerſtreuten Züge ſeines Charakters, die Aeußerungen ſeiner Geſundheit und Krankheit mehr oder minder ordentlich in ihr Album, verſieht dieſes methodiſch mit Titelblatt, Seitenzahlen und Schlußpunkt und ſtellt es zufrieden in die Bücherei zur Sammlung der Syſteme von vorſchriftsmäßig gleichem Format. Echte Wahrheiten, wirkliche, zutreffende Erklärungen enthalten die philoſophiſchen Syſteme nicht. Aber ſie ſind lehrreiche Zeugen der Anſtrengungen des Gattungs-Bewußtſeins, zum unbewußten Treiben der Gattung in einer gegebenen Zeit geſchickt oder unbeholfen die von der Vernunft geforderten Ausreden zu liefern.

Wenn man Nietzſches Schriften hinter einander lieſt, ſo hat man von der erſten bis zur letzten Seite den Eindruck, einen Tobſüchtigen zu hören, der mit blitzenden Augen, wilden Geberden und ſchäumendem Munde einen betäubenden Wortſchwall hervorſprudelt und zwiſchendurch bald in ein irres Gelächter ausbricht, bald unflätige Schimpfreden und Flüche ausſtößt, bald in einem ſchwindelig behenden Tanz herumhüpft, bald mit drohender Miene und geballten Fäuſten auf den Beſucher oder eingebildete Gegner losfährt. Soweit der endloſe Redeſtrom überhaupt einen Sinn erkennen läßt, zeigt er als Grundbeſtandtheile eine Reihe beſtändig wiederkehrender Wahnvorſtellungen, die in Sinnestäuſchungen und krankhaften organiſchen Vorgängen ihren Grund haben und im Verfolge dieſes Kapitels nachgewieſen werden ſollen. Ab und zu taucht ein deutlicher Gedanke auf, der, wie dies bei Tobſüchtigen immer der Fall iſt, die Form einer herriſchen Behauptung, gleichſam eines Despoten-Befehls, annimmt. Einen Beweis zu führen

verſucht Nietzſche nicht einmal. Wenn der Gedanke an die Möglichkeit eines Einwandes in ſeiner Vorſtellung auftaucht, ſo bewitzelt oder beſpöttelt er ihn entweder oder verordnet kurz und ſchroff: „Das iſt falſch!“ („Um wie viel vernünftiger iſt jene ... Theorie, welche zum Beiſpiel von Herbert Spencer vertreten wird. . . Gut iſt nach dieſer Theorie, was ſich von jeher als nützlich bewieſen hat: damit darf es als werthvoll im höchſten Grade, als werthvoll an ſich, Geltung behaupten. Auch dieſer Weg der Erklärung iſt falſch, aber wenigſtens iſt die Erklärung ſelbſt in ſich vernünftig und pſychologiſch haltbar.“ Zur Genealogie der Moral, 2. Aufl., S. 5. „Auch dieſer Weg der Erklärung iſt falſch.“ Punctum! Warum iſt er falſch? Wieſo iſt er falſch? Weil Nietzſche es ſo befiehlt. Nach Weiterem zu fragen hat der Leſer kein Recht.) Ungefähr jedem einzelnen ſeiner gewaltthätig diktatoriſchen Dogmen widerſpricht er übrigens ſelbſt. Er ſagt zuerſt Etwas und dann deſſen Gegentheil, und Beides mit der gleichen Heftigkeit, meiſtens in demſelben Buche, oft auf derſelben Seite. Ab und zu kommt ihm die Selbſt-Leugnung zum Bewußtſein und dann ſchützt er vor, er habe ſich unterhalten, er habe ſich über den Leſer luſtig machen wollen. („Es iſt ſchwer, verſtanden zu werden: beſonders wenn man gangasrotogati denkt und lebt, unter lauter Menſchen, welche anders denken und leben, nämlich kurmagati oder beſten Falles ‚nach der Gangart des Froſches‘ mandeigagati — ich thue eben Alles, um ſelbſt ſchwer verſtanden zu werden? — . . . Was aber ‚die guten Freunde‘ anbetrifft, . . . ſo thut man gut, ihnen von vornherein einen Spielraum und Tummelplatz des Mißverſtändniſſes zuzugeſtehen: — ſo hat man noch zu lachen; — oder ſie ganz abzuſchaffen, dieſe guten Freunde, — und auch zu lachen!“ Jen-

ſeits von Gut und Böſe. 2. Aufl. S. 38. Und ebenda S. 51: „Alles, was tief iſt, liebt die Maske; die allertiefſten Dinge haben ſogar einen Haß auf Bild und Gleichniß. Sollte nicht erſt der Gegenſatz die rechte Verkleidung ſein, in der die Scham eines Gottes einherginge?“)

Die Beſchaffenheit der einzelnen dogmatiſchen Behauptungen iſt ſehr bezeichnend. Man muß ſich zuerſt an Nietzſches Redeweiſe gewöhnen. Der Irrenarzt hat das allerdings nicht nöthig. Ihm iſt dieſe Art wohlbekannt und vertraut. Er lieſt häufig Schriften von ähnlichem Gedankengang und Vortrag, freilich in der Regel ungedruckte, und er lieſt ſie nicht zu ſeinem Vergnügen, ſondern um die Einſchließung des Verfaſſers in eine Heilanſtalt vorzuſchreiben. Der Unkundige dagegen wird leicht von dem Getöſe der Phraſen verwirrt. Hat er ſich aber erſt zurechtgefunden, hat er erſt einige Uebung darin erlangt, zwiſchen den Trommeln und Pfeifen der ohrzerreißenden Jahrmarkt-Muſik auf das eigentliche Thema zu achten und in dem das deutliche Sehen faſt unmöglich machenden Geſtöber der hageldicht praſſelnden Worte den Grundgedanken wahrzunehmen, ſo merkt er ſofort, daß Nietzſches Behauptungen entweder gleich Kaziken mit Federkrone, Naſenring und Tätowirung herausgeputzte Gemeinplätze ſo niederträchtiger Art ſind, daß eine höhere Tochter ſich ſchämen würde, ſie zu einer Stilaufgabe zu verwenden, oder brüllender Wahnſinn, der weit jenſeits der Möglichkeit vernünftiger Prüfung und Widerlegung ſchweift. Ich will aus tauſend Beiſpielen von jeder Gattung nur eine oder zwei Proben geben.

„Alſo ſprach Zarathuſtra“, 3. Theil, S. 9: „Es war aber gerade da ein Thorweg, wo wir hielten. ‚Siehe dieſen Thorweg! Zwerg!‘ ſprach ich weiter: ‚der hat zwei Geſichter. Zwei Wege kommen hier

zusammen: die ging noch Niemand zu Ende. Diese lange Gasse zurück: die währt eine Ewigkeit. Und jene lange Gasse hinaus — das ist eine andere Ewigkeit. Sie widersprechen sich, diese Wege; sie stoßen sich gerade vor den Kopf! — und hier, an diesem Thorwege, ist es, wo sie zusammen kommen. Der Name des Thorwegs steht oben geschrieben: ‚Augenblick'. Aber wer Einen von ihnen weiter ginge — und immer weiter und immer ferner: glaubst du, Zwerg, daß diese Wege sich ewig widersprechen?'" —

Man blase den Seifenschaum dieser Redensarten auseinander. Was sagen sie in Wirklichkeit? Der flüchtige Augenblick der Gegenwart ist der Punkt, wo Vergangenheit und Zukunft sich berühren. Kann man diese Selbstverständlichkeit überhaupt noch einen Gedanken nennen?

„Also sprach Zarathustra", 4. Theil, S. 124 ff.: „Die Welt ist tief und tiefer als der Tag gedacht. Laß mich! Laß mich! Ich bin zu rein für dich. Rühre mich nicht an! Ward meine Welt nicht eben vollkommen? Meine Haut ist zu rein für deine Hände. Laß mich, du dummer tölpischer dumpfer Tag! Ist die Mitternacht nicht heller? Die Reinsten sollen der Erde Herren sein, die Unerkanntesten, Stärksten, die Mitternachts-Seelen, die heller und tiefer sind als jeder Tag. . . Mein Unglück, mein Glück ist tief, du wunderlicher Tag, aber doch bin ich kein Gott, keine Gottes-Hölle: tief ist ihr Weh. Gottes Weh ist tiefer, du wunderliche Welt! Greife nach Gottes Weh, nicht nach mir! Was bin ich! Eine trunkene süße Leier, — eine Mitternachts-Leier, eine Glocken-Unke, die Niemand versteht, aber welche reden muß, vor Tauben, ihr höheren Menschen! Denn ihr versteht mich nicht! Dahin! Dahin! Oh Jugend! Oh Mittag! Oh Nachmittag! Nun kam Abend und Nacht und Mitternacht. . . Ach! Ach! wie sie seufzt! wie sie lacht, wie sie röchelt und keucht, die Mitternacht! Wie sie eben nüchtern spricht, diese trunkene Dichterin! Sie übertrank wohl ihre Trunkenheit? sie wurde überwach? sie käut zurück? — ihr Weh käut sie zurück, im Traume, die alte tiefe Mitternacht, und mehr noch ihre Lust. Lust nämlich, wenn schon Weh tief ist: Lust ist tiefer noch als Herzeleid. . . Weh spricht: ‚Vergeh! Weg, du Wehe!'. . . Lust aber will Wiederkunft, will Alles-sich-ewig-gleich. Weh spricht: ‚Brich, blute, Herz! Wandle, Bein! Flügel, flieg! Hinan! Hinauf! Schmerz!' Wohlan! Wohlauf! Oh mein altes Herz: Weh spricht: ‚vergeh!' Ihr höheren Menschen . . . wolltet ihr jemals Ein Mal zweimal,

spracht ihr jemals ‚du gefällst mir, Glück! Husch! Augenblick!' so wolltet ihr Alles zurück! Alles von neuem, Alles ewig, Alles verkettet, verfädelt, verliebt, oh so liebtet ihr die Welt, — ihr Ewigen, liebt sie ewig und allezeit: und auch zum Weh sprecht ihr: vergeh, aber komm zurück! Denn alle Lust will — Ewigkeit. Alle Lust will aller Dinge Ewigkeit, will Honig, will Hefe, will trunkene Mitternacht, will Gräber, will Gräber-Thränen-Trost, will vergüldetes Abendroth — was will nicht Lust! sie ist durstiger, herzlicher, hungriger, schrecklicher, heimlicher als alles Weh, sie will sich, sie beißt in sich, des Ringes Wille ringt in ihr, — . . . Lust will aller Dinge Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

Und der Sinn dieses tollen Schauers wirbelnder Worte? Dem Schmerze wünscht man ein Ende, der Lust Dauer! Diese erstaunliche Entdeckung ist es, welche Nietzsche in der angeführten Raserei vorträgt!

Nun einige offensichtlich wahnsinnige Behauptungen oder Redensarten:

„Die fröhliche Wissenschaft", S. 59: „Was heißt Leben? Leben — das heißt: fortwährend Etwas von sich abstoßen, das sterben will; Leben — das heißt: grausam und unerbittlich gegen alles sein, was schwach und alt an uns und nicht nur an uns, wird." Denkfähige Menschen haben bisher immer geglaubt, daß Leben fortwährend Etwas in sich aufnehmen heißt; die Abstoßung des Verbrauchten ist nur eine Begleit-Erscheinung der Aufnahme neuer Stoffe. Nietzsches Satz drückt in geheimnißvoll pythischer Form die Vorstellung des Morgenganges nach einem gewissen Orte aus. Gesunde Menschen verbinden mit dem Begriffe Leben eher die Vorstellung des Eßzimmers als die des heimlichen Kabinets.

„Jenseits von Gut und Böse", S. 92: „Es ist eine Feinheit, daß Gott griechisch lernte, als er Schriftsteller werden wollte — und daß er es nicht besser lernte." S. 95: „Rath als

Räthsel. — ‚Soll das Band nicht reißen . . . mußt du erst darauf beißen.‘“ Irgend eine Erklärung oder Deutung dieses Tiefsinnes habe ich nicht zu bieten.

Die angeführten Stellen geben dem Leser bereits eine Vorstellung von der Schreibweise Nietzsches. Sie ist in dem Dutzend dickerer oder dünnerer Bände, die er veröffentlicht hat, immer dieselbe. Seine Bücher tragen verschiedene, meist bezeichnend übergeschnappte, Titel, aber sie sind ein einziges Buch. Man kann sie während des Lesens verwechseln, man wird es nicht merken. Sie sind eine Folge unzusammenhängender Einfälle, Prosa und Ueberreime durch einander, ohne Anfang, ohne Ende. Selten wird ein Gedanke ein wenig entwickelt, selten sind einige Seiten hintereinander durch eine einheitliche Absicht, durch eine folgerichtig gegliederte Beweisführung verbunden. Nietzsche hatte unverkennbar die Gewohnheit, Alles, was ihm durch den Kopf fuhr, mit fiebernder Hast aufs Papier zu werfen, und wenn er einen Haufen beisammen hatte, schickte er die Schnitzel in die Druckerei und es gab ein Buch. Er selbst nennt diesen Gedanken-Kehricht stolz „Aphorismen“ und seine Bewunderer rechnen ihm gerade das Unzusammenhängende seiner Rede als besondern Vorzug an[1]). Wenn von einem Moral-

---

[1]) Dr. Hugo Kaatz, Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. Erster Theil: Cultur und Moral. Zweiter Theil: Kunst und Leben. Dresden und Leipzig, 1892. 1. Th. S. VI: „Wir sind, zumal da, wo es sich um die tiefsten Gedankenprobleme handelt, an geschlossene, systematische Darstellung gewöhnt. . . Nichts von alledem bei Nietzsche. Keines seiner Werke bildet ein abgeschlossenes Ganze, keines ist ohne die anderen vollkommen verständlich. Aber auch innerhalb des einzelnen Buches fehlt jeder gegliederte Aufbau. Nietzsche schreibt fast ausschließlich in Aphorismen, die, bald zwei Zeilen, bald mehrere Seiten umfassend, für sich abgeschlossen dastehen und uns selten einen erkenn-

System Nietzsches gesprochen wird, so darf man sich nicht vorstellen, daß er ein solches irgendwo entwickelt hat. Es sind nur durch alle seine Bücher, vom ersten bis zum letzten, Anschauungen über Fragen der Sittlichkeit und über das Verhältniß des Menschen zur Gattung und zur Welt verstreut, die zusammen etwas wie eine Grundauffassung erkennen lassen. Diese ist das, was man Nietzsches Philosophie genannt hat. Seine Jünger, z. B. der schon angeführte Kaatz, ferner Zerbst[1]), Schellwien[2]) und Andere, haben dieser angeblichen Philosophie dadurch eine gewisse Form und Einheitlichkeit zu geben gesucht, daß sie aus Nietzsches Büchern eine Anzahl Stellen herausangelten, die einigermaßen mit einander übereinstimmten, und sie zusammenrückten. Nach dieser Methode könnte man freilich auch eine Nietzsche-Philosophie aufstellen, die der von seinen Jüngern angenommenen genau entgegengesetzt wäre. Denn wie

---

baren direkten Zusammenhang untereinander aufweisen. . . Mit stolzer Gleichgiltigkeit dem Leser gegenüber hat es der Autor vermieden, in die selbstgezogene Hecke, welche sein geistiges Schaffen eng umschließt, auch nur eine Lücke zu schneiden. Man muß sich den Zugang zu ihm erkämpfen." U. s. w. Nietzsche gibt übrigens selbst über seine Arbeitsmethode eine trotz ihrer scheinbaren Dunkelheit recht deutliche Auskunft, die einem Bekenntniß gleichkommt: „Ich ärgere oder schäme mich alles Schreibens; Schreiben ist für mich eine Nothdurft. — Aber warum schreibst du dann? — Ja, mein Lieber, im Vertrauen gesagt: ich habe bisher noch kein anderes Mittel gefunden, meine Gedanken los zu werden." (Die Unterstreichung ist von Nietzsche.) „Und warum willst du sie loswerden? — Warum ich will? Will ich denn? Ich muß." Die fröhliche Wissenschaft. Neue Ausgabe. S. 114.

[1]) Dr. Max Zerbst, Nein und Ja! Leipzig, 1892.

[2]) Robert Schellwien, Max Stirner und Friedrich Nietzsche, Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen. Leipzig, 1892.

gesagt: einer jeden seiner Behauptungen widerspricht Nietzsche an irgend einer Stelle selbst und wenn man sich frech zur Unehrlichkeit entschließt, blos auf die Lehrsätze einer bestimmten Art zu achten und die gegensätzlichen zu übergehen, so kann man nach Belieben eine philosophische Anschauungsweise oder ihr schroffes Gegentheil aus Nietzsche herauslesen.

Nietzsches Lehre, die von seinen Jüngern als die orthodoxe verkündet wird, kritisirt die Grundlagen der Moral, untersucht die Entstehung der Begriffe von Gut und Böse, prüft den Werth dessen, was man heute Tugend und Laster nennt, für das Einzelwesen und die Gesellschaft, deutet den Ursprung des Gewissens und sucht eine Vorstellung von den Zielen der Gattungs-Entwickelung, also dem Menschen-Ideal, dem „Uebermenschen", zu geben. Ich will die Lehre so knapp wie möglich zusammenfassen, meist mit den eigenen Worten Nietzsches, doch ohne das Gegacker seiner wirr abspringenden, unnützen Redensarten.

Die herrschende Moral „vergoldet, vergöttlicht, verjenseitigt die unegoistischen, die Mitleids-, Selbstverleugnungs-, Selbstopferungs-Instinkte." Aber diese Mitleidsmoral „ist die große Gefahr der Menschheit, der Anfang vom Ende, das Stehenbleiben, die zurückblickende Müdigkeit, der Wille, der sich gegen das Leben wendet." „Wir haben eine Kritik der moralischen Werthe nöthig. Der Werth dieser Werthe ist selbst erst einmal in Frage zu stellen. Man hat bisher nicht daran gezweifelt, den Guten für höherwerthig als den Bösen anzusetzen, höherwerthig im Sinne der Förderung, Nützlichkeit, Gedeihlichkeit in Hinsicht auf den Menschen überhaupt, die Zukunft des Menschen eingerechnet. Wie? wenn das Umgekehrte die Wahrheit wäre? Wie? wenn im Guten ein Rückgangssymptom läge,

eine Gefahr, eine Verführung, ein Gift, ein Narcoticum, durch das etwa die Gegenwart auf Kosten der Zukunft lebte? Vielleicht behaglicher, ungefährlicher, aber auch in kleinerem Stile niedriger? So daß gerade die Moral daran Schuld wäre, wenn eine an sich mögliche höchste Mächtigkeit und Pracht des Typus Mensch niemals erreicht würde? So daß gerade die Moral die Gefahr der Gefahren wäre?"

Nietzsche beantwortet sich diese Fragen, die er in der Vorrede zu dem Buche „Zur Genealogie der Moral" aufwirft, indem er seine Vorstellung von der Entstehung der heutigen Moral entwickelt.

Am Anfange der menschlichen Gesittung sieht er „ein Raubthier, eine prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie." Diese „losgelassenen Raubthiere waren frei von jedem sozialen Zwange; in der Unschuld ihres Raubthiergewissens gingen sie als frohlockende Ungeheuer von einer scheußlichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Uebermuthe und seelischen Gleichgewichte davon, wie als ob nur ein Studentenstreich vollbracht sei." Die blonden Bestien bildeten die vornehmen Rassen. Sie fielen über die minder vornehmen Rassen her, überwanden sie und machten sie zu Sklaven. „Ein Rudel blonder Raubthiere, eine Eroberer- und Herren-Rasse, welche, kriegerisch organisirt" (man beachte dieses Wort „organisirt", wir werden darauf zurückzukommen haben) „mit der Kraft, zu organisiren, unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung legte, gründete den Staat. Jene Schwärmerei ist abgethan, welche ihn mit einem Vertrage beginnen ließ. Wer be-

fehlen kann, wer von Natur Herr ist, wer gewaltthätig in Werk und Geberde auftritt, was hat der mit Verträgen zu schaffen."

In dem derart entstandenen Staat gab es also eine Herren- und eine Sklaven-Rasse. Die Herren-Rasse schuf zuerst Moralbegriffe. Sie unterschied zwischen Gut und Böse; gut war ihr gleichbedeutend mit vornehm, schlecht mit gemein; als gut empfand sie alle ihre eigenen Eigenschaften, als schlecht die der unterworfenen Rasse. Gut war Härte, Grausamkeit, Stolz, Muth, Verachtung der Gefahr, Freude am Wagniß, äußerste Rücksichtslosigkeit, böse war „der Feige, der Aengstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende; ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Blicke, der Sich-Erniedrigende, die Hunde-Art von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeichler, vor Allem der Lügner." Das ist die Herren-Moral. Die Wurzel-Bedeutung der Worte, welche heute den Begriff „gut" ausdrücken, verräth, was man sich unter „gut" vorstellte, als noch die Herren-Moral herrschte: „Das lateinische bonus glaube ich als ‚den Krieger' auslegen zu dürfen: vorausgesetzt, daß ich mit Recht bonus auf ein älteres duonus zurückführe (vergleiche bellum = duellum = duen = lum, worin mir jenes duonus erhalten scheint). Bonus somit als Mann des Zwistes, der Entzweiung (duo), als Kriegsmann: man sieht, was im alten Rom an einem Manne seine ‚Güte' ausmachte."

Die unterworfene Rasse hat natürlich eine entgegengesetzte, die Sklaven-Moral. „Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des Mächtigen: er hat Skepsis und Mißtrauen, er hat Feinheit des Mißtrauens gegen alles ‚Gute', was dort geehrt wird. Umgekehrt werden die Eigenschaften hervorgezogen

und mit Licht übergoſſen, welche dazu dienen, Leidenden das Daſein zu erleichtern: hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren, denn das ſind hier die nützlichſten Eigenſchaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daſeins auszuhalten. Die Sklaven-Moral iſt weſentlich Nützlichkeits-Moral."

Eine Zeit lang beſtanden die Herren- und die Sklaven-Moral neben, richtiger unter einander. Da geſchah etwas Außerordentliches: die Sklaven-Moral erhob ſich wider die Herren-Moral, beſiegte und entthronte dieſe und ſetzte ſich an ihre Stelle. Es erfolgte eine neue Bewerthung aller Moralbegriffe. (In ſeinem irrſinnigen Kauderwälſch nennt Nietzſche dies eine „Umwerthung der Werthe".) Was früher, unter der Herren-Moral, für gut gegolten hatte, war jetzt böſe, und umgekehrt. Schwäche wurde ein Vorzug, Grauſamkeit ein Verbrechen, Selbaufopferung, Mitleid mit fremdem Leid, Selbſtloſigkeit, eine Tugend. Das iſt was Nietzſche den „Sklaven-Aufſtand in der Moral" nennt. „Die Juden haben jenes Wunderſtück der Umkehrung der Werthe zu Stande gebracht. Ihre Propheten haben ‚reich', ‚gottlos', ‚böſe', ‚gewaltthätig', ‚ſinnlich' in Eins geſchmolzen und zum erſtenmale das Wort ‚Welt' zum Schandwort gemünzt. In dieſer Umkehrung der Werthe (zu der es gehört, das Wort für ‚Arm' als ſynonym mit ‚Heilig' und ‚Freund' zu brauchen) liegt die Bedeutung des jüdiſchen Volks."

Der jüdiſche „Sklaven-Aufſtand der Moral" war eine Rache an der Herren-Raſſe, die die Juden lange bedrückt hatte, und das Werkzeug dieſer ungeheuern Rache war der Heiland.

„Hat Israel nicht gerade auf dem Umwege dieses ‚Erlösers', dieses scheinbaren Widersachers und Auflösers Israels,. das letzte Ziel seiner sublimen Rachsucht erreicht? Gehört es nicht in die geheime schwarze Kunst einer wahrhaft großen Politik der Rache, einer weitsichtigen, unterirdischen, langsam-greifenden und vorausrechnenden Rache, daß Israel selber das eigentliche Werkzeug seiner Rache vor aller Welt wie etwas Todfeindliches verleugnen und ans Kreuz schlagen mußte, damit ‚alle Welt', nämlich alle Gegner Israels unbedenklich gerade an diesem Köder anbeißen konnten? Und wüßte man sich andererseits, aus allem Raffinement des Geistes heraus, überhaupt noch einen gefährlichern Köder auszudenken? Etwas, das an verlockender, berauschender, betäubender, verderbender Kraft jenem Symbol des ‚heiligen Kreuzes' gleichkäme, jener schauerlichen Paradoxie eines ‚Gottes am Kreuze', jenem Mysterium einer unausdenkbaren letzten äußersten Grausamkeit und Selbstkreuzigung Gottes zum Heile des Menschen? Gewiß ist wenigstens, daß sub hoc signo Israel mit seiner Rache und Umwerthung aller Werthe bisher über alle anderen Ideale, über alle vornehmeren Ideale immer wieder triumphirt hat."

Ich muß auf diese Stelle die Aufmerksamkeit des Lesers ganz besonders hinlenken und ihn bitten, das Wortgeklapper und Geknarre in Vorstellung umzusetzen. Also: Israel wollte sich an aller Welt rächen und beschloß deshalb, den Heiland ans Kreuz zu schlagen und damit eine neue Moral zn schaffen. Wer war dieses Israel, das den Plan faßte und ausführte? War es ein Parlament, ein Amt, ein Herrscher, eine Volksversammlung? Wurde der Plan zuerst einer allgemeinen Berathung und Beschlußfassung unterzogen, ehe „Israel" an seine

Verwirklichung ging? Man muß sich den Vorgang, den Nietzsche als einen vorbedachten, gewollten und zielbewußten schildert, in allen sachlichen Einzelheiten klar zu vergegenwärtigen suchen, um den ganzen Irrsinn dieser Wortreihen deutlich zu sehen.

Seit dem jüdischen Sklavenaufstande der Moral ist das Leben auf Erden, das bis dahin mindestens für die Starken und Kühnen, für die Vornehmen, für die Herren, eine Wonne gewesen war, eine Qual geworden. Seit jenem Aufstand herrscht Unnatur, in welcher der Mensch sich verkleinert, schwächt, verpöbelt und allmälig entartet. Denn der Grundinstinkt des gesunden Menschen ist nicht Selbstlosigkeit und Mitleid, sondern Selbstsucht und Grausamkeit. „An sich kann ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts ‚Unrechtes' sein, insofern das Leben essentiell, nämlich in seinen Grundfunktionen verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungirt und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter. Eine Rechtsordnung . . . wäre ein lebensfeindliches Prinzip, eine Zerstörerin und Auflöserin des Menschen, ein Attentat auf die Zukunft des Menschen, ein Zeichen von Ermüdung, ein Schleichweg zum Nichts." „Man schwärmt jetzt überall, unter wissenschaftlichen Verkleidungen sogar, von kommenden Zuständen der Gesellschaft, denen der ausbeuterische Charakter abgehen soll. — Das klingt in meinen Ohren, als ob man ein Leben zu erfinden verspräche, welches sich aller organischen Funktionen enthielte. Die ‚Ausbeutung' gehört nicht einer verderbten oder unvollkommenen oder primitiven Gesellschaft an: sie gehört ins Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunktion."[1])

[1]) Diese alberne Sophistik, welche Leben mit Ausbeutung gleichsetzt, habe ich abgefertigt, noch ehe Nietzsche sie in den oben angeführten

Der Grundtrieb des Menschen ist also Grausamkeit. Für diese ist in der neuen Sklavenmoral kein Platz. Ein Grundtrieb läßt sich aber nicht ausrotten. Er bleibt lebendig und fordert seine Rechte. Man hat also eine Reihe von Ablenkungen für ihn gesucht. „Alle Instinkte, welche sich nicht nach Außen entladen, wenden sich nach Innen. Jene furchtbaren Bollwerke, mit denen sich die staatliche Organisation gegen die alten Instinkte der Freiheit schützte — die Strafen gehören vor Allem zu diesen Bollwerken — brachten zu Wege, daß alle jene Instinkte des wilden freien schweifenden Menschen sich rückwärts, sich gegen den Menschen selbst wandten. Die Feindschaft, die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, am Wechsel, an der Zerstörung — Alles das gegen

---

Stellen, „Zur Genealogie der Moral", S. 66 und „Jenseits von Gut und Böse", S. 228, vortrug. S. „Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit", 14. Aufl., S. 211 und 212: „Dieses Wort" (daß Eigenthum Diebstahl sei) „kann man nur dann richtig nennen, wenn man sich auf den sophistischen Standpunkt stellt, daß alles Seiende für sich selbst vorhanden ist und aus der Thatsache seines Daseins sein Recht, sich selbst anzuhören, schöpft. Bei einer solchen Anschauung stiehlt man allerdings den Grashalm, den man rupft, die Luft, die man athmet, den Fisch, den man angelt; aber dann stiehlt auch die Schwalbe, wenn sie eine Fliege schluckt, und der Engerling, wenn er sich in eine Baumwurzel einfrißt; dann ist überhaupt die Natur nur von Erzdieben bevölkert, dann stiehlt überhaupt Alles, was lebt, das heißt, von außen Stoffe, die ihm nicht gehören, in sich aufnimmt und sie organisch verarbeitet, und ein Platinblock, der nicht einmal aus der Luft etwas Sauerstoff entwendet, um sich zu oxydiren, wäre das einzige Beispiel von Ehrlichkeit auf unserer Erdkugel. Nein, Eigenthum, das vom Erwerb, das heißt vom Austausch eines bestimmten Maßes Arbeit gegen ein entsprechendes Maß von Gütern, herührt, ist nicht Diebstahl." Wenn man hier überall an Stelle von Diebstahl das von Nietzsche gebrauchte Wort Ausbeutung setzt, so hat man die Antwort auf seine Sophismen.

die Inhaber ſolcher Inſtinkte ſich wendend: das iſt der Urſprung des ‚ſchlechten Gewiſſens‘. Der Menſch, der ſich, aus Mangel an äußeren Feinden und Widerſtänden, eingezwängt in eine drückende Enge und Regelmäßigkeit der Sitte, ungeduldig ſelbſt zerriß, verfolgte, annagte, aufſtörte, mißhandelte, dies an den Gitterſtangen ſeines Käfigs ſich wundſtoßende Thier, das man ‚zähmen‘ will, dieſer Entbehrende und vom Heimweh der Wüſte Verzehrte, der aus ſich ſelbſt ein Abenteuer, eine Folterſtätte, eine unſichere und gefährliche Wildniß ſchaffen mußte — dieſer Narr, dieſer ſehnſüchtige und verzweifelte Gefangene wurde der Erfinder des ſchlechten Gewiſſens.“ „Jener Wille zur Selbſtpeinigung, jene zurückgetretene Grauſamkeit des innerlich gemachten, in ſich ſelbſt zurückgeſcheuchten Thiermenſchen, der das ſchlechte Gewiſſen erfunden hat, um ſich weh zu thun, nachdem der natürliche Ausweg dieſes Wehe-thun-wollens verſtopft war“, hat ſich auch den Begriff der Schuld und der Sünde gebildet. „Wir ſind die Erben der Gewiſſens-Viviſektion und Selbſt-Thierquälerei von Jahrtauſenden.“ Aber auch alle Rechtspflege, die Beſtrafung der „ſogenannten“ Verbrecher, die meiſte Kunſt, namentlich das Trauerſpiel, ſind Verkleidungen, in denen die Ur-Grauſamkeit ſich noch zeigen darf.

Die Sklavenmoral mit ihrem „asketiſchen Ideal“ der Selbſtunterdrückung und Verachtung des Lebens und mit ihrer qualvollen Erfindung des Gewiſſens hat zwar den Sklaven geſtattet, an ihren Herren Rache zu nehmen, ſie hat auch die gewaltigen Raubthier-Menſchen gebändigt und den Kleinen und Schwachen, dem Pöbel, den Herdenthieren, beſſere Daſeins-Bedingungen verſchafft, aber der Menſchheit im Ganzen

hat sie geschadet, indem sie die freie Entwickelung gerade des höchsten Menschentypus hemmte. „Die Gesammt-Entartung des Menschen hinab bis zu dem, was heute den sozialistischen Tölpeln und Flachköpfen als ihr ‚Mensch der Zukunft' erscheint, — als ihr Ideal! — diese Entartung und Verkleinerung des Menschen zum vollkommenen Herdenthiere (oder, wie sie sagen, zum Menschen der ‚freien Gesellschaft'), diese Verthierung des Menschen zum Zwergthiere der gleichen Rechte und Ansprüche" ist das Zerstörungs-Werk der Sklavenmoral. Um die Menschheit zu höchster Pracht zu züchten, muß man zur Natur zurückkehren, zur Herren-Moral, zur Entfesselung der Grausamkeit. „Das Wohl der Meisten und das Wohl der Wenigsten sind entgegengesetzte Werthgesichtspunkte; an sich schon den erstern für den höherwerthigen zu halten wollen wir der Naivetät englischer Biologen überlassen." „Gegenüber der alten Lügen-Losung vom Vorrecht der Meisten, gegenüber dem Willen zur Niederung, zur Erniederung, zur Ausgleichung, zum Abwärts und Abendwärts des Menschen" müssen wir „die furchtbare und entzückende Gegenlosung vom Vorrecht der Wenigsten" erschallen lassen. „Wie ein letzter Fingerzeig zum andern Wege erschien Napoleon, jener einzelnste und späteste geborene Mensch, den es jemals gab, und in ihm das fleischgewordene Problem des vornehmen Ideals an sich, Napoleon, diese Synthesis von Unmensch und Uebermensch."

Der geistig freie Mensch muß „jenseits von Gut und Böse" stehen; diese Begriffe gibt es für ihn nicht; er prüft seine Triebe und Handlungen auf den Werth, den sie für ihn selbst, nicht auf den, welchen sie für die Anderen, die Herde, haben; er thut, was ihm Lust schafft, auch dann, besonders dann,

wenn es Andere quält und ſchädigt, ja vernichtet; für ihn gilt die geheime Lebensregel der alten Aſſaſſinen: „Nichts iſt wahr, Alles iſt erlaubt.“ Mit dieſer neuen Moral wird die Menſchheit endlich den Uebermenſchen hervorbringen können: „So finden wir als reifſte Frucht an ihrem Baum das ſouveräne Individuum, das nur ſich ſelbſt gleiche, das von der Sittlichkeit der Sitte wieder losgekommene, das autonome überſittliche Individuum (denn ‚autonom‘ und ‚ſittlich‘ ſchließt ſich aus), kurz den Menſchen des eignen unabhängigen langen Willens.“ Dithyrambiſch iſt derſelbe Gedanke in „Zarathuſtra“ ausgedrückt: „Der Menſch iſt böſe, — ſo ſprachen mir zum Troſte alle Weiſeſten. Ach, wenn es heute nur noch wahr iſt! Denn das Böſe iſt des Menſchen beſte Kraft. Der Menſch muß beſſer und böſer werden, ſo lehre ich. Das Böſeſte iſt nöthig zu des Uebermenſchen Beſten. Das mochte gut ſein für jenen Prediger der kleinen Leute, daß er litt und trug an des Menſchen Sünde. Ich aber freue mich der großen Sünde als meines großen Troſtes.“

Dies iſt die Moral-Philoſophie Nietzſches, wie ſie ſich, unter Vernachläſſigung der Widerſprüche, aus einzelnen übereinſtimmenden Stellen ſeiner verſchiedenen Bücher (namentlich „Menſchliches Allzumenſchliches“, „Jenſeits von Gut und Böſe“ und „Zur Genealogie der Moral“) ergibt. Ich will ſie einen Augenblick lang ernſt nehmen und an ihr Kritik üben, ehe ich ihr die eigenen ſchnurſtracks entgegengeſetzten Behauptungen Nietzſches gegenüberſtelle.

Zuerſt die anthropologiſche Behauptung. Der Menſch ſoll urſprünglich ein frei ſchweifendes einſames Raubthier geweſen ſein, deſſen Urtrieb Selbſtſucht und Abweſenheit jeder Rückſicht

auf die Artgenoſſen war. Dieſe Behauptung widerſpricht Allem, was wir von den Anfängen der Menſchheit wiſſen. Die Kjökkenmöddinge oder Küchenabfälle des quaternären Menſchen in Dänemark, die Steenſtrup entdeckt und erforſcht hat, haben ſtellenweiſe eine Mächtigkeit von drei Metern und müſſen von einer ſehr zahlreichen Horde herrühren. Die Lager von Pferdeknochen bei Solutré ſind ſo gewaltig, daß der Gedanke ganz ausgeſchloſſen iſt, ein einzelner Jäger oder ſelbſt eine nicht ſehr große Gruppe von verbündeten Jägern habe ſo viele Pferde an eine Stelle zuſammentreiben und tödten können. So weit wir in die Vorgeſchichte zurückblicken, zeigt uns jeder Fund den Urmenſchen als ein Herdenthier, das ſich unmöglich hätte erhalten können, wenn es nicht die Triebe beſeſſen hätte, welche die Vorausſetzung des Lebens in Gemeinſchaft ſind, alſo Mitgefühl (Sympathie), Zuſammengehörigkeitsgefühl und einen gewiſſen Grad von Selbſtloſigkeit. Dieſe Triebe finden wir ſchon bei den Affen und wenn ſie gerade bei den menſchenähnlichſten, dem Orang-Utang und Gibbon, zu fehlen ſcheinen, ſo iſt dies manchen Forſchern ein genügender Beweis, daß dieſe Thiere entartet und im Ausſterben begriffen ſind. Es iſt alſo nicht wahr, daß der Menſch zu irgend einer Zeit eine „einſam ſchweifende Beſtie“ geweſen iſt.

Nun die geſchichtliche Behauptung. Zuerſt ſoll bei den Menſchen die Herren-Moral geherrſcht haben, welcher jede ſelbſtſüchtige Gewaltthat gut, jede Selbſtloſigkeit böſe ſchien. Die umgekehrte Bewerthung der Handlungen und Gefühle ſoll das Werk eines „Sklaven-Aufſtandes“ ſein. Die Juden ſollen das „asketiſche Ideal“, das heißt die Moral der Bekämpfung aller Begierden, der Verachtung aller Fleiſchesluſt, des Mitleids und

der Nächstenliebe, erfunden haben, um sich an ihren Bedrückern, den Herren, den „blonden Bestien", zu rächen. Den Wahnsinn dieser Vorstellung einer bewußten und gewollten Rachehandlung des Judenvolkes habe ich schon oben gezeigt. Aber ist es denn wahr, daß unsere heutige Moral mit ihren Begriffen von Gut und Böse eine Erfindung der Juden ist und daß sie gegen „blonde Bestien" gerichtet, ein Unternehmen von Sklaven gegen ein Herren-Volk war? Die Hauptlehren der heutigen mit Unrecht christlich genannten Moral sind sechs Jahrhunderte vor der Entstehung des Christenthums im Buddhismus ausgedrückt. Buddha predigte sie, kein Sklave, sondern ein Königssohn, und sie wurden die Sittenlehre nicht der Sklaven, nicht der Unterdrückten, sondern gerade des Herrenvolkes, der Brahmanen, der eigentlichen Ariya. Hier sind einige der buddhistischen Sittenlehren, aus dem indischen „Dhammapada" [1]) und dem chinesischen „Fo-sho-hing-tsan-king" [2]) geschöpft: „Sprich zu Niemand hart" (Dhammapada, Vers 133). „Laß uns glücklich leben; die nicht hassen, die uns hassen; inmitten derjenigen, die uns hassen, wollen wir frei von Haß weilen" (V. 197). „Weil er Mitleid mit jedem lebenden Wesen hat, wird ein Mensch Ariya (heilig) genannt" (V. 270). „Bewache deine Gedanken" (V. 327). „Gut ist Selbstbeherrschung in Allem" (V. 361). „Den nenne ich einen Brahmana, der, obschon

---

[1]) The sacred books of the East. Translated by various Oriental Scholars and edited by F. Max Müller. The Clarendon Press, Oxford. First Series. Vol. X: Dhammapada, by F. Max Müller, and Sutta-Nipâta, by V. Fausböll. (Eine billigere Ausgabe des „Dhammapada" ist die von S. Beal. London, 1878.)

[2]) The sacred books of the East etc. Vol. XIX: Fo-sho-hing-tsan-king, by Rev. S. Beal.

frei von jedem Vergehen, geduldig Vorwürfe, Feſſeln und Schläge erleidet" (V. 399). „Sei gütig zu Allem, was da lebt" (Fo-ſho-hing-tſan-king, V. 2024). „Beſiege deinen Feind mit Gewalt, ſo ſteigerſt du ſeine Feindſchaft; beſiege ihn mit Liebe und du ernteſt keinen nachträglichen Schmerz" (V. 2241). Iſt das nun Sklaven- oder Herrenmoral? Iſt es die Anſchauung ſchweifender Raubthiere oder die von mitleidigen, ſelbſtloſen Geſellſchaftsmenſchen? Und dieſe Anſchauung iſt nicht in Paläſtina entſtanden, ſondern in Indien, gerade unter dem Volke der ariſchen Eroberer, die eine untergeordnete Raſſe beherrſchten, in China, wo damals überhaupt keine Eroberer-Raſſe über einer unterjochten ſaß. Selbſtaufopferung für Andere, Mitleid und Mitgefühl ſoll jüdiſche Sklavenmoral ſein. War der heldenmüthige Affe, von dem Darwin[1]) nach Brehm erzählt, ein jüdiſcher Sklave, der ſich gegen das Herrenvolk blonder Beſtien auflehnte?

Bei der „blonden Beſtie" denkt Nietzſche offenbar an die Germanen der Wanderzeit. Sie haben ihm die Vorſtellung des ſchweifenden Raubthiers eingegeben, das über ſchwächere Menſchen herfällt, um an ihnen ſeine Triebe von Blutdurſt und Zerſtörung wollüſtig zu ſtillen. Dieſes Raubthier hat ſich nie

---

[1]) Charles Darwin, Die Abſtammung des Menſchen und die geſchlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Engliſchen überſetzt von J. Viktor Carus. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Stuttgart, 1875. 1. Band, S. 130: „ . . . Alle Paviane waren wieder auf die Höhen hinaufgeſtiegen mit Ausnahme eines jungen, ungefähr ſechs Monate alten, welcher laut um Hilfe rufend einen Felsblock erkletterte und" (von den Hunden) „umringt wurde. Jetzt kam eines der größten Männchen, ein wahrer Held, nochmals vom Hügel herab, ging langſam zu dem jungen, liebkoſte ihn und führte ihn triumphirend weg; — die Hunde waren zu ſehr erſtaunt, um ihn anzugreifen."

auf Verträge eingelassen. „Wer gewaltthätig in Werk und Geberde auftritt, was hat der mit Verträgen zu schaffen.“ [1]) Nun denn: die Geschichte lehrt uns, daß die „blonde Bestie“, das heißt der Germane der Wanderzeit, der noch nicht vom „Sklavenaufstand in der Moral“ berührt war, ein starker, aber friedliebender Bauer war, der Krieg führte, nicht um in Mord zu schwelgen, sondern um Ackerland zu erhalten, und der immer zuerst friedliche Verträge zu schließen suchte, ehe er nothgedrungen zum Schwerte griff. [2]) Und dieselbe „blonde Bestie“ hat lange, ehe die Kunde vom „asketischen Ideal“ des Juden-Christenthums sie erreichte, den Begriff der Gefolgstreue zur höchsten Kraft entwickelt, das heißt die Anschauung, daß es für einen Menschen ruhmvoll sei, sich ganz des eigenen Ichs zu entäußern, Ehre nur als Abglanz der Ehre eines Andern zu kennen, dem man sich zu Eigen gegeben, und das Leben für den Häuptling zu opfern!

---

[1]) Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. Zweite Auflage. Leipzig, 1892. S. 80.

[2]) Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Erster Band. Aus dem Mittelalter. Leipzig, 1872. S. 42ff: „Der römische Consul Papirius Carbo . . . verbietet den Fremden“ (den Kimbrern und Teutonen!) „den Aufenthalt, weil die Einwohner Gastfreunde der Römer seien. Die Fremden entschuldigen sich, sie haben nicht gewußt, daß die Eingeborenen unter römischem Schutze stehen, und sie sind bereit, das Land wieder zu verlassen. . . Die Kimbrer suchen nicht den Kampf, sie senden zum Consul Silanus und bitten dringend, ihnen Land anzuweisen, sie wollen dafür den Römern Kriegsdienste thun. . . Wieder brechen die Fremden nicht in römisches Gebiet ein, sondern sie senden eine Gesandtschaft an den Senat und wiederholen die Bitte um Landanweisung. . . Zum Führer des andern Heeres sandten jetzt die siegreichen Germanen aufs Neue eine Botschaft, zum dritten Mal suchten sie Frieden, baten um Land und um Saatkorn.“

Das Gewiſſen ſoll die „nach Innen gekehrte Grauſamkeit“ ſein. Der Menſch, dem Wehthun, dem Quälen und Zerfleiſchen ein nicht zu unterdrückendes Bedürfniß iſt, ſtillt es an ſich ſelbſt, da er es nicht mehr an Anderen befriedigen darf.[1]) Wenn dies wahr wäre, ſo müßte der anſtändige, der tugendhafte Menſch, der dem angeblichen Urtrieb des Wehthuns nie durch ein Verbrechen an Anderen ein Genügen gethan, am Heftigſten gegen ſich ſelbſt wüthen, er müßte alſo von allen Menſchen das ſchlechteſte Gewiſſen haben. Umgekehrt müßte der Verbrecher, der ſeinen Urtrieb nach Außen kehrt, es alſo nicht nöthig hat, in Selbſtzerfleiſchung Befriedigung zu ſuchen, im herrlichſten Frieden mit ſeinem Gewiſſen leben. Stimmt dies nun mit der Beobachtung überein? Hat man jemals erlebt, daß ein rechtſchaffener Menſch, der dem Triebe zur Grauſamkeit nie nachgegeben hat, an Gewiſſensbiſſen leidet? Sind dieſe nicht im Gegentheil gerade bei Jenen zu beobachten, die ihrem Triebe nachhingen, die gegen Andere grauſam geweſen ſind, alſo jene Sättigung ihrer Gier bereits erlangt haben, welche das böſe Gewiſſen ihnen nach Nietzſche gewähren ſoll? Nietzſche ſagt[2]): „Der echte Gewiſſensbiß iſt gerade unter Verbrechern und Sträflingen etwas äußerſt Seltenes, die Gefängniſſe, die Zuchthäuſer ſind nicht die Brutſtätten, an denen dieſe Species von Nagewurm mit Vorliebe gedeiht,“ und glaubt damit einen Beweis für ſeine Behauptung beigebracht zu haben. Aber die Zuchthäusler haben durch das Verüben von Verbrechen gezeigt, daß bei ihnen der Trieb zum Böſen beſonders ſtark entwickelt iſt; im Gefängniß werden ſie gewalt-

[1]) Zur Genealogie der Moral, S. 79.
[2]) Zur Genealogie der Moral, S. 73.

ſam daran verhindert, ſich ihrem Triebe hinzugeben; gerade bei ihnen müßte alſo die Selbſtzerfleiſchung durch Gewiſſensbiſſe außergewöhnlich heftig ſein, und doch iſt unter ihnen „der Gewiſſensbiß etwas äußerſt Seltenes“! Man ſieht, daß die Aufſtellung Nietzſches ein delirirender Einfall iſt und ſonſt nichts und daß ſie nicht werth iſt, auch nur einen Augenblick lang gegen die von allen Moralphiloſophen angenommene Deutung des Gewiſſens, die Darwin geboten hat,[1]) ernſtlich abgewogen zu werden.

Das philologiſche Argument. Bonus ſoll urſprünglich duonus gelautet, alſo den „Mann des Zwiſtes, der Entzweinng, (duo), den Kriegsmann“[2]) bedeutet haben. Den Beweis für die ältere Form duonus bietet „bellum = duellum = duen-lum.“ Nun kommt duen-lum aber nirgends vor, ſondern iſt eine freie Erfindung Nietzſches, ebenſo wie duonus. Man bewundere dieſe Methode: er erfindet ein Wort „duonus“, das es nicht gibt, und begründet es mit dem Worte duen-lum, das es ebenſo wenig gibt, das ebenfalls aus der Einbildung geſchöpft iſt. Die Philologie, die Nietzſche da entfaltet, ſteht auf der

---

[1]) Ch. Darwin, a. a. O. S. 127: „Sobald die geiſtigen Fähigkeiten ſich hoch entwickelt haben, durchziehen Bilder aller vergangenen Handlungen und Beweggründe unaufhörlich das Gehirn eines jeden Individuums, und jenes Gefühl des Unbefriedigtſeins, welches . . . unabänderlich die Folge irgend eines unbefriedigten Inſtinkts iſt, wird entſtehen, ſo oft bemerkt wird, daß der andauernde und ſtets gegenwärtige ſoziale Inſtinkt irgend einem andern zu der Zeit ſtärkern, aber weder ſeiner Natur nach dauernden, noch einen ſehr lebhaften Eindruck zurücklaſſenden Inſtinkte nachgegeben hat. Offenbar ſind viele inſtinktive Begierden, wie die des Hungers, ihrer Natur nach nur von kurzer Dauer und werden, wenn ſie einmal befriedigt ſind, nicht leicht und nicht lebendig vor die Seele zurückgerufen.“ U. ſ. w.

[2]) Zur Genealogie der Moral, S. 9.

Höhe derjenigen, welche die ſchöne und überzeugende Ableitungs-Reihe alopex = lopex = pex = pix = pux = fechs = fichs = Fuchs geſchaffen hat. Nietzſche iſt ungemein ſtolz auf ſeine Entdeckung, daß der Begriff der Schuld von dem ſehr engen und ſtofflichen Begriff der Schulden abgeleitet iſt.[1]) Geſetzt, das wäre richtig. Was hätte er damit für ſeine Theorie gewonnen? Dies würde nur beweiſen, daß der urſprünglich roh ſachliche und beſchränkte Begriff ſich im Laufe der Zeit erweitert, vertieft und vergeiſtigt hat. Wem iſt es je eingefallen, dieſen Vorgang zu beſtreiten? Wer, der ſich auch nur ein wenig in der Sittengeſchichte umgethan hat, weiß nicht, daß die Begriffe ſich entwickeln? Hat man denn etwa unter Liebe und Freundſchaft in der Urzeit die feinen und vielfältigen Seelenzuſtände verſtanden, welche dieſe Worte heute für uns ausdrücken? Es mag ſein, daß die erſte Schuld, deren Menſchen ſich bewußt waren, die Verpflichtung zur Erſtattung eines Darlehns war. Aber auch die Schuld im Sinne einer Sach-Verpflichtung kann nicht unter „blonden Beſtien“, unter „grauſamen Raubthieren“ entſtehen. Sie ſetzt bereits ein Vertrags-Verhältniß, die Anerkennung eines Eigenthumsrechts, die Achtung einer fremden Individualität voraus, ſie iſt nicht möglich, wenn nicht beim Darleiher die Neigung, einem Nebenmenſchen gefällig zu ſein, und das Vertrauen zu deſſen Bereitwilligkeit, die Wohlthat zu vergelten, beim Borger die freiwillige Unterwerfung unter die unangenehme Nothwendigkeit des Bezahlens vorhanden iſt. Und alle dieſe Gefühle ſind ja bereits Moral, einfache, aber echte Moral, die richtige „Sklaven-

[1]) Zur Genealogie der Moral, S. 48.

Moral“ der Pflicht, der Rücksicht, des Mitgefühls, der Selbstbeschränkung, nicht die „Herren-Moral“ der Selbstsucht, des Raubes, der grausamen Gewaltthat, der schrankenlosen Begierde! Wenn selbst einzelne Worte wie das deutsche „schlecht“ (schlicht) heute das Gegentheil ihres ursprünglichen Sinnes bedeuten, so erklärt sich dies nicht aus einer fabelhaften „Umwerthung der Werthe“, sondern ungezwungen und einleuchtend aus der Abelschen Theorie des „Gegensinns der Urworte“. Derselbe Laut diente ursprünglich zur Bezeichnung der beiden Gegensätze desselben Begriffs, die nach dem Gesetze der Ideen-Association immer gleichzeitig im Bewußtsein auftreten, und erst im spätern Leben der Sprache wurde das Wort zum ausschließlichen Träger des einen oder des andern der gegensätzlichen Begriffe. Diese Erscheinung hängt mit einer Aenderung in der sittlichen Bewerthung der Gefühle und Handlungen nicht im Entferntesten zusammen.

Das biologische Argument. Die herrschende Moral soll zwar die Lebensaussichten der Herdenthiere verbessern, aber gerade der Erzüchtung des höchsten Menschentypus abträglich sein, also im Ganzen die Menschheit schädigen, da sie die Gattung verhindert, sich zur vollkommensten Bildung zu steigern, also ihr mögliches Ideal zu erreichen. Der vollkommenste Menschentypus wäre mithin nach Nietzsche das „prachtvolle Raubthier“, der „lachende Löwe“, der alle seine Begierden ohne Rücksicht auf Gut oder Böse befriedigen könnte. Die Beobachtung lehrt, daß diese Aufstellung ein Blödsinn ist. Alle die geschichtlich bekannten „Uebermenschen“, die ihren Trieben die Zügel schießen ließen, waren entweder von vornherein Kranke oder sie wurden krank. Die berühmten Verbrecher, — und Nietzsche rechnet diese ja

ausdrücklich unter die Uebermenſchen[1]) — zeigten faſt ohne Ausnahme die körperlichen und geiſtigen Stigmate, die ſie als Entartete kennzeichneten, alſo als Krüppel oder Rückſchlag-Erſcheinungen, nicht als höchſte Entwickelungen und Blüthen, und die Cäſaren, deren ungeheuerliche Selbſtſucht ſich an der ganzen Menſchheit mäſten konnte, verfielen dem Wahnſinn, den man doch auch ſchwerlich als einen Idealzuſtand der Gattung wird bezeichnen wollen. Daß das „prachtvolle Raubthier“ der Art ſchadet, daß es zerſtört und verwüſtet, gibt Nietzſche ohne Weiteres zu; aber was liegt an der Art? Sie iſt ja nur dazu da, die volle Entfaltung einzelner Uebermenſchen zu ermöglichen und deren ausſchweifendſte Bedürfniſſe zu befriedigen[2]). Allein das „prachtvolle Raubthier“ ſchadet ſich ſelbſt, es wüthet gegen ſich ſelbſt, es vernichtet ſich ſelbſt, und das kann doch unmöglich eine nützliche Wirkung hochgezüchteter Eigenſchaften ſein! Die biologiſche Wahrheit iſt, daß beſtändige Selbſtzügelung eine Lebensnothwendigkeit der Stärkſten wie der Schwächſten iſt. Sie iſt die Thätigkeit der höchſten, menſchlichſten Hirnzentren. Werden dieſe nicht geübt, ſo verkümmern

---

[1]) Jenſeits von Gut und Böſe, S. 91: „Der Verbrecher iſt häufig genug ſeiner That nicht gewachſen: er verkleinert und verleumdet ſie. — Die Advokaten eines Verbrechers ſind ſelten Artiſten genug, um das ſchöne Schreckliche der That zu Gunſten ihres Thäters zu wenden.“

[2]) „Ein Volk iſt der Umſchweif der Natur, um zu ſechs, ſieben großen Männern zu kommen.“ S. auch: „Das weſentliche an einer guten und geſunden Ariſtokratie iſt, daß ſie ſich *nicht* als Funktion, (ſei es des Königthums, ſei es des Gemeinweſens) ſondern als deſſen *Sinn* und höchſte Rechtfertigung fühlt, — daß ſie deshalb mit gutem Gewiſſen das Opfer einer Unzahl Menſchen hinnimmt, welche *um ihretwillen* zu unvollſtändigen Menſchen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müſſen.“ Jenſeits von Gut und Böſe, S. 226.

sie, das heißt, der Mensch hört auf, Mensch zu sein; der angebliche „Uebermensch“ wird zum Untermenschen, anders gesagt zum Vieh; durch die Lockerung oder Aufhebung der Hemmungs-Vorrichtungen im Gehirn verfällt der Organismus unrettbar der Anarchie seiner Bestandtheile und diese führt mit größter Sicherheit zum Untergang, zu Krankheit, Wahnsinn und Tod, selbst wenn von der Außenwelt gar kein Widerstand gegen die toll gewordene Selbstsucht des zügellosen Individuums erfolgt, was undenkbar ist.

Was bleibt nun von dem ganzen System Nietzsches aufrecht? Wir haben es als eine Sammlung verrückter Behauptungen und windiger Redensarten erkannt, die man eigentlich gar nicht ernst anfassen kann, da sie kaum die Festigkeit der Ringelwölkchen einer Zigarre besitzen. Nietzsches Jünger murmeln immer von der „Tiefe“ seiner Moralphilosophie und bei ihm selbst ist das Wort „tief“ und „Tiefe“ ein geistiger Tic, der sich fortwährend aufs Unleidlichste wiederholt[1]). Wenn

---

[1]) Hier nur einige Beispiele, die leicht (die Zahl buchstäblich, nicht als bildliche Uebertreibung genommen!) verhundertfacht werden könnten: Jenseits von Gut und Böse, S. 63: „Es ist der Orient, der tiefe Orient. . .“ S. 239: „Solche Bücher der Tiefe und der letzten Bedeutsamkeit. . .“ S. 248: „Das tiefe Leiden macht vornehm.“ „Eine Tapferkeit des Geschmacks, welche sich gegen alles Traurige und Tiefe zur Wehre setzt.“ S. 249: „Irgend eine Brunst und Durstigkeit, welche die Seele beständig ins . . . Helle, Glänzende, Tiefe, Feine treibt.“ S. 256: „Einen Geruch ebensosehr der Tiefe“ (!) „als des Moders. . .“ S. 260: „Still zu liegen wie ein Spiegel, daß sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele.“ S. 262: „Ich denke oft nach, wie ich ihn“ (den Menschen) stärker, böser und tiefer mache.“ Also sprach Zarathustra, 1. Theil, S. 71: „Aber du Tiefer, du leidest zu tief auch an kleinen Wunden.“ 2. Th. S. 52: „Unerschütterlich ist meine Tiefe: aber sie glänzt von schwimmenden Räthseln und Gelächtern (!!).“ S. 64: „Und dieß heißt mir Erkenntniß: alles Tiefe soll hinauf — zu meiner Höhe.“ S. 70:

man ſich aber dieſer „Tiefe“ mit der Abſicht nähert, ſie zu ermeſſen, ſo traut man ſeinen Augen kaum. Nietzſche hat keinen einzigen ſeiner ſogenannten Gedanken bis zu Ende gedacht. Keine einzige ſeiner wilden Behauptungen iſt nur fingerbreit unter die alleräußerſte Oberfläche geführt, damit ſie mindeſtens dem ſchwächſten Anblaſen widerſtehen könne. Die ganze Geſchichte der Philoſophie verzeichnet wahrſcheinlich kein zweites Beiſpiel, daß man ſich erfrecht hätte, derartige Eiſenbahnunterhaltungs-Scherze und Theetiſch-Schöngeiſterei für Philoſophie und nun gar für „tiefe“ Philoſophie auszugeben. Nietzſche ſieht das Moral-Problem gar nicht, um das er doch zehn Bände hindurch herumſchwatzt. Vernünftiger Weiſe kann dieſes Problem nur lauten: Können die menſchlichen Handlungen in gute und böſe getheilt werden? warum ſollen die einen gut, die anderen böſe ſein? was ſoll den Menſchen zwingen, die guten zu thun und die böſen zu unterlaſſen?

Nietzſche thut, als leugnete er die Berechtigung einer Klaſſifikation der menſchlichen Handlungen nach ſittlichen Geſichtspunkten. „Nichts iſt wahr, Alles iſt erlaubt“ [1]). Es gibt kein Gut und kein Böſe. Es iſt ein Aberglaube und Erb-Vorurtheil, an dieſen künſtlichen Begriffen feſtzuhalten. Er ſelbſt ſteht „jenſeits von Gut und Böſe“ und er ladet die „freien Geiſter,“ die „guten Europäer“ ein, ihm auf dieſen

---

„Sie dachten nicht genug in die Tiefe.“ 3. Th. S. 22: „Die Welt iſt tief —: und tiefer als je der Tag gedacht hat.“ 4. Th. S. 129: „Was ſpricht die tiefe Mitternacht? . . . Aus tiefem Traum bin ich erwacht. Die Welt iſt tief und tiefer als der Tag gedacht. Tief iſt ihr Weh. Luſt — tiefer noch als Herzeleid. Alle Luſt . . . will tiefe, tiefe Ewigkeit“ u. ſ. w.

[1]) Zur Genealogie der Moral, S. 167.

Standpunkt zu folgen. Und gleich darauf ſpricht dieſer „jenſeits von Gut und Böſe“ ſtehende „freie Geiſt“ mit größter Unbefangenheit von den „ariſtokratiſchen Tugenden“[1]) und von der „Herrenmoral“. Es gibt alſo Tugenden? Es gibt alſo eine Moral, wenn ſie auch der herrſchenden entgegengeſetzt iſt? Wie verträgt ſich das mit der Leugnung aller Moral? Die Handlungen der Menſchen ſind alſo nicht gleichwerthig? Man kann alſo unter ihnen gute und böſe unterſcheiden? Nietzſche unternimmt es alſo, ſie zu klaſſifiziren, die einen als Tugenden, „Ariſtokraten-Tugenden“, die anderen als Sklaven-Handlungen zu bezeichnen, die für die „Herren, die Befehlenden“ ſchlecht, alſo laſterhaft ſeien — wie kann er da noch behaupten, daß er „jenſeits von Gut und Böſe“ ſteht? Er ſteht ja mitten inne zwiſchen Gut und Böſe, nur daß er ſich den albernen Scherz erlaubt, das böſe zu nennen, was wir gut heißen, und umgekehrt, eine Geiſtesthat, zu der wahrhaftig jedes ungezogene und boshafte Kind von vier Jahren fähig iſt.

Dieſes erſte und erſtaunlichſte Nichtbegreifen ſeines eigenen Standpunktes iſt ſchon ein gutes Beiſpiel ſeiner „Tiefe“. Doch weiter. Als einen Hauptbeweis dafür, daß es eine Moral überhaupt nicht gibt, führt er das an, was er „die Umwerthung der Werthe“ nennt. Einſt ſoll gut geweſen ſein, was jetzt für ſchlecht gilt, und umgekehrt. Wir haben geſehen,

---

[1]) Jenſeits von Gut und Böſe, S. 159: „Unſere Tugenden? — Es iſt wahrſcheinlich, daß auch wir noch unſere Tugenden haben, ob es ſchon billigerweiſe nicht jene treuherzigen und vierſchrötigen Tugenden ſein werden, um derentwillen wir unſere Großväter in Ehren, aber auch ein wenig uns vom Leibe halten.“ S. 154: „Der ſoll der Größte ſein: . . . der Menſch jenſeits von Gut und Böſe, der Herr ſeiner Tugenden.“ Alſo: „jenſeits von Gut und Böſe“ und dennoch „Tugenden“!

daß dieſe Vorſtellung eine delirirende und delirirend ausgedrückt iſt[1]). Aber geſetzt ſelbſt, Nietzſche hätte Recht: wir wollen einmal auf den Wahnſinn eingehen und annehmen, der „Sklavenaufſtand in der Moral" habe ſtattgefunden. Was wäre damit für ſeinen Grundgedanken gewonnen? Eine „Umwerthung der Werthe" würde nichts gegen den Beſtand einer Moral überhaupt beweiſen, denn ſie läßt ja den Begriff des Werthes ſelbſt gänzlich unangetaſtet. Danach gibt es Werthe, nur daß einmal dieſe, dann wieder jene Gattung von Handlungen den Rang von Werthen erhält. Die Thatſache, daß die Anſchauungen über das, was ſittlich oder unſittlich iſt, im Laufe der Geſchichte ſich geändert haben, daß ſie ſich fortwährend ändern, daß ſie ſich auch künftig ändern werden, wird von keinem Sittengeſchichtſchreiber geleugnet. Ihre Anerkennung iſt ein Gemeinplatz geworden. Wenn Nietzſche ſie für ſeine Entdeckung hält, ſo verdient er einfach, daß ihm ein Dorfſchullehrer-Gehilfe papierene Eſelsohren aufſetze. Aber wie ſoll die Entwickelung, die Aenderung der Moralbegriffe der Grund-Thatſache des Vorhandenſeins von Moralbegriffen überhaupt widerſprechen? Sie widerſpricht ihr nicht nur nicht, ſie beſtätigt ſie ja ſogar! Sie hat ſie ja zur nothwendigen Vorausſetzung! Eine Aenderung der Moralbegriffe iſt doch nur mög-

[1]) Zur Genealogie der Moral, S. 79: „Zur Vorausſetzung dieſer Hypotheſe über den Urſprung des ſchlechten Gewiſſens" (durch die „Umwerthung der Werthe" und den „Sklavenaufſtand in der Moral") „gehört, . . . daß jene Veränderung keine allmälige, keine freiwillige war und ſich nicht als ein organiſches Hineinwachſen in neue Bedingungen darſtellte, ſondern als ein Bruch, ein Sprung, ein Zwang." Alſo nicht nur wurde das das Gute, was früher das Böſe war, ſondern dieſe „Umwerthung" fand auch ſogar plötzlich ſtatt, ſie wurde eines Tages obrigkeitlich angeordnet!

lich, wenn es Moralbegriffe gibt, das aber ist ja gerade das Problem: „Gibt es Moralbegriffe?“ Dieser ersten und einzig wichtigen Frage kommt Nietzsche mit all seinem Wortgesprudel über die „Umwerthung der Werthe“ und den „Sklavenaufstand in der Moral“ gar nicht nahe.

Er wirft der Sklavenmoral in verächtlichem Tone vor, daß sie eine Nützlichkeits-Moral sei[1]), und er bemerkt nicht, daß er seine „vornehmen Tugenden“, welche die „Herren-Moral“ ausmachen, doch auch nur darum preist, weil sie dem Individuum, dem „Uebermenschen“, zuträglich sind[2]). Ist denn „zuträglich sein“ und „nützlich sein“ nicht ganz genau dasselbe? Ist nicht also die Herren-Moral ganz genau ebenso eine Nützlichkeits-Moral wie die Sklaven-Moral? Und das sieht der „tiefe“ Nietzsche nicht! Und dafür, daß sie die „Nützlichkeits-moral“ gefunden haben, verspottet er die englischen Moralisten![3])

---

[1]) Jenseits von Gut und Böse, S. 232: „Die Sklaven-Moral ist wesentlich Nützlichkeits-Moral.“

[2]) Die fröhliche Wissenschaft, S. 32: „In Wahrheit sind aber die bösen Triebe in eben so hohem Grade zweckmäßig, arterhaltend und unentbehrlich wie die guten: — nur ist ihre Funktion eine verschiedene.“ Zur Genealogie der Moral, S. 21: „Auf dem Grunde aller . . . vornehmen Rassen ist das Raubthier; . . . es bedarf für diesen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildniß zurück.“ Das heißt: dies ist zu seiner Gesundheit nothwendig, ihm also zuträglich.

[3]) Zur Genealogie u. s. w., S. 6: „Welchen Unfug aber dieses“ (das demokratische) „Vorurtheil . . . anrichten kann, zeigt der berüchtigte“ (!) „Fall Buckles. Der Plebejismus des modernen Geistes, der englischer Abkunft ist, brach da wieder einmal . . . heraus.“ Jenseits von G. und B., S. 212: „Es gibt Wahrheiten, die am besten von mittelmäßigen Köpfen erkannt werden; . . . auf diesen . . . Satz wird man gerade jetzt hingestoßen, seitdem der Geist . . . mittelmäßiger Engländer — ich nenne Darwin, John Stuart Mill und Herbert

Er glaubt etwas tief Verborgenes, noch von keinem Menschenauge Erblicktes ausgegraben zu haben, wenn er triumphirend verkündet[1]): „Was Alles Liebe genannt wird. Habsucht und Liebe: wie verschieden empfinden wir bei jedem dieser Worte! Und doch könnte es derselbe Trieb sein. . . Unsere Nächstenliebe — ist sie nicht ein Drang nach einem Eigenthum? . . . Wenn wir Jemand leiden sehen, so benutzen wir gern die jetzt gebotene Gelegenheit, Besitz von ihm zu ergreifen; dies thut zum Beispiel der Wohlthätige und Mitleidige; auch er nennt die in ihm erweckte Begierde nach neuem Besitze ‚Liebe' und hat seine Lust dabei wie bei einer neuen ihm winkenden Eroberung." Ist es wirklich erst noch nöthig, an dieser albernen Oberflächlichkeit Kritik zu üben? Gewiß ist jede, auch die scheinbar selbstloseste, Handlung in einem gewissen Sinne selbstsüchtig, in dem Sinne nämlich, daß ihr Verüber sich von ihr einen Nutzen verspricht und bei der vorausgenommenen Vorstellung von dem erwarteten Nutzen Lustgefühl empfindet. Wer hat dies je geleugnet? Wird es nicht von allen modernen Moralisten ausdrücklich betont?[2]) Liegt es nicht schon in der

---

Spencer — in der mittlern Region des europäischen Geschmacks zum Uebergewicht zu gelangen anhebt."

[1]) Die fröhliche Wissenschaft, S. 43.

[2]) S. in meinem Roman „Die Krankheit des Jahrhunderts", Leipzig, 1889, 1. Band S. 140, die Bemerkungen Schrötters: „Egoismus ist ein Wort. Alles kommt auf die Deutung an. Jedes Lebende strebt nach Glück, das heißt nach Zufriedenheit. . . Er" (der gesunde Mensch) „kann nicht glücklich sein, wenn er Andere leiden sieht. Je höher der Mensch entwickelt ist, umso lebhafter ist dieses Gefühl. . . Der Egoismus dieser Menschen besteht nun darin, daß sie das fremde Leid aufsuchen und es zu lindern streben, wobei sie in der Bekämpfung fremder Schmerzen einfach nach dem eigenen Glücke ringen. Ein Katholik würde vom heiligen Vinzenz a Paulo oder Carlo Borromeo

Begründung aller Sittlichkeit als einer Erkenntniß deſſen, was nützlich iſt? Aber das, worauf es ankommt, ahnt der „tiefe“ Nietzſche wieder einmal nicht. Ihm iſt die Selbſtſucht ein Gefühl, das den Nutzen eines Weſens zum Inhalte hat, welches er ſich vereinſamt in der Welt, von der Gattung losgelöſt, ja der Gattung feindlich gegenüberſtehend denkt. Dem Moraliſten iſt die Selbſtſucht, die Nietzſche am Grunde aller Selbſtloſigkeit entdeckt zu haben glaubt, die Erkenntniß deſſen, was nicht dem Individuum allein, ſondern auch der Gattung mit ihm nützlich iſt; dem Moraliſten iſt das Weſen, welches der Schöpfer der Erkenntniß vom Nützlichen, folglich auch der Sittlichkeitsgefühle iſt, nicht das Individuum, ſondern die ganze Gattung; Selbſtſucht iſt auch dem Moraliſten die Moral, aber eine Maſſen-Selbſtſucht der Gattung, eine Selbſtſucht der Menſchheit gegenüber den nicht menſchlichen Mitbewohnern der Erde und gegenüber der Natur. Der Menſch, den der geiſtesgeſunde Moraliſt vor Augen hat, iſt ein ſolcher, der genug hoch entwickelt iſt, um aus der Illuſion ſeiner individuellen Vereinzelung herauszutreten und am Gattungsdaſein theilzunehmen, ſich als Glied der Gattung zu fühlen, die Zuſtände des Artgenoſſen ſich vergegenwärtigen, das heißt, mitempfinden zu können. Dieſen Menſchen nennt Nietzſche freilich mit einem Worte, das er bei allen Darwiniſten aufgeleſen hat, das er aber gleichfalls für eine eigene Erfindung zu halten ſcheint, ein Herdenthier. Er gibt dem Wort einen verächtlichen Sinn. Die Wahrheit iſt, daß das Herdenthier, das heißt der Menſch, deſſen Ichbewußtſein ſich zur Fähigkeit der Aufnahme des

---

ſagen: er war ein großer Heiliger; ich würde von ihm ſagen: er war ein großer Egoiſt.“

Gattungsbewußtseins erweitert hat, die höhere Entwickelungsstufe darstellt, welche Geisteskrüppel und Entartete, die ewig in ihre krankhafte Vereinsamung eingeschlossen bleiben, nicht erklimmen können.

Ebenso „tief“ wie seine Entdeckung, daß auch alle Selbstlosigkeit Selbstsucht, ist seine Standrede „an die Lehrer der Selbstlosigkeit.“[1]) „Man nennt die Tugenden eines Menschen gut, nicht in Hinsicht auf die Wirkungen, welche sie für ihn selber haben, sondern in Hinsicht auf die Wirkungen, welche wir von ihnen für uns und die Gesellschaft voraussetzen.“ „Die Tugenden (wie Fleiß, Gehorsam, Keuschheit, Pietät, Gerechtigkeit) sind ihren Inhabern meistens schädlich.“ „Das Lob der Tugenden ist das Lob von etwas Privat-Schädlichem, — das Lob von Trieben, welche dem Menschen seine edelste Selbstsucht und die Kraft zur höchsten Obhut über sich selbst nehmen.“ „Die Erziehung . . . sucht den Einzelnen . . . zu einer Denk- und Handlungsweise zu bestimmen, welche, wenn sie Gewohnheit, Trieb und Leidenschaft geworden ist, wider seinen letzten Vortheil, aber ‚zum allgemeinen Besten‘ in ihm und über ihn herrscht.“ Das ist der alte thörichte Einwand gegen den Altruismus, den man seit sechzig Jahren in allen Gossen umherschwimmen sehen kann. „Wenn Jeder selbstlos handeln, sich für seinen Nächsten opfern würde, so wäre der Erfolg der, daß Jeder sich selbst schädigen, die Menschheit also im Ganzen schweren Nachtheil erleiden würde.“ Gewiß, wenn die Menschheit aus vereinzelten, mit einander nicht zusammenhängenden Individuen bestände. Sie ist ja aber ein Organismus, jeder

[1]) Die fröhliche Wissenschaft, S. 48.

Einzelne gibt an den höhern Organismus immer nur den Ueberschuß seiner Leistungskraft ab und das Gedeihen des Gesammt-Organismus, das er durch seine altruistischen Opfer steigert, kommt ihm ja als sein persönlicher Antheil an dem Gesammtvermögen des höhern Organismus wieder zu Gute! Was würde man wohl zu einem Schlaumeier sagen, der die Feuerversicherung so bekämpfen würde: „Die meisten Häuser brennen nie ab. Der Hausbesitzer, der sich gegen Feuer versichert, zahlt sein Leben lang Prämien und da sein Haus schließlich doch nicht abbrennen dürfte, so hat er sein Geld ohne Nutzen hinausgeworfen; die Feuerversicherung ist mithin schädlich.“ Der Einwand gegen den Altruismus, daß er jeden Einzelnen schädigt, da er ihm Opfer für Andere auferlegt, ist genau von derselben Stärke.

Von der „Tiefe“ Nietzsches und seines Systems haben wir nun wohl genug Proben gehabt. Jetzt will ich einige seiner ergötzlichsten Widersprüche nachweisen. Seine Jünger leugnen diese nicht, aber sie suchen sie zu beschönigen. So sagt Kaatz: „Er hatte über so Vieles einen Wechsel der Anschauungen an sich selber erfahren, daß er vor den Menschen des starren Prinzips warnte, die Unehrlich-sein gegen sich selber — für ‚Charakter‘ ausgeben wollen. Bei dem Wandel der Ansichten, wie er in Nietzsches Werken zu Tage tritt, kann für die Zwecke dieses Buches natürlich nur diejenige Weltanschauung in Betracht kommen, zu der sich Nietzsche schließlich durchgerungen hat.“[1]) Das ist aber bewußte und absichtliche Fälschung der Thatsachen und die Hand des Fälschers soll wie die eines Falschspielers sofort an den Kartentisch festgenagelt werden. Die Wider-

[1]) Dr. Hugo Kaatz, a. a. O. 1. Theil, Vorrede, S. VIII.

ſprüche finden ſich nämlich nicht in Werken aus verſchiedener Zeit, ſondern in demſelben Buche, oft auf derſelben Seite. Sie ſind nicht Erkenntniß-Stufen, von denen die höhere naturgemäß die niedrigere überwunden hat, ſondern entgegengeſetzte, einander vernünftig ausſchließende Anſchauungen, die gleichzeitig in Nietzſches Bewußtſein herrſchen und die ſein Urtheil weder zu verſöhnen noch von denen er die eine oder die andere zu unterdrücken vermag.

„Alſo ſprach Zarathuſtra" 3. Theil S. 29 heißt es: „Liebt immerhin euern Nächſten gleich euch, aber ſeid erſt ſolche, die ſich ſelber lieben." S. 56: „Und damals geſchah es auch . . ., daß ſein Wort die Selbſtſucht ſelig pries, die heile, geſunde Selbſtſucht, die aus mächtiger Seele quillt." Und S. 60: „Man muß ſich ſelber lieben lernen — alſo lehre ich — mit einer heilen und geſunden Liebe: daß man es bei ſich ſelber aushalte und nicht umherſchweife." Dagegen in demſelben Buche 1. Th. S. 108: „Ein Grauen iſt uns der entartende Sinn, welcher ſpricht: ‚Alles für mich'." Iſt dieſer Widerſpruch durch ein „Sich-Durchringen zu einer ſchließlichen Weltanſchauung" erklärt? Die entgegengeſetzten Behauptungen ſtehen in demſelben Buche, wenige Seiten von einander!

Ein anderes Beiſpiel. „Die fröhliche Wiſſenſchaft" S. 264: „Der Mangel an Perſon rächt ſich überall; eine geſchwächte, dünne, ausgelöſchte, ſich ſelbſt leugnende und verleugnende Perſönlichkeit taugt zu keinem guten Dinge mehr, — ſie taugt am wenigſten zu Philoſophie." Und blos vier Seiten ſpäter, in demſelben Buche S. 268: „Sind wir nicht . . . dem Argwohn eines Gegenſatzes verfallen, eines Gegenſatzes der Welt, in der wir bisher mit unſeren Verehrungen zu Hauſe waren, . . . und

einer andern Welt, die wir selber sind, . . . einem Argwohn, der uns Europäer . . . vor das furchtbare Entweder — Oder stellen könnte: ‚entweder schafft eure Verehrungen ab oder — euch selbst‘.“ Hier leugnet er also oder bezweifelt doch seine Persönlichkeit, wenn auch in fragender Form, bei der der Leser sich aber nicht aufhalten darf, denn Nietzsche „liebt es, seine Gedanken zu maskiren oder hypothetisch auszudrücken und aufgeworfene Probleme mit einem abgebrochenen Satze oder einem Fragezeichen abzuschließen.“ [1])

Aber er leugnet seine Persönlichkeit, sein Ich noch viel bestimmter. In „Jenseits von Gut und Böse“, Vorrede, S. VI, führt er aus, daß die Grundlage aller bisherigen Philosophen-Bauwerke „irgend ein Volksaberglaube“ war, wie: „der Seelen-Aberglaube, der als Subjekt- und Ich-Aberglaube auch heute noch nicht aufgehört hat, Unfug zu stiften.“ Und in demselben Buche, S. 139, ruft er: „Wer wäre nicht schon einmal alles Subjektiven und seiner verfluchten Ipsissimosität bis zum Sterben satt gewesen!“ Also das Ich ein Aberglaube! Des „Subjektiven“ bis zum Sterben satt! Und doch soll das Ich „heilig gesprochen“ werden? [2]) Und doch ist die „reifste Frucht der Gesellschaft und Sittlichkeit das souveräne Individuum, das nur sich selbst gleicht“? [3]) Und doch „taugt eine sich selbst leugnende Persönlichkeit zu keinem guten Dinge mehr“?

Die Leugnung des Ichs, dessen Bezeichnung als Aberglaube, ist umso außerordentlicher, als Nietzsches ganze Philosophie,

---

[1]) Robert Schellwien, Max Stirner und Friedrich Nietzsche. Leipzig, 1892. S. 23.

[2]) Also sprach Zar., 1. Th. S. 84: „Das Du ist heilig gesprochen, aber noch nicht das Ich.“

[3]) Zur Gen. der Moral, S. 43.

wenn man seine Ergüsse so nennen darf, nur das Ich zur Grundlage hat, das Ich als das allein Berechtigte, ja als das allein Bestehende anerkennt!

Einen zerstörendern Widerspruch werden wir in allen Werken Nietzsches allerdings nicht finden; aber wie unvermittelt die einander aufhebenden Gegensätze in seinem Geiste neben einander stehen, das soll doch noch an einigen anderen Beispielen gezeigt werden.

Wie wir gesehen haben, ist seine letzte Weisheit: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt!“ „Im Grunde sind mir alle jene Moralen zuwider, welche sagen: ‚Thue dies nicht! Entsage! Ueberwinde dich!‘“ „Selbstbeherrschung: Jene Morallehrer, welche . . . dem Menschen anbefehlen, sich in seine Gewalt zu bekommen, bringen damit eine eigenthümliche Krankheit über ihn.“[1]) Und nun würdige man diese Sätze: „Durch glückliche Ehesitten ist die Kraft und Lust des Willens, der Wille zur Selbstbeherrschung, immer im Steigen.“ „Asketismus und Puritanismus sind fast unentbehrliche Erziehungs- und Veredelungsmittel, wenn eine Rasse über ihre Herkunft aus dem Pöbel Herr werden will und sich zur einstmaligen Herrschaft emporarbeitet.“ „Das wesentliche und unschätzbare an jeder Moral ist, daß sie ein langer Zwang ist.“[2])

Das Kennzeichen des Uebermenschen ist, daß er allein stehen will, die Einsamkeit sucht, die Gesellschaft der Herdenmenschen flieht. („Der soll der Größte sein, der der Einsamste sein kann.“ „Die hohe, unabhängige Geistigkeit, der Wille zum Alleinstehen. . .“ Jenseits von Gut und Böse S. 154, 123.)

[1]) Die fröhl. Wissensch., S. 222.

[2]) Jens. von G. und B., S. 78, 106.

„Die Starken ſtreben ebenſo naturnothwendig aus einander, als die Schwachen zu einander.“ (Zur Genealogie der Moral S. 149.) Dagegen lehrt er an anderen Stellen: „Die längſte Zeit der Menſchheit hindurch gab es nichts Fürchterlicheres, als ſich einzeln zu fühlen“ (Die fröhl. Wiſſenſchaft S. 147), und: „Wir unterſchätzen heute mitunter die Vortheile eines Gemeinweſens.“ (Zur Gen. der Moral S. 59.) Wir? Das iſt Verleumdung. Wir ſchätzen dieſe Vortheile nach ihrem vollen Werthe. Der allein ſchätzt ſie nicht, der das „Auseinanderſtreben“, das heißt die Feindſeligkeit gegen das Gemeinweſen und die Verachtung ſeiner Vortheile, in Ausdrücken der Bewunderung als das Kennzeichen der „Starken“ rühmt.

Einmal iſt der urſprüngliche vornehme Menſch das frei ſchweifende prachtvolle Raubthier, die blonde Beſtie, dann wieder ſind „dieſe Menſchen ſtreng durch Sitte, Verehrung, Brauch, Dankbarkeit, noch mehr durch gegenſeitige Bewachung, durch Eiferſucht inter pares in Schranken gehalten und andererſeits im Verhalten zu einander erfinderiſch in Rückſicht, Selbſtbeherrſchung, Zartſinn, Treue, Stolz und Freundſchaft.“ Ja, wenn das die Eigenſchaften der „blonden Beſtie“ ſind, dann gebe man uns nur raſch eine Geſellſchaft „blonder Beſtien“! Wie vertragen ſich aber „Sitte, Verehrung, Selbſtbeherrſchung“ u. ſ. w. mit dem „freien Schweifen“ des prachtvollen Raubthiers? Das bleibt ein ungelöſtes Räthſel. Es iſt wahr, daß Nietzſche ſeiner Schilderung, die uns den Mund wäſſern macht, die Einſchränkung hinzufügt: „Sie ſind nach Außen hin, dort wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht viel beſſer als losgelaſſene Raubthiere.“ (Zur Geneal. der Mor. S. 21.) Allein dieſe Einſchränkung iſt thatſächlich keine. Jedes gegliederte Ge-

meinwesen fühlt sich als zusammengehörende Einheit angesichts der übrigen Welt und räumt dem Fremden, dem Auswärtigen nicht dieselben Rechte ein wie den eigenen Gemeingenossen. Recht, Sitte, Rücksicht finden keine Ausdehnung auf das Fremde, es wäre denn, dieses wüßte Furcht einzuflößen und Anerkennung seiner Rechte zu erzwingen. Der Fortschritt der Gesittung besteht aber gerade darin, daß die Grenzen des Gemeinwesens immer weiter gezogen werden, das rechtlose Fremde, das auf Rücksicht keinen Anspruch hat, immer mehr ins Ferne und Fernste hinausgerückt ist. Anfangs gab es nur in der Horde gegenseitige Schonung und Recht, dann dehnte das Zusammengehörigkeitsgefühl sich auf den Stamm, das Land, den Staat, die Rasse aus. Heute gibt es bereits Völkerrecht selbst im Kriege, die Besten unter den Zeitgenossen fühlen sich mit allen Menschen eins, ja halten selbst das Thier nicht mehr für völlig rechtlos, und die Zeit wird kommen, wo nur noch die Naturkräfte das Fremde und Aeußere sein werden, mit dem man nach Bedarf und Willkür schalten, dem gegenüber man das „losgelassene Raubthier" sein darf. Der „tiefe" Nietzsche freilich ist nicht im Stande, diesen so einfachen und klaren Sachverhalt zu begreifen.

Einmal macht er sich über die „Naivetät" derjenigen lustig, die den Staat aus einem Vertrag entstehen lassen (Zur Gen. der Mor. S. 80), und dann sagt er (dasselbe Buch S. 149): „Wenn sie" (die Starken, die geborenen Herren, die „solitäre Raubthier-Spezies") „sich verbinden, so geschieht es nur in der Aussicht auf eine agressive Gesammt-Aktion und Gesammt-Befriedigung ihres Willens zur Macht, mit vielem Widerstande des Einzelgewissens." Mit Widerstand oder nicht: ist eine

„Verbindung zum Zwecke einer Gesammt-Befriedigung" nicht eben ein Vertrags-Verhältniß, dessen Annahme Nietzsche, und zwar mit Recht, „eine Naivetät" nennt?

Einmal ist „Agonie etwas, das Mitleid macht" (Jenseits von Gut und Böse S. 136) und eine „Abfolge von Verbrechen scheußlich" (Zur Gen. der Moral S. 21), und dann wird wieder von der „Schönheit" des Verbrechens gesprochen (Jens. von G. und B. S. 91) und darüber geklagt, daß man das „Verbrechen verleumdet" (dasselbe Buch S. 123).

Doch genug der Beispiele. Ich möchte mich nicht ins Kleine und Einzelne verlieren, glaube aber bewiesen zu haben, daß Nietzsche jeder einzelnen seiner Grundbehauptungen selbst widerspricht, am entschiedensten der allererſten und wichtigsten, der Behauptung, daß das Ich das einzig Wirkliche, Selbstsucht das einzig Nothwendige und Berechtigte ist.

Wenn man sich seine wild hervorgestoßenen, gleichsam herausgeschrieenen Einfälle etwas genauer ansieht, so staunt man über die Fülle von fabelhafter Dummheit und Abc-Schützen-Unwissenheit, die sie in sich schließen. So nennt er (Jens. v. G. u. B. S. 16) die Lehre des Kopernikus, „der uns überredet hat, zu glauben, wider alle Sinne, daß die Erde nicht feststeht", „den größten Triumph über die Sinne, der bisher auf Erden errungen worden ist". Er ahnt also nicht, daß genaue Beobachtung des gestirnten Himmels, der Bewegungen des Mondes und der Planeten und der Stellung der Sonne im Thierkreise der Lehre des Kopernikus zu Grunde liegt, daß diese Lehre also thatsächlich der Triumph der richtigen Sinneswahrnehmungen über die Sinnestäuschung, anders gesagt der Aufmerksamkeit über die Flüchtigkeit und Zerstreutheit

war. Er glaubt, daß „das Bewußtsein sich nur unter dem Drucke des Mittheilungs-Bedürfnisses entwickelt hat", denn „das bewußte Denken geschieht in Worten, das heißt in Mittheilungs-Zeichen, womit sich die Herkunft des Bewußtseins selber aufdeckt". (Die fröhl. Wissensch. S. 280.) Er weiß also nicht, daß auch Thiere, die nicht sprechen, Bewußtsein haben, daß man auch in Bildern, in Bewegungs-Vorstellungen ohne die Hilfe eines Wortes denken kann und daß die Sprache in der Entwickelung erst sehr spät zum Bewußtsein hinzutritt. Das Drolligste ist, daß Nietzsche sich selbst ganz besonders für einen Psychologen hält und am meisten dafür gelten will! Der Sozialismus stammt nach diesem tiefsinnigen Manne daher, daß „den Fabrikanten und Groß-Unternehmern des Handels bisher jene Formen und Abzeichen der höhern Rasse fehlen, welche erst die Personen interessant werden lassen; hätten sie die Vornehmheit des Geburts-Adels im Blick und in der Geberde, so gäbe es vielleicht keinen Sozialismus der Massen!! Denn diese sind im Grunde bereit zur Sklaverei jeder Art, vorausgesetzt, daß der Höhere über ihnen sich beständig als höher, als zum Befehlen geboren legitimirt — durch die vornehme Form!!" (Die fröhl. Wiss. S. 68.) Die Vorstellung „du sollst!", der Gedanke der Pflicht, der Nothwendigkeit eines bestimmten Maßes von Selbstbeherrschung, ist eine Folge davon, daß es „zu allen Zeiten, so lange es Menschen gibt, auch Menschenherden gegeben hat und immer sehr viel Gehorchende im Verhältniß zur kleinen Zahl der Befehlenden" (Jens. v. G. u. B. S. 118). Ein minder Denkunfähiger als Nietzsche wird begreifen, daß umgekehrt Menschenherden, Gehorchende und Befehlende überhaupt erst möglich waren, nach-

dem und weil das Gehirn die Kraft und Fähigkeit erworben hatte, die Vorstellung „du sollst" auszuarbeiten, das heißt einen Trieb durch einen Gedanken oder ein Urtheil zu hemmen. Der Abkömmling der Mischrassen „wird durchschnittlich ein schwächerer Mensch sein" (Jens. v. G. u. B. S. 120), ja der „europäische Weltschmerz, der Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts ist wesentlich die Folge einer unsinnig plötzlichen Stände-Mischung"; Stände drücken aber „immer auch Abkunfts- und Rassen-Differenzen aus". (Zur Gen. d. M. S. 142.) Die berufensten Forscher sind bekanntlich überzeugt, daß die Kreuzung einer Rasse mit einer andern beide fortschrittlicher werden läßt und die „erste Ursache der Entwickelung" ist.[1]) Der „Darwinismus mit seiner unbegreiflich einseitigen Lehre vom Kampf ums Dasein" erklärt sich aus der Herkunft Darwins. Seine Vorfahren waren „arme und geringe Leute, welche die Schwierigkeit, sich durchzubringen, allzusehr aus der Nähe kannten. Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht Etwas wie englische Übervölkerungs-Stickluft, wie Kleiner-Leute-Geruch von Noth und Enge". (Die fröhl. W. S. 273.) Ich darf wohl bei allen meinen Lesern als bekannt voraussetzen, daß Darwin ein reicher Mann und nie zu Erwerb genöthigt war und seine Vorfahren mindestens seit drei oder vier Geschlechtern in Wohlstand gelebt hatten.

Ein ganz besonderer Anspruch Nietzsches ist der auf außerordentliche Eigenartigkeit. Seiner „fröhlichen Wissenschaft" setzt er den Spruch vor:

---

[1]) C. Lombroso und R. Laschi, Le crime politique et les révolutions. Paris, 1892. 1. Band S. 142.

„Ich wohne in meinem eignen Haus,
Hab Niemandem nie nichts nachgemacht
Und — lachte noch jeden Meiſter aus,
Der nicht ſich ſelber ausgelacht.“

Seine Jünger glauben ihm dieſe Prahlerei und blöken ſie ihm unter Augenverdrehungen im Schafchor nach. Die tiefe Unwiſſenheit dieſer Wiederkäuer-Herde geſtattet ihr freilich, an Nietzſches Originalität zu glauben. Da ſie nie Etwas gelernt, geleſen oder gedacht hat, ſo iſt ihr natürlich Alles neu und noch nicht dageweſen, was ſie im Wirthshaus oder auf Bummelgängen erfährt. Wer aber Nietzſche im Zuſammenhange mit den gleichartigen Zeiterſcheinungen betrachtet, der erkennt, daß ſeine angeblichen Neu- und Kühnheiten ſchmierigſte Gemeinplätze ſind, welche ein etwas auf ſich haltender reinlicher Denker nicht mit der Zange anfaſſen möchte.

Wirklich originell iſt Nietzſche allerdings überall, wo er raſt; da ſeine Ausſprüche dann überhaupt keinen Sinn, nicht einmal einen Unſinn, enthalten, ſo kann man ſie auch nicht an irgend Etwas knüpfen, was früher gedacht und geſagt worden iſt. Wo dagegen in ſeinen Worten ein Schimmer von Verſtand iſt, da iſt auch ihre Abſtammung aus den Paradoxen oder Banalitäten Anderer ſofort zu erkennen. Nietzſches „Individualismus“ findet ſich vollſtändig in Max Stirner wieder, einem toll gewordenen Hegelianer, der vor fünfzig Jahren den kritiſchen Idealismus ſeines Meiſters bis zur ungeheuerlichen Aufblaſung der Bedeutung, ſelbſt der grob empiriſchen Bedeutung, des Ichs übertrieben und ungewollt lächerlich gemacht hat, der ſchon zu ſeiner Zeit von Niemand ernſt genommen worden und ſeitdem in die wohlverdiente tiefe Ver-

geſſenheit gefallen war, aus der jetzt einige Anarchiſten und philoſophiſche Gigerl — denn die Zeithyſterie hat auch eine ſolche Geſtalt geſchaffen — ihn auszugraben ſuchen.[1]) Wo Nietzſche das Ich, ſeine Rechte, ſeine Anſprüche, die Nothwendigkeit, es zu pflegen und zu entwickeln, preiſt, da wird der Leſer, der ſich die vorhergehenden Kapitel dieſes Buches gegenwärtig gehalten hat, die Phraſen von Barrès, Wilde und Ibſen wiedererkennen. Seine Philoſophie des Willens iſt Schopenhauer abgeguckt, der überhaupt ſeinem Denken die Richtung und ſeiner Sprache die Färbung gegeben hat. Die vollſtändige Gleichheit ſeiner Redensarten über den Willen mit der Lehre Schopenhauers iſt ihm offenbar ſelbſt zum Bewußtſein gekommen und unheimlich geworden, denn um ſie zu verwiſchen, ſetzte er ſeinem Abklatſch eine falſche Naſe von eigener Erfindung auf: er beſtreitet nämlich, daß das Treibende in jedem Weſen der Wille zur Selbſterhaltung ſei; es ſoll vielmehr der Wille zur Macht ſein. Dieſe Hinzufügung iſt die reine Kinderei. Bei niederen Lebeweſen iſt nie ein „Wille zur Macht", immer nur ein Wille zur Selbſterhaltung wahrzunehmen und beim Menſchen kann dieſer angebliche „Wille zur Macht" von jedem Andern als dem „tiefen" Nietzſche auf zwei wohlbekannte Wurzeln zurückgeführt werden: auf das Beſtreben, alle Organe bis zur Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit zu bethätigen, was mit Luſtgefühlen verbunden iſt, oder ſich Vortheile zu verſchaffen, welche die Daſeinsbedingungen verbeſſern; das Streben nach Luſt-

[1]) R. Schellwien, a. a. O. S. 7: „Die literariſche Thätigkeit der beiden Denker (!) liegt um mehr als dreißig Jahre auseinander, aber, ſo groß auch ihre Verſchiedenheit, ihre Uebereinſtimmung iſt es nicht minder und in dieſer treten die weſentlichen Charakterzüge des prinzipiellen Individualismus um ſo deutlicher hervor."

gefühlen und nach beſſeren Daſeinsbedingungen iſt aber nichts Anderes als eine Erſcheinungsform des Willens zum Daſein und wer den „Willen zur Macht“ für etwas von dieſem Verſchiedenes, ja ihm Entgegengeſetztes anſieht, der bezeugt einfach ſeine Unfähigkeit, den Gedanken des Willens zum Daſein auch nur ein klein wenig über die Länge der Naſe hinaus zu verfolgen. Nietzſches Hauptbeweis für die Verſchiedenheit des Willens zur Macht vom Willen zum Daſein iſt, daß jener den Wollenden oft geradezu zur Verachtung und Gefährdung, ja Zerſtörung des eigenen Lebens treibt. Dann wäre ja alſo der ganze Kampf ums Daſein, in welchem man fortwährend Gefahren beſteht, oft genug ſie ſucht, auch ein Beweis, daß der Kämpfende ſein Daſein nicht wünſcht! Nietzſche wäre allerdings ganz gut fähig, auch dies zu behaupten.

Die Entarteten, die wir bisher kennen gelernt haben, erklären, daß ſie ſich um die Natur und ihre Geſetze nicht kümmern. Nietzſche geht in der Selbſtgenügſamkeit nicht ſo weit wie Roſſetti, dem es gleichgiltig iſt, ob die Erde ſich um die Sonne oder die Sonne um die Erde dreht. Er bekennt offen, daß ihm dies nicht gleichgiltig iſt; er bedauert es; es ſtört ihn, daß die Erde nicht mehr der Weltmittelpunkt und er ſelbſt die Hauptſache der Erde iſt. „Seit Kopernikus ſcheint der Menſch auf eine ſchiefe Ebene gerathen, er rollt immer ſchneller nunmehr aus dem Mittelpunkte weg — wohin? ins Nichts? ins durchbohrende Gefühl ſeines Nichts?“ Er iſt dafür Kopernikus ſehr böſe. Nicht nur ihm, der Wiſſenſchaft überhaupt: „Alle Wiſſenſchaft iſt heute darauf aus, dem Menſchen ſeine bisherige Achtung vor ſich auszureden, wie als ob dieſelbe Nichts als ein bizarrer Eigendünkel geweſen ſei.“ (Zur Gen. d. M.

S. 173.) Ist dies nicht der Widerhall der Worte Wildes, der sich darüber beklagt, daß die Natur gegen ihn „so gleichgiltig, so verständnißlos ist“ und daß er ihr „nicht mehr bedeutet als das grasende Vieh“?

Auch sonst finden wir den Gedankengang, ja beinahe die Worte Oscar Wildes, Huysmans und anderer Diaboliker und Decadenten bei Nietzsche wieder. Die Stelle in „Zur Gen. der Moral“ S. 171, wo er die Kunst darum rühmt, weil „in ihr die Lüge sich heiligt und der Wille zur Täuschung das gute Gewissen zur Seite hat“, könnte im Kapitel über „Lügen als schöne Kunst“ von Wildes „Intentions“ stehen, wie umgekehrt Wildes Aphorismen: „Es gibt keine Sünde, ausgenommen Dummheit,“ „ein Gedanke, der nicht gefährlich ist, ist überhaupt nicht werth, ein Gedanke zu sein,“ und sein Lob des Giftmörders Waineright mit Nietzsches „Assassinen-Moral“ und seinen Bemerkungen, daß man das Verbrechen verleumde und „meist nicht Artist genug sei, um das schöne Schreckliche eines Verbrechens zu Gunsten des Thäters zu wenden“, genau übereinstimmen. Man vergleiche auch des Scherzes halber diese Stellen: „Man muß den schlechten Geschmack von sich abthun, mit Vielen übereinstimmen zu wollen. Gut ist nicht mehr gut, wenn der Nachbar es in den Mund nimmt,“ Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse S. 54, und „Ah! Sagen Sie nicht, daß Sie mit mir übereinstimmen. Wenn Leute mit mir übereinstimmen, so fühle ich immer, daß ich Unrecht haben muß,“ Oscar Wilde, Intentions, S. 166. Dies ist wohl mehr als Aehnlichkeit, nicht wahr? Ganz gleichlautende Sätze aus Huysmans „A rebours“ und aus Ibsen hier nochmals anzuführen versage ich mir, um nicht zu breit zu werden. Dabei ist es

nicht zweifelhaft, daß Nietzsche die französischen Decadenten und englischen Aestheten, mit denen er sich so häufig begegnet, nicht kennen konnte, weil seine Bücher zum Theil älter sind als die ihrigen, und daß sie ebenso wenig aus ihm geschöpft haben, weil sie, vielleicht mit Ausnahme von Ibsen, bis vor etwa zwei Jahren nie auch nur seinen Namen gehört haben dürften. Die Aehnlichkeit, ja Gleichheit erklärt sich nicht durch Entlehnungen, sie erklärt sich aus der nämlichen Geistesbeschaffenheit Nietzsches und der anderen ichsüchtigen Entarteten.

Besonders drollig ist Nietzsche anzusehen, wenn er sich der Wahrheit gegenüberstellt, um sie für unnöthig zu erklären, ja zu leugnen. „Warum nicht lieber Unwahrheit? Und Ungewißheit? Selbst Unwissenheit?“ (Jens. v. G. u. B. S. 3.) „Was sind denn zuletzt die Wahrheiten des Menschen? Es sind die unwiderlegbaren Irrthümer des Menschen.“ (Die fröhl. Wiss. S. 193.) „Wille zur Wahrheit — das könnte ein versteckter Wille zum Tode sein.“ (Ebendas. S. 263.) Den Abschnitt dieses Buches, der sich mit der Frage der Wahrheit beschäftigt, betitelt er: „Wir Furchtlosen“ und setzt ihm als Motto das Wort Turennes vor: „Du zitterst, Leichnam? Du würdest noch sehr viel heftiger zittern, wenn du wüßtest, wohin ich dich führe!“ Und welches ist diese fürchterliche Gefahr, in die sich der Furchtlose mit solchen Heldengeberden begibt? Die Untersuchung des Wesens und Werthes der Wahrheit. Aber diese Untersuchung ist ja das Abc aller ernsten Philosophie! Und auch die Frage, ob es überhaupt eine objective Wahrheit gibt, ist vor ihm aufgeworfen worden[1]), freilich mit weniger Trompetenblasen, Paukenschlagen und Locken-

[1] S. das Kapitel „Wo ist die Wahrheit?“ meiner „Paradoxe“.

ſchütteln als Vorſpiel, Begleitung und Schluß. Uebrigens iſt es in hohem Grade bezeichnend, daß derſelbe Drachentödter, der mit ſolchen Bramarbas-Geberden und Schnarchtönen der Herausforderung gegen „die Wahrheit“ angeht, Demuthslaute unterthänigſter Entſchuldigung findet, wenn er ſich unterfängt, Goethes Vollkommenheit in allen Stücken ganz leiſe anzuzweifeln. Von der „Schwerflüſſigkeit“ und „Langweiligkeit“ des deutſchen Stils ſprechend, ſagt er (Jenſ. v. G. u. B. S. 39): „Man vergebe mir die Thatſache, daß ſelbſt Goethes Proſa, in ihrer Miſchung von Steifheit und Zierlichkeit, keine Ausnahme macht.“ Wenn er an Goethe eine ganz ſchüchterne Kritik übt, bittet er um Vergebung; ſeine todesverachtende Heldenhaltung hat er nur, wenn er Sittlichkeit und Wahrheit in die Schranken fordert. Das macht, dieſer „Furchtloſe“ hat die bei Geſtörten oft beobachtete Schlauheit, recht gut zu begreifen, daß es für ihn ganz ungefährlich iſt, den Schwachköpfen, die ſeine Gemeinde bilden, den fabelhafteſten philoſophiſchen Widerſinn vorzuſchwatzen, daß ſie dagegen ſofort würden empfindlich werden, wenn er gegen ihre äſthetiſchen Ueberzeugungen oder Vorurtheile anſtoßen würde.

Selbſt im Allereinzelnſten überraſcht Nietzſche durch ſeine wortwörtliche Uebereinſtimmung mit den anderen Ichſüchtigen, die wir kennen gelernt haben. Man vergleiche z. B. den Satz, in welchem er „das eigentlich Vornehme an Werken und Menſchen, ihren Augenblick glatten Meeres und halkyoniſcher Selbſtgenügſamkeit, das Goldene und Kalte“ rühmt (Jenſ. v. G. u. B. S. 168), mit Baudelaires Preis der Unbeweglichkeit und ſeiner verzückten Schilderung einer metallenen Landſchaft, oder die Bemerkungen des Eſſeintes und die Seitenhiebe,

die Ibsen seine Gestalten gegen die Zeitungen führen läßt, mit dem beständigen Schimpfen Nietzsches auf die Zeitungen. Die „großen asketischen Geister" haben „eine Scheu vor Lärm, Verehrung, Zeitung." (Zur Gen. d. M. S. 113.) Die Ursache der „nachgerade unleugbaren und bereits handgreiflichen Verödung des deutschen Geistes" liegt „in einer allzu ausschließlichen Ernährung mit Zeitungen, Politik, Bier und Wagnerischer Musik." (Ebendas. S. 177.) „Seht mir doch diese Ueberflüssigen! . . . Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung." (Also spr. Zar. 1. Th. S. 67.) „Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe, schmutzige Lumpen? Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen! Hörst du nicht, wie der Geist hier zum Wortspiel wurde? Widriges Wort-Spülicht bricht er heraus. Und sie machen noch Zeitungen aus diesem Wort-Spülicht!" (Ebendas. 3. Th. S. 37.) Diese Beispiele könnten unschwer auf das Zehnfache vermehrt werden, denn jede Vorstellung kehrt bei Nietzsche mit einer Hartnäckigkeit wieder, die den geduldigsten Leser mit gesundem Geschmacke wild machen muß.

So sieht es mit der Eigenartigkeit Nietzsches aus. Dieser „originale" und „tollkühne" Denker sucht seinen Lesern mit den bekannten Praktiken von Ausverkaufs-Geschäften den verlegensten Schund größerer Philosophen als funkelnagelneue Waare anzuschmieren. Seine gewaltigsten Anläufe gelten dem Einrennen offener Thüren. Dieser „Einsame", dieser „Bewohner der höchsten Berggipfel" zeigt die Dutzend-Physiognomie aller Decadenten. Er, der fortwährend voll Verachtung von der „Herde" und dem „Herdenthier" spricht, ist selbst das allerbanalste Herdenthier. Nur ist die Herde, der er mit Leib und

Seele angehört, eine besondere; es ist die Herde der räudigen Schafe.

Einmal hat ihn seine gewöhnliche Schlauheit eines Gestörten einen Augenblick lang verlassen und er hat uns selbst verrathen, wie seine „eigenartige" Philosophie entstanden ist. Die Stelle ist so bezeichnend, daß ich sie ausführlicher anführen muß:

„Den ersten Anstoß, von meinen Hypothesen über den Ursprung der Moral Etwas zu verlautbaren, gab mir ein klares, sauberes und kluges, auch altkluges" (!) „Büchlein, in welchem mir eine umgekehrte und perverse Art von genealogischen Hypothesen, ihre eigentlich englische Art, zum ersten Male deutlich entgegentrat, und das mich anzog — mit jener Anziehungskraft, die alles Entgegengesetzte, alles Antipodische hat. Der Titel des Büchleins war ‚Der Ursprung der moralischen Empfindungen'; sein Verfasser Dr. Paul Rée; das Jahr seines Erscheinens 1877. Vielleicht habe ich niemals Etwas gelesen, zu dem ich dermaßen Satz für Satz, Schluß für Schluß, bei mir Nein gesagt hätte wie zu diesem Buche: doch ganz ohne Verdruß und Ungeduld. In dem vorher bezeichneten Werke, an dem ich damals arbeitete" („Menschliches Allzumenschliches") „nahm ich gelegentlich und ungelegentlich auf die Sätze jenes Buches Bezug, nicht indem ich sie widerlegte — was habe ich mit Widerlegungen zu schaffen! — sondern wie es einem positiven Geiste zukommt, an Stelle des Unwahrscheinlichen das Wahrscheinlichere setzend, unter Umständen an Stelle eines Irrthums einen andern." (Zur Genealogie der Moral, S. VII.)

Hier hat der Leser den Schlüssel zur „Originalität" Nietzsches. Sie besteht in der einfachen, kindlichen Umkehrung eines vernünftigen Gedankenganges. Wenn Nietzsche sich einbildet, daß seine wahnsinnigen Leugnungen und Widersprüche ihm selbstständig im Kopfe gewachsen sind, so ist er eben das Opfer einer Selbsttäuschung. Er mag seine Raserei schon im Geiste gehabt haben, ehe er Dr. Rées Schrift gelesen hatte. Aber dann war sie als Widerspruch zu anderen Schriften entstanden, ohne daß er sich dieses Ursprunges so klar bewußt

geworden wäre wie nach dem Lesen der Rée'schen Arbeit. Treibt er doch die Selbsttäuschung bis zu der unglaublichen Höhe, sich einen „positiven Geist" zu nennen, nachdem er eben offenherzig bekannt hat, wie er es macht: daß er nämlich nicht „widerlegt", — das sollte ihm auch schwer geworden sein! — sondern daß er „zu jedem Satz und jedem Schluß Nein sagt"!

Diese Erklärung des Ursprungs seiner „eigenartigen" Moralphilosophie schließt eine Diagnose in sich, die sich selbst dem kurzsichtigsten Auge geradezu aufdrängt: Nietzsches System ist eine Ausgeburt des Widerspruchswahnsinns, welcher die tobsüchtige Form derselben Geistesstörung ist, deren melancholische Form der Zweifel- und Verneinungs-Wahnsinn ist, von dem in den früheren Kapiteln die Rede war. Seine „folie des négations" verräth sich auch in seinen sprachlichen Eigenthümlichkeiten. Er hat im Bewußtsein immer einen Fragedrang, gleichsam ein Fragezeichen. Er liebt kein Wort so sehr wie das Fragewort „wie?" das er fortwährend im wunderlichsten Zusammenhang gebraucht[1]), und bedient sich bis zum Ueber-

[1]) „Mit welchem Zauber faßt sie mich an! Wie? Hat alle Ruhe der Welt sich hier eingeschifft?" „Was braucht der Begeisterte den Wein! — Wie? Man schenkt dem Maulwurf Flügel und stolze Einbildungen?" „Insofern er diese andere Welt bejaht, wie? muß er nicht damit ihr Gegenstück, diese Welt, verneinen?" „Um Gott herum wird Alles — wie? vielleicht zur Welt?" „Ein Pessimist, ... der zur Moral Ja sagt ... zur laede-neminem-Moral: wie? ist das eigentlich ein — Pessimist?" „Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe —. Wie? Und damit soll es nun zu Ende sein?" Ich will es an diesen Beispielen genug sein lassen, bemerke aber ein für allemale, daß ich alle Proben, die ich zur Beleuchtung des Geisteszustandes Nietzsches anführe, leicht verhundertfachen könnte, da die kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten hundertemale bei ihm wiederkehren. Dieses lebendigen Fragezeichens,

druß der Wendung, daß man zu Dem und Jenem „Nein sage", daß Der und Jener „ein Neinsager" sei, eine Wendung, die ihm durch Ideen-Assoziation die entgegengesetzte Wendung „Ja sagen" und „Jasager" zu eben so maßlos häufigem Gebrauche nahelegt. Dieses „Nein sagen" und „Ja sagen" ist bei ihm eine wahre Paraphasia vesana oder irre Querrede, wie die in der Fußnote vorgeführten Beispiele[1]) dem Leser zeigen.

Wenn Nietzsche versichert, daß er „ohne Verdruß und Ungeduld" zu allen Behauptungen Rées „Nein gesagt" hat, so

---

das als Zwangsvorstellung in seinem Geiste immer anwesend ist, wird er sich einmal als eines solchen geradezu sinnlich bewußt. Er nennt (Also spr. Zar. 3. Th. S. 55) die Herrschsucht „das blitzende Fragezeichen neben vorzeitigen Antworten." Das hat in diesem Zusammenhange schlechterdings keinen Sinn, es wird aber sofort verständlich, wenn man sich erinnert, daß Irre plötzlich die Vorstellungen, die in ihrem Bewußtsein auftauchen, auszusprechen pflegen. Nietzsche sah offenbar „das blitzende Fragezeichen" in seinem Geiste und sprach plötzlich und unvermittelt davon.

[1]) „Ein griechisches Leben, zu dem er Nein sagte." „Ein Pessimismus, der nicht blos Nein sagt, Nein will (!), sondern . . . Nein thut (!!)." „Ein inneres Neinsagen zu diesem oder jenem Ding." „Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Neinsager." Dann als ergänzendes Gegenstück: „Schwanger von Blitzen, die Ja! sagen, Ja! lachen." „Während alle vornehme Moral aus einem triumphirenden Ja-sagen zu sich selber herauswächst." (Er fühlt sich als etwas) „wenigstens zum Leben Ja-sagendes." „Zu sich Ja sagen dürfen, das ist . . . eine reife Frucht." (Die unintereſſirte Bosheit wird von der ursprünglichen Menschheit als Etwas gefühlt,) „zu dem das Gewissen herzhaft Ja sagt." „Er wirft alles Nein, das er zu sich selbst . . . sagt, aus sich heraus als ein Ja." Man sieht, wie Nietzsche sein „Nein" und „Ja sagen" verwendet. Es steht ungefähr an Stelle aller Zeitwörter, welche Subjekt und Prädikat verbinden. Den Gedanken: „ich bin durstig", würde Nietzsche so ausdrücken: „Ich sage Ja zum Wasser." Statt „ich bin schläfrig" würde er sagen: „Ich sage Nein zum Wachsein" oder: „Ich sage Ja zum Bette." U. s. w. Das ist die Art, wie Kranke in der unvollständigen Aphasie ihre Gedanken zu umschreiben pflegen.

darf man ihm glauben. Die Zweifel- und Verneinungs-Wahnsinnigen ärgern sich nicht, wenn sie fragen oder widersprechen; sie thun es unter dem Zwang ihrer Geistesstörung. Aber die Tobsüchtigen unter ihnen haben, wenn sie sich nicht selbst ärgern, doch die bewußte Absicht, die Anderen zu ärgern. Nietzsche läßt sich hierüber ein Bekenntniß entschlüpfen: „Meine Denkweise erfordert eine kriegerische Seele, ein Wehe-thun-Wollen, eine Lust am Neinsagen.“ (Die fröhl. Wiss. S. 63.) Man vergleiche mit diesem Geständniß die Ibsenschen Stellen: „Du warst rücksichtslos! — Im Grunde nur deshalb, um diese gezierten Wesen beiderlei Geschlechts hier in der Stadt zu ärgern“, und: „Es soll etwas geschehen, das all dieser Wohlanständigkeit ins Gesicht schlägt.“ (Die Stützen der Gesellschaft, S. 52 und 86.)

Dem Ursprung einer der „originellsten“ von Nietzsches Lehren, nämlich der Deutung des Gewissens als einer Befriedigung des Grausamkeitstriebes durch innere Selbstzerfleischung, ist bereits Dr. Hermann Türck in einer vortrefflichen kleinen Schrift nachgegangen. Er erkennt ganz richtig am Grunde dieses irrsinnigen Einfalls den Krankheitszustand der sittlichen Verirrung und fährt fort:[1])

„Denken wir uns nun einen derartigen Menschen mit angeborenen Mordinstinkten oder überhaupt mit ‚Anomalien oder Perversität der sittlichen Gefühle‘ (Mendel) zugleich sehr begabt, mit bester Schulung und vorzüglicher Erziehung in angenehmen Verhältnissen und unter der sorgfältigen . . . Pflege von Frauen aufgewachsen . . . und schon frühzeitig in eine hervorragende gesellschaftliche Stellung gebracht, so ist es klar, daß die besseren sittlichen Triebe eine solche Stärke gewinnen müssen, daß sie die bestienhafte Zerstörungslust in das tiefste Innere

[1]) Dr. Hermann Türck, Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Zweite Auflage. Dresden, 1891. S. 7.

zurückzudrängen und vollständig zu zügeln vermögen, ohne sie doch ganz und gar ertödten zu können. Sie vermag sich allerdings nicht in Thaten zu äußern, aber der Trieb bleibt, da er angeboren ist, bestehen als ein im innersten Herzen gehegter unerfüllter Wunsch, . . . als eine Sehnsucht, sich . . . seiner grausamen Wollust hinzugeben. Jede Nichtbefriedigung eines . . . stark ausgeprägten Triebes aber hat Schmerz und innere Qual zur Folge. Nun sind wir Menschen sehr geneigt, das, wozu wir entschieden Lust haben, auch für naturgemäß gut und gerechtfertigt zu halten, und umgekehrt das, was uns Schmerz bereitet, als schlecht und widernatürlich zu verwerfen. So kann es kommen, daß ein geistreicher, hochgebildeter Mensch, der mit perversen Instinkten . . . geboren ist und die Nichtbefriedigung des . . . Triebes als . . . Qual empfindet, auf den Gedanken verfällt, die Mordlust, die äußerste Selbstsucht . . . als etwas Gutes, Schönes und Naturgemäßes zu rechtfertigen, die entgegenstehenden besseren sittlichen Triebe aber, die sich in uns als das zeigen, was wir Gewissen nennen, als krankhafte Verirrung zu bezeichnen."

Dr. Türck hat Recht, wenn er bei Nietzsche angeborene sittliche Verirrung, die Umkehr der gesunden Triebe in ihr Gegentheil, annimmt. Er begeht aber in der Deutung der Einzelerscheinungen, in denen die Verirrung sich kundgibt, einen Irrthum, der sich daraus erklärt, daß Dr. Türck anscheinend mit der Irrenheilkunde nicht tiefer vertraut ist. Er nimmt an, daß in Nietzsches Geiste die bösen Triebe mit den ihm durch Erziehung beigebrachten besseren Anschauungen einen harten Kampf kämpfen und daß er die Unterdrückung seiner Triebe durch das Urtheil als Schmerz empfindet. Das ist schwerlich der Sachverhalt. Nietzsche braucht nicht nothwendigerweise den Wunsch zu haben, Morde und andere Verbrechen zu begehen. Nicht jeder Verirrte („Perverse") steht unter Zwangs-Antrieben. Die Perversion kann ausschließlich auf die Denkthätigkeit beschränkt sein und sich ganz und gar in Vorstellungen Genüge thun. Ein Verirrter dieser Art kommt gar nicht auf den Gedanken, seine Vorstellungen in Handlungen umzusetzen.

Seine Störung greift nicht auf die Willens- und Bewegungs-Zentren über, sondern treibt blos innerhalb der gedankenbildenden Zentren ihr unheimliches Wesen. Wir kennen z. B. Formen geschlechtlicher Verirrung, in welchen die Kranken niemals den Drang empfinden, sich durch Handlungen zu befriedigen, sondern blos im Geiste schwelgen[1]). Diese erstaunliche Trennung des natürlichen Zusammenhanges zwischen Vorstellung und Bewegung, zwischen Gedanken und That, diese Loslösung der Willens- und Bewegungs-Organe von den Organen des Denkens und Urtheilens, denen sie sonst gehorchen, ist an sich ein Beweis tiefster Zerrüttung der ganzen Denkmaschine. Unkundige weisen gern darauf hin, daß manche Schriftsteller und Künstler in ihrem einwandfreien Leben einen geraden Gegensatz zu ihren Werken bilden, die unsittlich oder widernatürlich sein mögen, und leiten aus diesem Gegensatze die Folgerung ab, daß man nicht berechtigt sei, aus den Werken auf die geistige und sittliche Beschaffenheit ihres Urhebers zu schließen. Diejenigen, die derartige Redensarten machen, ahnen in ihrer Unwissenheit eben nicht, daß es rein geistige Perversionen gibt, die ganz so eine Geisteskrankheit sind wie die Zwangsantriebe der „Impulsiven".

Dies ist sichtlich der Fall bei Nietzsche. Seine Verirrung

---

[1]) B. Ball, La folie érotique. Paris, 1888. S. 51: „In der keuschen Liebe" (dem Liebeswahnsinn oder der „Erotomanie" Esquirols) „bleiben die größten Extravaganzen in die Schranken des Gefühls eingeschlossen, ohne jemals durch die Dazwischenkunft der Sinne entweiht zu werden; ich habe schon Beispiele dieses Deliriums gezeigt, in welchen es bis zu den äußersten Grenzen der Verrücktheit getrieben war, ohne daß sich jemals ein Gedanke darein mischte, der dem Gebiete der platonischen Liebe fremd war."

ist rein geistiger Art und hat ihn schwerlich jemals zu Thaten gedrängt. Es hat also auch in seinem Geiste kein Kampf zwischen den Trieben und der anerzogenen Sittlichkeit stattgefunden. Seine Erklärung des Gewissens hat einen ganz andern Ursprung, als Dr. Türck annimmt. Sie ist eine der so häufig beobachteten irrigen Deutungen einer Empfindung durch das sie wahrnehmende Bewußtsein. Nietzsche bemerkt, daß Vorstellungen grausamer Art bei ihm von Lustgefühlen begleitet, daß sie, wie die Irrenheilkunde sich ausdrückt, „wollüstig betont" sind. Er hat um dieser Begleitung willen die Neigung, derartige wollüstig empfundene Vorstellungen heraufzubeschwören und schwelgend bei ihnen zu verweilen[1]). Diese Erfahrungen sucht das Bewußtsein dann derart vernünftig zu deuten, daß es annimmt, Grausamkeit sei ein gewaltiger Urtrieb des Menschen, dieser gefalle sich wenigstens in der Vorstellung grausamer Handlungen, da er sie nicht wirklich begehen dürfe, und das schwelgende Verweilen bei Vorstellungen dieser Art nenne er sein Gewissen. Wie ich oben gezeigt habe, sind nach Nietzsche Gewissensbisse nicht die Folge böser Thaten, sondern sie treten bei Menschen auf, die niemals etwas Böses begangen haben. Er verwendet das Wort also unverkennbar in einem von dem üblichen ganz verschiedenen, ihm allein eigenthümlichen Sinne, er bezeichnet damit einfach sein Schwelgen in wollüstig betonten Grausamkeits-Vorstellungen.

Die Verirrung aber, in welcher der Kranke bei Handlungen

---

[1]) Nietzsche spricht an einer Stelle, „Zur Gen. d. M." S. 132, von der „Species der moralischen Onanisten und Selbstbefriediger." Er wendet das Wort zwar nicht auf sich an, es ist aber unzweifelhaft von einer dunkeln Ahnung seines eigenen Seelenzustandes eingegeben.

oder Vorstellungen grausamer Art wollüstige Erregung empfindet, ist dem Irrenarzt wohlbekannt. Sie hat in der Wissenschaft einen Namen. Sie heißt Sadismus. Der Sadismus ist die dem Masochismus entgegengesetzte Form der sexualen Perversion.[1]) Nietzsche leidet in stärkstem Maße an Sadismus, nur ist dieser bei ihm auf die geistige Sphäre allein beschränkt und befriedigt sich in Gedanken-Schwelgerei. Ich möchte bei diesem widerlichen Gegenstande nicht allzu lange verweilen, will also nur eine ganz kleine Anzahl von Belegstellen anführen, welche zeigen, daß in Nietzsches Denken Bilder der Grausamkeit ohne Ausnahme von Vorstellungen wollüstiger Art begleitet und unterstrichen werden: „Die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie." (Zur Gen. d. M. S. 21.) „Das Wohlgefühl, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen, die Wollust, ‚de faire le mal pour le

[1]) Dr. R. v. Krafft-Ebing, Neue Forschungen u. s. w. S. 45 ff.: „Das vollkommene Gegenstück des Masochismus ist der Sadismus. Während jener Schmerzen leiden und sich der Gewalt unterworfen fühlen will, geht dieser darauf aus, Schmerzen zuzufügen und Gewalt auszuüben. . . Alle Akte und Situationen, die von Sadisten in der aktiven Rolle ausgeführt werden, bilden für den Masochismus in der passiven Rolle den Gegenstand der Sehnsucht. Bei beiden Perversionen schreiten diese Akte von rein symbolischen Vorgängen zu schweren Mißhandlungen fort. . . Beide sind als originäre Psychopathien seelisch abnormer, insbesondere mit psychischer Hyperaesthesia sexualis, aber nebenher in der Regel auch noch mit anderen Abnormitäten behafteter Individuen zu betrachten. . . Lust am Schmerzzufügen und Lust am zugefügten Schmerz erscheinen nur wie zwei verschiedene Seiten desselben seelischen Vorganges, dessen Primäres und Wesentliches das Bewußtsein aktiver bzw. passiver Unterwerfung ist." Siehe Nietzsche, Also sprach Zar. 1. Th. S. 95: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!" Jens. v. G. u. B. S. 186: „Das Weib verlernt den Mann zu fürchten" und gibt damit „seine weiblichsten Instinkte preis."

plaisir de le faire,' der Genuß in der Vergewaltigung." (Ebendaſ. S. 51.) „Treibt es, wie ihr wollt, ihr Uebermüthigen, brüllt vor Luſt und Bosheit." (Die fröhl. Wiſſ. S. 226.) „Der Pfad zum eigenen Himmel geht immer durch die Wolluſt der eigenen Hölle." (Ebendaſ. S. 249.) „Wie kommt es nun, daß ich noch Niemand begegnet bin . . . der die Moral als Problem und dies Problem als ſeine perſönliche Noth, Qual, Wolluſt, Leidenſchaft kannte?" (Ebendaſ. S. 264.) „Bei Trauerſpielen, Stierkämpfen und Kreuzigungen iſt es ihm bisher am wohlſten geworden auf Erden; und als er ſich die Hölle erfand, ſiehe, da war das ſein Himmel auf Erden. Wenn der große Menſch ſchreit —: flugs läuft der kleine hinzu; und die Zunge hängt ihm aus dem Halſe vor Lüſternheit." (Alſo ſprach Zarath. 3. Th. S. 96.) U. ſ. w. Ich bitte den nicht fachmänniſchen Leſer, auf die Geſellung der unterſtrichenen Worte mit denen, welche Böſes ausdrücken, ganz beſonders zu achten. Dieſe Geſellung iſt weder zufällig noch willkürlich. Sie iſt eine pſychiſche Nothwendigkeit, denn in Nietzſches Bewußtſein kann kein Bild von Bosheit und Verbrechen auftauchen, ohne ihn geſchlechtlich zu erregen, und er kann keine geſchlechtliche Erregung empfinden, ohne daß ſofort ein Bild von Gewaltthat und Blut in ſeinem Bewußtſein erſcheint.

Die wirkliche Quelle der Lehre Nietzſches iſt alſo ſein Sadismus. Und hier will ich eine allgemeine Bemerkung machen, bei der ich nicht lang verweilen will, die ich aber der ganz beſondern Aufmerkſamkeit des Leſers empfehlen möchte. An dem Erfolg ungeſunder Richtungen in Kunſt und Schriftthum hat keine Eigenſchaft ihrer Urheber einen ſo großen und

bestimmenden Antheil wie deren Sexual-Psychopathie. Alle aus dem Gleichgewicht Gerathenen: die Neurastheniker, Hysteriker, Entarteten, Gestörten, haben die feinste Witterung für Perversionen geschlechtlicher Art und fühlen sie hinter allen Verkleidungen heraus. Sie wissen allerdings in der Regel selbst nicht, was ihnen an gewissen Werken und Künstlern gefällt, aber die Untersuchung deckt in dem Gegenstand ihrer Vorliebe immer eine verhüllte Kundgebung irgend einer Psychopathia sexualis auf. Der Masochismus Wagners und Ibsens, das Skoptzenthum Tolstois, die Erotomanie („keuscher Liebeswahnsinn") der Präraphaeliten, der Sadismus der Diaboliker, Decadenten und Nietzsches werden diesen Schriftstellern und Richtungen unzweifelhaft einen großen, und jedenfalls den aufrichtigsten und fanatischsten, Theil ihrer Gemeinde. Die sexual-psychopathischen Werke erregen die schlummernde und unbewußte, vielleicht auch unentwickelte, obschon im Keime vorhandene, gleichartige Perversion bei den Anormalen und geben ihnen starke Lustgefühle, die sie, meist in gutem Glauben, für rein ästhetische oder geistige halten, während sie thatsächlich geschlechtliche sind. Im Lichte dieser Erklärung werden die bezeichnenden künstlerischen Neigungen der Anormalen, für welche Beweise vorliegen,[1]) erst voll verständlich. Auffallend ist die Ver-

[1]) Krafft-Ebing, Neue Forschungen u. s. w. S. 108. (Ein Sexual-Psychopath schreibt:) „Ich interessire mich sehr für Kunst und Literatur. Unter den Dichtern und Schriftstellern ziehen mich am meisten diejenigen an, welche raffinirte Gefühle, eigenthümliche Leidenschaften, ausgesuchte Eindrücke beschreiben; ein gekünstelter (oder überkünstelter) Stil gefällt mir. Ebenso in der Musik ist mir die nervöse, aufreizende Musik eines Chopin, Schumann, Schubert" (!) „Wagner u. s. w. am zusprechendsten. Alles was in der Kunst nicht nur originell, sondern bizarr ist, zieht mich an." S. 128. (Ein anderer Kranker:) „Leiden-

wechſelung äſthetiſcher Gefühle mit geſchlechtlichen nicht, denn dieſe beiden Gefühls-Gebiete grenzen nicht nur aneinander, ſie decken ſich ſogar zum größten Theile, wie ich an anderer Stelle nachgewieſen habe.[1]) Auch am Grunde aller Seltſamkeiten der Tracht, namentlich der weiblichen, verbirgt ſich eine unbewußte Spekulation auf irgend eine Sexual-Pſychopathie, welche in der jeweiligen Kleidermode Anregung und Reiz findet. Noch nie hat ein Berufener die Moden darauf angeſehen. Ich ſelbſt kann mir hier eine ſo weite Abſchweifung von meinem Hauptgegenſtande nicht geſtatten. Der Stoff ſei aber Fachleuten nachdrücklichſt empfohlen. Sie werden auf dem Gebiete der Moden merkwürdige pſychiatriſche Entdeckungen machen!

Ich habe dem Nachweiſe der Unſinnigkeit des ſogenannten philoſophiſchen Syſtems Nietzſches ſehr viel mehr Raum gewidmet, als dieſer Mann und ſein Syſtem verdienen. Es hätte genügt, einfach auf die hinreichend ausdrucksvolle Thatſache hinzuweiſen, daß Nietzſche, nachdem er bereits früher wiederholt in Irrenhäuſern geweſen war, nunmehr ſeit Jahren als unheilbar Wahnſinniger in der Anſtalt des Prof. Binswanger in Jena lebt, „der rechte Mann am rechten Platze.“ Ein Kritiker meint zwar: „Geiſtige Umnachtung kann möglicherweiſe das hellſte Geiſteslicht auslöſchen; darum kann ihr Eintreten nicht mit Sicherheit gegen Werth und Richtigkeit deſſen geltend gemacht werden, was Jemand vor dem Eintritt jenes Unglücks gelehrt hat.“ Darauf iſt aber zu erwidern, daß Nietzſche ſeine

---

ſchaftlich liebe ich Muſik und bin ein begeiſterter Anhänger Richard Wagners, welche Vorliebe ich bei den meiſten von uns“ (mit conträrer Sexual-Empfindung Behafteten!) „bemerkt habe; ich finde, daß gerade dieſe Muſik unſerm Weſen ſo ſehr entſpricht.“ U. ſ. w.

[1]) S. das Kapitel „Evolutioniſtiſche Aeſthetik“ der „Paradoxe“.

weſentlichen Werke zwiſchen zwei Aufenthalten im Irrenhauſe, alſo nicht „vor“, ſondern „nach dem Eintritte jenes Unglücks“ geſchrieben hat und daß es immer auf die Art der Geiſteskrankheit ankommt, die man als Beweis für die Sinnloſigkeit einer Lehre anruft. Es iſt klar, daß Wahnſinn, der durch eine zufällige Verletzung des Kopfes, durch einen Sturz, eine Wunde u. ſ. w., verurſacht wurde, nichts gegen die Richtigkeit deſſen beweiſen kann, was der Kranke vor ſeinem Unfalle gelehrt haben mag. Anders aber liegt der Fall, wenn die Krankheit eine ſolche iſt, die unzweifelhaft ſchon ſeit der Geburt des Kranken verborgen beſtanden hat und die an den Werken ſelbſt mit Sicherheit nachgewieſen werden kann. Dann genügt es durchaus, feſtzuſtellen, daß der Verfaſſer ein Tollhäusler und ſein Werk das Geſchmier eines Irrſinnigen iſt, und jede weitere Kritik, jedes Bemühen zur vernünftigen Widerlegung der einzelnen Narrheiten wird überflüſſig, ja ſogar — wenigſtens in den Augen des Kundigen — ein wenig lächerlich. Und das iſt gerade der Fall Nietzſches: er iſt unverkennbar von Geburt an wahnſinnig und ſeine Bücher tragen auf jeder Seite den Stempel des Wahnſinns. Es mag grauſam ſein, bei dieſer Thatſache zu verweilen.[1]) Aber es iſt eine peinliche, doch nicht

---

[1]) Dr. Max Zerbſt, Nein und Ja! Leipzig, 1892, S. VII: „Die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß dieſes Büchlein in die Hände derer kommt, welche dem kranken Manne ſehr nahe ſtehen . . . und welche jede unzarte Behandlung ſeines Unglücks auf das Tiefſte verletzen muß.“ Der Allerletzte, der das Recht hat, über unzarte Behandlung zu klagen und Rückſicht zu fordern, iſt doch wohl ein Nietzſcheaner, der die „Freude am Weh-thun-wollen“ und die „große Rückſichtsloſigkeit“ als Uebermenſchen-Vorrecht für ſich ſelbſt in Anſpruch nimmt! Zerbſt nennt ſeine Schrift eine Antwort auf die von Dr. Hermann Türck, aber ſie iſt nichts als eine kindiſch verſtockte und dreiſte Wiederholung

zu umgehende Pflicht, immer wieder auf sie hinzuweisen, da Nietzsche der Urheber einer geistigen Seuche geworden ist, deren Verbreitung zu hemmen man nur hoffen kann, wenn man den Wahnsinn Nietzsches selbst ins hellste Licht stellt und seine Jünger gleichfalls mit dem Brande zeichnet, der ihnen gebührt: nämlich als Hysteriker und Schwachköpfe.

Kaatz [1]) behauptet, daß Nietzsches „Geistessaat" überall „zu Tage zu treten beginnt. Bald ward eine der scharfgeschliffenen Pointen Nietzsches zum Motto einer modernen Tragödie gewählt, bald eine seiner prägnanten Wendungen dem ständigen Sprachgebrauche einverleibt. . . Heute kann man . . . kaum einen Aufsatz lesen, welcher das philosophische Gebiet auch nur streift, ohne dem Namen Nietzsches zu begegnen." Das ist nun allerdings verleumderische Uebertreibung. Ganz so schlimm ist es nicht. Die einzigen „Philosophen", die bisher das irrsinnige Gefasel Nietzsches ernst genommen haben, sind die, welche ich oben die Gigerl der Philosophie genannt habe. Aber die Zahl dieser Gigerl wächst in der That unheimlich und ihre Frechheit übersteigt Alles, was man je erlebt hat.

Daß unter Nietzsches Aposteln Georg Brandes nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Wir wissen ja, daß sich dieser anschlägige Kopf an jede Erscheinung, in der er eine mögliche

---

all der Behauptungen Nietzsches, deren Wahnsinn Dr. Türck nachgewiesen hat. Ueberaus drollig ist, daß Zerbst mit Berufung auf eine schwache Kompilation Ziehens Türck beweisen will, daß es keine Willenspsychosen gibt. Nun hat Türck mit keinem Worte von einer Willenspsychose Nietzsches gesprochen, wohl aber spricht Nietzsche, Fröhl. Wiss. S. 270, von „einer ungeheuern Erkrankung des Willens" und einer „Willens-Erkrankung". Zerbsts Einwand richtet sich also nicht gegen Türck, sondern gegen seinen eigenen Meister Nietzsche.

[1]) Dr. Hugo Kaatz, a. a. O. 1. Th. S. VI.

Primadonna wittert, heranſchlängelt, um als Ruhmes-Impreſario ſein Profitchen an ihr zu machen. Er hielt in Kopenhagen Vorträge über Nietzſche „und redete begeiſterte Worte über dieſen deutſchen Propheten, für den die Milliſche Moral nichts iſt als das Krankheits-Symptom einer degenerirten Zeit; dieſen ‚radikalen Ariſtokraten', der alle großen freiheitlichen Volksbewegungen in der Geſchichte, die Reformation, die franzöſiſche Revolution, den modernen Sozialismus, zu Sklavenaufläufen herabſetzt und die Behauptung wagt, daß die millionenfachen Millionen der Nationen nur dazu da ſind, um ein paar Mal in jedem Jahrhundert die große Perſönlichkeit hervorzubringen.“ [1])

Robert Schellwien [2]) gibt zwar, ehrlicher als andere Nietzſche-Apoſtel, zu, daß deſſen „Lehre“ „auf den vulgären Individualismus ſchwerlich jemals eine erhebliche Einwirkung gewinnen werde,“ aber er bedauert dies ſichtlich, obſchon er ſie zu den „großen Irrthümern und Einſeitigkeiten“ rechnet, und thut, was er kann, um das Geſchwätz ſeines „Propheten“ durch eigenes Geſchwätz theils zu erläutern, theils zu kritiſiren.

Eine Reihe von Nachahmern bemüht ſich emſig, Nietzſche abzugucken, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt. Seine Abhandlung „Schopenhauer als Erzieher“ (Unzeitgemäße Betrachtungen, 3. Stück) hat in „Rembrandt als Erzieher“ eine ungeheuerliche Parodie gefunden. Zwar die ſprudelnde Wortfülle und die tollen Gedankenſprünge des Tobſüchtigen konnte der ſchwachſinnige Verfaſſer dieſer Parodie nicht nachahmen. Dieſe Krankheits-Erſcheinung dürfte überhaupt kaum geſpielt

---

[1]) Ola Hanſſon, Das junge Skandinavien. Vier Eſſays. Dresden und Leipzig, 1891. S. 12.

[2]) Robert Schellwien, a. a. O. S. 5, 6.

werden können; aber die Wortwitzelei, die sinnlose Echolalie des Vorbildes hat er sich angeeignet und auch den größenwahnsinnigen und verbrecherischen Individualismus Nietzsches sucht er nachzustammeln, so gut seine Mittelchen es gestatten. Ein anderer Schwachsinniger, Albert Kniepf,[1]) hat sich hauptsächlich in Nietzsches Vornehmthuerei vergafft und schreitet mit ergötzlichsten Fürsten-Mienen und -Geberden einher. Er nennt sich „einen Menschen höhern Geschmacks und feinern Gefühls", er spricht verächtlich von dem „profanen Tageslärm der Masse", sieht „die Welt unter sich" und sich „über diese Welt der Allermeisten erhaben", er will nicht „auf die Gasse gehen und seine Weisheit an Jedermann verschwenden" u. s. w., ganz im Stile Zarathustras, der die höchsten Gipfel bewohnt. Der schon erwähnte Dr. Max Zerbst gibt sich den Anschein, wie Nietzsche sich selbst für furchtbar zu halten und zu glauben, daß seine Gegner vor ihm zittern. Wo er sie sprechen läßt, da legt er ihnen winselnde Töne in den Mund[2]) und er genießt mit grausam überlegenem Spotte die Todesangst, die er ihnen einflößt. Bei einem Tobsüchtigen ist diese Haltung natürlich und sie erregt Mitleid. Wenn aber ein Bürschchen wie dieser

---

[1]) Albert Kniepf, Theorie der Geisteswerthe. Leipzig, 1892.

[2]) Dr. Max Zerbst, a. a. O. S. 1: „O über diese moderne Naturwissenschaft! über diese modernen Psychologen! — Nichts ist ihnen heilig!" „Wenn einer, der in der Schule des siechen ‚Idealismus' groß geworden ist, sich vor einen solchen grausamen Forscher hinstellt, . . . dann nimmt dieser gottlose Mensch ein Stückchen Kreide zur Hand" u. s. w. Er „wendet sich an den verdutzten Idealisten" und dieser „antwortet etwas kleinlaut" und „fügt etwas betrübt hinzu," worauf „der junge Psycholog mit leichtem Achselzucken erwidert." Wohlverstanden: der „grausame," der „gottlose," der „achselzuckende" „junge Psycholog" ist er, Zerbst, der wimmernde „Idealist," der „kleinlaut" und „betrübt" redet und fragt, ist sein Gegner Dr. Türck!

Dr. Max Zerbſt ſie annimmt, dann wirkt er unwiderſtehlich drollig und erinnert an den „jungen Mann mit den ſchwachen Beinen“ in Dickens „Pickwickiern“, der „nur an Blut glaubt“ und „Blut will“. Zerbſt erdreiſtet ſich, die Worte „Naturwiſſenſchaft“ und „Pſycho-Phyſiologie“ in den Mund zu nehmen. Das iſt eine Verabredung unter den Nietzſche-Jüngern: ſie geben den wahnſinnigen Wortſpeier, den ſie anbeten, für einen Pſycho-Phyſiologen und Naturforſcher aus! Ola Hanſſon ſpricht von Nietzſches „pſychophyſiologiſcher Intuition“!! und ſagt an anderer Stelle: „Bei Nietzſche, dem modernen, ſubtilen Pſychologen, der im höchſten Grade im Beſitz der pſychophyſiſchen Intuition“ (nochmals!), „jenes dem Schluß des 19. Jahrhunderts eigenthümlichen Vermögens iſt, alle geheimen Prozeſſe und Winkelchen ſich ſelbſt auszuhorchen und auszuſpähen u. ſ. w.“ Pſychophyſiſche Intuition! Sich ſelbſt aushorchen und ausſpähen! Man traut ſeinen Augen nicht. Dieſe Menſchen ahnen alſo nicht einmal, was Pſychophyſik iſt, ſie ahnen nicht, daß ſie das genaue Gegentheil der alten Pſychologie iſt, welche mit „Intuition“ und Introſpection, das heißt dem „Sich-ſelbſt-aushorchen“ und „Ausſpähen“ arbeitete, daß ſie mit Vorrichtungen in Laboratorien geduldig zählt und mißt und nicht in ſich, ſondern auf ihre Verſuchs-Perſonen und Werkzeuge „ſpäht und horcht“! Und ſolches Geplapper hirnloſer Papageien, die zufällig gehörte Worte nachſchwatzen, ohne ſie zu verſtehen, kann in dem Deutſchland, das die neue Wiſſenſchaft der Pſycho-Phyſiologie geſchaffen hat, kann in dem Vaterlande Fechners, Webers, Wundts laut werden! Und kein Berufener hat noch dieſen Jungen, deren fabelhafte Unwiſſenheit nur von ihrer Frechheit überboten wird, mit dem Lineal auf die Finger geſchlagen!

Aber es ist noch Schlimmeres geschehen, Etwas, wobei wirklich jeder Spaß aufhört. Kurt Eisner[1]), der zwar mit der „Philosophie" Nietzsches nicht einverstanden ist, findet jedoch, daß er uns „gewaltige Dichtungen hinterlassen" hat, und versteigt sich zu dem unerhörten Ausspruche: „Nietzsches ‚Zarathustra' ist ein Kunstwerk wie ‚Faust'." Die Frage, die sich zu allererst aufdrängt, ist die: hat Kurt Eisner jemals einen Vers des „Faust" gelesen? Sie wird wohl bejaht werden müssen, denn es ist kaum denkbar, daß heutzutage in Deutschland ein anscheinend des Schreibens und Lesens kundiger Mensch heranwächst, ohne irgend einmal den „Faust" in die Hände zu bekommen. Dann aber bleibt nur eine andere Frage: was Kurt Eisner wohl vom „Faust" verstanden haben mag? Das vollkommen sinnlose Wortgeprudel des „Zarathustra" mit „Faust" in einem Athem zu nennen ist eine solche Besudelung unseres kostbarsten dichterischen Schatzes, daß man eigentlich, wenn ein nur etwas bedeutenderer Mensch als Kurt Eisner sie verbrochen hätte, eine Bußfeier veranstalten müßte, um die Goethe angethane Schmach zu sühnen, wie die Kirche ein Gotteshaus neu weiht, wenn es durch eine schimpfliche Handlung entheiligt wurde.

Nicht nur in Deutschland treibt die Nietzsche-Bande ihren Unfug, sie sucht auch das Ausland heim. Der schon gekennzeichnete Ola Hansson[2]) erzählt seinen schwedischen Landsleuten

---

[1]) Kurt Eisner, Psychopathia spiritualis. Friedrich Nietzsche und die Apostel der Zukunft. Leipzig, 1892.

[2]) Ola Hansson, Materialismen i skönlitteraturen. Populärvetenskapliga (wissenschaftliche!) Afhandlingar. Stockholm, ohne Jahreszahl. S. 28, 50. In dieser Broschüre bezeichnet Hansson auch den Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" als „genial"!!

ſchwärmeriſch von „Nietzſches Dichtung“ und von „Nietzſches Mitternacht-Hymne“, T. de Wyſewa [1]) verſichert den Franzoſen, die nicht in der Lage ſind, die Richtigkeit ſeiner Behauptungen ſelbſt zu prüfen, daß „Nietzſche der größte Denker und glänzendſte Schriftſteller iſt, den Deutſchland in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat“ u. ſ. w.

Einer Dame jedoch iſt es vorbehalten geblieben, in der dreiſten Leugnung der offenkundigſten Wahrheit alle männlichen Nietzſche-Jünger ſpielend zu ſchlagen. Die Nietzſcheanerin Lou Salomé wendet mit einer kühlen Unerſchütterlichkeit, welche dem abgehärtetſten Zuſchauer den Athem rauben kann, der Thatſache den Rücken, daß Nietzſche ſeit Jahren als unheilbarer Irrſinniger in eine Irrenanſtalt geſperrt iſt, und verkündet mit eiſerner Stirne, Nietzſche habe aus ariſtokratiſcher Weltverachtung des Uebermenſchen freiwillig zu ſchreiben aufgehört und ſich in die Einſamkeit zurückgezogen. Nietzſche iſt ein Naturforſcher und Pſycho-Phyſiolog und Nietzſche ſchweigt, weil er es nicht mehr der Mühe werth findet, zu den Herdenmenſchen zu ſprechen, das ſind die Schlagworte, welche die Nietzſche-Bande in alle Welt hinausſchreit. Angeſichts einer ſolchen Verſchwörung gegen die Wahrheit, die Ehrlichkeit, die geſunde Vernunft genügt es nicht, die Sinnloſigkeit des Nietzſcheſchen Syſtems nachgewieſen zu haben, es muß auch gezeigt werden, daß Nietzſche immer wahnſinnig geweſen iſt und daß ſeine Schriften Ausgeburten der Tobſucht (genau der „maniakaliſchen Exaltation“) ſind.

Einige Nietzſcheaner, die freilich Lou Salomé nicht das Waſſer reichen können, beſtreiten nicht, daß Nietzſche wahnſinnig

[1]) Revue politique et littéraire, Jahrg. 1891.

ist, aber sie sagen, er sei wahnsinnig geworden, weil er sich zu sehr von den Menschen znrückgezogen, weil er zu lang in der tiefsten Einsamkeit gelebt und weil er aufreibend rasch, schwindelig, unheimlich rasch gedacht habe. Dieser unerhörte Blödsinn konnte durch die ganze deutsche Presse gehen und es fand sich keine einzige Zeitung, die zu bemerken gewußt hätte, daß Wahnsinn niemals die Folge von Einsamkeit und Raschdenken sein kann, sondern daß umgekehrt Hang zur Einsamkeit und schwindelnd rasches Denken die ursprünglichsten und bestbekannten Anzeichen des vorhandenen Wahnsinns sind und daß jenes Geschwätz der Nietzscheaner etwa der Behauptung gleichzustellen wäre, Jemand sei lungenkrank geworden, weil er sehr viel gehustet und Blut gespieen habe!

Für Nietzsches „Leutscheu" haben wir das Zeugniß seiner Lebensschilderer, welche merkwürdige Beispiele von ihr anführen.[1]) Sein Raschdenken aber ist eine Erscheinung, welche bei der Tobsucht niemals fehlt. Damit der Laie wisse, was er unter dieser zu verstehen hat, sei ihm das klinische Bild dieser Form des Wahnsinns von der Hand der bewährtesten Meister vorgeführt.

Die Beschleunigung des Gedankenablaufs bei der Manie,

---

[1]) „Während seines langjährigen Aufenthaltes in der einsamen Gebirgsgegend von Sils Maria . . . pflegte er . . . auf einer grün bewachsenen Landzunge zu liegen, die sich in den See erstreckte. Eines Frühlings kehrte er wieder und fand auf dem geweihten" (!) „Platz eine Bank, auf der triviale Menschen sitzen konnten an dem Ort, den bisher nur seine allergeheimsten Gedanken und Gesichte bevölkert. Und der Anblick dieser allzu menschlichen" (!) „Einrichtung war genug, ihm den so geliebten Aufenthalt unleidlich zu machen. Er setzte nie wieder seinen Fuß dahin." Ola Hansson, angeführt von Dr. Herm. Türck, a. a. O. S. 10.

ſagt Grieſinger[1]), „iſt eine Folge der erleichterten Verknüpfung der Vorſtellungen, wo der Kranke ſchwindelt, fabelt, deklamirt, ſingt, vociferirt, alle Modi der Entäußerung für Vorſtellungen in Dienſt ſtellt, vom Hundertſten ins Tauſendſte kommt, wo die Gedanken ſich überſchlagen und überſtürzen. Dieſelbe Beſchleunigung der Vorſtellungen findet man bei gewiſſen Formen der Verrücktheit und bei ſecundärer pſychiſcher Schwäche ‚mit durch Halluzinationen erwirkter Aktivität'. Die logiſchen Verbindungen ſind dabei nicht intakt wie bei der raiſonnirenden und hypochondriſchen Verrücktheit oder die überſtürzte Folge der Vorſtellungen folgt keinem Geſetz mehr oder aber es reihen ſich in überſtürzter Haſt nur Worte und Laute ohne Sinn . . . aneinander. . . So entſteht . . . eine haltloſe Ideenjagd, in deren Strom Alles in bunter Flucht fortgeriſſen wird. Die letzteren Zuſtände kommen hauptſächlich in der Tobſucht vor; bei ihrem Beginne namentlich zeigt ſich oft größere geiſtige Lebhaftigkeit und man hat Fälle beobachtet, wo es jedesmal ein ſicheres Zeichen des nahenden Tobanfalles war, wenn der Kranke witzig wurde."

Noch viel anſchaulicher ſchildert Krafft-Ebing[2]): „Der Inhalt des Bewußtſeins iſt hier" (bei der „maniakaliſchen Exaltation") „Luſt, pſychiſches Wohlſein. Es iſt ebenſo unmotivirt in den Vorgängen der Außenwelt wie der gegenſätzliche Zuſtand pſychiſchen Schmerzes des Melancholiſchen und deshalb nur auf eine innere organiſche Urſache beziehbar. Der Kranke

---

[1]) Dr. Wilh. Grieſinger, a. a. O. S. 77.

[2]) Dr. R. v. Krafft-Ebing, Lehrbuch der Pſychiatrie auf kliniſcher Grundlage für praktiſche Aerzte und Studirende. Vierte theilweiſe umgearbeitete Auflage. Stuttgart, 1890. S. 363 ff.

ſchwelgt hier geradezu in Luſtgefühlen und berichtet nach erfolgter Geneſung, daß er nie in geſunden Tagen ſich ſo wohl, gehoben, glücklich gefühlt habe wie während ſeines Krankſeins. Dieſe ſpontane Luſt erfährt mächtige Zuwächſe . . . durch das Innewerden des erleichterten Vonſtattengehens des Vorſtellens . . ., durch die intenſive Betonung der Vorſtellungen mit Luſtgefühlen und durch behagliche Gemeingefühle, namentlich im Gebiet der Muskelempfindung. . . Dadurch erhebt ſich vorübergehend die heitere Stimmung bis zur Höhe von Luſtaffekten (Ausgelaſſenheit, Uebermuth), die ihre motoriſche Entäußerung in Singen, Tanzen, Springen . . . finden. . . Der Kranke wird plaſtiſcher in ſeiner Diktion . . . er iſt raſcher in ſeinem Auffaſſungs-Vermögen und, bei beſchleunigter Aſſoziation, wieder zugleich ſchlagfertiger, witzig, humoriſtiſch bis zur Ironie. Die Ueberfüllung ſeines Bewußtſeins gibt ihm unerſchöpflichen Redeſtoff und die enorme Beſchleunigung ſeines Vorſtellens, bei welchem ganze Zwiſchenglieder nur mit des Gedankens Schnelle auftauchen, ohne ſprachliche Entäußerung zu erfahren, läßt ſeinen Gedankengang abſpringend erſcheinen. . . Er übt immer noch Kritik ſeinem eigenen Zuſtand gegenüber und dokumentirt ſein Bewußtſein für ſeinen abnormen Zuſtand u. A. damit, . . . daß er geltend macht, daß er ja ein Narr und einem ſolchen Alles erlaubt ſei. . . Der Kranke kann nicht genug Worte finden, um ſein maniakaliſches Wohlbefinden, ſeine ‚Urgeſundheit‘ zu ſchildern.“

Und nun ſoll jeder einzelne Zug dieſes Krankheitsbildes an Nietzſches Schriften nachgewieſen werden. (Ich wiederhole hier die frühere Bemerkung, daß ich mich in der Anführung von Beiſpielen nothgedrungen beſchränken muß, daß aber buchſtäblich

auf jeder Seite der Schriften Nietzsches Belegstellen derselben Art zu finden sind.)

Seine Gemeingefühle oder Leibesempfindungen geben ihm dauernd die Vorstellungen des Lachens, Tanzens, Fliegens, Leichtseins, überhaupt lustigster, müheloseſter Bewegung, des Rollens, Strömens, Stürzens ein. „Hüten wir uns, bei dem Worte ‚Tortur' gleich düstere Gesichter zu machen . . ., es bleibt selbst etwas zu lachen." „Wir sind vorbereitet . . . zum Karneval großen Stils, zum geistigsten Fasching-Gelächter und Uebermuth, zur transszendentalen Höhe des höchsten Blödsinns und der aristophanischen Weltverspottung. . . Vielleicht daß, wenn auch Nichts von heute sonst Zukunft hat, doch gerade unser Lachen noch Zukunft hat." „Ich würde mir sogar eine Rangordnung der Philosophen erlauben, je nach dem Rang ihres Lachens — bis hinauf zu denen, die des goldenen Gelächters fähig sind (!) . . . Götter sind spottlustig: es scheint sie können selbst bei heiligen Handlungen das Lachen nicht lassen." „Ach was seid ihr doch, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken! Es ist nicht lange her, da wart ihr noch so bunt, jung und boshaft, . . . daß ihr mich niesen und lachen machtet." „Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riß." „Nicht durch Zorn, sondern durch Lachen tödtet man. Auf, laßt uns den Geist der Schwere tödten." „Wahrlich, es gibt Keusche von Grund aus: sie sind milder von Herzen, sie lachen lieber und reichlicher als ihr. Sie lachen auch über die Keuschheit und fragen: ‚was ist Keuschheit?'" „Wäre er doch in der Wüste geblieben" („er" ist Jesus Christus); „vielleicht hätte er leben gelernt und die Erde lieben gelernt — und das Lachen dazu." „Zu groß war die Spannung meiner Wolke:

zwiſchen Gelächtern der Blitze will ich Hagelſchauer in die Tiefe werfen.“ „Leiſe erbebte und lachte mir heut mein Schild; das iſt der Schönheit heiliges Lachen und Beben.“

Wie man ſieht, hängt die Vorſtellung des Lachens in keinem dieſer Fälle mit dem eigentlichen Gedanken logiſch zuſammen; ſie begleitet vielmehr das Denken als ein Grundzuſtand, als eine dauernd anweſende Zwangsvorſtellung, die ihre Erklärung in der tobſüchtigen Erregung der gedankenbildenden Zentren hat. Mit den Vorſtellungen des Tanzens, Fliegens u. ſ. w. verhält es ſich ebenſo: „Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verſtände.“ „Wahrlich, kein Dreh- und Wirbelwind iſt Zarathuſtra; und wenn er ein Tänzer iſt, nimmermehr doch ein Tarantel-Tänzer!“ „Und einſt wollte ich tanzen, wie nie ich noch tanzte: über alle Himmel weg wollte ich tanzen. . . Nur im Tanze weiß ich der höchſten Dinge Gleichniß zu reden.“ „Dieſe ſelige Sicherheit fand ich noch an allen Dingen: daß ſie lieber noch auf den Füßen des Zufalls — tanzen. O Himmel über mir, du Reiner! Hoher! das iſt mir nun deine Reinheit, . . . daß du mir ein Tanzboden biſt für göttliche Zufälle.“ „Fragt meinen Fuß . . . wahrlich, nach ſolchem Takt und Tiktak mag er weder tanzen, noch ſtille ſtehn.“ „Und über Allem lernte ich ſtehn und gehn und laufen und ſpringen und klettern und tanzen.“ „Es iſt eine ſchöne Narrethei, das Sprechen; damit tanzt der Menſch über alle Dinge.“ „O meine Seele, ich lehrte dich ‚Heute‘ ſagen wie ‚Einſt‘ und ‚Ehemals‘ und über alles Hier und Da und Dort deinen Reigen hinweg tanzen.“ „Nach meinem Fuße, dem tanzwüthigen, warfſt du deinen Blick.“ „Wenn meine

Tugend eines Tänzers Tugend ist und ich oft mit beiden Füßen in gold-smaragdenes Entzücken sprang" u. s. w.

(„Ein mit Schauder empfundener Zustand seiner Seele":) „Eine fortwährende Bewegung zwischen hoch und tief und das Gefühl von hoch und tief, ein beständiges Wie-auf-Treppen-steigen und zugleich Wie-auf-Wolken-ruhen." „Bleibt wirklich eine Sache dadurch allein schon unverstanden, . . . daß sie nur im Fluge berührt, angeblickt, angeblitzt wird?" „Fliegen allein will mein ganzer Wille, in dich hinein fliegen." „Bereit und und ungeduldig zu fliegen, davonzufliegen — das ist nun meine Art." „Meine weise Sehnsucht schrie und lachte also aus mir, . . . meine große flügelbrausende Sehnsucht. Und oft riß sie mich fort und hinaus und mitten im Lachen: da flog ich wohl schaudernd, . . . dorthin, wo Götter tanzend sich aller Kleider schämen." „Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte und mit eignen Flügeln in eigne Himmel flog. . . Wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist . . . und wenn das mein A und O ist, daß alles Schwere leicht, aller Leib Tänzer, aller Geist Vogel werde: und wahrlich, das ist mein A und O." U. s. w.

In den bisherigen Beispielen herrschen Wahnvorstellungen aus der Bewegungs-Sphäre vor. In den folgenden äußern sich Erregungszustände der Sinnes-Zentren. Nietzsche hat allerlei Trug-Empfindungen der Hautnerven (Kälte, Wärme, Angeblasenwerden), des Gesichts (Glanz, Blitz, Helligkeit), des Gehörs (Rauschen, Brausen) und des Geruchs, die er seiner Gedankenflucht beimengt: „Ich bin zu heiß und verbrannt von eigenen Gedanken." „Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich an Eisigem." „Brütend lag die Sonne meiner

Liebe auf mir, im eigenen Safte kochte Zarathuſtra.“ „Sorgt, daß dort Honig mir zur Hand ſei, . . . guter, eisfriſcher Waben-Goldhonig.“ „In die kälteſten Waſſer ſtürzte ich mich, mit Kopf und Herzen.“ „Da ſitze ich nun . . . lüſtern nach einem runden Mädchenmunde, mehr noch aber nach mädchenhaften, eiskalten, ſchneeweißen ſchneidigen Beißzähnen.“ „Denn ich halte es mit tiefen Problemen wie mit einem kalten Bade — ſchnell hinein, ſchnell hinaus. . . O! Die große Kälte macht geſchwind.“ „Mit dem Sturme, welcher Geiſt heißt, blies ich über deine wogende See; alle Wolken blies ich davon.“ „Eishöhle würde ihren Leibern unſer Glück heißen und ihren Geiſtern! Und wie ſtarke Winde wollen wir über ihnen leben. . . Und einem Winde gleich will ich einſt noch zwiſchen ſie blaſen.“

„Licht bin ich . . . aber dies iſt meine Einſamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin. . . Ich lebe in meinem eigenen Licht, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.“

„Stumm über brauſendem Meere biſt du mir heute aufgegangen.“ „Sie errathen nichts vom Brauſen meines Glücks.“ „Singe und brauſe über, oh Zarathuſtra!“ „Faſt zu heftig ſtrömſt du mir, Quell der Luſt . . . allzu heftig ſtrömt dir noch mein Herz entgegen.“ „Nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen.“

„Ein Geruch iſt oft an ihrer Weisheit, als ob ſie aus dem Sumpfe ſtamme.“ „Ach, daß ich ſo lange unter ihrem Lärm und üblem Athem lebte. Oh ſelige Stille um mich! Oh reine Gerüche um mich!“ „Das war der Lug meines Mitleids, daß ich Jedem es anſah und anroch, was ihm Geiſtes genug . . . war. . . Mit ſeligen Nüſtern athmete ich wieder

Berges-Freiheit! Erlöst ist endlich meine Nase vom Geruch alles Menschenwesens!" „Schlechte Luft! Schlechte Luft! . . . Daß ich die Eingeweide einer mißrathenen Seele riechen muß!" „Diese Werkstätte, wo man Ideale fabrizirt, mich dünkt, sie stinkt vor lauter Lügen." „Dem Gesindel gingen wir aus dem Wege . . ., dem Krämer-Gestank, . . . dem übeln Athem." „Vor diesem Gesindel, das gen Himmel stinkt." „Oh reine Gerüche um mich! . . . Diese höheren Menschen insgesammt — riechen sie vielleicht nicht gut?" U. s. w.

Seine besondere Färbung erhält Nietzsches Denken, wie diese Proben zeigen, von seinen Sinnestäuschungen und von der Erregung der Zentren, welche Bewegungs-Vorstellungen bilden, die in Folge einer Störung des Mechanismus der Verknüpfungen nicht in Bewegungs-Antriebe umgesetzt werden, sondern reine Vorstellungs-Bilder ohne Einfluß auf die Muskeln bleiben.

In der Form läßt Nietzsches Denken die zwei kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten der Tobsucht erkennen: das Alleinherrschen der von keiner Aufmerksamkeit, keiner Folgerichtigkeit, keinem Urtheil überwachten und gezügelten Ideen-Assoziation und die schwindelige Schnelligkeit des Ablaufs der Denkvorgänge.

Sowie in seinem Geiste irgend eine Vorstellung auftaucht, zieht sie sofort alle ihr verwandten Vorstellungen mit ins Bewußtsein und so wirft Nietzsche mit fliegender Hand fünf, sechs, oft acht Synonyme aufs Papier, ohne zu merken, wie entsetzlich überladen und schwülstig seine Schreibweise dadurch wird: „Die Stärke eines Geistes bemißt sich danach, . . . bis zu welchem Grade er die Wahrheit verdünnt, verhüllt, versüßt, verdumpft, verfälscht nöthig hatte." „Wir vermeinen, daß

Härte, Gewaltſamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gaſſe und im Herzen, Verborgenheit, Stoicismus, Verſucherkunſt und Teufelei jeder Art, daß alles Böſe, Furchtbare, Tyranniſche, Raubthier- und Schlangenhafte am Menſchen ſo gut zur Erhöhung der Spezies ‚Menſch‘ dient als ſein Gegenſatz.“ „Er weiß, . . . an was für erbärmlichen Dingen ein Werdendes höchſten Ranges bisher gewöhnlich zerbrach, abbrach, abſank, erbärmlich ward.“ „Im Menſchen iſt Stoff, Bruchſtück, Ueberfluß, Lehm, Koth, Unſinn, Chaos; aber im Menſchen iſt auch Schöpfer, Bildner, Hammer-Härte, Zuſchauer-Göttlichkeit und ſiebenter Tag. . . Dem, was geformt, gebrochen, geſchmiedet, geriſſen, gebrannt, geglüht, geläutert werden muß.“ „Es klänge artiger, wenn man uns . . . eine ausſchweifende Redlichkeit nachſagte, nachraunte, nachrühmte.“ „Speie auf die Stadt, . . . wo alles Anbrüchige, Anrüchige, Lüſterne, Düſtere, Uebermürbe, Geſchwürige, Verſchwöreriſche zuſammenſchwärt.“ „Wir ahnen, daß es immer abwärts geht, ins Dünnere, Gutmüthigere, Klügere, Behaglichere, Mittelmäßigere, Gleichgiltigere, Chineſiſchere, Chriſtlichere.“ „Alle dieſe blaſſen Atheiſten, Antichriſten, Immoraliſten, Nihiliſten, Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geiſtes.“ U. ſ. w.

Schon an dieſen Beiſpielen muß der aufmerkſame Leſer bemerkt haben, daß das tumultuöſe Herbeiſtürzen der Worte häufig nach der bloßen Klangähnlichkeit erfolgt. Nicht ſelten artet das Wortgetümmel in Wortſpielerei aus, in den albernſten Kalauer, in die mechaniſche Geſellung der Worte nach ihrem Klang, ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung. „Wenn dieſe Wende aller Noth auch Nothwendigkeit heißt.“ „Alſo brüſtet ihr euch — ach, auch noch ohne Brüſte.“ „Es gibt viel

gläubige Speichel-Leckerei, Schmeichel-Bäckerei vor dem Gotte der Heerschaaren." „Speie auf die große Stadt, welche der große Abraum ist, wo aller Abschaum zusammenschäumt." „Hier und dort ist nichts zu bessern, nichts zu bösern." „Was wollen da weitsichtige, weit-süchtige Augen!" „Immer liefen bei solchen Zügen — Ziegen und Gänse und Kreuz- und Querköpfe voran!" „Oh Wille, Wende aller Noth, du meine Nothwendigkeit!" „So blicke ich über das Gewimmel grauer kleiner Wellen und Willen . . . hinweg." „Dies Suchen nach meinem Heim war meine Heimsuchung." „Ward die Welt nicht eben vollkommen? rund und reif? Oh des goldenen runden Reifs!" „Klafft auch hier der Abgrund? Kläfft auch hier der Höllenhund?" „Es verdummt, verthiert und verstiert." „Leben ist . . . mindestens, mildestens Ausbeutung." „Die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte" u. s. w.

Manchmal mißversteht Nietzsche in seinem wild hastigen Denken die aufblitzenden Wortbilder, die in seinem Sprachzentrum ausgearbeitet werden, sein Bewußtsein verhört sich gleichsam, greift bei ihrer Deutung daneben und erfindet wunderliche Neuworte, die an bekannte Ausdrücke anklingen, doch in keinerlei Sinn-Gemeinschaft mit ihnen stehen. Er spricht z. B. von „Hinterweltlern" (nach „Hinterwäldlern" gebildet), einem „Kesselbauche" (er denkt an „Kesselpauke"), „Freudenschaften" (er hat „Freundschaften" schlecht gehört) oder er redet seinen Sprachzentren sogar gänzlich unverstandene, nichts bedeutende Laute nach: „Da ging ich zum Thore: Alpa! rief ich, wer trägt seine Asche zu Berge? Alpa! Alpa! Wer trägt seine Asche zu Berge?"

Häufig gesellt er seine Ideen nicht nach dem Wortklange,

ſondern nach der Aehnlichkeit oder gewohnheitsmäßigen Nachbarſchaft der Begriffe, dann entſtehen das „analogiſche“ Denken und die Gedankenflucht, bei der er nach Grieſingers Ausdruck „aus dem Hundertſten ins Tauſendſte kommt“. Vom „asketiſchen Ideal“ ſprechend, führt er z. B. aus, daß die ſtarken und vornehmen Geiſter ſich in die Wüſte flüchten, und fügt unvermittelt hinzu: „Es fehlt allerdings auch in ihr nicht an Kameelen.“ Die Vorſtellung der Wüſte hat die mit ihr gewohnheitsmäßig geſellte Vorſtellung der Kameele unwiderſtehlich nach ſich gezogen. Ein andermal ſagt er: „Man mißverſteht das Raubthier und den Raubmenſchen, z. B. Ceſare Borgia, gründlich; man mißverſteht die Natur, ſo lange man noch nach einer Krankhaftigkeit im Grunde dieſer geſündeſten aller tropiſchen Unthiere und Gewächſe ſucht. Es ſcheint, daß es bei den Moraliſten einen Haß gegen den Urwald und gegen die Tropen gibt? Und daß der tropiſche Menſch um jeden Preis diskreditirt werden muß? Warum doch? Zu Gunſten der gemäßigten Zone? Zu Gunſten der gemäßigten Menſchen? Der Mittelmäßigen?“ Hier drängt ſich ihm bei der Betrachtung Cäſar Borgias der Vergleich mit einem Raubthier auf; dieſes macht ihn an die Tropen, die heiße Zone denken, von der heißen Zone kommt er zur gemäßigten, von ihr zum „gemäßigten“ und durch die Klangähnlichkeit zum „mittelmäßigen“ Menſchen.

„Wahrlich, ſchon iſt nichts mehr von der Welt übrig als grüne Dämmerung und grüne Blitze. Treibt es, wie ihr wollt, ihr Uebermüthigen, . . . ſchüttet eure Smaragden hinab in die tiefſte Tiefe.“ Die ganz unverſtändlichen „Smaragden“ ſind durch die Vorſtellung der „grünen“ Dämmerung und Blitze ins Bewußtſein gerufen.

In dieſen und hundert anderen Fällen kann man den Gang der Vorſtellungen einigermaßen verfolgen, weil ziemlich alle Kettenglieder der Ideen-Aſſoziation erhalten geblieben ſind. Oft aber ſind einige dieſer Glieder unterdrückt und dann entſtehen für den Leſer unbegreifliche und darum verblüffende Gedankenſprünge: „Der Leib wars, der an der Erde verzweifelte, der hörte den Bauch des Seins zu ſich reden.“ „Redlicher redet und reiner der geſunde Leib, der vollkommene und rechtwinkelige.“ „Ich bin höflich gegen ſie wie gegen alles kleine Aergerniß; gegen das Kleine ſtachlich zu ſein dünkt mich eine Weisheit für Igel.“ „Das tiefe Gelb und das heiße Roth: ſo will es mein Geſchmack. Der miſcht Blut zu allen Farben. Wer aber ſein Haus weiß tüncht, der verräth mir eine weißgetünchte Seele.“ „Wir ſetzten unſern Stuhl in die Mitte — das ſagt mir ihr Schmunzeln — und ebenſo weit weg von ſterbenden Fechtern wie von vergnügten Säuen. Dies aber iſt Mittelmäßigkeit.“ „Unſer Europa von heute iſt . . . ſkeptiſch . . . bald mit jener beweglichen Skepſis, welche ungeduldig und lüſtern von einem Aſt zum andern ſpringt, bald trübe wie eine mit Fragezeichen überladene Wolke.“ „Geſetzt, daß er“ (der „tapfere Denker“) „ſein Auge für ſich ſelbſt lange genug gehärtet und geſpitzt hat.“ (Hier iſt ihm ſichtlich die mit „Auge“ aſſoziirte Vorſtellung „Ohr“ und „Ohren geſpitzt“ verwirrend in die Quere gekommen.) „Schon zuviel iſt mirs, meine Meinungen ſelber zu behalten, und mancher Vogel fliegt davon. Und mitunter finde ich auch ein zugeflogenes Thier in meinem Taubenſchlage, das mir fremd iſt und das zittert, wenn ich meine Hand darauf lege.“ „Was liegt an meiner Gerechtigkeit? Ich ſehe nicht, daß ich Glut und Kohle wäre.“

„Sie lernten vom Meere auch noch ſeine Eitelkeit: iſt nicht das Meer der Pfau der Pfauen?“ „Wie Manches heißt jetzt ſchon ärgſte Bosheit, was doch nur zwölf Schuhe breit und drei Monate lang iſt! Einſt aber werden größere Drachen zur Welt kommen.“ „Und wenn dir nunmehr alle Leitern fehlen, ſo mußt du verſtehen, noch auf deinen eigenen Kopf zu ſteigen: wie wollteſt du anders aufwärts ſteigen?“ „Ich ſitze hier, die beſte Luft ſchnüffelnd, Paradieſes-Luft wahrlich, lichte, leichte Luft, goldgeſtreifte, ſo gute Luft nur je vom Monde herabfiel.“ „Ha! Herauf, Würde! Tugend-Würde! Europäer-Würde! Blaſe, blaſe wieder, Blaſebalg der Tugend! Ha! Noch einmal brüllen, moraliſch brüllen! Als moraliſcher Löwe vor den Töchtern der Wüſte brüllen! Denn Tugend-Geheul, ihr allerliebſten Mädchen, iſt mehr als Alles Europäer-Inbrunſt, Europäer-Heißhunger! Und da ſtehe ich ſchon als Europäer, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen! Die Wüſte wächſt, weh dem, der Wüſten birgt!“

Dieſe letzte Stelle iſt ein Beiſpiel vollkommener Gedankenflucht. Oft verliert Nietzſche den Faden, weiß nicht mehr, wo er hinaus will, und endet einen Satz, der ſich ſo anließ, als ob er eine Beweisführung werden wollte, mit einer gänzlich abſpringenden Witzelei: „Warum dürfte die Welt, die uns etwas angeht, nicht eine Fiktion ſein? Und wer da fragt: aber zur Fiktion gehört ein Urheber, dürfte dem nicht rund geantwortet werden: warum? Gehört dieſes ‚gehört‘ nicht vielleicht mit zur Fiktion? Iſt es denn nicht erlaubt, gegen Subjekt, wie gegen Prädikat und Objekt, nachgerade ein wenig ironiſch zu ſein? Dürfte ſich der Philoſoph nicht über die Gläubigkeit an die Grammatik erheben? Alle Achtung vor

den Gouvernanten (!), aber wäre es nicht an der Zeit, daß die Philosophie dem Gouvernanten-Glauben absagte?" „Einer ist immer zu viel um mich, also denkt der Einsiedler. Immer einmal eins, das gibt auf die Dauer zwei!" „Wie nennen sie es doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sies, es zeichnet sie aus vor den Ziegenhirten."

Manchmal endlich reißt ihm der Zusammenhang der gesellten Vorstellungen plötzlich und er bricht mitten in einem Satz ab, um einen neuen zu beginnen: „Denn in der Religion haben die Leidenschaften wieder Bürgerrecht, vorausgesetzt daß." „Die Psychologen Frankreichs . . . haben immer noch ihr bitteres und vielfältiges Vergnügen an der bêtise bourgeoise nicht ausgekostet, gleichsam als wenn — genug, sie verrathen etwas damit." „Es hat Philosophen gegeben, welche dieser Volks-Verwunderung noch einen verführerischen . . . Ausdruck zu verleihen wußten, . . . statt die nackte und herzlich billige Wahrheit hinzustellen, daß die unintereſſirte Handlung eine sehr intereſſante und intereſſirte Handlung ist, vorausgesetzt — Und die Liebe?"

Das ist die Form, in der Nietzsches Denken vor sich geht und die zur Genüge erklärt, weshalb er nie drei zusammenhängende Seiten, sondern immer nur längere oder kürzere „Aphorismen" niedergeschrieben hat.

Den Inhalt dieser zusammenhanglosen Gedankenflucht bilden eine kleine Anzahl Wahnvorstellungen, die sich mit einer zur Verzweiflung treibenden Eintönigkeit beständig wiederholen. Wir haben Nietzsches intellektuellen Sadismus und seinen Widerspruchs- und Zweifel- oder Frage-Wahnsinn bereits kennen ge-

lernt. Er bekundet überdies Menſchen- oder „Leutſcheu", Größenwahn und Myſtik.

Seine Menſchenſcheu äußert ſich an unzähligen Stellen: „Man liebt ſeine Erkenntniß nicht genug mehr, ſobald man ſie mittheilt." „Jede Gemeinſchaft macht irgendwie, irgendwo, irgendwann — gemein." „Leer ſind noch viele Sitze für Einſame und Zweiſame (!), um die der Geruch ſtiller Meere weht." „Fliehe, mein Freund, in deine Einſamkeit!" „Und Mancher, der ſich vom Leben abkehrte, kehrte ſich nur vom Geſindel ab; ... und Mancher, der in die Wüſte ging und mit Raubthieren Durſt litt, wollte nur nicht mit ſchmutzigen Kameeltreibern um die Ziſterne ſitzen."

Sein Größenwahn tritt nur ausnahmsweiſe als zwar ungeheuerliche, doch noch klar denkbare Selbſtüberhebung auf; in der Regel zeigt er eine ſtarke, ja vorherrſchende Beimiſchung von Myſtik und Uebernatürlichkeit. Blos Selbſtüberhebung iſt es, wenn er ſagt: „Was meinen ‚Zarathuſtra' anbetrifft, ſo laſſe ich Niemand als deſſen Kenner gelten, den nicht jedes ſeiner Worte irgendwann einmal tief verwundet und irgendwann einmal tief entzückt hat: erſt dann nämlich darf er des Vorrechts genießen, an dem halkyoniſchen Element, aus dem jenes Werk geboren iſt, an ſeiner ſonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewißheit ehrfürchtig Antheil zu haben." Oder wenn er, nachdem er Bismarck kritiſirt und verkleinert hat, mit durchſichtiger Anſpielung auf ſich ſelbſt ruft: „Ich aber, in meinem Glück und Jenſeits, erwog, wie bald über den Starken ein Stärkerer Herr werden wird." Dagegen tritt die verborgene myſtiſche Grundvorſtellung ſeines Größenwahns in dieſer Stelle bereits deutlich hervor: „Aber irgendwann ... muß er uns doch kommen,

der erlöſende Menſch der großen Liebe und Verachtung, der ſchöpferiſche Geiſt, den ſeine drängende Kraft aus allem Abſeits und Jenſeits immer wieder wegtreibt, deſſen Einſamkeit vom Volke mißverſtanden wird, wie als ob ſie eine Flucht vor der Wirklichkeit ſei —: während ſie nur ſeine Verſenkung, Vergrabung, Vertiefung" (drei Synonyme für einen Begriff!) „in die Wirklichkeit iſt, damit er einſt aus ihr, wenn er wieder ans Licht kommt, die Erlöſung dieſer Wirklichkeit heimbringe."

Durch die Ausdrücke „erlöſender Menſch" und „Erlöſung" verräth er die Natur ſeines Größenwahns. Er bildet ſich ein, ein neuer Heiland zu ſein, und äfft das Evangelium in der Form und dem Inhalte nach. „Alſo ſprach Zarathuſtra" iſt ganz von den heiligen Schriften der morgenländiſchen Völker abgeklatſcht. Das Buch befleißigt ſich einer äußerlichen Aehnlichkeit mit der Bibel und dem Koran. Es iſt in Kapitel und Verſe getheilt, die Sprache iſt die alterthümliche und ſeherhafte der Offenbarungs-Schriften („Zarathuſtra aber ſahe das Volk an und wunderte ſich. Dann ſprach er alſo"); es kommen häufig lange, litaneiartige Aufzählungen und Predigten vor („Ich liebe die, welche nicht erſt hinter den Sternen einen Grund ſuchen . . .; ich liebe den, welcher lebt, damit er erkenne . . .; ich liebe den, welcher arbeitet und erfindet . . .; ich liebe den, welcher ſeine Tugend liebt . . .; ich liebe den, welcher nicht einen Tropfen Geiſt für ſich zurückbehält" u. ſ. w.) und einzelne Abſchnitte weiſen wörtlich auf gleichartige des Evangeliums hin, z. B.: „Als Zarathuſtra von der Stadt Abſchied genommen hatte, . . . folgten ihm Viele, die ſich ſeine Jünger nannten, und gaben ihm das Geleit. Alſo kamen ſie an einen Kreuzweg: da ſagte ihnen Zarathuſtra, daß er nun-

mehr allein gehen wolle." „Und des Geiſtes Glück iſt dies: geſalbt zu ſein und durch Thränen geweiht zum Opferthier." „Wahrlich, ſo ſagte er zu ſeinen Jüngern, es iſt um ein Kleines, ſo kommt dieſe lange Dämmerung. Ach wie ſoll ich mein Licht hinüberretten!" „Dergeſtalt im Herzen bekümmert ging Zarathuſtra umher; und drei Tage lang nahm er nicht Trank und Speiſe zu ſich. . . Endlich geſchah es, daß er in einen tiefen Schlaf verfiel. Seine Jünger aber ſaßen um ihn in langen Nachtwachen" u. ſ. w. Von den Kapiteln haben manche die ausdrucksvollen Ueberſchriften: „Von der Selbſt-Ueberwindung"; „Von der unbefleckten Erkenntniß"; „Von großen Ereigniſſen"; „Von der Erlöſung"; „Auf dem Oelberge"; „Von den Abtrünnigen"; „Der Nothſchrei"; „Das Abendmahl"; „Die Erweckung" u. ſ. w. Zwar widerfährt es ihm manchmal, daß er gottesleugneriſch ſagt: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ichs aus, kein Gott zu ſein! Alſo" (von ihm unterſtrichen!) „gibt es keine Götter;" aber ſolche Stellen verſchwinden neben den unzähligen, in welchen er ſich als Gott bezeichnet: „Du haſt die Macht und du willſt nicht herrſchen." „Wer aber meiner Art iſt, der entgeht einer ſolchen Stunde nicht, der Stunde, die zu ihm redet: Jetzo erſt gehſt du den Weg deiner Größe. . . Du gehſt den Weg deiner Größe: nun iſt deine letzte Zuflucht worden, was bisher deine letzte Gefahr hieß. Du gehſt den Weg deiner Größe: das muß nun dein beſter Muth ſein, daß es hinter dir keinen Weg mehr gibt. Du gehſt den Weg deiner Größe; hier ſoll dir Keiner nachſchleichen." U. ſ. w.

Nietzſches Myſtik und Größenwahn offenbart ſich nicht blos in ſeinem einigermaßen zuſammenhängenden Denken, ſondern

auch in seiner allgemeinen Ausdrucksweise. Die mystischen Zahlen drei und sieben treten häufig auf. Wie sich selbst, so sieht er auch die Außenwelt groß, fern, tief und die Worte, welche diese Begriffe ausdrücken, wiederholen sich auf jeder Seite, fast in jeder Zeile: „Die Zucht des Leidens, des großen Leidens. . .“ „Der Süden ist eine große Schule der Genesung.“ „Diese letzten großen Suchenden. . .“ „Mit den Zeichen des großen Schicksals.“ „Wo er das große Mitleiden neben der großen Verachtung gelernt hat, ihrerseits die große Verehrung lernen.“ „Schuld ist alles große Dasein.“ „Daß ich den großen Mittag mit euch feiere.“ „Also redet alle große Liebe.“ „Nicht aus euch soll mir die große Müdigkeit kommen.“ „Menschen, welche nichts weiter sind als ein großes Auge, oder ein großes Maul oder ein großer Bauch oder irgend etwas Großes. . .“ „Mit der großen Liebe lieben, mit der großen Verachtung lieben.“ „Aber du Tiefer, du leidest zu tief.“ „Unerschütterlich ist meine Tiefe, aber sie glänzt von schwimmenden Räthseln und Gelächtern.“ (Man beachte, wie sich in diesem Satze alle Zwangsvorstellungen des Tobsüchtigen zusammendrängen: die Tiefe, der Glanz, der Zweifelwahnsinn, der Lachreiz.) „Alles Tiefe soll hinauf zu meiner Höhe.“ „Sie denken nicht genug in die Tiefe“ u. s. w. Mit der Vorstellung der Tiefe hängt die des Abgrunds zusammen, die gleichfalls beständig wiederkehrt. Die Worte „Abgrund“ und „abgründlich“ gehören zu den häufigsten in Nietzsches Schriften. An seine Bewegungs-Vorstellungen, namentlich an die des Fliegens und Schwebens, knüpfen seine Worte mit „Ueber“ an. („Uebermoralischer Sinn.“ „Uebereuropäische Musik.“ „Kletternde Affen und Ueberheiße.“ „Von der Art hinüber zur Ueberart.“ „Der Ueberheld.“ „Der

Uebermenſch.“ „Der Ueberdrache.“ „Ueber-Zudringliche und Ueber-Mitleidige“ u. ſ. w.) Auf einen gewiſſen Grad von Anxiomanie oder Angſtwahnſinn deutet die Beharrlichkeit hin, mit der die Worte „ſchauerlich,“ „unheimlich,“ „ſchaudern“, „Graus“ u. ſ. w. ſich in ſeinen Redeſtrom drängen.

Wie es in der Tobſucht die Regel iſt, hat Nietzſche das Bewußtſein der krankhaften Vorgänge in ſeinem Innern und er ſpielt an unzähligen Stellen auf den raſend ſchnellen Ablauf ſeines Denkens und auf ſeinen Wahnſinn an: „Jenes echt philoſophiſche Beieinander einer kühnen ausgelaſſenen Geiſtigkeit, welche presto läuft. . . Das Denken gilt ihnen als etwas Langſames, Zögerndes, beinahe als eine Mühſal, aber ganz und gar nicht als etwas Leichtes, Göttliches und dem Tanze, dem Uebermuthe Nächſt-Verwandtes.“ „Der kühne, leichte, zarte Gang und Lauf ſeiner Gedanken.“ „Wir denken zu raſch. . . Es iſt, als ob wir eine unaufhaltſam rollende Maſchine im Kopfe herumtrügen.“ „Die ungeduldigen Geiſter ſind es, bei denen eine förmliche Luſt am Irrſinn ausbricht, weil der Irrſinn ein ſo fröhliches Tempo hat.“ „Zu langſam läuft mir alles Reden — in deinen Wagen ſpringe ich, Sturm! . . . Wie ein Schrei und ein Jauchzen will ich über weite Meere hinfahren.“ „Ueber der Menſchheit ſchwebt fortwährend als ihre größte Gefahr der ausbrechende Irrſinn.“ (Natürlich denkt er an ſich, wenn er von der „Menſchheit“ ſpricht.) „Es kommt heute bisweilen vor, daß ein milder mäßiger zurückhaltender Menſch plötzlich raſend wird, die Teller zerſchlägt, den Tiſch umwirft, ſchreit, tobt, alle Welt beleidigt und endlich bei Seite geht, beſchämt, wüthend über ſich.“ (Gewiß „kommt das bisweilen vor,“ nicht blos „heute,“ ſondern zu allen Zeiten, aber

nur bei Tobsüchtigen.) „Wo ist der Wahnsinn, mit dem ihr geimpft werden müßtet? Seht, ich lehre euch den Uebermenschen, der ist . . . dieser Wahnsinn.“ „Jeder gilt das Gleiche. Jeder ist gleich. Wer anders fühlt, geht freiwillig (?) ins Irrenhaus.“ „Diesen Uebermuth und diese Narrheit stellte ich an die Stelle jenes Willens, als ich lehrte: bei Allem ist Eins unmöglich — Vernünftigkeit.“ „Meine Hand ist eine Narrenhand. Wehe allen Tischen und Wänden und was noch Platz hat für Narren-Zierrath, Narren-Schmierrath.“ Er entschuldigt auch nach Tobsüchtigen-Art seine Geisteskrankheit: „Zuletzt bliebe noch die große Frage offen, ob wir der Erkrankung entbehren können, selbst zur Entwickelung unserer Tugend, und ob nicht namentlich unser Durst nach Erkenntniß und Selbsterkenntniß der kranken Seele so gut bedürfe als der gesunden.“

Endlich fehlt selbst die Tobsuchts-Vorstellung von seiner „Urgesundheit“ nicht: Seine Seele ist „heller stets und stets gesunder“; „wir Argonauten des Ideals“ sind „gesunder als man es uns erlauben möchte, gefährlich gesund, immer wieder gesund“ u. s. w.

Das ist, in nothwendig gedrängter Uebersicht, die aus Sinnestäuschungen herrührende besondere Färbung, die Form und der Inhalt von Nietzsches Denken. Und diesen unglücklichen Geisteskranken, dessen Geschreibsel ein einziges langes Irrereden ist, in dessen Schriften aus jeder Zeile die Tobsucht herauskreischt, hat man ernsthaft als „Philosophen“ behandelt, seine Faselei hat man als „System“ dargestellt! Ein Berufsphilosoph, Herausgeber zahlreicher philosophischer Schriften, Dr. Kirchner, hebt in einem Zeitungs-Aufsatz über Nietzsches Schrift: „Der Fall Wagner“ ausdrücklich hervor, daß sie „von

geiſtiger Geſundheit förmlich ſtrotze", ordentliche Hochſchullehrer wie G. Adler in Freiburg und Andere feiern Nietzſche als „kühnen und eigenartigen Denker" und nehmen mit heiligem Ernſt zu ſeiner „Philoſophie", theils begeiſtert anerkennend, theils ſorgſam begründete Vorbehalte machend, Stellung! Angeſichts einer ſo unheilbar tiefen Geiſtesſtumpfheit kann es nicht Wunder nehmen, wenn der klardenkende und geſunde Theil der heutigen Jugend in vorſchneller Verallgemeinerung auf die Philoſophie ſelbſt die Verachtung überträgt, welche amtlich beſtellte Lehrer der Philoſophie verdienen, die ſich unterfangen, ihre Schüler in die Geiſteswiſſenſchaft einführen zu wollen, und nicht einmal die Fähigkeit beſitzen, die zuſammenhangloſe Gedankenflucht eines Tobſüchtigen von vernünftigem Denken zu unterſcheiden!

Dr. Hermann Türck[1]) kennzeichnet in trefflichen Worten die Jünger Nietzſches: „Dieſe Weisheit" („Nichts iſt wahr, Alles iſt erlaubt") „aus dem Munde eines moraliſch irrſinnigen Gelehrten hat . . . großen Anklang gefunden bei Leuten, die ſelbſt infolge eines moraliſchen Defekts einen Widerſpruch in ſich gegen die Forderungen der Geſellſchaft empfinden. Namentlich jenes Geiſtesproletariat der Großſtädte jubelt über die neue großartige Entdeckung, daß alle Moral und alle Wahrheit durchaus überflüſſig und der Entwickelung des Individuums nur ſchädlich iſt. Sie haben es ſich ja immer im Stillen geſagt: ‚Nichts iſt wahr, Alles iſt erlaubt', und haben auch danach, ſo weit es irgend anging, gehandelt, aber jetzt dürfen ſie es laut und mit Stolz bekennen, denn Friedrich Nietzſche, der neue Prophet, hat dieſe Maxime als die höchſte Lebens-

[1]) Dr. Hermann Türck, a. a. O. S. 59.

wahrheit gepriesen. . . Nicht die Gesellschaft hat Recht mit ihrer Werthschätzung der Moral, Wissenschaft und echten Kunst, bewahre, sie, die Individuen, die nur ihre selbstsüchtigen, persönlichen Zwecke verfolgen, die nur so thun, als ob ihnen an Wahrheit gelegen wäre, sie, die Falschmünzer der Wahrheit, jene gewissenlosen Schnell-Feuilletonisten, verlogenen Rezensenten, Literatur-Diebe und Fabrikanten pseudo-realistischer Schundwaare sind die wahren Helden, die Herren der Situation, die wahrhaft freien Geister."

Das ist die Wahrheit, nur ist es nicht die ganze Wahrheit. Gewiß, die eigentliche Nietzsche-Bande besteht aus geborenen Verbrechern mit Willensschwäche und aus wortklangtrunkenen Einfaltspinseln. Aber außer diesen Galgenvögeln ohne den Muth und die Kraft der verbrecherischen That und den Schwachköpfen, die sich vom Brausen und Rauschen eines Wortschwalls betäuben, gleichsam hypnotisiren lassen, ziehen hinter dem Banner des wahnsinnigen Faselers noch andere Leute her, die anders, und zum Theil milder, beurtheilt werden müssen. Nietzsches Raserei schließt nämlich einige Vorstellungen in sich, die theils an eine weit verbreitete Zeit-Anschauung anklingen, theils den trügerischen Anschein zu erwecken wissen, daß sie bei aller Uebertreibung und irrsinnigen Verdrehtheit des Vortrags doch einen Kern von Wahrheit und Berechtigung enthalten, und diese Vorstellungen erklären es, daß sich ihm Manche anschließen, denen man blos Unklarheit und Kritiklosigkeit vorwerfen darf.

Nietzsches Grundgedanke der Rücksichtslosigkeit und viehischen Verachtung aller fremden Rechte, so weit sie einer selbstsüchtigen Begierde im Wege stehen, muß das Geschlecht an-

heimeln, das unter dem Bismarckſchen Syſtem herangewachſen iſt. Fürſt Bismarck iſt eine ungeheure Perſönlichkeit, die über ein Land hinwegraſt wie ein Wirbelſturm des heißen Erdgürtels: ſie zermalmt Alles in ihrem verheerenden Laufe und läßt eine weite Vernichtung der Charaktere, Verwüſtung der Rechtsbegriffe und Zertrümmerung der Sittlichkeit als Spur zurück. Das Syſtem Bismarck bedeutet im Staatsleben eine Art Jeſuitismus im Küraß. „Der Zweck heiligt das Mittel“ und das Mittel iſt nicht wie bei den geſchmeidigen Söhnen Loyolas Schlauheit, Zähigkeit, heimliche Tücke, ſondern offene Rohheit, Gewaltthat, Fauſthieb und Schwertſchlag. Der Zweck, der das Mittel des Jeſuiten im Küraß heiligt, mag manchmal ein gemeinnütziger, er wird aber ebenſo oft oder noch öfter ein ſelbſtſüchtiger ſein. Bei ſeinem Urheber hat dieſes Syſtem der älteſten Barbarei immerhin eine gewiſſe Größe, da es aus einem gewaltigen Willen hervorgeht, der immer mit dem Wagemuth des Helden ſich ſelbſt einſetzt und in jeden Kampf mit dem wilden Entſchluſſe tritt: „Sieg oder Tod!“ Bei den Nachahmern dagegen verkrüppelt es zur „Schneidigkeit“, das heißt zu jener niederträchtigſten und verächtlichſten Feigheit, die vor dem Stärkern auf dem Bauche kriecht, aber den gänzlich Entwaffneten, den unbedingt Harmloſen und Schwachen, von dem ſchlechterdings kein Widerſtand und keine Gefahr zu beſorgen iſt, mit äußerſtem Uebermuthe mißhandelt. Die „Schneidigen“ erkennen ſich dankbar in Nietzſches „Uebermenſchen“ wieder und Nietzſches ſogenannte „Philoſophie“ iſt thatſächlich die Philoſophie der „Schneidigkeit“. Seine Lehre zeigt, wie das Syſtem Bismarck ſich im Kopf eines Tobſüchtigen ſpiegelt. Nietzſche konnte in keinem andern Zeitalter

heraufkommen und Anklang finden als in der Bismarckschen und nach-Bismarckschen Aera. Tobsüchtig wäre er natürlich immer gewesen, wann er auch gelebt hätte, aber sein Wahnsinn hätte nicht die besondere Farbe und Richtung erhalten, die wir jetzt an ihm wahrnehmen. Es widerfährt Nietzsche zwar manchmal, sich darüber zu ärgern, daß „der erfolgreichste Typus des neuen Deutschthums . . . an Allem, was Tiefe hat, vielleicht die ‚Schneidigkeit' vermißt", und zu mahnen: „Wir thun gut, unsern alten Ruf als Volk der Tiefe nicht zu billig gegen preußische ‚Schneidigkeit' und Berliner Witz und Sand zu veräußern".[1]) Aber er verräth an anderen Stellen, was ihn an der „Schneidigkeit", auf die er seinen philosophischen Vers macht, eigentlich verdrießt: sie macht zu viel Wesens von dem Offizier! „Sobald er" (der „preußische Offizier") „spricht und sich bewegt, ist er die unbescheidenste und geschmackwidrigste Figur im alten Europa — sich selbst unbewußt. . . Und auch den guten Deutschen unbewußt, die in ihm den Mann der ersten und vornehmsten Gesellschaft anstaunen und sich gern den Ton von ihm angeben lassen".[2]) Das kann Nietzsche nicht zugeben, er, der einsieht, daß es keinen Gott geben könne, da doch sonst er selbst dieser Gott sein müßte! Er kann es nicht dulden, daß „der gute Deutsche" den Offizier über ihn stellt. Aber von diesem Uebelstand abgesehen, den das System der „Schneidigkeit" nach sich zieht, findet er Alles daran gut und schön, rühmt es „als Unerschrockenheit des Blickes, als Tapferkeit und Härte der zerlegenden Hand, als zähen Willen zu gefährlichen Entdeckungsreisen, zu vergeistigten Nordpol-Expedi-

[1]) „Jenseits von Gut und Böse", S. 198, 201.
[2]) „Die fröhliche Wissenschaft", S. 130.

tionen unter öden und gefährlichen Himmeln",[1]) und weisſagt frohlockend, daß für Europa ein ehernes Zeitalter, ein Zeitalter des Krieges, der Soldaten, der Waffen, der Gewaltthat anbreche. Es iſt alſo natürlich, daß die „Schneidigen" in Nietzſche ihren eigenſten Philoſophen begrüßten.

Sein „Individualismus", das heißt ſeine Ichſucht eines Geſtörten, für den die Außenwelt nicht vorhanden iſt, mußte außer den geborenen Anarchiſten aus Anpaſſungs-Unfähigkeit auch Diejenigen anziehen, die triebhaft fühlen, daß der heutige Staat zu tief und gewaltthätig in die Rechte des Einzelnen eingreift und von ihm außer den nothwendigen Opfern an Kraft und Zeit auch ſolche fordert, die er ohne zerſtörenden Verluſt an Selbſtachtung nicht bringen kann: nämlich Opfer des Urtheils, der Erkenntniß, der Ueberzeugung und der Menſchenwürde. Dieſe Freiheitsdurſtigen glauben in Nietzſche den Wortführer ihrer geſunden Empörung gegen den Staat als Vergewaltiger ſelbſtſtändiger Geiſter und als Zerreiber ſtarker Charaktere zu finden. Sie begehen denſelben Irrthum, den ich ſchon bei den gutgläubigen Anhängern der Decadenten und Ibſens nachgewieſen habe, ſie ſehen nicht, daß Nietzſche den bewußten Menſchen mit dem unbewußten verwechſelt, daß das Individuum, für welches er volle Freiheit fordert, nicht das erkennende und urtheilende, ſondern das blind gierende, um jeden Preis Stillung lüſterner Triebe heiſchende, daß es nicht das ſittliche, ſondern das ſinnliche iſt.

Endlich hat auch ſeine Vornehmthuerei ſeinen Troß vermehrt. Manche von denen, die ihm nachziehen, verwerfen ſeine Sittenlehre, begeiſtern ſich aber für Redensarten wie dieſe:

[1]) „Jenſeits von Gut und Böſe", S. 147.

„Es könnte einmal kommen, daß der Pöbel Herr würde. . . Darum, oh meine Brüder, bedarf es eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewalt-Herrischen Widersacher ist und auf neue Tafeln neu das Wort schreibt: ‚Adel.‘“[1])

Die Einsicht ist heute weit verbreitet, daß die Gleichheits-Schwärmerei ein schwerer Irrthum der großen Umwälzung war. Man sträubt sich mit Recht gegen eine Lehre, die allen Naturgesetzen zuwiderläuft. Die Menschheit bedarf einer Rangordnung. Sie muß Führer und Vorbilder haben. Sie kann eines Adels nicht entbehren. Aber der Edle, dem die Menschenherde den Platz an der Spitze einräumt, wird sicherlich nicht der „Uebermensch“ Nietzsches sein, der Ichsüchtige, der Verbrecher, der Räuber, der Sklave seiner tollgewordenen Triebe, sondern der Mensch des reichern Wissens, der höhern Erkenntniß, des klarern Urtheils und der festern Selbstbeherrschung. Das Dasein der Menschheit ist ein Kampf, den sie nicht gut ohne Feldherrn führen kann. So lange der Kampf ein solcher der Menschen gegen die Menschen ist, verlangt die Herde einen muskelstarken und hiebgewandten Hirten. In einem vollkommenern Zustande, in welchem die ganze Menschheit vereint nur noch gegen die Natur kämpft, wählt sie zum Anführer den Mann des reichsten Gehirns, des geschultesten Willens und der gesammeltsten Aufmerksamkeit. Dieser Mann ist der beste Beobachter, aber er ist auch derjenige, der am feinsten und raschesten fühlt, der sich am lebhaftesten die Zustände der Außenwelt vergegenwärtigen kann, also auch der Mann des regsten Mitgefühls und der umfassendsten Theilnahme. Der „Uebermensch“ der gesunden Gattungs-Entwickelung ist ein

[1]) „Also sprach Zarathustra“, 3. Th. S. 74.

wiſſender und ſelbſtlos liebender Paraklet, kein blutlechzendes „prachtvolles Raubthier“. Das bedenken Diejenigen nicht, die in Nietzſches Ariſtokratismus ihre eigenen undeutlichen Anſchauungen von der Nothwendigkeit führender Adelsnaturen klar ausgedrückt zu erkennen glauben.

Nietzſches falſcher Individualismus und Ariſtokratismus kann oberflächliche Leſer irreführen. Ihr Irrthum ſei ihnen als mildernder Umſtand angerechnet. Aber auch wenn man dieſen in Betracht zieht, bleibt die Thatſache, daß ein erklärter Tobſüchtiger in Deutſchland für einen Philoſophen gehalten werden und Schule machen konnte, immer noch eine ſchwere Schmach für das deutſche Geiſtesleben der Gegenwart.

Viertes Buch.

Der Realismus.

I. Zola und die Zolaschulen.

Die beiden bisher untersuchten Entartungsformen des Schriftthums und der Kunst, der Mystizismus und die Ichsucht, mußten ausführlich behandelt werden, denn ihre Entwickelungs-Bahn scheint noch eine aufsteigende zu sein und sie sind eifrig an der Arbeit, sich des ästhetischen Gewissens der Zeitgenossen zu bemächtigen. Ueber die dritte, den Realismus oder Naturalismus, kann ich mich ungleich kürzer fassen, aus einem sachlichen und einem persönlichen Grunde. Der sachliche Grund ist der, daß der Naturalismus in seinem Ursprungslande bereits vollkommen überwunden ist und man Leichname nicht bekämpft, sondern begräbt; der persönliche der, daß ich dem Naturalismus in früheren Büchern bereits eingehende Betrachtungen gewidmet habe[1]), deren Schlußfolgerungen ich, soweit sie die Richtung beurtheilen, noch immer aufrecht erhalte und die ich nur insofern mit starken Vorbehalten einschränke, als sie die persönlichen Fähigkeiten Zolas weit überschätzten.

Daß der Naturalismus in Frankreich abgethan ist, wird

---

[1]) Paris unter der dritten Republik. Vierte Auflage. Leipzig, 1890, „Zola und der Naturalismus". Ausgewählte Pariser Briefe. Zweite Auflage, Leipzig, 1887. „‚Pot-Bouille' von Zola".

allſeitig zugegeben und eigentlich blos von Zola ſelbſt beſtritten. „Das neue Geſchlecht der Schriftſteller iſt ſchroff antinaturaliſtiſch“, erklärt Rémy de Gourmont[1]); „es handelt ſich nicht um einen Vorſatz oder eine Verabredung; es iſt kein Loſungswort ausgegeben worden; kein Kreuzzug wurde veranſtaltet; wir haben uns Jeder einzeln mit Grauen von einem Schriftthum entfernt, deſſen Niederträchtigkeit uns erbrechen machte. Und übrigens empfinden wir vielleicht noch weniger Ekel als Gleichgiltigkeit. Ich erinnere mich, daß wir beim vorletzten Roman Zolas unter acht oder zehn Mitarbeitern des Mercure de France“ (einer ſymboliſtiſchen Zeitſchrift) „keinen finden konnten, der die Bête humaine ganz geleſen oder ſich bereit gefunden hätte, ſie genug aufmerkſam zu leſen, um das Buch zu beſprechen. Dieſe Art Bücher und die Methode, die ſie eingibt, ſcheinen uns ſo alt, ſo von Anno dazumal. Weit entlegener und veralteter als die verrückteſten Trutzſchriften der Romantik.“

Von den Jüngern Zolas, denen, die an ſeinen „Abenden von Médan“ theilgenommen haben, und dem Nachwuchs, der ſich ihm ſpäter anſchloß, iſt kaum einer ſeiner Richtung treu geblieben. Guy de Maupaſſant hatte ſich, ehe er als unheilbar Wahnſinniger in eine Irrenanſtalt geſperrt werden mußte, zuletzt immer mehr dem pſychologiſchen Roman zugewendet. Joris Karl Huysmans haben wir in ſeiner neuen Häutung als Diaboliker und Decadenten kennen gelernt, der für den Naturalismus nicht genug bittere Worte finden kann. J. H. Rosny ſchreibt jetzt Romane, welche in der Steinzeit ſpielen und die Entführung einer kurzſchädeligen braunen Vorarierin durch einen langſchädeligen, hochwüchſigen und weißhäutigen Arier zum

[1]) Jules Huret, a. a. O. S. 135.

Gegenſtande haben.[1]) Als Zolas Roman „La Terre“ erſchien, hielten fünf ſeiner Schüler, Paul Bonnetain, der ſchon genannte Rosny, L. Descaves, P. Margueritte und H. Guiches, es für nöthig, in einer öffentlichen Kundgebung mit etwas drolliger Feierlichkeit gegen die Unflätigkeit jenes Buches Einſpruch zu erheben und ihren Meiſter in aller Form zu verleugnen. Daß die Romane von Zola ſelbſt noch immer ſehr ſtarken Abſatz finden, wie er mit großem Stolze betont, beweiſt durchaus nicht, daß ſeine Richtung noch lebendig iſt. Die Menge beharrt länger in den einmal angenommenen Gewohnheiten als die Ausleſe, die Führenden und Schaffenden. Wenn jene Zola nach wie vor folgt, ſo haben dieſe ſich doch bereits völlig von ihm abgewendet. Der Erfolg der jüngſten Romane Zolas erklärt ſich überdies aus ganz anderen als künſtleriſchen Gründen. Seine Witterung für das, was die öffentliche Meinung beſchäftigt, iſt vielleicht der weſentlichſte Theil ſeiner Begabung. Er wählt von vornherein Stoffe, für die er des ſachlichen Intereſſes weiter Kreiſe ſicher iſt, ſie mögen wie immer behandelt werden. Mit Büchern, welche die Geſchichte des Börſen-Zuſammenbruchs von 1882 oder des Krieges von 1870 in romanhafter Form erzählen wie „L'Argent“ und „La Débâcle“ — iſt heute noch jeder einheimiſche Schriftſteller von bekanntem Namen ſicher, beim franzöſiſchen Publikum leidenſchaftliche Antheilnahme zu erwecken. Und auf die Kundſchaft der zahlloſen Liebhaber von Zoten und Unflätereien kann Zola ebenfalls rechnen. Dieſes Publikum bleibt ihm treu und findet bei ihm, was es ſucht. Neue Anhänger wirbt er aber in ſeinem Vaterlande ſchon lange nicht mehr und im Auslande nur noch unter

[1]) J. H. Rosny, Vamireh. Paris, 1892.

denen, die ängstlich jeder Mode, in Halsbinden wie in Büchern, folgen, die aber zu unwissend sind, um bereits erfahren zu haben, daß Zola in Frankreich selbst längst aufgehört hat, die letzte Mode zu sein.

Für seine Jünger ist Zola der Erfinder des Realismus im Schriftthum. Das ist ein Anspruch, den eben nur diese über alle Begriffe unwissenden Bursche erheben können, für die die Weltgeschichte erst mit dem Augenblicke beginnt, in welchem sie sich herbeigelassen haben, von ihr Kenntniß zu nehmen.

Vor allen Dingen hat das Wort Realismus selbst gar keine ästhetische Bedeutung. In der Philosophie bezeichnet man damit die Anschauung, für welche die Welterscheinung der Ausdruck einer stofflichen Wirklichkeit ist. Auf Kunst und Schriftthum angewendet aber enthält es gar keinen Begriff. Ich habe dies an anderer Stelle („Paris unter der dritten Republik") ausführlich nachgewiesen und will hier den Gedankengang nur ganz kurz zusammenfassen.

Die Bierhaus-Aesthetiker, die einen Realismus und einen Idealismus unterscheiden, erklären jenen als das Bestreben des Künstlers, die Dinge zu beobachten und wahr wiederzugeben. Dieses Bestreben hat aber schlechterdings jeder Schriftsteller. Absichtlich weicht Niemand in seinen Darstellungen von der Wahrheit ab. Und selbst wer es wollte, könnte es nicht, weil dies allen Gesetzen des menschlichen Denkens zuwiderlaufen würde. Denn jede unserer Vorstellungen beruht auf einer Beobachtung, die wir einmal gemacht haben, und auch wenn wir frei erfinden, arbeiten wir nur mit Erinnerungsbildern vorausgegangener Beobachtungen. Wenn trotzdem das eine Werk den Eindruck größerer Wahrheit macht als das andere, so ist dies

nicht eine Frage dieſer oder jener äſthetiſchen Richtung, ſondern ausſchließlich eine ſolche des größern oder geringern Talents. Ein wirklicher Dichter iſt immer wahr, ein unfähiger Nachahmer iſt es nie; jener iſt es auch dann, wenn er es verſchmäht, in den Einzelheiten ſtets genau der Wirklichkeit nachzugehen, dieſer iſt es auch dann nicht, wenn er mit peinlicher Aufmerkſamkeit und mit der Methode eines Landmeſſers an den kleinen Aeußerlichkeiten haftet.

Wenn man ſich die pſychologiſchen Bedingungen gegenwärtig hält, unter denen ein Kunſtwerk zu Stande kommt, ſo erkennt man ſofort die ganze Windbeutelei des ſogenannten „Realismus." Die Quelle jedes wirklichen Kunſtwerks iſt eine Emotion. Dieſe entſteht entweder durch einen Lebensvorgang in den innern Organen des Künſtlers oder durch einen Sinneseindruck, den er von der Außenwelt erhält. In beiden Fällen hat der Künſtler das Bedürfniß, ſeiner Emotion im Kunſtwerk Ausdruck zu geben. Iſt ſie organiſchen Urſprungs, ſo wird er unter ſeinen Erinnerungsbildern oder augenblicklichen Sinneseindrücken diejenigen wählen, die mit ſeiner Emotion zuſammenklingen, und ſein Kunſtwerk aus ihnen geſtalten. Iſt ſie äußern Urſprungs, ſo wird er zum Kunſtwerk hauptſächlich die Erſcheinungen der Außenwelt, die Sinnes-Erfahrungen verwenden, die in ihm die nach Geſtaltung drängende Emotion wachgerufen haben, und er wird nach den Geſetzen der Ideen-Aſſoziation ähnliche Erinnerungsbilder mit ihnen verknüpfen. Wie man ſieht, iſt der Vorgang in beiden Fällen genau derſelbe: der Künſtler fügt unter der Herrſchaft einer Emotion unmittelbare Sinneswahrnehmungen und Erinnerungsbilder zu einem entſpannenden Kunſtwerke zuſammen, nur wiegen, je

nachdem die Emotion ihren Urſprung in Sinneswahrnehmungen oder in organiſchen Vorgängen hat, jene oder dieſe Beſtandtheile vor. Wenn man ungenau reden will, mag man immerhin die Werke, welche die Wirkung einer von der Welterſcheinung angeregten Emotion ſind, realiſtiſche, diejenigen, in welchen ſich eine organiſche Emotion ausdrückt, idealiſtiſche nennen. Eine wirkliche unterſcheidende Bedeutung wohnt dieſen Benennungen aber nicht inne. Bei ganz geſunden Menſchen entſtehen die Emotionen faſt blos durch Eindrücke von der Außenwelt, bei ſolchen mit mehr oder minder krankhaftem Nervenleben, namentlich bei Hyſterikern, Neuraſthenikern, Entarteten und Geſtörten jeder Gattung, weitaus häufiger durch innere organiſche Vorgänge. Die geſunden Künſtler werden in der Regel Werke liefern, in denen die Wahrnehmung, die krankhaft emotiven ſolche, in denen das Spiel der Ideen-Aſſoziation, anders geſagt, die hauptſächlich mit Erinnerungsbildern wirthſchaftende Einbildungskraft vorherrſcht, und wenn man durchaus an einer falſchen Bezeichnung feſthalten will, ſo wird man ſagen dürfen, daß jene in der Regel ſogenannte realiſtiſche, dieſe ſogenannte idealiſtiſche Kunſtwerke ſchaffen werden. In keinem Falle iſt das Kunſtwerk ein treues Abbild der ſachlichen Wirklichkeit; das realiſtiſche ebenſo wenig wie das idealiſtiſche; ſeine Entſtehungsgeſchichte ſchließt eine ſolche Möglichkeit aus. Es iſt immer nur die Verkörperung einer ſubjektiven Emotion. Die Welt im Kunſtwerk kennen lernen zu wollen iſt ein falſches Beginnen. Wohl aber enthüllt ſich für den, der darin zu leſen verſteht, das ganze Weſen einer Perſönlichkeit. Das Kunſtwerk iſt niemals eine Urkunde in dem Sinne, den die naturaliſtiſchen Schwätzer dieſem Worte beilegen, nämlich eine objektive, zuver-

läſſige Darſtellung äußerer Vorgänge; es iſt aber immer eine Bekenntnißſchrift ſeines Urhebers; es verräth, bewußt oder unbewußt, ſeine Art zu fühlen und zu denken; es deckt ſeine Emotionen auf und zeigt, welche Vorſtellungen ſein Bewußtſein füllen und der nach Ausdruck ringenden Emotion zur Verfügung ſtehen. Es iſt kein Spiegelbild der Welt, aber es iſt ein ſolches der Seele des Künſtlers.

Man würde vielleicht glauben, daß wenigſtens den vorwiegend nachahmenden Künſten, der Malerei und Bildhauerei, ein treues Nachſchreiben der Wirklichkeit, alſo eigentlicher Realismus, möglich ſei. Doch ſelbſt dies iſt ein Irrthum. Einem bildenden Künſtler kann es niemals einfallen, ſich vor die Erſcheinung hinzuſetzen und ſie ohne Auswahl, ohne Hervorhebungen und Unterdrückungen wiederzugeben. Weshalb ſollte er es denn auch thun? Wenn er einen Anblick nachbildet, ſo iſt es offenbar, weil irgend Etwas an dieſem Anblick ihn feſſelt oder ihm gefällt, eine Farbenſtimmung, eine Beleuchtungs-Wirkung, eine Bewegungslinie. Unwillkürlich wird er den Zug, der ihm den Drang eingegeben hat, den Anblick nachzubilden, betonen und hervorheben und ſein Werk wird infolge deſſen nicht mehr die Erſcheinung darſtellen, wie ſie wirklich war, ſondern wie er ſie geſehen hat; es wird alſo wieder nur ein Zeugniß ſeiner Emotion, nicht der Abklatſch einer Erſcheinung ſein. Ganz in der Weiſe der Dunkelkammer und lichtempfindlichen Platte arbeiten könnte nur ein völlig ſtumpfer Handwerker, der angeſichts der Welterſcheinung gar nichts empfinden würde, kein Wohlgefallen, keine Abneigung, kein Verlangen irgendwelcher Art. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß ein ſo verkümmertes Weſen jemals die Neigung gehabt haben wird,

Künſtler zu werden, und daß es ſich auch nur einigermaßen die zum Künſtlerberuf nöthige techniſche Geſchicklichkeit wird haben aneignen können.

Und wenn ſchon den bildenden Künſten durch ihre Natur ſelbſt der wirkliche Realismus, die völlig ſachliche Nachahmung der Erſcheinung, verwehrt iſt, um wie viel mehr der Dichtkunſt! Der Maler kann ſchließlich, wenn er ſich und ſeine Kunſt aufs Tiefſte erniedrigen will, die Mitwirkung ſeiner Perſönlichkeit an dem Kunſtwerk — richtiger an dem Werke, denn von Kunſt iſt dann nicht mehr die Rede — auf ein äußerſt geringes, kaum mehr wahrnehmbares Maß einſchränken, ſich zu einer bloßen Dunkelkammer machen, ſeine Geſichtseindrücke möglichſt mechaniſch auf ſeine Bewegungsorgane übertragen und ſich bemühen, bei dieſer Arbeit nichts zu denken und zu fühlen. Sein Bild iſt ihm von der Natur ſelbſt gegeben: es iſt ſein optiſcher Geſichtskreis. Wenn er alſo gar keine Wahl üben, gar nichts Eigenes ausdrücken, gar nicht komponiren will, ſo bleibt ihm immer noch die Möglichkeit, die Erſcheinungen abzuſchreiben, welche von der Grenzlinie ſeines Sehfeldes eingeſchloſſen werden. Sein ſogenanntes Bild iſt dann allerdings ein ausdrucksloſes Stück Welt, in welchem die Perſönlichkeit des Künſtlers nur noch durch den Rahmen vertreten iſt, der es abſchneidet, nicht weil die Welterſcheinung da wirklich ein Ende hat, ſondern weil das Auge des Malers gerade nur ſo viel und nicht mehr von ihr umſpannt, aber es iſt doch im techniſchen Sinne ein Bild, das heißt eine Malerei, die man an die Wand hängen und betrachten kann. Der Dichter dagegen findet ſein Werk nicht in dieſer Weiſe fertig vor. Es iſt ihm nicht von der Natur ſelbſt

gegeben. Seine Stoffe entwickeln ſich nicht im Raum, ſondern in der Zeit. Sie liegen nicht neben einander geordnet da, ſo daß das Auge ſie erblickt und von ihnen Alles feſthalten kann, was es wahrgenommen hat, ſondern ſie folgen einander und der Dichter muß ihnen mit eigener Geiſtesthätigkeit Grenzen anweiſen, er muß ſelbſt beſtimmen, wo er ſie ergreifen und wo er ſie fahren laſſen ſoll, wo die Erſcheinung für die Zwecke ſeiner Dichtung anfängt und wo ſie endet. Er kann eine Menſchenrede nicht mitten in einem Worte beginnen und aufhören laſſen, wie etwa Jean Béraud in einem bekannten Bilde die Räder eines Wagens durch den Rahmen mittendurch abſchneiden läßt. Er kann kein ausdrucksloſes Lichtbild des gleichmäßigen Fluſſes der Lebens- und Weltereigniſſe geben. Er muß Stellen dieſes Fluſſes umpfählen und abdämmen. Damit aber tritt er ſelbſt, tritt ſeine Perſönlichkeit entſcheidend hervor. Er verräth ſeine Eigenart. Er läßt ſeine Abſichten, ſeine Anſchauungen, ſeine Gefühle erkennen. Wenn er uns von einer Million gleichzeitiger Menſchengeſchicke ein einziges erzählt, ſo iſt es, weil dieſes eine ihn aus irgend einem Grunde mehr intereſſirt hat als die Million. Wenn er uns von dem gewählten Menſchen nur einzelne Züge, Gedanken, Geſpräche und Handlungen, noch nicht ein Millionſtel von denen, die in Wirklichkeit ſein Leben ausmachten, mittheilt, ſo iſt es, weil ſie ihm aus irgend einem Grunde wichtiger und bezeichnender ſcheinen als alle übrigen, weil ſie nach ſeiner Meinung etwas beweiſen, weil ſie einen Gedanken ausdrücken, den nicht die Wirklichkeit gedacht hat, ſondern den er, der Dichter, aus der Wirklichkeit herauszuleſen glaubt oder in ſie hineindeuten möchte. Sein „realiſtiſches“ Werk gibt alſo immer nur ſeinen Gedanken,

ſeine Deutung der Wirklichkeit, ſein Intereſſe an ihr, nicht die Wirklichkeit ſelbſt wieder. Wollte der Dichter die Welt phono- und photographiſch abſchreiben, ſo wäre ſein Werk ſelbſt im rein techniſchen Sinne nicht mehr eine Dichtung, nicht einmal ein Buch, wie das Werk des nur noch photographirenden Malers im rein techniſchen Sinne immer noch ein Bild iſt; es wäre Etwas, was keine Form, keinen Sinn, keinen Namen hätte; denn mit der Wiedergabe des Lebens eines einzigen Menſchen während eines einzigen Tages kann man Tauſende von Seiten füllen, wenn man alle ſeine Empfindungen, Gedanken, Worte, Handlungen als gleichwerthig behandeln, unter ihnen nicht jene Auswahl treffen würde, die bereits Subjektivität des Dichters, alſo das Gegentheil von „Realismus“ iſt.

Das Werk des Malers wendet ſich überdies an denſelben Sinn wie die Welterſcheinung ſelbſt und er gibt dieſe mit denſelben Mitteln wieder, mit welchen ſie ſelbſt ſich dem Sinn enthüllt, mit Licht und Farbe. Gewiß ſind die Lichter, Farben und Linien des Malers nicht genau die der wirklichen Erſcheinung, man glaubt nur durch eine Illuſion die Erſcheinung in ihrer Nachbildung zu erkennen; aber dieſe Illuſion iſt das Werk ſo niedriger Hirnzentren, daß ſelbſt Thiere ihrer fähig ſind, wie nicht blos die bekannte klaſſiſche Anekdote von den Vögeln, die an den Beeren der gemalten Weintrauben von Zeuxis picken wollten, beweiſt. Der Dichter dagegen wendet ſich nicht an die Sinne; richtiger: er wendet ſich durch das Gehör oder Geſicht, vor das er mit dem geſprochenen oder geſchriebenen Worte tritt, nicht an die Wahrnehmungszentren, wie der bildende Künſtler mit ſeinem Werke es zunächſt thut, ſondern an die höheren, begriff-, gedanken- und urtheilbildenden,

Zentren. Er hat auch kein Mittel, um die sinnliche Erscheinung selbst unmittelbar wiederzugeben, sondern er muß die Erscheinung zuerst in Begriffe umsetzen und er kann uns nur diese Begriffe in sprachlicher, das heißt konventioneller, Form reichen. Das ist aber eine überaus verwickelte und hoch differenzirte Thätigkeit, die vollständig das Gepräge der sie übenden Persönlichkeit trägt. Wenn schon zwei Augen nicht in derselben Weise sehen, um wie viel weniger können zwei Gehirne das vom Auge Gesehene in derselben Weise wahrnehmen und deuten, in vorbestehende Begriffe einfügen, mit Gefühlen und Gedanken assoziiren, in überlieferte Sprachformen kleiden! Die Thätigkeit des Dichters ist also, unvergleichlich mehr noch als die des bildenden Künstlers, eine so wesentlich persönliche, die Verarbeitung von Sinneseindrücken zu Gedanken und die Uebersetzung der Gedanken in Worte ist eine so eigenartig individuelle, so ausschließend subjective, daß auch aus diesem Grunde die Dichtung niemals die Wirklichkeit selbst, das heißt „realistisch", sein kann.

Der psychologischen, der ästhetischen Kritik widersteht der Begriff des sogenannten „Realismus" nicht. Man könnte ihn vielleicht äußerlich, oberflächlich praktisch zu fassen suchen und etwa sagen: Realismus ist die Methode, bei deren Anregung der Dichter von seinen Wahrnehmungen und Beobachtungen ausgeht und seine Vorwürfe in den Lebenskreisen sucht, die er persönlich kennt, Idealismus die entgegengesetzte Methode, die derjenige Dichter gebraucht, welcher beim Schaffen dem Spiele seiner Einbildungskraft gehorcht und, um deren freies Walten nicht einzuschränken, seine Stoffe aus fernen Zeiten und Ländern oder aus Gesellschaftsschichten holt, von denen er keine unmittelbare

Kenntniß, ſondern nur Sehnſuchts=, Ahnungs= oder Vermuthungs=Bilder hat. Dieſe Erklärung ſcheint verſtändig und einleuchtend, aber auch ſie löſt ſich bei näherer Betrachtung in blauen Nebel auf. Denn thatſächlich hat die Wahl des Stoffes, hat der Lebenskreis, dem er entnommen oder in den er verlegt iſt, gar keine ſcheidende Bedeutung; es offenbart ſich in ihr nicht eine Methode, ſondern wieder nur die Perſönlichkeit des Dichters. Der Dichter, bei dem die Beobachtung vorherrſcht, wird „realiſtiſch“ ſein, das heißt Erfahrungen ausdrücken, auch wenn er von Dingen und Menſchen zu ſprechen vorgibt, die gänzlich außerhalb ſeiner Beobachtung liegen, und der Dichter, bei dem die mechaniſche Ideen=Aſſoziation vorwaltet, wird „idealiſtiſch“ ſein, das heißt nur dem Schweifen ſeiner Einbildungskraft folgen, auch wenn er Verhältniſſe darſtellen will, die ihm perſönlich vertraut ſein könnten.

Nur ein Beiſpiel für jeden der beiden Fälle. Was gibt es wohl „idealiſtiſcheres“ als Märchen? Nun denn, hier ſind einige Stellen aus den bekannteſten Märchen von Grimm: „Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und ſetzte ſich an einen kühlen Brunnen.“ (Der Froſchkönig oder der eiſerne Heinrich.“) „Das Schweſterchen zu Hauſe aber“ (die Tochter eines Königs, der ſeine zwölf Söhne verſtoßen hat) „ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäſche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. Für wen ſind denn dieſe Hemden? fragte die Prinzeſſin, meinem Vater ſind ſie doch viel zu klein. Da erzählte ihr die Wäſcherin, daß ſie zwölf Brüder gehabt hätte u. ſ. w. Und wie das Schweſterchen Nachmittags auf der Wieſe ſaß und die Wäſche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäſcherin

wieder ein u. ſ. w." („Die zwölf Brüder.") „Der Holzhacker gehorchte und holte ſein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit ſich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß blos Zuckerbrod und trank ſüße Milch u. ſ. w. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reiſe machen; eh ſie aber weg ging, rief ſie das Mädchen und ſagte: Liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüſſel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs u. ſ. w." („Marienkind".) Der unbekannte Dichter dieſer Märchen verlegt ſeine Geſchichten in Königspaläſte oder gar in den Himmel, alſo in Umgebungen, die er ſicher nicht kennt, aber er ſtattet Menſchen und Dinge und ſogar die heilige Jungfrau mit den Zügen aus, die ihm von der Beobachtung her bekannt und vertraut ſind; aus dem Königsſchloß tritt man in den Wald und auf die Wieſe hinaus wie aus dem Bauernhof; die Prinzeſſin läuft allein an den Waldbrunnen, ſie beſorgt die Wäſche und bleicht ſie am Anger wie eine häusliche Bauerndirne; die heilige Jungfrau unternimmt eine Reiſe und vertraut der Pflegetochter die Schlüſſel der Wirthſchaft an wie eine reiche Burgfrau; die Märchen ſind aus den Erfahrungen eines Bauers heraus gedichtet, der mit treuherzigem Realismus ſeine eigene Welt ſchildert und den bekannten Geſtalten und Verhältniſſen blos andere Namen gibt. Goncourt dagegen, der große, bahnbrechende „Realiſt", erzählt in ſeinem Roman „La Faustin" eine Geſchichte von der Liebſchaft zwiſchen einem Lord Annandale und einer Schauſpielerin des Théâtre français, die dem Kritiker Brunetière dieſe Bemerkungen abnöthigt[1]): „Ich möchte über den Roman des

[1]) Ferdinand Brunetière, Le roman naturaliste. Nouvelle édition. Paris, 1892. S. 285.

Herrn de Goncourt die Meinung des Herrn Zola haben. Herr Zola, der sich so beredt über den Abenteuer-Roman lustig gemacht hat, über den Roman, ‚wo die Prinzen incognito umherlaufen, alle Taschen voll Diamanten', was mag er wohl im geheimen Innern seines Herzens von diesem Lord Annandale denken, der sein Gold mit vollen Händen aus dem Fenster wirft und in seinem Pariser Hôtel von einem Tag auf den andern über etwa fünzig Diener herrscht, ohne den Dienst von Madame mitzurechnen? Herr Zola, der sich so angenehm über den idealistischen Roman, wie er ihn nennt, lustig gemacht hat, über den Roman, ‚wo triumphirende Liebe die Liebenden in die köstliche Welt des Traumes entführt', was mag er wohl bei sich von der leidenschaftlichen Zärtlichkeit denken, die Herr de Goncourt seinem Engländer für seine Schauspielerin beilegt, ‚einer fast vergöttlichten Galanterie, einem sinnlichen Verhältniß im Blauen, einer physischen Liebe in Idealität', und wie all der Galimathias lautet, den ich dem Leser erspare?" Goncourt gibt vor, einen zeitgenössischen Engländer, eine ebensolche Bühnenkünstlerin, Vorgänge aus dem Pariser Leben zu schildern, also Alles Dinge, die er beobachtet haben könnte, die ihm bekannt sein sollten, aber was er von ihnen erzählt, ist so unglaublich, so unmöglich, so noch nie dagewesen, daß man über die kindische Fabel blos die Achsel zucken kann. Der deutsche Märchendichter also, der uns in eine Gesellschaft von Engeln, Heiligen und Königen führt, zeigt uns gesunde, derbe Bauern und Dirnlein, deren Lebenswahrheit durch die ihnen schalkhaft aufgesetzten Fastnachts-Kronen und Heiligenscheine aus Goldpapier nicht im Mindesten beeinträchtigt wird, und der französische Realist, der uns in Pariser Leben und unter Pariser

Menſchen verſetzen will, läßt vor unſeren Augen unfleiſchliche, aus Zigarrenqualm, Sumpfnebel und Rhumflamme gewobene Schemen wallen, die dadurch nicht wirklicher werden, daß er ihnen eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Engländer in feinem Gehrock und einer hyſteriſchen Dame in ſpitzenbeſetztem Négligé anzuzaubern ſucht. Der Märchendichter iſt im Sinne der obigen Erklärung der Realiſt, der Sittenroman-Verfaſſer Goncourt der Idealiſt mit erſchwerendſten Umſtänden.

Von welcher Seite wir uns auch dem angeblichen Realismus nähern, wir bekommen niemals einen Begriff zu ſehen, ſondern immer nur ein leeres Wort. Alle Unterſuchungs-Methoden führen uns zu demſelben Ergebniß: es gibt in der Dichtung keinen Realismus, das heißt eine unperſönliche, ſachliche Abſchrift der Wirklichkeit, es gibt nur verſchiedene Dichter-Perſönlichkeiten. Die Individualität des Dichters iſt das allein Entſcheidende; der eine empfängt aus der Welterſcheinung, der andere aus ſeinen inneren organiſchen Vorgängen die Emotionen, die ihn zum Schaffen anregen; der eine iſt zur Aufmerkſamkeit fähig und beobachtet, der andere iſt ein Sklave ſeiner ungezügelten Ideen-Aſſoziation; bei dem einen wiegt im Bewußtſein die Vorſtellung des Nicht-Ichs, beim andern das Ich vor; ich zögere nicht, es mit einem Worte auszudrücken: der eine iſt geſund und in aufſteigender Entwickelung begriffen, der andere mehr oder weniger krankhaft verändert, mehr oder weniger in Entartung verſunken. Der geſunde Dichter verflicht Erkenntniß in jedes ſeiner Werke, es mag Dantes Hölle oder Goethes Fauſt ſein, und wenn man will, mag man dieſes Erkenntniß-Element, das nur durch Aufmerkſamkeit und Beobachtung errungen werden kann, Realismus nennen. Der ent-

artete Dichter formt immer nur erkenntnißleere Seifenblasen, auch wenn er Beobachtungen vorzutragen behauptet und selbst überzeugt ist, und diesen im besten Falle farbenschillernden, meistens aber blos schmutzigen Schaum einer wirren Gedankenbrandung nennt man häufig mißbräuchlich Idealismus.

Man hat dem Realismus noch einen andern, letzten Sinn beigelegt: er soll die grundsätzliche Behandlung niedriger Lebenskreise und alltäglicher Menschen und Dinge bezeichnen. Danach wären Werke, in denen Arbeiter, Bauern, Kleinbürger u. s. w. vorkämen, realistische, solche, in denen sich Götter, Helden, Könige u. s. w. bewegen, idealistische. Ludwig XIV., der nach der bekannten Anekdote beim Anblick der Teniersschen Bauernkneipen-Bilder, die man ihm vorzustellen wagte, ungehalten die Worte der Verachtung fallen ließ: „Man schaffe diese Grotesken weg!“, hätte nicht eine Kunstmethode und Darstellungsmittel, sondern die sein olympisches Auge beleidigende Niedrigkeit des Vorwurfs verurtheilt. Diese Erklärung des Ausdrucks Realismus ist etwas greifbarer als die anderen, aber ich habe nicht erst nöthig, zu zeigen, wie roh äußerlich, wie philosophisch und ästhetisch werthlos sie ist. Denn wir haben oben gesehen, daß man Götter und Könige die schlichtesten Bauern-Gefühle und -Gedanken erleben lassen kann, und umgekehrt gibt es Werke genug, in denen über dem Scheitel von Menschen in niedrigster gesellschaftlicher Stellung eine unsichtbare Königskrone oder ein Heiligenschein schwebt. In Gregor Samarows Kolportage-Romanen bewegen sich Kaiser und Könige, die fühlen, denken und sprechen wie Weinreisende von Winkelgeschäften; in Auerbachs Dorfgeschichten sehen wir Bauern, deren Geistes- und Gemüthsleben hochadelig, ja stellenweise

halbgotthaft iſt. Unwirklich ſind die einen wie die anderen, nur ſpricht aus den einen ein handwerksmäßiger Senſations-Schriftſteller, aus den anderen ein feiner, tief fühlender Dichter zu uns. In George Eliots „Mühle am Floß“ lernen wir einen Bauernknecht Luke und eine Müllerstochter Maggie kennen, die in ihrer Charaktergröße und Sittlichkeit jedem Pantheon Ehre machen würden; in Thackerays „Jahrmarkt der Eitelkeit“ zeigt man uns einen überaus großen und ſtolzen Marquis Steyne[1]) und einen ebenſolchen Earl Bareacres, denen kein anſtändiger Menſch die Hand reichen möchte; die einen wie die anderen ſind wahr, nur verrathen jene ein Dichterherz voll Menſchenliebe und Mitleid, dieſe ein von Bitterkeit und Grimm überfließendes Künſtlergemüth. Wer iſt nun vornehm? Sind es Samarows Kaiſer und Könige oder Auerbachs Schwarzwald-Dörfler? Wer iſt gering? Sind es Eliots ſchottiſche Bauernknechte oder Thackerays mächtige Peers von England? Und welche von dieſen Werken ſoll man als realiſtiſch, welche als idealiſtiſch bezeichnen, wenn der Realismus die Beſchäftigung mit niedrigen, der Idealismus die mit hohen Menſchen und Verhältniſſen bedeuten ſoll?

Einen Sinn kann alſo eine ernſte Unterſuchung, die ſich bei bloßem Wortgeklingel nicht aufhält, in den Ausdrücken „Realismus“ und „Idealismus“ nicht finden. Wir wollen nun ſehen, was Zolas Anhänger für ſeine Eigenthümlichkeit ausgeben, worin er ſelbſt ein Vorbild und Bahnbrecher zu ſein behauptet und

---

[1]) „Er war ein größerer Prinz als Alle dort, obſchon ein regierender Herzog und eine königliche Hoheit, beide mit ihren fürſtlichen Gemahlinen, anweſend waren.“ Vanity fair, Tauchnitz edition, 3. Band S. 257.

wie er den Anſpruch begründet, einen ganz neuen Abſchnitt in der Geſchichte des Schriftthums zu verkörpern.

Die Jünger Zolas rühmen ſeine Beſchreibungskunſt und ſeinen „Impreſſionismus“. Ich mache zwiſchen beiden einen großen Unterſchied. Die Beſchreibung ſucht die kennzeichnenden Züge der Erſcheinung mit allen Sinnen zugleich zu erfaſſen und in Worten wiederzugeben, der Impreſſionismus zeigt den Bewußtſeinszuſtand eines Weſens, das von den Dingen blos im Bereiche eines einzigen Sinnes Eindrücke empfangen, ſie blos ſehen, blos hören, blos riechen würde u. ſ. w. Die Beſchreibung iſt die Arbeit eines Gehirns, welches die wahrgenommenen Dinge in ihrem Zuſammenhang und Weſen begreift, der Impreſſionismus die Arbeit eines ſolchen, welches von der Erſcheinung blos die ſinnlichen — und zwar die einſeitig ſinnlichen — Elemente der Erkenntniß, nicht aber die Erkenntniß ſelbſt erhält. Der Beſchreibende erkennt in einem Baum einen Baum, mit allen Vorſtellungen, die dieſer Begriff in ſich ſchließt. Der Impreſſioniſt ſieht nur eine aus Flecken verſchiedenen Grüns zuſammengeſetzte Farbenmaſſe vor ſich, auf welche die Sonne da und dort blitzende Lichtpunkte und Streifen ſetzt. Eine äſthetiſche und pſychologiſche Verirrung ſind in der Dichtkunſt ſowohl die Beſchreibung um ihrer ſelbſt willen als auch der Impreſſionismus, wie gleich in möglichſter Kürze nachgewieſen werden ſoll, aber ſelbſt dieſe Verirrung hat Zola nicht erfunden, denn lange vor ihm haben die Romantiker und beſonders Théophile Gautier die breite, unorganiſch in die Dichtung eingeſprengte Beſchreibung gepflegt und im Impreſſionismus haben die Brüder Goncourt Zola die Wege gewieſen.

Die rein ſachliche Schilderung der Gegenſtände iſt Wiſſenſchaft, wenn es für Jemand einen Werth hat, von ihnen ſo viel Anſchauung zu erlangen, als ſich in Worte ohne Zuhilfenahme des Bildes und der Zahl faſſen läßt; ſie iſt bloße kindiſche Spielerei und Zeitvergeudung, wenn Niemand ein Intereſſe hat, bei den geſchilderten Gegenſtänden beſchauend zu verweilen, ſei es, weil ſie allbekannt, ſei es, weil ſie bedeutungslos ſind[1]); ſie erhebt ſich zur Kunſt, bleibt aber eine untergeordnete Kunſtgattung, wenn ſie die Worte ſo gut wählt, daß ſie den feinſten Beſonderheiten der Gegenſtände folgt, und zugleich die Affekte mittönen läßt, welche der Wahrnehmende bei ſeinen Beobachtungen empfindet, wenn alſo die angewendeten Worte nicht

[1]) Gottfried Keller hat mit merkwürdiger Vorahnung ſchon dreißig Jahre, ehe der beſchreibungswüthige Realismus in Deutſchland zu ſpuken angefangen, ſich über ihn luſtig gemacht. S. Die Leute von Seldwyla, 12. Aufl., Berlin, 1892, 2. Band S. 108: „Er“ (der Held der Geſchichte „Die mißbrauchten Liebesbriefe“, der plötzlich auf den Gedanken verfällt, Schriftſteller zu werden) „ſteckte das geſchäftliche Notizbuch bei Seite und zog ein kleineres hervor mit einem Stahlſchlößchen. Damit ſtellte er ſich vor den erſten beſten Baum, beſah ihn genau und ſchrieb: ‚Ein Buchenſtamm. Hellgrau mit noch helleren Flecken und Querſtreifen. Zweierlei Moos bekleidet ihn, ein faſt ſchwärzliches und dann ein ſammetähnlich glänzendes grünes. Außerdem gelbliche, röthliche und weiße Flechten, welche öfter in einander ſpielen. . . Vielleicht in Räuberſcenen zu verwenden.‘ Dann blieb er vor einem eingerammelten Pflock ſtehen, auf welchen irgend ein Kind eine todte Blindſchleiche gehängt hatte. Er ſchrieb: ‚Intereſſantes Detail. Kleiner Stab in Erde geſteckt. Leiche von ſilbergrauer Schlange darum gewunden. . . Iſt Merkur todt und hat ſeinen Stab mit todten Schlangen hier ſtecken laſſen? Letztere Anſpielung mehr für Handelsnovellen tauglich. N. B. Der Stab oder Pflock iſt alt und verwittert, von der gleichen Farbe wie die Schlange; wo ihn die Sonne beſcheint, iſt er mit ſilbergrauen Härchen beſetzt. (Die letztere Beobachtung dürfte neu ſein.)‘“ U. ſ. w.

blos den Werth einer zutreffenden Bezeichnung von ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaften haben, ſondern emotionell gefärbt ſind und in Begleitung von Bildern und Gleichniſſen auftreten. Beiſpiele dieſer Art von Schilderungskunſt ſind alle guten Reiſebeſchreibungen, von Humboldts „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ bis zu Nachtigals „Sahara und Sudan“, Schweinfurths „Im Herzen Afrikas“ oder de Amicis' Büchern über Konſtantinopel, Marokko u. ſ. w. Mit der Dichtkunſt hat aber dieſe Gattung nichts gemein. Die Dichtung hat immer den Menſchen, ſein Denken und Fühlen zum Gegenſtande, auch die Thierfabel, auch die Parabel, die Allegorie, das Märchen, alle die Zwitterformen, in welchen der menſchliche Inhalt aller Dichtung verkleidet auftritt, als ein auf Thiere und ſelbſt todte Gegenſtände angewandter Anthropomorphismus. Das Sachliche, Schauplatz und Umgebung, haben für die Dichtung nur inſofern Bedeutung, als ſie ſich auf den oder die Menſchen beziehen, von denen die Dichtung handelt. Der Dichter kann nur entweder als Zuſchauer gedacht werden, der vor ſeinen Augen ſich abſpielende menſchliche Erlebniſſe erzählt, oder als Theilnehmer an dieſen Erlebniſſen, der ſie alſo aus dem Bewußtſein einer der handelnden Perſonen heraus mit anſieht und mitfühlt. In beiden Fällen kann er naturgemäß vom Sachlichen nur das wahrnehmen, was im Erlebniſſe ſelbſt eine Rolle ſpielt. Iſt er Zuſchauer, ſo wird er ſein Auge ſicher nicht gleichgiltig im Geſichtskreiſe umherſchweifen laſſen, ſondern bei dem Schauſpiele verweilen, das ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt und für das er unſere Theilnahme zu erwecken ſucht. Steckt er ſogar in der Haut eines Betheiligten, ſo wird er noch viel vollſtändiger von dem menſchlichen Vorgang in Anſpruch

genommen, an welchem er ſelbſt mitwirkt, und noch viel weniger Neigung übrig behalten, müßig zu gleichgiltigen Anblicken abzuſchweifen, die nichts mit ſeinem gegebenen Seelenzuſtande zu thun haben und ihn von dem Thun und Fühlen ablenken, in dem er eben begriffen iſt. In einer menſchlich wahren Dichtung wird alſo vom Sachlichen immer nur das geſchildert werden, was ein geſpannter Zuſchauer des eigentlichen Vorganges, der den Inhalt der Dichtung bildet, oder was ein Betheiligter davon wahrnehmen kann, das heißt nur das, was ſich auf den Vorgang unmittelbar bezieht. Begreift die Schilderung noch Anderes in ſich, ſo iſt ſie pſychologiſch unwahr, zerſtört Stimmungen, unterbricht Vorgänge, lenkt die Aufmerkſamkeit von dem ab, was in der Dichtung die Hauptſache ſein muß, und verwandelt dieſe in ein Machwerk, dem man anmerkt, daß es ſeinem Schöpfer damit nicht künſtleriſcher Ernſt war, daß es nicht aus einem Bedürfniſſe dichteriſcher Geſtaltung einer echten Emotion hervorging.

Und eine noch viel ſchlimmere Verirrung als die abſpringende, kaltblütige Beſchreibung iſt der Impreſſionismus in der Dichtung. In der Malerei hat er ſeine Berechtigung. Dieſe gibt Eindrücke des Geſichtsſinnes wieder und der Maler bleibt innerhalb der Grenzen ſeiner Kunſt, wenn er ſeine rein optiſchen Wahrnehmungen vorträgt, ohne zu komponiren, ohne eine Anekdote zu erzählen, das heißt ohne einen Gedanken in den wiedergegebenen Anblick hineinzutragen, ohne eine Thätigkeit ſeiner höchſten, gedankenbildenden, Zentren mit der Thätigkeit der Wahrnehmungszentren zu verknüpfen. Das nach dieſer Methode entſtehende Bild wird äſthetiſch ſehr tief ſtehen, aber es wird ein Bild ſein, das ſich vertheidigen läßt. Der dichteriſche

Impreſſionismus dagegen iſt ein vollſtändiges Verkennen des Weſens der Dichtkunſt, iſt deren Leugnung und Aufhebung. Das Mittel der Dichtkunſt iſt die Sprache. Dieſe aber iſt eine Thätigkeit, nicht der Wahrnehmungs-, ſondern der Begriffs- und Urtheils-Zentren. Die unmittelbare lautliche Gegenwirkung auf Sinneserregungen iſt nur der Ausruf. Ohne die Mitarbeit der höchſten Zentren kann ſich eine Wahrnehmung lautlich nur durch ein „Ah!“ oder „Oh!“ äußern. Sowie aber der rein emotionelle Thierſchrei ſich zur grammatikaliſch gegliederten, verſtändigen Menſchenrede erhebt, iſt auch die rein ſinnliche Wahrnehmung zum Begriff und Gedanken geſteigert und es iſt durch und durch pſychologiſch unwahr, die Außenwelt ſprachlich ſo zu ſchildern, wie wenn ſie blos eine Farben- oder Laut-Empfindung auslöſen, aber keinerlei Vorſtellungen, Gedanken und Urtheile mit erregen würde. Der dichteriſche Impreſſionismus iſt ein Beiſpiel jenes Atavismus, den wir als eigenthümlichſten Zug im Geiſtesleben der Entarteten kennen gelernt haben. Er führt das menſchliche Denken zu ſeinen thieriſchen Anfängen und die künſtleriſche Thätigkeit von ihrer heutigen hohen Differenzirung zu ihrem Keimzuſtande zurück, in welchem alle ſpäter auseinander ſtrebenden Künſte noch unentwickelt und ungeſchieden nebeneinander lagen. Man würdige zum Beiſpiel dieſe impreſſioniſtiſchen Schilderungen der Goncourts[1]): „Darüber laſtete eine große Wolke, ein ſchwerer Dunſt von dunkel veilchenblauer Farbe, ein Dunſt des Nordens. . . Dieſe Wolke erhob ſich und endete in ſcharfen Riſſen mit einer Helligkeit, in welcher ein wenig Blaßgrün in Roſa erloſch.

1) Edmond et Jules de Goncourt, Manette Salomon. Paris, 1877. S. 3, 145, 191.

Dann kam wieder mattgeriebener zinnfarbener Himmel, von Lappen anderer grauer Wolken gefegt. . . Jenſeits der etwas gewiegten Tannenwipfel, unter welchen man den großen Baumgang des Gartens nackt, entlaubt, geröthet, faſt karminroth, bemerkte, . . . umſpannte das Auge den ganzen Raum zwiſchen der Kuppel der Salpetrière und der Maſſe der Sternwarte: zuerſt eine große wie hingewaſchene Schattenfläche, Tuſche auf rother Grundirung, eine Zone heißer und bituminöſer Töne, verbrannt von den Anſengungen des Reifs und jener Winterhitzen, die man auf der Waſſerfarben-Palette der Engländer antrifft; dann, in der unendlichen Feinheit eines herabgeſtimmten Farbentons, erhob ſich ein weißlicher Abſchnitt, ein milchiger und perlmutterner Qualm, durchlöchert einer Helle neuer Bauten u. ſ. w." „Feine Töne einer Greiſen-Färbung ſpielten auf dem gelblichen und bräunlichen Roſa ſeiner Geſichtshaut. Durch ſeine zarten, zerknitterten Ohren, von Fäſerchen durchzogene Papierohren, erſchien das durchſchimmernde Licht rothgelb." „Die Luft, von Waſſer geſtreift, hatte eine Ueberwaſchung mit jenem Blau-Violett, womit die Malerei die Durchſichtigkeit groben Glaſes nachahmt. . . Das erſte lebhafte Lächeln des Grüns begann auf den ſchwarzen Zweigen der Bäume, wo man, wie Pinſelhiebe, Frühlings-Hintupfungen zu ſehen glaubte, welche leichte Anreibungen von grüner Aſche hinterließen."

Das iſt das Verfahren des Impreſſionismus. Der Dichter thut, als wäre er ein Maler, er gibt vor, die Erſcheinung nicht als Begriff zu erfaſſen, ſondern als bloße Sinneserregung zu empfinden, er ſchreibt Farbennamen hin, wie der Künſtler Farbenſchichten auflegt, und bildet ſich ein, er habe nunmehr

dem Leſer einen beſonders ſtarken Eindruck der Wirklichkeit gegeben; das iſt aber eine kindiſche Selbſttäuſchung, denn der Leſer bekommt doch keine Farben, ſondern nur Worte zu ſehen, er muß ſich die Farben-Namen wie jedes andere Wort in Vorſtellung umſetzen und mit demſelben Aufwande von Geiſtesthätigkeit würde er ſich einen viel lebhaftern Eindruck verſchaffen, wenn man ihm nicht die optiſchen Elemente der Erſcheinung hinter einander ſchwerfällig aufzählen, ſondern die Erſcheinung zu einem Begriff fertig verarbeitet vorlegen würde. Zola hat dieſe Verdrehtheit den Goncourts richtig genug abgeguckt, aber erfunden hat er ſie nicht.

Eine andere Beſonderheit Zolas ſoll die Beachtung und Wiedergabe des „milieu“, der menſchlichen und ſachlichen Umgebung der dargeſtellten Menſchen, ſein. Nach der Schwelgerei in nichtsſagender Beſchreibung und nach dem Impreſſionismus wirkt die Theorie des „milieu“ ungemein ſpaßhaft, denn ſie iſt das genaue Gegentheil der pſychologiſchen Theorie, aus welcher Impreſſionismus und Beſchreibungswuth hervorgehen. Der Impreſſioniſt ſtellt ſich der Erſcheinung als bloßer Sinn, als Photo- oder Phonograph u. ſ. w., gegenüber. Er verzeichnet Nervenſchwingungen. Er verſagt ſich jedes höhere Verſtändniß, die Verarbeitung der Wahrnehmungen zu Begriffen und die Einordnung der Begriffe in die Erfahrungen, die in ſeinem Bewußtſein als allgemeine Erkenntniß vorbeſtehen. Der Theoretiker des „milieu“ dagegen legt planmäßig das Hauptgewicht nicht auf die Erſcheinung, ſondern auf deren urſächlichen Zuſammenhang, er iſt kein Sinn, der wahrnimmt, ſondern ein Philoſoph, der nach einem Syſtem zu deuten und zu erklären verſucht. Denn was heißt das, die Theorie des „milieu“?

Das heißt, daß der Dichter die Behauptung aufſtellt, die Eigenart und Handlungsweiſe des Menſchen ſei eine Folge der Einflüſſe, welche ſeine lebendige und todte Umgebung auf ihn ausüben, und daß er ſich bemüht, dieſe Einflüſſe und die Art ihrer Wirkung auf den Menſchen aufzudecken. Die Theorie ſelbſt iſt zwar richtig, aber wieder nicht von Zola erfunden, ſondern ſo alt wie das philoſophiſche Denken ſelbſt. In unſerer Zeit hat Taine ſie klar gefaßt und begründet und lange vor Zola haben Balzac und Flaubert ſie in ihren Romanen anzuwenden geſucht. Und doch iſt dieſe Theorie, die in der Anthropologie und Soziologie höchſt fruchtbar iſt und den Anſtoß zu werthvollen Forſchungen gibt, in der Dichtkunſt wieder nur eine Verirrung und aus unklarem Denken hervorgehende Verwechſelung der Gattungen. Aufgabe des Mannes der Wiſſenſchaft iſt es, den Urſachen der Erſcheinungen nachzugehen; manchmal findet ſie, häufig auch nicht; oft glaubt er ſie entdeckt zu haben und genauere Beobachtung lehrt ſpäter, daß er ſich geirrt hat und ſeine Annahmen berichtigen muß. Die Erforſchung der Bedingungen, unter welchen der Menſch ſeine verſchiedenen körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften erwirbt, iſt in vollem Gange, aber ſie ſteht erſt an ihren Anfängen und hat noch überaus wenige ganz ſichere Thatſachen ergeben. Wir wiſſen nicht einmal, weshalb die eine Menſchenraſſe hochwüchſig, die andere klein, die eine blauäugig und blond, die andere dunkel an Haar und Auge iſt, und das ſind doch ungleich einfachere, äußerlichere, zugänglichere Eigenſchaften als die feinen Beſonderheiten des Geiſtes und Charakters. Ueber die Urſachen dieſer Beſonderheiten wiſſen wir nichts Beſtimmtes. Wir können darüber Vermuthungen aufſtellen, aber

einſtweilen haben ſelbſt die einleuchtendſten von dieſen noch die Beſchaffenheit zwar wahrſcheinlicher, aber unerwieſener Annahmen. Und nun will der Dichter auftreten, ſich unfertiger wiſſenſchaftlicher Hypotheſen bemächtigen, ſie mit eigenen phantaſtiſchen Einfällen ergänzen und lehren: „Seht ihr, dieſer Menſch, den ich euch zeige, iſt das geworden, was er iſt, weil ſeine Eltern dieſe und jene Eigenſchaften gehabt, weil er dort und dort gelebt, weil er als Kind dieſe und jene Eindrücke empfangen hat, weil er ſo genährt, ſo erzogen wurde, in ſolchen Umgang gerathen iſt“ u. ſ. w.? Er thut da Etwas, was nicht ſeines Amtes iſt. Statt künſtleriſcher Geſtaltung verſucht er, uns Wiſſenſchaft zu geben, und er gibt uns falſche Wiſſenſchaft, denn er hat von den Einflüſſen, die den Menſchen wirklich formen, keine Ahnung und was er aus dem „milieu“ als die Urſachen der Beſonderheiten des Individuums heraushebt, das iſt wahrſcheinlich das unweſentlichſte und jedenfalls nur ein verſchwindend kleiner Theil von dem, was bei der Bildung der Perſönlichkeit wirklich beſtimmend war. Man erwäge doch, daß über die einzige Frage nach der Entſtehung des Verbrechers in den letzten zwanzig Jahren Tauſende von Büchern und Broſchüren geſchrieben worden ſind, daß Hunderte von Medizinern, Juriſten, Nationalökonomen und Philoſophen erſten Ranges ihr die eingehendſten und anſtrengendſten Unterſuchungen gewidmet haben und daß wir noch weit entfernt ſind, mit Sicherheit ſagen zu können, welchen Antheil an der Bildung des Verbrechertypus die Vererbung, die geſellſchaftlichen Einflüſſe, alſo das „milieu“ im engern Sinne, und unbekannte biologiſche Beſonderheiten des Individuums haben. Und da kommt ein gänzlich unwiſſender

einzelner Schriftsteller und entscheidet mit der herrscherhaften Unfehlbarkeit, die der Verfasser im Bereiche seines Dichtwerks für sich in Anspruch nimmt, eine Frage, welche die Gesammtarbeit eines ganzen Geschlechts berufener Forscher während eines Menschenalters nur um eine ganz kleine Strecke der Lösung näher gebracht hat! Das ist eine Tollkühnheit, die sich blos daraus erklärt, daß der Schriftsteller nicht die leiseste Vorstellung von der Schwierigkeit der Aufgabe hat, an die er sich so leichten Herzens begibt.

Wenn trotzdem Balzac und Flaubert gerade mit der Theorie des „milieu“ vortreffliche Werke hervorgebracht zu haben scheinen, so ist dies eine Sehtäuschung. Sie haben der Umgebung ihrer Personen (besonders Flaubert in „Madame Bovary“) große Aufmerksamkeit und eingehende Beschreibungen gewidmet und darum empfängt der flüchtige Leser den Eindruck, daß zwischen der Umgebung und dem Sein und Thun der Personen ein ursächliches Verhältniß nachgewiesen sei; denn es ist eine der ursprünglichsten und hartnäckigsten Eigenthümlichkeiten des menschlichen Denkens, alle neben und nach einander auftretenden Erscheinungen mit einander ursächlich zu verknüpfen. Diese Eigenthümlichkeit ist eine der ergiebigsten Quellen fehlerhafter Schlüsse und sie kann nur durch aufmerksamste Beobachtung, oft nur mit Zuhilfenahme des Versuchs, überwunden werden. In den Romanen Balzacs und Flauberts, in denen das „milieu“ eine so große Rolle spielt, erklärt das „milieu“ thatsächlich nichts. Denn die Personen, die sich in demselben milieu bewegen, sind trotzdem gänzlich verschieden. Jede wirkt auf die Einflüsse des milieu in ihrer eigenen, besondern Weise zurück. Diese Eigenart muß also das Vorbestehende und kann nicht

das Ergebniß des milieu ſein. Dieſes hat höchſtens die Bedeutung einer nächſten, unmittelbarſten Urſache irgend einer Handlung, die entfernteren Urſachen dieſer Handlung aber liegen in der Eigenart der Perſönlichkeit und über dieſe gibt uns das milieu, das der Dichter ſchildert, keinen wirklichen Aufſchluß.

Bei dem Anſpruche Zolas und ſeiner Anhänger, daß ſeine Romane „Schnitte Leben“, „tranches de vie“ ſind, braucht man nicht erſt zu verweilen. Wir haben ſchon oben geſehen, daß Zola nicht entfernt im Stande iſt, das wirkliche, ganze Leben in ſeine Romane einzutragen. Wie alle Dichter vor ihm, ſo trifft auch Zola eine Auswahl; er gibt von einer Million Gedanken ſeiner Perſonen einen; von zehntauſend Verrichtungen und Handlungen eine; von den Jahren ihres Lebens Minuten oder gar nur Sekunden; ſeine angebliche „Schnitte Leben“ iſt eine gedrängte, verſchobene, nach beſtimmten Abſichten künſtlich geordnete, äußerſt lückenhafte Ueberſicht über das Leben. Auch er wie alle anderen Dichter trifft ſeine Auswahl nach beſonderen perſönlichen Neigungen und der einzige Unterſchied iſt, daß dieſe Neigungen, die wir gleich kennen lernen werden, von denen anderer Dichter ſehr verſchieden ſind.

Zola nennt ſeine Romane „menſchliche Urkunden“ und „Experimental-Romane“. Ueber dieſe beiden Anmaßungen habe ich mich ſchon vor dreizehn Jahren ſo ausgeſprochen, daß ich dem damals Geſagten auch heute nichts hinzuzufügen habe. Meint er, daß ſeine Romane ernſte Urkunden ſind, aus denen die Wiſſenſchaft Thatſachen ſchöpfen kann? Welch eine Kinderei! Die Wiſſenſchaft kann mit der Erdichtung nichts anfangen.

Sie braucht keine erfundenen Menſchen und Handlungen, und wenn ſie noch ſo wahrſcheinlich erfunden ſind, ſondern Menſchen, die gelebt, und Handlungen, die ſtattgefunden haben. Der Roman behandelt die Geſchicke Einzelner oder höchſtens die von Familien, die Wiſſenſchaft braucht Mittheilungen über die Geſchicke der Millionen. Polizeiberichte, Steuerliſten, Handelsausweiſe, Verbrecher- und Selbſtmordſtatiſtik, Angaben über Lebensmittelpreiſe, Löhne, durchſchnittliche Lebensdauer der Menſchen, das Verhältniß der Eheſchließungen, der ehelichen und unehelichen Geburten, das ſind „menſchliche Urkunden“; aus ihnen erfahren wir, wie ein Volk lebt, ob es fortſchreitet, ob es glücklich oder unglücklich, ob es rein oder verdorben iſt; die Sittengeſchichte legt die unterhaltlichen Romane Zolas geringſchätzig bei Seite und greift zu den langweiligen ſtatiſtiſchen Tafeln, wenn ſie Thatſachen braucht. Und eine noch viel ſonderbarere Schrulle iſt ſein „Experimental-Roman“. Das Wort würde beweiſen, daß Zola keine Ahnung vom Weſen des wiſſenſchaftlichen Verſuches hat, wenn er es in gutem Glauben gebrauchen würde. Er meint, einen Verſuch gemacht zu haben, wenn er nervenkranke Perſonen erdichtet, ſie in erdichtete Verhältniſſe ſtellt und erdichtete Handlungen vollführen läßt. Ein wiſſenſchaftlicher Verſuch iſt eine an die Natur gerichtete verſtändige Frage, auf welche die Natur, nicht der Frager ſelbſt, die Antwort geben ſoll. Fragen ſtellt Zola auch. Aber an wen? An die Natur? Nein; an ſeine eigene Einbildungskraft. Und dieſen Antworten ſoll eine Beweiskraft innewohnen! Das Ergebniß des wiſſenſchaftlichen Verſuchs iſt zwingend. Jeder Menſch, der im Beſitze ſeiner Sinne iſt, kann es wahrnehmen. Die Ergebniſſe, zu denen Zola bei ſeinen angeblichen „Er-

perimenten“ gelangt, sind objektiv nicht vorhanden; sie bestehen nur in seiner Einbildung; sie sind nicht Thatsachen, sondern Behauptungen, denen Jeder nach seinem Belieben glauben oder nicht glauben kann. Der Unterschied zwischen Versuchen und dem, was Zola mit diesem Worte bezeichnet, ist so groß, daß es mir schwer wird, die mißbräuchliche Verwendung des Ausdruckes auf bloße Unwissenheit oder Denkunfähigkeit zurückzuführen. Ich glaube vielmehr, daß es sich um bewußte, planmäßige Bauernfängerei handelt. Zolas Auftreten fällt in eine Zeit, da in Frankreich noch nicht Mystizismus die Mode war. Damals waren beim schreibenden und schwatzenden Troß Positivismus und Naturwissenschaft die beliebten Schlagworte. Um sich bei dem Haufen zu empfehlen, mußte man vorschützen, Positivist und wissenschaftlich zu sein. Gewürzkrämer, Gastwirthe, kleine Erfinder u. s. w. haben immer und überall die Gewohnheit, ihre Geschäfte oder Erzeugnisse mit einem Namen zu versehen, der an eine herrschende Vorstellung des Publikums anknüpft. Heute empfiehlt sich ein Wirth oder Krämer durch eine Kneipe „zum Fortschritt“ oder durch einen Laden „zum Weltverkehr“ und ein Fabrikant preist seine Waaren als „elektrische Hosenträger“ oder „magnetische Tinte“ an. Wir haben gesehen, daß die Nietzscheaner ihre Richtung als eine „psychophysiologische“ bezeichnen. Aehnlich gab lange vor ihnen Zola seinen Romanen das Reklame-Schild „zum naturwissenschaftlichen Versuche“. Aber mit Naturwissenschaft und Versuch haben seine Romane ebenso wenig etwas zu schaffen wie die Tinte meines Beispiels mit Magnetismus und die Hosenträger mit Elektrizität.

Zola rühmt seine Arbeitsmethode. Alle seine Werke

gehen aus der „Beobachtung“ hervor. Die Wahrheit iſt, daß er nie „beobachtet“, daß er nie „ins volle Menſchenleben hineingegriffen“ hat, ſondern ſtets in der papierenen Welt eingeſperrt geblieben iſt und alle ſeine Stoffe aus dem eigenen Gemüthe, alle ſeine „realiſtiſchen“ Einzelheiten aus Zeitungen und kritiklos geleſenen Büchern geholt hat. Ich möchte nur an einzelne Fälle erinnern, in welchen ihm ſeine Quelle nachgewieſen worden iſt. Alle Angaben über das Leben, die Sitten, die Gewohnheiten, die Sprache der Pariſer Arbeiter im „Assommoir“ ſind der Studie von Denis Poulot „Le sublime“ entlehnt. Das Abenteuer von „Une page d'amour“ iſt den Denkwürdigkeiten von Caſanova entnommen. Einzelne Züge, in welchen ſich der Maſochismus oder Paſſivismus des Grafen Muffat von „Nana“ kundgibt, hat Zola in einer Anführung Taines aus Thomas Otways „Gerettetem Venedig“ gefunden[1]). Die Entbindungsſzene in „La joie de vivre“, die Schilderung der Meſſe in „La faute de l'Abbé Mouret“ u. ſ. w. ſind wörtlich aus einem Lehrbuch der Geburtshilfe und einem Meßbuch ausgeſchrieben. Man lieſt manchmal in den Zeitungen wichtigthuende Darſtellungen der „Studien“, denen Zola obliegt, wenn er an einen neuen Roman geht. Dieſe „Studien“ beſtehen darin, daß er dem Börſengebäude einen Beſuch abſtattet, wenn er über die Spekulation, daß er eine Fahrt auf einer Lokomotive unternimmt, wenn er über das Getriebe auf einer Bahnſtrecke, daß er einmal einen Blick in ein zugängliches Schlafgemach wirft, wenn er über die Pariſer Cocotten-Wirthſchaft ſchreiben will. Eine ſolche „Beobachtung“ gleicht der eines Reiſenden, welcher in einem Schnellzug durch ein Land fährt. Er kann

[1]) Brunetière, a. a. O. S. 153.

einige Aeußerlichkeiten wahrnehmen, er kann ſich einige Anblicke merken und ſie ſpäter zu farbenreichen, wenn auch gänzlich unwahren, Beſchreibungen verarbeiten, aber er erfährt Nichts von den wirklichen und weſentlichen Eigenthümlichkeiten des Landes und dem Leben und Treiben ſeiner Bewohner. Wie alle Entarteten iſt auch Zola ein vollkommener Weltfremdling. Seine Augen ſind nie auf Natur und Menſchheit, ſondern immer nur in ſein eigenes Innere gerichtet. Er hat von Nichts eigene Kenntniß, ſondern erwirbt Alles, was er von Welt und Leben weiß, aus zweiter und dritter Hand. Flaubert hat in „Bouvard und Pécuchet“ die Geſtalten zweier Dummköpfe geſchaffen, die mit nichtsahnender Harmloſigkeit an alle Künſte, alle Wiſſenſchaften herantreten und ſie zu erwerben glauben, wenn ſie das erſtbeſte Buch über den Gegenſtand, das ihnen in die Hand fällt, durchblättern, richtiger mit glotzendem Thierauge überfliegen. Zola iſt ein „Beobachter“ von der Gattung der Bouvards und Pécuchets und wenn man Flauberts nachgelaſſenen Roman lieſt, möchte man ſtellenweiſe beinahe glauben, daß er an Zola, oder doch auch an ihn, gedacht habe, als er die „Studien“ ſeiner Helden beſchrieb.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß keine von den Eigenthümlichkeiten, die Zolas Methode ausmachen, ſich bei ihm zuerſt findet. Für alle hat er Vorbilder gehabt und manche von ihnen ſind ſo alt wie die Welt. Der angebliche Realismus, die Beſchreibungswuth, der Impreſſionismus, die Betonung des milieu, die menſchliche Urkunde, die Schnitte Leben, ſind äſthetiſche und pſychologiſche Mißverſtändniſſe, aber Zola hat nicht einmal das fragliche Verdienſt, ſelbſt auf ſie verfallen zu ſein. Das einzige, was er erfunden, iſt das Wort „Naturalis-

mus", das er an die Stelle des bis dahin allein gebräuchlich geweſenen „Realismus" geſetzt hat, und das Wort „Experimental-Roman", das gar nichts bedeutet, aber einen kleinen pikanten Beigeſchmack von Naturwiſſenſchaft beſitzt, der zur Zeit von Zolas Auftreten von ſeinem Publikum als angenehme Würze empfunden wurde.

Das einzig Wahre und Wirkliche, was Zolas Romane enthalten, ſind die kleinen Züge, die er den Tagesneuigkeiten der Zeitungen und den Fachwerken nachgeſchrieben hat. Aber auch ſie werden unwahr durch die Kritikloſigkeit und den Ungeſchmack, mit welchen er ſie verwendet. Denn damit die der Wirklichkeit entnommene Einzelheit wahr bleibe, muß ſie ihr richtiges Verhältniß zur Geſammterſcheinung bewahren und das thut ſie bei Zola nie. Wenn Zola, um nur zwei Beiſpiele anzuführen, in „Pot-Bouille" alle Schändlichkeiten, die er im Laufe von dreißig Jahren aus Erzählungen ſeiner Bekannten, aus Gerichtsverhandlungen und Tagesneuigkeiten der Zeitungen über äußerlich ehrbar thuende Bürgerfamilien erfahren hat, innerhalb weniger Monate bei den Bewohnern eines einzigen Hauſes in der Rue de Choiſeul ſich ereignen läßt oder wenn er in „La Terre" alles Böſe, was jemals von franzöſiſchen Bauern oder Landleuten überhaupt bekannt geworden iſt, im Charakter und Leben einiger Inſaſſen eines kleinen Dorfes der Beauce vereinigt, ſo mag er jede Einzelheit mit einem Zeitungsausſchnitt oder einer Aufzeichnung belegen können, das Ganze iſt doch ungeheuerlich und lächerlich unwahr.

Der angebliche Neuerer, der bis dahin unbekannte Methoden des Aufbaus und der Darſtellung im Gebiete des Romans erfunden haben ſoll, iſt in Wirklichkeit ein Lehrling der fran-

zösischen Romantiker, deren sämmtliche Handwerksgriffe er sich angeeignet hat und anwendet und deren Ueberlieferung er im schnurgeraden Gange des geschichtlichen Zusammenhanges ohne Unterbrechung oder Abweichung weiterführt. Am deutlichsten ist dies an den Beschreibungen nachzuweisen, welche zwar nicht die Welt, wohl aber die Anschauung widerspiegeln, die der Dichter von der Welt zu gewinnen vermag. Ich will zum Vergleiche einige bezeichnende Stellen aus Victor Hugos „Notre Dame de Paris“ und aus verschiedenen Romanen Zolas anführen, die dem Leser zeigen werden, daß man Beide, den angeblichen Erfinder des „Naturalismus“ und den äußersten Romantiker, einfach verwechseln kann. „Die Spritze behielt ihren regelmäßigen Athem und ihr Speien einer wundgeschundenen Metallkehle.“ „Der Besen wühlte mit einem gereizten Knurren in den Ecken.“ „Die Kyrie Eleison rieselten wie ein Schauder durch diese Art Stall.“ „Die Kanzel erhob sich einer Uhr mit Gewichten gegenüber, die in einen Nußholzschrank eingeschlossen war und deren dumpfe Schläge die ganze Kirche erschütterten, gleich den Schlägen eines ungeheuern Herzens, das irgendwo, unter den Fliesen, versteckt gewesen wäre.“ „Die Sonnenstrahlen zogen sich langsam vom Pflaster des Platzes zurück und kletterten die steile Schauseite empor, deren tausend Schnitzereien sie auf ihren Schatten hervorspringen machten, während die große Kreuzrose gleich einem Cyklopen-Auge flammte, das von der Hitzestrahlung des Schmiedefeuers entzündet ist.“ „Als der Priester den Altar verließ, . . . blieb die Sonne allein der Herr der Kirche. Sie hatte sich auf das Altartuch gelegt, die Thür des Tabernakels mit leuchtendem Glanz entzündend, die Fruchtbarkeiten des Mai feiernd. Eine

Wärme ſtieg von den Flieſen auf. Die gekalkten Wände, die große Jungfrau, der große Chriſtus ſelbſt, nahmen einen Schauer des Saftes“ (!) „an, wie wenn der Tod durch die ewige Jugend der Erde beſiegt wäre.“ „In einer Spalte der Dachrinnen ſandten zwei ſchöne Nelken in Blüthe, vom Hauche der Luft geſchüttelt und wie belebt, einander übermüthige Grüße zu.“ „An einem Fenſter reckte ſich eine große Ebereſche, ſtreckte ihre Zweige durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben, ſpreizte ihre Knospen, wie um ins Innere zu lugen.“ „Gegen Oſten jagte der Morgenwind einige weiße Watteflocken über den Himmel, die er aus dem Nebelvließ der Hügel ausgeriſſen hatte.“ „Die geſchloſſenen Fenſter ſchliefen. Einige, da und dort, die lebhaft beleuchtet waren, öffneten Augen und ſchienen gewiſſe Winkel ſchielen zu machen.“ „Schon wurde da und dort auf dieſer ganzen Fläche von Dächern etwas Rauch ausgeſpieen, wie durch die Spalten einer ungeheuern Solfatare.“ „Eine elende Guillotine, verſtohlen, unruhig, beſchämt, die immer zu fürchten ſcheint, daß man ſie bei friſcher That ertappt, ſo ſchnell verſchwindet ſie, nachdem ſie ihren Streich vollführt hat. . .“ „Die Blaſe, dumpf ohne eine Flamme, ohne eine Fröhlichkeit im erloſchenen Widerſchein ihres Kupfers, fuhr fort, ihren Alkohol-Schweiß rinnen zu laſſen, gleich einer langſamen, eigenſinnigen Quelle, die auf die Dauer den Saal überſchwemmen, auf die Boulevards hinaustreten, das ungeheure Loch Paris überfluten ſoll.“ „Die Dampfmaſchine ging ihren Schritt, ohne Ruh und Raſt, und ſchien ihre Stimme zu erheben, bebend, ſchnaubend, den ungeheuern Saal erfüllend. . . Es war wie der Athem des Raumes, ein brennender Athem, der unter den Balken der Decke den ewigen Dunſt anſammelte,

welcher hier wogte." „An der Zollschranke dauerte das Herdengetrappel in der Kälte des Morgens fort. . . Diese Menge bewahrte von fern eine kalkige Verwaschenheit, einen Mittelton, in welchem entfärbtes Blau und schmutziges Grau vorherrschten. Manchmal blieb ein Arbeiter stehen, . . . während rings um ihn die Anderen immer weitergingen, ohne ein Lachen, ohne ein zu einem Kameraden gesagtes Wort, die Wangen fahl, das Antlitz Paris zugekehrt, das sie, einen nach dem andern, durch die mundaufsperrende Straße des Faubourg Poissonnière verschlang." „Und in dem Maße, wie er in die Straße tauchte, wimmelten Blinde, Lahme, Krüppel ohne Beine um ihn, auch Einarmige, auch Einäugige, und Aussätzige mit ihren Schwären, die einen aus den Häusern tretend, die anderen aus den kleinen Nebenstraßen, noch andere aus Kellerlöchern, heulend, blökend, kreischend, alle humpelnd, sich schleppend, dem Lichte zustürzend und sich im Schlamme wälzend wie Nacktschnecken nach dem Regen." „Der Platz bot . . . den Anblick eines Meeres, in welches fünf oder sechs Straßen, wie ebenso viele Flußmündungen, jeden Augenblick neue Güsse von Köpfen spieen. . . Die große Treppe, an der unaufhörlich eine doppelte Strömung hinauf und herab stieg, . . . rieselte ununterbrochen auf den Platz wie ein Wasserfall in einen See." „In der unruhigen Helligkeit der Flamme schienen sie sich zu bewegen. Es waren da Masken, die so aussahen, wie wenn sie lachten, Wasserspeier, die man kläffen zu hören glaubte, Salamander, die ins Feuer bliesen, Lindwürmer, die in den Qualm nieften." „Es waren nicht mehr die kalten Schaufenster vom Morgen. Jetzt schienen sie wie erhitzt und bebend vom innern Schütteln. Leute betrachteten

ſie, ſtillſtehende Frauen erdrückten einander vor den Spiegelſcheiben, eine ganze Menſchenmenge, von Gier verthiert. Und die Stoffe lebten in dieſer Leidenſchaft der Straße: die Spitzen hatten einen Schauder, ſie floſſen nieder und verhüllten die Tiefen des Ladens mit einem verwirrenden Anſchein von Geheimniß." Es wäre ein Leichtes, dieſe Nebeneinanderſtellungen über Hunderte von Seiten auszudehnen. Ich habe mir den kleinen Scherz erlaubt, den angeführten Stellen den Namen des Verfaſſers nicht beizufügen. Aus der Natur des beſchriebenen Gegenſtandes wird der beſonders aufmerkſame Leſer vielleicht bei der einen oder andern Stelle errathen haben, ob ſie von Hugo oder Zola iſt; ich habe es ihm dadurch erleichtern wollen, daß ich die Anführungen aus Victor Hugo blos aus „Notre Dame" zog; bei den meiſten aber wird er ſicher nicht wiſſen, wem er ſie zuſchreiben ſoll, ſo lange ich ihm nicht geſagt habe, daß das 5., 7., 9., 11., 12., 16., 17. und 18. Beiſpiel von Victor Hugo, alle anderen von Zola ſind.

Zola iſt eben durch und durch Romantiker in ſeinem Verhalten zur Welterſcheinung und in ſeiner Kunſtmethode. Er übt beſtändig in ausgedehnteſter und intenſivſter Weiſe jenen ataviſtiſchen Anthropomorphismus und Symbolismus, der eine Folge unentwickelten oder myſtiſch verworrenen Denkens iſt und ſich bei Wilden als natürliche, bei Entarteten aller Kategorien als Rückſchlags-Form der Geiſtesthätigkeit findet. Wie Hugo, wie die Romantiker zweiten Ranges, ſieht Zola jede Erſcheinung ungeheuerlich vergrößert, geheimnißvoll drohend, unheimlich verzerrt. Sie wird ihm wie dem Wilden zum Fetiſch, dem er böſe, feindſelige Abſichten zuſchreibt. Maſchinen ſind grauſe Unthiere, die Vernichtung träumen; Straßen von Paris

öffnen Molochsrachen, um Menschenmengen zu verschlingen; ein Modemagazin ist ein angsterregendes, übernatürlich gewaltiges Wesen, das keucht, anzieht, erdrückt u. s. w. Die Kritik hat es, ohne Verständniß für die psychiatrische Bedeutung dieses Zuges, schon lange hervorgehoben, daß in jedem Romane von Zola irgend eine Erscheinung wie eine Zwangsvorstellung herrscht, den Mittelpunkt des Werkes bildet und als ein grausiges Symbol in das Leben und Thun aller Personen hineindroht; so im „Assommoir" der Destillir-Apparat, in „Pot-Bouille" die „feierliche Treppe", in „Au bonheur des dames" der Modebazar, in „Nana" sogar die Titelheldin selbst, die nicht eine gewöhnliche Dirne ist, sondern „ein Riesen-Ungeheuer mit lastergeschwollener Kruppe, eine fürchterliche Volks-Venus, ebenso viehisch dumm wie roh schamlos, eine Art Hindu-Götzen, der blos seine Hülle fallen zu lassen braucht, um Greise und Gymnasiasten festzubannen, und der zeitweise selbst fühlt, wie er Paris und die Welt beherrscht." [1]) Diesen Symbolismus haben wir bei allen Entarteten, außer bei den eigentlichen Symbolisten und den anderen Mystikern auch bei den Diabolikern und namentlich bei Ibsen, angetroffen. Er fehlt niemals im Zweifel- oder Verneinungs-Wahnsinn. [2]) Der angebliche „Realist" sieht ebenso wenig wie ein abergläubisch verschüchterter Wilder und wie ein an Sinnestäuschungen leidender Gestörter die nüchterne Wirklichkeit. Er trägt seine Stimmungen in sie hinein. Er ordnet die Erscheinungen willkürlich an, so

[1]) Brunetière, a. a. O. S. 156.

[2]) „Alles ist Geheimniß. Alles ist Schein. Nichts besteht wirklich." Worte einer an Verneinungs-Wahnsinn leidenden Kranken Arnauds. Siehe F. L. Arnaud, Sur le délire des négations. Annales médico-psychologiques, 7ème Série, Tome 16, S. 387 ff.

daß ſie eine ihn beherrſchende Vorſtellung auszudrücken ſcheinen. Er dichtet den todten Gegenſtänden märchenhaftes Leben an und geſtaltet ſie in ebenſo viele Kobolde mit Empfindung, Willen, Tücken und Gedanken um, aus den Menſchen aber macht er Automaten, durch die irgend eine geheimnißvolle Gewalt, ein Schickſal im antiken Sinne, eine Naturkraft, ein Zerſtörungsprinzip, ſich kundgibt. Seine endloſen Beſchreibungen beſchreiben nichts als ſein Inneres. Man gewinnt aus ihnen nie ein Bild der Wirklichkeit, denn das Weltbild iſt für ihn wie ein friſch gefirnißtes Oelgemälde, dem man bei ungünſtiger Beleuchtung zu nahe ſteht und in dem man nichts unterſcheiden kann als eine Widerſpiegelung des eigenen Geſichts.

Zola nennt ſeine Roman-Reihe „Natur- und Geſellſchafts-Geſchichte einer Familie unter dem zweiten Kaiſerreich“ und ſucht damit die doppelte Vorſtellung zu erwecken, daß die Rougon-Macquarts eine typiſche Durchſchnitts-Familie des franzöſiſchen Bürgerſtandes ſind und daß ihre Geſchichte das allgemeine Geſellſchafts-Leben Frankreichs zur Zeit Napoleons III. darſtellt. Er erhebt es ja ausdrücklich zum Kunſtgrundſatze, daß der Romandichter blos beobachtetes Alltags-Leben erzählen ſoll.[1]) Ich ſelbſt habe mich vor dreizehn Jahren von ſeiner Flunkerei irreführen laſſen und ſeine Romane gläubig als ſittengeſchichtliche Beiträge zur Kenntniß franzöſiſchen Lebens

[1]) „Ich möchte die Menſchheit auf ein weißes Blatt legen, alle Dinge, alle Weſen, ein Werk, das die ungeheure Arche wäre.“ Zola, Vorrede zur Ausgabe von 1875 der „Faute de l'Abbé Mouret.“ „Werft euch in den banalen Gang des Daſeins.“ „Wählt als Helden eine Dutzendperſönlichkeit in der Einfachheit ihres Alltagslebens.“ „Keine hohlen Apotheoſen, keine großen falſchen Gefühle, fertigen Formeln“ u. ſ. w. Zola, Le roman expérimental, passim.

hingenommen. Ich weiß das heute beſſer. Die Familie, deren Geſchichte Zola in zwanzig mächtigen Bänden vorträgt, ſteht gänzlich außerhalb des normalen Alltags-Lebens und ſie hat gar keine nothwendige Beziehung zu Frankreich und zum zweiten Kaiſerreich. Sie könnte ebenſo gut in Patogonien und zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gelebt haben. Er, der ſich über die „Idealiſten“ als die „Dichter des Ausnahmsweiſen, des nie Erlebten“ luſtig macht, hat zum Inhalt ſeines Lebenswerkes das Allerausnahmsweiſeſte erwählt, was es überhaupt gibt: eine Gruppe von Entarteten, von Wahnſinnigen, Verbrechern, Proſtituirten und „Mattoiden“, die durch ihre krankhafte Beſchaffenheit außerhalb der Art geſtellt ſind, die nicht zur regelmäßigen Geſellſchaft gehören, ſondern von ihr ausgeſchieden werden und mit ihr im Kampfe liegen, die gänzlich fremd in ihre Zeit und in ihr Land hineinragen und ihrem Weſen nach Mitglieder nicht irgend eines geſitteten Volkes der Gegenwart, ſondern einer Horde wilder Urmenſchen in entlegenen Jahrtauſenden ſind. Zola behauptet, beobachtetes Leben und ſelbſtgeſehene Menſchen zu ſchildern. Er hat thatſächlich nichts geſehen und nichts beobachtet, ſondern den Gedanken ſeines Lebenswerkes, alle Einzelheiten ſeines Planes, alle Geſtalten ſeiner zwanzig Romane aus einer einzigen papierenen Quelle geſchöpft, die bezeichnender Weiſe allen ſeinen bisherigen Kritikern unbekannt geblieben iſt, weil eben keiner von dieſen auch nur die geringſte Kenntniß des pſychiatriſchen Schriftthums beſitzt. Es gibt in Frankreich eine Familie namens Kerangal, die aus St. Brieuc in der Bretagne ſtammt und deren Geſchichte ſeit ſechzig Jahren die Jahrbücher der Straf-Rechtspflege und Irrenheilkunde füllt. In zwei Ge-

ſchlechtsfolgen hat ſie bisher, ſoweit es den Behörden bekannt geworden iſt, ſieben Mörder und Mörderinen, neun Perſonen, die einen unſittlichen Lebenswandel führten (eine Freudenhaus-Wirthin, eine Dirne, die zugleich Brandſtifterin war, Blutſchande trieb und wegen auf offener Straße geübter Unzucht verurtheilt wurde u. ſ. w.) und zwiſchendurch einen Maler, einen Dichter, einen Baumeiſter, eine Schauſpielerin, mehrere Blinde und einen Tonſetzer hervorgebracht.[1]) Die Geſchichte dieſer Familie Kerangal hat Zola den Stoff zu ſeinen ſämmtlichen Romanen geliefert. Was ihm das Leben, das er wirklich kennt, nie geboten hätte, das fand er in den polizeilichen und ärztlichen Berichten über die Kerangals fertig vor: eine üppige Auswahl der abſcheulichſten Verbrechen, der ausgefallenſten Abenteuer, der tollſten und ausſchweifendſten Lebensläufe, durchſetzt mit Kunſtneigungen, die das Ganze beſonders pikant machen. Wenn irgend ein Hintertreppenroman-Schneider das Glück gehabt hätte, dieſen Fund zu machen, ſo hätte er den Stoff wahrſcheinlich pfuſcherhaft vergeudet. Zola, mit ſeiner großen Kraft und düſtern Emotivität, hat ihn äußerſt wirkſam zu verwerthen gewußt. Aber das Gebiet, das er behandelt, iſt dennoch das des Kolportage-Romans, das heißt einer verkommenen Romantik, die ihre Träume nicht, wie die blühende Romantik, in Paläſte, ſondern in die Spelunken, Gefängniſſe

---

[1]) Die Familie Kerangal iſt Gegenſtand vieler Arbeiten geweſen und im Fachſchriftthum wohlbekannt. Das letzte, was über ſie veröffentlicht wurde, iſt: Dr. Paul Aubry, Une famille de criminels. Annales médico-psychologiques, Serie 7, Band 16, S. 429. Siehe namentlich S. 432—3 den merkwürdigen Stammbaum der Familie, in welchem man ſofort den berühmten Stammbaum von Zolas Rougon-Macquarts und Quenu-Gradelles wiedererkennt.

und Irrenhäuser verlegt und sich von der Mittelschicht gesunden Lebens ebenso weit entfernt wie diese, nur in entgegengesetzter Richtung, in die Tiefe statt in die Höhe. Aber wenn Zola weit begabter ist als die Verfasser der „Rinaldo Rinaldinis", der „blutigen Nonnen um Mitternacht", der „Scharfrichter vom Schreckenstein" u. s. w., so ist er auch weit unehrlicher als sie. Denn sie räumen wenigstens ein, daß sie höchst wunderbare und einzige Greuel erzählen, während er seine zusammengelesene Verbrecher- und Irren-Chronik für die aus der Beobachtung des Alltagslebens abgeleitete normale Naturgeschichte der französischen Gesellschaft ausgibt.

Durch die Wahl seines Stoffes im Gebiete des Außerordentlichsten und Ausnahmsweisesten, durch den kindlichen oder verrückten Symbolismus und Anthropomorphismus seiner im höchsten Grade unwirklichen Weltbetrachtung stellt sich also der „Realist" Zola als unmittelbare, geradlinige Fortsetzung der Romantiker dar; seine Werke unterscheiden sich von denen seiner schriftstellerischen Vorfahren blos durch zwei Eigenschaften, die Brunetière[1]) gut erkannt hat: durch „Pessimismus und absichtliche Gemeinheit." Diese Eigenthümlichkeiten Zolas geben uns auch endlich ein kennzeichnendes Merkmal des sogenannten Realismus oder Naturalismus an die Hand, das wir durch psychologische, ästhetische und literaturgeschichtliche Untersuchung vergebens zu entdecken bemüht waren: der Naturalismus, der mit Natur und Wirklichkeit gar nichts zu schaffen hat, ist Alles in Allem absichtliche Pflege der Schwarzseherei und Unflätigkeit.

Der Pessimismus als Philosophie ist ein letzter Rest des urmenschlichen Aberglaubens, welcher den Menschen als Mittel-

[1]) Brunetière, a. a. O. S. III.

punkt und Zweck des Weltalls anſah. Er iſt eine der philoſophiſchen Formen der Ichſucht. Alle Einwendungen der peſſimiſtiſchen Philoſophen gegen Natur und Leben haben nur einen Sinn, wenn ihre Vorausſetzung das Königsrecht des Menſchen im Kosmos iſt. Wenn der Philoſoph ſagt: die Natur iſt unvernünftig, die Natur iſt unſittlich, die Natur iſt grauſam, was heißt das Anderes als: ich verſtehe die Natur nicht und ſie iſt doch nur dazu da, daß ich ſie verſtehe; die Natur berückſichtigt nicht meinen Nutzen allein und ſie hat doch keine andere Aufgabe, als mir nützlich zu ſein; die Natur gewährt mir nur ein kurzes, oft von Schmerzen heimgeſuchtes Daſein und es iſt doch ihre Schuldigkeit, für die Ewigkeit meines Lebens und beſtändige Freuden zu ſorgen? Wenn Oscar Wilde ſich ärgert, daß die Natur zwiſchen ihm und dem graſenden Rinde keinen Unterſchied macht, ſo lächeln wir über dieſe Kinderei. Aber haben denn die Schopenhauer, Hartmann, Mainländer, Bahnſen etwas Anderes gethan, als die naive Selbſtüberhebung Wildes mit bitterm Ernſt zu dicken Büchern aufzublaſen? Der philoſophiſche Peſſimismus hat die geozentriſche Weltanſchauung zum Poſtulat. Er ſteht und fällt mit der ptolemäiſchen Lehre. So wie wir uns auf den Standpunkt Kopernikſ ſtellen, verlieren wir das Recht, aber auch die Neigung, die Natur mit dem Maße unſerer Logik, unſerer Moral und unſeres eigenen Vortheils zu meſſen, und es hat keine Bedeutung mehr, ſie unvernünftig, unſittlich oder grauſam zu nennen.

Die Wahrheit iſt ja aber auch, daß der Peſſimismus keine Philoſophie, ſondern ein Temperament iſt. „Die organiſchen Empfindungen“, ſagt James Sully[1]), „die aus dem jeweiligen

[1]) James Sully, Le pessimisme (histoire et critique). Traduit

welcher hier wogte.“ „An der Zollschranke dauerte das Herdengetrappel in der Kälte des Morgens fort. . . Diese Menge bewahrte von fern eine kalkige Verwaschenheit, einen Mittelton, in welchem entfärbtes Blau und schmutziges Grau vorherrschten. Manchmal blieb ein Arbeiter stehen, . . . während rings um ihn die Anderen immer weitergingen, ohne ein Lachen, ohne ein zu einem Kameraden gesagtes Wort, die Wangen fahl, das Antlitz Paris zugekehrt, das sie, einen nach dem andern, durch die mundaufsperrende Straße des Faubourg Poissonnière verschlang.“ „Und in dem Maße, wie er in die Straße tauchte, wimmelten Blinde, Lahme, Krüppel ohne Beine um ihn, auch Einarmige, auch Einäugige, und Aussätzige mit ihren Schwären, die einen aus den Häusern tretend, die anderen aus den kleinen Nebenstraßen, noch andere aus Kellerlöchern, heulend, blökend, kreischend, alle humpelnd, sich schleppend, dem Lichte zustürzend und sich im Schlamme wälzend wie Nacktschnecken nach dem Regen.“ „Der Platz bot . . . den Anblick eines Meeres, in welches fünf oder sechs Straßen, wie ebenso viele Flußmündungen, jeden Augenblick neue Güsse von Köpfen spieen. . . Die große Treppe, an der unaufhörlich eine doppelte Strömung hinauf und herab stieg, . . . rieselte ununterbrochen auf den Platz wie ein Wasserfall in einen See.“ „In der unruhigen Helligkeit der Flamme schienen sie sich zu bewegen. Es waren da Masken, die so aussahen, wie wenn sie lachten, Wasserspeier, die man kläffen zu hören glaubte, Salamander, die ins Feuer bliesen, Lindwürmer, die in den Qualm nieften.“ „Es waren nicht mehr die kalten Schaufenster vom Morgen. Jetzt schienen sie wie erhitzt und bebend vom innern Schütteln. Leute betrachteten

ſie, ſtillſtehende Frauen erdrückten einander vor den Spiegelſcheiben, eine ganze Menſchenmenge, von Gier verthiert. Und die Stoffe lebten in dieſer Leidenſchaft der Straße: die Spitzen hatten einen Schauder, ſie floſſen nieder und verhüllten die Tiefen des Ladens mit einem verwirrenden Anſchein von Geheimniß.“ Es wäre ein Leichtes, dieſe Nebeneinanderſtellungen über Hunderte von Seiten auszudehnen. Ich habe mir den kleinen Scherz erlaubt, den angeführten Stellen den Namen des Verfaſſers nicht beizufügen. Aus der Natur des beſchriebenen Gegenſtandes wird der beſonders aufmerkſame Leſer vielleicht bei der einen oder andern Stelle errathen haben, ob ſie von Hugo oder Zola iſt; ich habe es ihm dadurch erleichtern wollen, daß ich die Anführungen aus Victor Hugo blos aus „Notre Dame“ zog; bei den meiſten aber wird er ſicher nicht wiſſen, wem er ſie zuſchreiben ſoll, ſo lange ich ihm nicht geſagt habe, daß das 5., 7., 9., 11., 12., 16., 17. und 18. Beiſpiel von Victor Hugo, alle anderen von Zola ſind.

Zola iſt eben durch und durch Romantiker in ſeinem Verhalten zur Welterſcheinung und in ſeiner Kunſtmethode. Er übt beſtändig in ausgedehnteſter und intenſivſter Weiſe jenen ataviſtiſchen Anthropomorphismus und Symbolismus, der eine Folge unentwickelten oder myſtiſch verworrenen Denkens iſt und ſich bei Wilden als natürliche, bei Entarteten aller Kategorien als Rückſchlags-Form der Geiſtesthätigkeit findet. Wie Hugo, wie die Romantiker zweiten Ranges, ſieht Zola jede Erſcheinung ungeheuerlich vergrößert, geheimnißvoll drohend, unheimlich verzerrt. Sie wird ihm wie dem Wilden zum Fetiſch, dem er böſe, feindſelige Abſichten zuſchreibt. Maſchinen ſind grauſe Unthiere, die Vernichtung träumen; Straßen von Paris

öffnen Molochsrachen, um Menschenmengen zu verschlingen; ein Modemagazin ist ein angsterregendes, übernatürlich gewaltiges Wesen, das keucht, anzieht, erdrückt u. s. w. Die Kritik hat es, ohne Verständniß für die psychiatrische Bedeutung dieses Zuges, schon lange hervorgehoben, daß in jedem Romane von Zola irgend eine Erscheinung wie eine Zwangsvorstellung herrscht, den Mittelpunkt des Werkes bildet und als ein grausiges Symbol in das Leben und Thun aller Personen hineindroht; so im „Assommoir" der Destillir-Apparat, in „Pot-Bouille" die „feierliche Treppe", in „Au bonheur des dames" der Modebazar, in „Nana" sogar die Titelheldin selbst, die nicht eine gewöhnliche Dirne ist, sondern „ein Riesen-Ungeheuer mit lastergeschwollener Kruppe, eine fürchterliche Volks-Venus, ebenso viehisch dumm wie roh schamlos, eine Art Hindu-Götzen, der blos seine Hülle fallen zu lassen braucht, um Greise und Gymnasiasten festzubannen, und der zeitweise selbst fühlt, wie er Paris und die Welt beherrscht." [1]) Diesen Symbolismus haben wir bei allen Entarteten, außer bei den eigentlichen Symbolisten und den anderen Mystikern auch bei den Diabolikern und namentlich bei Ibsen, angetroffen. Er fehlt niemals im Zweifel- oder Verneinungs-Wahnsinn. [2]) Der angebliche „Realist" sieht ebenso wenig wie ein abergläubisch verschüchterter Wilder und wie ein an Sinnestäuschungen leidender Gestörter die nüchterne Wirklichkeit. Er trägt seine Stimmungen in sie hinein. Er ordnet die Erscheinungen willkürlich an, so

[1]) Brunetière, a. a. O. S. 156.

[2]) „Alles ist Geheimniß. Alles ist Schein. Nichts besteht wirklich." Worte einer an Verneinungs-Wahnsinn leidenden Kranken Arnauds. Siehe F. L. Arnaud, Sur le délire des négations. Annales médico-psychologiques, 7ème Série, Tome 16, S. 387 ff.

daß ſie eine ihn beherrſchende Vorſtellung auszudrücken ſcheinen. Er dichtet den todten Gegenſtänden märchenhaftes Leben an und geſtaltet ſie in ebenſo viele Kobolde mit Empfindung, Willen, Tücken und Gedanken um, aus den Menſchen aber macht er Automaten, durch die irgend eine geheimnißvolle Gewalt, ein Schickſal im antiken Sinne, eine Naturkraft, ein Zerſtörungsprinzip, ſich kundgibt. Seine endloſen Beſchreibungen beſchreiben nichts als ſein Inneres. Man gewinnt aus ihnen nie ein Bild der Wirklichkeit, denn das Weltbild iſt für ihn wie ein friſch gefirnißtes Oelgemälde, dem man bei ungünſtiger Beleuchtung zu nahe ſteht und in dem man nichts unterſcheiden kann als eine Widerſpiegelung des eigenen Geſichts.

Zola nennt ſeine Roman-Reihe „Natur- und Geſellſchafts-Geſchichte einer Familie unter dem zweiten Kaiſerreich“ und ſucht damit die doppelte Vorſtellung zu erwecken, daß die Rougon-Macquarts eine typiſche Durchſchnitts-Familie des franzöſiſchen Bürgerſtandes ſind und daß ihre Geſchichte das allgemeine Geſellſchafts-Leben Frankreichs zur Zeit Napoleons III. darſtellt. Er erhebt es ja ausdrücklich zum Kunſtgrundſatze, daß der Romandichter blos beobachtetes Alltags-Leben erzählen ſoll.[1]) Ich ſelbſt habe mich vor dreizehn Jahren von ſeiner Flunkerei irreführen laſſen und ſeine Romane gläubig als ſittengeſchichtliche Beiträge zur Kenntniß franzöſiſchen Lebens

[1]) „Ich möchte die Menſchheit auf ein weißes Blatt legen, alle Dinge, alle Weſen, ein Werk, das die ungeheure Arche wäre.“ Zola, Vorrede zur Ausgabe von 1875 der „Faute de l'Abbé Mouret.“ „Werft euch in den banalen Gang des Daſeins.“ „Wählt als Helden eine Dutzendperſönlichkeit in der Einfachheit ihres Alltagslebens.“ „Keine hohlen Apotheoſen, keine großen falſchen Gefühle, fertigen Formeln“ u. ſ. w. Zola, Le roman expérimental, passim.

hingenommen. Ich weiß das heute beſſer. Die Familie, deren Geſchichte Zola in zwanzig mächtigen Bänden vorträgt, ſteht gänzlich außerhalb des normalen Alltags-Lebens und ſie hat gar keine nothwendige Beziehung zu Frankreich und zum zweiten Kaiſerreich. Sie könnte ebenſo gut in Patogonien und zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gelebt haben. Er, der ſich über die „Idealiſten“ als die „Dichter des Ausnahmsweiſen, des nie Erlebten“ luſtig macht, hat zum Inhalt ſeines Lebenswerkes das Allerausnahmsweiſeſte erwählt, was es überhaupt gibt: eine Gruppe von Entarteten, von Wahnſinnigen, Verbrechern, Proſtituirten und „Mattoiden“, die durch ihre krankhafte Beſchaffenheit außerhalb der Art geſtellt ſind, die nicht zur regelmäßigen Geſellſchaft gehören, ſondern von ihr ausgeſchieden werden und mit ihr im Kampfe liegen, die gänzlich fremd in ihre Zeit und in ihr Land hineinragen und ihrem Weſen nach Mitglieder nicht irgend eines geſitteten Volkes der Gegenwart, ſondern einer Horde wilder Urmenſchen in entlegenen Jahrtauſenden ſind. Zola behauptet, beobachtetes Leben und ſelbſtgeſehene Menſchen zu ſchildern. Er hat thatſächlich nichts geſehen und nichts beobachtet, ſondern den Gedanken ſeines Lebenswerkes, alle Einzelheiten ſeines Planes, alle Geſtalten ſeiner zwanzig Romane aus einer einzigen papierenen Quelle geſchöpft, die bezeichnender Weiſe allen ſeinen bisherigen Kritikern unbekannt geblieben iſt, weil eben keiner von dieſen auch nur die geringſte Kenntniß des pſychiatriſchen Schriftthums beſitzt. Es gibt in Frankreich eine Familie namens Kerangal, die aus St. Brieuc in der Bretagne ſtammt und deren Geſchichte ſeit ſechzig Jahren die Jahrbücher der Straf-Rechtspflege und Irrenheilkunde füllt. In zwei Ge-

ſchlechtsfolgen hat ſie bisher, ſoweit es den Behörden bekannt geworden iſt, ſieben Mörder und Mörderinen, neun Perſonen, die einen unſittlichen Lebenswandel führten (eine Freudenhaus-Wirthin, eine Dirne, die zugleich Brandſtifterin war, Blutſchande trieb und wegen auf offener Straße geübter Unzucht verurtheilt wurde u. ſ. w.) und zwiſchendurch einen Maler, einen Dichter, einen Baumeiſter, eine Schauſpielerin, mehrere Blinde und einen Tonſetzer hervorgebracht.[1]) Die Geſchichte dieſer Familie Kerangal hat Zola den Stoff zu ſeinen ſämmtlichen Romanen geliefert. Was ihm das Leben, das er wirklich kennt, nie geboten hätte, das fand er in den polizeilichen und ärztlichen Berichten über die Kerangals fertig vor: eine üppige Auswahl der abſcheulichſten Verbrechen, der ausgefallenſten Abenteuer, der tollſten und ausſchweifendſten Lebensläufe, durchſetzt mit Kunſtneigungen, die das Ganze beſonders pikant machen. Wenn irgend ein Hintertreppenroman-Schneider das Glück gehabt hätte, dieſen Fund zu machen, ſo hätte er den Stoff wahrſcheinlich pfuſcherhaft vergeudet. Zola, mit ſeiner großen Kraft und düſtern Emotivität, hat ihn äußerſt wirkſam zu verwerthen gewußt. Aber das Gebiet, das er behandelt, iſt dennoch das des Kolportage-Romans, das heißt einer verkommenen Romantik, die ihre Träume nicht, wie die blühende Romantik, in Paläſte, ſondern in die Spelunken, Gefängniſſe

---

[1]) Die Familie Kerangal iſt Gegenſtand vieler Arbeiten geweſen und im Fachſchriftthum wohlbekannt. Das letzte, was über ſie veröffentlicht wurde, iſt: Dr. Paul Aubry, Une famille de criminels. Annales médico-psychologiques, Serie 7, Band 16, S. 429. Siehe namentlich S. 432—3 den merkwürdigen Stammbaum der Familie, in welchem man ſofort den berühmten Stammbaum von Zolas Rougon-Macquarts und Quenu-Grabelles wiedererkennt.

und Irrenhäuſer verlegt und ſich von der Mittelſchicht geſunden Lebens ebenſo weit entfernt wie dieſe, nur in entgegengeſetzter Richtung, in die Tiefe ſtatt in die Höhe. Aber wenn Zola weit begabter iſt als die Verfaſſer der „Rinaldo Rinaldinis“, der „blutigen Nonnen um Mitternacht“, der „Scharfrichter vom Schreckenſtein“ u. ſ. w., ſo iſt er auch weit unehrlicher als ſie. Denn ſie räumen wenigſtens ein, daß ſie höchſt wunderbare und einzige Greuel erzählen, während er ſeine zuſammengeleſene Verbrecher- und Irren-Chronik für die aus der Beobachtung des Alltagslebens abgeleitete normale Naturgeſchichte der franzöſiſchen Geſellſchaft ausgibt.

Durch die Wahl ſeines Stoffes im Gebiete des Außerordentlichſten und Ausnahmsweiſeſten, durch den kindlichen oder verrückten Symbolismus und Anthropomorphismus ſeiner im höchſten Grade unwirklichen Weltbetrachtung ſtellt ſich alſo der „Realiſt“ Zola als unmittelbare, geradlinige Fortſetzung der Romantiker dar; ſeine Werke unterſcheiden ſich von denen ſeiner ſchriftſtelleriſchen Vorfahren blos durch zwei Eigenſchaften, die Brunetière[1]) gut erkannt hat: durch „Peſſimismus und abſichtliche Gemeinheit.“ Dieſe Eigenthümlichkeiten Zolas geben uns auch endlich ein kennzeichnendes Merkmal des ſogenannten Realismus oder Naturalismus an die Hand, das wir durch pſychologiſche, äſthetiſche und literaturgeſchichtliche Unterſuchung vergebens zu entdecken bemüht waren: der Naturalismus, der mit Natur und Wirklichkeit gar nichts zu ſchaffen hat, iſt Alles in Allem abſichtliche Pflege der Schwarzſeherei und Unflätigkeit.

Der Peſſimismus als Philoſophie iſt ein letzter Reſt des urmenſchlichen Aberglaubens, welcher den Menſchen als Mittel-

[1]) Brunetière, a. a. O. S. III.

punkt und Zweck des Weltalls anſah. Er iſt eine der philoſophiſchen Formen der Ichſucht. Alle Einwendungen der peſſimiſtiſchen Philoſophen gegen Natur und Leben haben nur einen Sinn, wenn ihre Vorausſetzung das Königsrecht des Menſchen im Kosmos iſt. Wenn der Philoſoph ſagt: die Natur iſt unvernünftig, die Natur iſt unſittlich, die Natur iſt grauſam, was heißt das Anderes als: ich verſtehe die Natur nicht und ſie iſt doch nur dazu da, daß ich ſie verſtehe; die Natur berückſichtigt nicht meinen Nutzen allein und ſie hat doch keine andere Aufgabe, als mir nützlich zu ſein; die Natur gewährt mir nur ein kurzes, oft von Schmerzen heimgeſuchtes Daſein und es iſt doch ihre Schuldigkeit, für die Ewigkeit meines Lebens und beſtändige Freuden zu ſorgen? Wenn Oscar Wilde ſich ärgert, daß die Natur zwiſchen ihm und dem graſenden Rinde keinen Unterſchied macht, ſo lächeln wir über dieſe Kinderei. Aber haben denn die Schopenhauer, Hartmann, Mainländer, Bahnſen etwas Anderes gethan, als die naive Selbſtüberhebung Wildes mit bitterm Ernſt zu dicken Büchern aufzublaſen? Der philoſophiſche Peſſimismus hat die geozentriſche Weltanſchauung zum Poſtulat. Er ſteht und fällt mit der ptolemäiſchen Lehre. So wie wir uns auf den Standpunkt Kopernikſ ſtellen, verlieren wir das Recht, aber auch die Neigung, die Natur mit dem Maße unſerer Logik, unſerer Moral und unſeres eigenen Vortheils zu meſſen, und es hat keine Bedeutung mehr, ſie unvernünftig, unſittlich oder grauſam zu nennen.

Die Wahrheit iſt ja aber auch, daß der Peſſimismus keine Philoſophie, ſondern ein Temperament iſt. „Die organiſchen Empfindungen“, ſagt James Sully[1]), „die aus dem jeweiligen

[1]) James Sully, Le pessimisme (histoire et critique). Traduit

Zuſtande der Verdauungs-, Athmungs-Organe u. ſ. w. hervorgehen, ſcheinen, wie Profeſſor Ferrier kürzlich gezeigt hat, die Unterlage unſeres emotionellen Lebens zu ſein. Sind dieſe Organe geſund und ihre Verrichtungen kräftig, ſo iſt ihr ſeeliſches Ergebniß eine Grundmenge Vergnügen. Iſt die Beſchaffenheit der Organe ungeſund und ihre Thätigkeit ſchwach oder gehemmt, ſo iſt ihr ſeeliſches Ergebniß eine entſprechende Menge unangenehmer Gefühle.“ Der Peſſimismus iſt immer die Form, in welcher Krankheitszuſtände, in allererſter Reihe Nerven-Erſchöpfung, dem Kranken zum Bewußtſein kommen. „Taedium vitae“ oder Lebensüberdruß iſt ein frühes Vorzeichen des Wahnſinns und begleitet ſtets die Neuraſthenie und Hyſterie. Es leuchtet ein, daß ein Zeitalter, das an allgemeiner organiſcher Ermüdung leidet, nothwendig ein peſſimiſtiſches Zeitalter ſein muß. Wir kennen auch die ſtändige Gewohnheit des Bewußtſeins, zu emotionellen Zuſtänden, von denen es Kenntniß erlangt, aus dem Vorrathe ſeiner Vorſtellungen und nach den Regeln ſeiner formalen Logik nachträglich einleuchtend ſcheinende Begründungen hinzuzuerfinden. So entſteht zur peſſimiſtiſchen Stimmung, die eine Folge der organiſchen Ermüdung und das Vorbeſtehende iſt, die peſſimiſtiſche Philoſophie als Hinzudichtung des deutenden Bewußtſeins. Der Zuſtand hat in Deutſchland der ſpekulativen Neigung und hohen Geiſtesbildung des deutſchen Volkes entſprechend, ſeine Aeußerung in philoſophiſchen Syſtemen geſucht. In Frankreich hat er, bei dem vorwiegend äſthetiſchen

---

de l'Anglais par MM. Alexis Bertrand et Paul Gérard. Paris 1882. S. 389. Siehe aber auch S. 231, 333—4, 387 u. ſ. w. dieſes vortrefflichen und wahrhaft endgiltigen Buches, das merkwürdigerweiſe in Deutſchland unbekannt geblieben zu ſein ſcheint.

Zuge der franzöſiſchen Volksſeele, künſtleriſche Form angenommen. Zola und ſein Naturalismus ſind der franzöſiſche Gegenwerth unſeres Schopenhauer und ſeines philoſophiſchen Peſſimismus. Es entſpricht Allem, was wir von den Geſetzen des Denkens wiſſen, daß der Naturalismus in der Welt blos Rohheit, Niedertracht, Häßlichkeit und Verderbniß ſieht. Die Ideen-Aſſoziation wird bekanntlich von der Emotion ſtark beeinflußt. Ein Zola, der von vornherein mit unangenehmen organiſchen Empfindungen erfüllt iſt, nimmt in der Welt blos die Erſcheinungen wahr, die mit ſeiner organiſchen Grundſtimmung zuſammenklingen, und die ihr widerſprechenden oder von ihr abweichenden bemerkt oder beachtet er gar nicht. Und von den geſellten Vorſtellungen, die jede Wahrnehmung in ihm erweckt, behält das Bewußtſein ebenfalls nur die unangenehmen, die zur widerwärtigen Grundſtimmung paſſen, und unterdrückt die anderen. Zolas Romane beweiſen nicht, daß es in der Welt ſchlimm beſtellt ſei, wohl aber, daß Zolas Nervenſyſtem krank iſt.

Auch ſeine Vorliebe für das Gemeine iſt eine wohlbekannte Krankheitserſcheinung. „Die Schwachſinnigen", ſagt Sollier[1]), „lieben es, Unflätigkeiten zu ſagen. . . Das iſt eine beſondere Neigung, die namentlich bei Entarteten beobachtet wird; ſie iſt ihnen ſo natürlich, wie es bei Geiſtesgeſunden der gute Ton iſt." Gilles de la Tourette hat den Namen Koprolalie (Miſt-Rede) für das zwangsweiſe Herausplatzen von Flüchen und ſchmutzigen Redensarten gebildet, das eine von Catrou[2]) er-

---

[1]) Dr. Paul Sollier, Psychologie de l'idiot et de l'imbécile. Paris, 1891. S. 95.

[2]) Catrou, Etude sur la maladie des tics convulsifs (Jumping, Latah, Myriachit). Paris, 1890.

ſchöpfend dargeſtellte Krankheit, von ihm „Krankheit der krampfhaften Zwangsbewegungen“ genannt, kennzeichnet. Zola iſt in ſehr hohem Grade mit Koprolalie behaftet. Es iſt ihm ein Bedürfniß, ſchmutzige Ausdrücke zu gebrauchen, und ſein Bewußtſein iſt fortwährend von Verſtellungen verfolgt, welche ſich auf Koth, Unterleibs-Verrichtungen und was mit ihnen zuſammenhängt beziehen. Andreas Verga hat vor Jahren eine Form der Onomatomanie oder des Wort-Wahnſinns beſchrieben, die er „mania blasphematoria“ oder Fluch-Wahnſinn nennt. Sie äußert ſich darin, daß der Kranke den unwiderſtehlichen Drang empfindet, Flüche oder Gotteslästerungen auszuſprechen. Auf Zola paßt Vergas Diagnoſe vollſtändig. Es iſt nur als mania blasphematoria zu deuten, daß er in „La Terre“ einem Kerl, der an Winden leidet, ohne jede künſtleriſche Nothwendigkeit, ohne damit eine äſthetiſche Wirkung, ſei es der Heiterkeit, ſei es der Lokalfarbe, zu beabſichtigen, den Spitznamen Jeſus Chriſtus beilegt. Endlich hat er eine auffallende Vorliebe für Nothwälſch, für die Berufsſprache der Diebe, Zuhälter u. ſ. w., die er nicht etwa blos anwendet, wenn er Perſonen der bezeichneten Art ſprechend vorführt, ſondern deren er ſelbſt ſich bedient, wenn er, der Dichter, zu Schilderungen oder Betrachtungen das Wort nimmt. Dieſe Neigung zum „Argot“ iſt von Lombroſo[1]) ausdrücklich als ein Entartungs-Merkmal des Verbrechers von Geburt verzeichnet.

Die Verworrenheit ſeines Denkens, die ſich in ſeinen theoretiſchen Schriften, in ſeiner Erfindung des Wortes „Naturalismus“, in ſeinen Vorſtellungen vom „Experimental-Roman“ kundgibt, ſeine triebhafte Hinneigung zur Darſtellung von

[1]) Lombroſo, L'Uomo delinquente u. ſ. w. S. 467 ff.

Wahnſinnigen, Verbrechern, Proſtituirten und Halbnarren [1]), ſein Anthropomorphismus und Symbolismus, ſein Peſſimismus, ſeine Koprolalie und ſeine Vorliebe für Rothwälſch kennzeichnen Zola hinreichend als höhern Entarteten. Er weiſt aber außerdem noch einige beſonders charakteriſtiſche Stigmate auf, welche die Diagnoſe vollends ſicherſtellen.

Daß er ein Sexual-Pſychopath iſt, veräth ſich auf jeder Seite ſeiner Romane [2]). Er ſchwelgt fortwährend in Vorſtellungen aus dem Bereiche der niedrigſten Geſchlechtlichkeit und flicht ſie, ohne die Hineinzerrung irgendwie künſtleriſch begründen zu können, in alle Vorgänge ſeiner Romane. Bilder von Unzucht wider die Natur, Beſtialität, Paſſivismus und

[1]) Richtig ſind ſeine Darſtellungen von Verbrechern mit Zwangsantrieb freilich nicht. Laien haben ſeine Schilderung des Mörders Lantier in „La bête humaine“ ſehr bewundert. Der berufenſte Beurtheiler jedoch, Lombroſo, ſagt über dieſe Geſtalt, zu der Zola nach ſeiner eigenen Erklärung die Anregung im „Uomo delinquente“ gefunden hat: „Zola hat . . . meiner Ueberzeugung nach Verbrecher im Leben nicht beobachtet. . . Seine Verbrechergeſtalten machen mir den Eindruck des Blaſſen und Verzeichneten gewiſſer Lichtbilder, die Porträts nicht nach dem Leben, ſondern nach Oelgemälden wiedergeben.“ Le più recenti scoperte u. ſ. w. Turin 1893, S. 356.

[2]) Dafür, daß Zolas vita sexualis anormal iſt, liegen auch andere Zeugniſſe als ſeine Romane vor. Ich habe nicht das Recht, über perſönliche Gebrechen eines Lebenden Etwas zu ſagen, was nicht in öffentlichen Druckſchriften aller Welt zugänglich iſt, ich möchte alſo nur dieſe Stelle aus dem „Journal des Goncourt“ anführen, die unter dem 25. Januar 1875 verzeichnet iſt: „Zola iſt ganz glücklich, geht ganz auf bei der ausgezeichneten Küche und als ich ihm ſage: Zola, ſind Sie etwa ein Freſſer? — antwortet er: Ja. Es iſt mein einziges Laſter. Wenn es bei mir zu Hauſe nicht etwas Gutes zu eſſen gibt, bin ich unglücklich, ganz unglücklich. Ich habe nur das — das Andere, das iſt für mich nicht vorhanden! Ah! Sie wiſſen nicht, was ich für ein Leben führe.“ Als Zola nach Goncourts Zeugniß ſo ſprach, war er genau 35 Jahre alt!

ſonſtigen Verirrungen bevölkern ſein Bewußtſein und er begnügt ſich nicht damit, bei den betreffenden Handlungen von Menſchen lüſtelnd zu verweilen, er führt ſogar ſich paarende Thiere vor (ſ. das Anfangs-Kapitel von „La Terre“). Beſondere Erregung verſchafft ihm der Anblick von Frauenwäſche, von der er nie ſprechen kann, ohne durch die emotionelle Färbung ſeiner Schilderungen zu verrathen, daß die betreffenden Vorſtellungen bei ihm wollüſtig betont ſind. Man würdige etwa folgende Stellen, die leicht vervielfältigt werden können: „Die Spitzen und Wäſcheſtücke, entfaltet, zerknüttert, aufs Gerathewohl hingeworfen, machten an ein Volk von Weibern denken, die ſich hier in der Unordnung einer plötzlichen Begierde ausgezogen hätten.“ „Alles Weißzeug war herausgeholt und es war hier eine Schwelgerei von Weiß, genug, um eine Truppe frierender Liebesgötter weißzukleiden.“ „Es ſtand da ein Heer von Gliederpuppen ohne Kopf und Beine, nur Rümpfe an einander gereiht, unter der Seide abgeflachte Puppenbuſen von der außer Faſſung bringenden Schlüpfrigkeit einer Verkrüppelten (!!); und nahe bei, auf anderen Stöcken, ſchwellten Pferdehaar- und Glanzſtoff-Tournüren dieſe Beſenſtiele zu ungeheuern und prall geſpannten Kruppen an, deren Umrißlinie eine Spottbild-Unanſtändigkeit annahm... Da lagen Kamiſole, kleine Mieder, Morgenkleider, Schlafröcke, Leinen, Nanſuck, Spitzen, lange Gewänder, weiß, frei, dünn, wo man das Sichrängern träger Vormittage, am Morgen nach Nächten der Zärtlichkeit, fühlte. . . Bei den Braut-Ausſtattungen war es ein unſchickliches Auskramen, das aufgedeckte und von unten betrachtete Weib, von der Kleinbürgerin mit ſchlichtem Linnen bis zur reichen Dame, die in Spitzen gehüllt iſt, ein Allen

geöffnetes Schlafzimmer, deſſen geheime Ueppigkeit, Fältelungen, Stickereien, Spitzen gleichſam zu einer ſinnlichen Verderbniß wurden.“[1]) Dieſe Wirkung weiblicher Wäſche auf Entartete, welche mit Sexual-Pſychopathie behaftet ſind, iſt in der Irrenheilkunde wohlbekannt und von Krafft-Ebing, Lombroſo[2]) und Anderen oft beſchrieben worden.

Mit ſeiner Sexual-Pſychopathie hängt auch die Rolle zuſammen, welche die Geruchs-Empfindungen bei ihm ſpielen. Das Vorwiegen des Geruchs-Sinnes und deſſen Beziehung zum Geſchlechtsleben fällt bei vielen Entarteten auf. Düfte gewinnen auch in ihren Werken eine hervorragende Bedeutung. Tolſtoi läßt (in „Krieg und Frieden“) den Grafen Pierre plötzlich den Entſchluß faſſen, die Prinzeſſin Helene zu heiraten, als er auf dem Ball ihren Duft riecht[3]). In der Erzählung „Die Koſaken“

---

[1]) Zola, Au bonheur des dames. Paris, 1891. S. 141, 487, 493—4.

[2]) Dr. R. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis u. ſ. w. Dritte Auflage. Stuttgart, 1888. Beobachtung 23, Zippes Fall, S. 55; Beobachtung 24, Paſſows Fall, S. 56; Fußnote zu S. 57, Lombroſos Fall. In allen drei Beobachtungen ſuchten die Kranken ſich den Anblick und die Berührung von Frauenwäſche zu verſchaffen, um ſich ſinnlich zu erregen.

Ceſare Lombroſo, Le più recenti scoperte ed applicazioni della psichiatria ed antropologia criminale. Con 3 travole e 52 figure nel testo. Turin, 1893. S. 227: „Er hatte immer wollüſtige Empfindungen, wenn er Thiere ſchlachten oder in den Läden Weiber-Unterzeug und Wäſche ſah.“ Der Fall, von dem Lombroſo hier ſpricht, iſt der eines fünfzehnjährigen Entarteten, den Dr. MacDonald, von der Clark University, beobachtet hat.

[3]) Leo N. Tolſtoj, Krieg und Frieden. Berlin, 1892. Erſter Theil. S. 373: „Er fühlte die Wärme ihres Körpers, athmete den Duft des Parfüms. . . Und in dieſem Moment fühlte Pierre, daß Helene nicht nur ſeine Frau werden *konnte*, ſondern daß ſie es werden *mußte*, daß es nicht anders möglich war.“ Heinrich III.

ſpricht er nie vom Onkel Jeroſchka, ohne ſeines Geruches zu gedenken[1]). Wir haben in den früheren Kapiteln geſehen, mit welcher Vorliebe die Diaboliker und Decadenten, Baudelaire, Huysmans u. ſ. w., bei Düften, und zwar bei übeln Düften, verweilen. Barrès[2]) läßt (im „Ennemi des lois“) ſeine kleine Prinzeſſin ſagen: „‚Ich gehe jeden Morgen in den Stall — oh, dieſer warme und angenehme kleine Stallgeruch‘ — und ſie ſchnüffelte mit einem reizenden (!) Ausdruck von Sinnlichkeit.“ Goncourt[3]) beſchreibt (in „La Faustin“), wie die Schauſpielerin ihren Lord Annandale zu ihrem Buſen riechen läßt: „Riechen Sie; was riechen Sie? ſagte ſie zu Lord Annandale. — Nun, die Nelke, erwiderte er und genoß ſie mit ſeinen Lippen. — Was noch? — Ihre Haut.“ A. Binet[4]) bemerkt, „daß es die Düfte des menſchlichen Leibes ſind, welche die verantwortlichen Urſachen einer gewiſſen Anzahl von Ehen waren, die gebildete Männer mit untergeordneten Frauen, ihren Dienſtboten, geſchloſſen haben. Für gewiſſe Männer

---

von Frankreich ſoll Maria von Cleve geheiratet haben, weil er ſich bei der Hochzeit des Königs von Navarra mit Magarethe von Valois mit ihrem ſchweißdurchnäßten Hemd das Geſicht abwiſchen wollte und von dem dabei eingeathmeten Dufte ſo trunken wurde, daß er nicht ruhte, bis er deſſen Urheberin heimgeführt hatte. S. Krafft-Ebing, Psychop. sex. u. ſ. w., S. 17.

[1]) Tolſtoj, Geſammelte Werke, II. Band, Berlin, 1892. S. 385: „Zugleich mit ihm war in die Stube ein kräftiger, aber nicht unangenehmer Geruch gedrungen“ u. ſ. w.

[2]) M. Barrès, L'ennemi des lois. Paris, 1893. S. 47.

[3]) Edmond de Goncourt, La Faustin. Paris, 1882. S. 267.

[4]) Alfred Binet, Le fétichisme dans l'amour u. ſ. w. Paris, 1890. S. 26. An den „Seelenriecher“ G. Jäger wird der deutſche Leſer an dieſer Stelle von ſelbſt denken, ich brauche ihn alſo nicht erſt anzuführen.

iſt das Weſentliche an der Frau nicht deren Schönheit, Geiſt, Charaktergröße, ſondern ihr Duft. Das Verlangen nach dem geliebten Duft beſtimmt ſie, einer alten, häßlichen, laſterhaften, erniedrigten Frau nachzulaufen. Bis zu dieſer Höhe geſteigert wird das Wohlgefallen am Duft zu einer Liebeskrankheit." Zu einer Krankheit, füge ich hinzu, an der blos Entartete leiden. Die Beiſpiele, die Binet im Laufe ſeiner Arbeit anführt und die man dort nachleſen mag, da ich keine Luſt habe, ſie hier wiederzugeben, beweiſen dies zur Genüge und Krafft-Ebing, wenn er auch „die nahen Beziehungen zwiſchen Geſchlechtsſinn und Geruchsſinn" betont, ſtellt doch ausdrücklich feſt: „Jedenfalls ſpielen in phyſiologiſcher Breite" (das heißt innerhalb der Grenzen des geſunden Lebens) „. . . Geruchswahrnehmungen eine ſehr untergeordnete Rolle."[1]) Auch abgeſehen von ſeiner geſchlechtlichen Bedeutung iſt die Entwickelung des Geruchsſinns bei Entarteten, nicht nur höheren, ſondern ſelbſt ſolchen tiefſtſtehender Art, vielen Beobachtern aufgefallen. So ſpricht Séguin[2]) von „Idioten, die durch die bloße Witterung, ohne Mitwirkung des Geſichtsſinnes, Holz- und Steinarten unterſchieden, jedoch durch den Geruch und Geſchmack von Menſchenkoth nicht unangenehm berührt wurden und deren Taſtſinn ſtumpf und ungleich war".

Zolas Fall gehört in dieſe Reihe. Er zeigt zugleich ein krankhaftes Vorwiegen von Geruchsempfindungen in ſeinem Bewußtſein und eine Verirrung des Geruchsſinns, die ihm die

---

[1]) Dr. R. v. Krafft-Ebing, Psychop. sex. u. ſ. w., S. 15, Fußnote, und S. 17.

[2]) E. Séguin, Traitement moral, hygiène et éducation des idiots. Paris, 1846.

übelſten Düfte, namentlich die aller menſchlichen Ausſcheidungen, beſonders angenehm und ſinnlich aufregend erſcheinen läßt. Ein Gymnaſiallehrer von Montpellier, Leopold Bernard, hat ſich der Mühe unterzogen, in einer ſehr fleißigen, merkwürdigerweiſe faſt unbekannt gebliebenen Arbeit[1]) alle Stellen in Zolas Romanen zuſammenzutragen, an welchen er von Gerüchen ſpricht, und zu zeigen, daß ſich ihm Menſchen und Dinge nicht, wie normalen Menſchen, zunächſt als optiſche und akuſtiſche Erſcheinungen, ſondern als Geruchswahrnehmungen darſtellen. Er kennzeichnet alle ſeine Perſonen durch ihren Duft. In „La Faute de l'Abbé Mouret“ erſcheint Albine „als ein großer Blumenſtrauß von ſtarkem Geruche“. Serge war „im Seminar eine Lilie, deren Duft ſeine Lehrer entzückte“ (!!). Deſirée „riecht nach Geſundheit“. Nana „haucht einen Geruch von Leben, eine Allmacht des Weibes aus“. In „Pot-Bouille“ riecht Bachelard „nach gemeiner Ausſchweifung“, Frau Campardon „hat einen guten friſchen Geruch von Herbſtfrüchten“. Im „Ventre de Paris“ riecht Françoiſe „nach Erde, Heu, freier Luft und freiem Himmel“. In demſelben Romane kommt die „Käſe-Symphonie“ vor, die bei den Zola-Schwärmern ebenſo berühmt iſt wie die luſtbebende, eingehende Beſchreibung des mannigfaltigen Geſtanks der Schmutzwäſche in „L'Assommoir“.

Den bekannten „Verſtändnißvollen“ iſt dieſes Verweilen beim Dufte der Menſchen und Dinge natürlich ein Vorzug und eine Vollkommenheit mehr. Ein Dichter, der ſo gut riecht und durch die Naſe ſo reiche Eindrücke von der Welt empfängt, iſt „ein ſtärker ſchwingendes Werkzeug der Beobachtung“ und

[1]) L. Bernard, Les odeurs dans l'œuvre de Zola. Montpellier, 1887.

ſeine Darſtellungskunſt iſt vielſeitiger als die derjenigen Dichter, welche die Eindrücke von weniger Sinnen wiedergeben. Warum ſoll denn auch der Geruchsſinn in der Dichtung vernachläſſigt werden? Hat er nicht dieſelbe Berechtigung wie alle anderen Sinne? Und nun wird darauf flugs eine äſthetiſche Theorie gebaut, die, wie wir geſehen haben, Huysmans' des Eſſeintes veranlaßt, ſich eine Duft-Symphonie zu komponiren, und die Symboliſten dazu führt, den Vortrag ihrer Dichtungen auf der Bühne von Gerüchen begleiten zu laſſen, welche angeblich dem Inhalte der Verſe angepaßt ſind. Die „verſtändnißvollen" Faſeler ahnen wieder einmal nicht, daß ſie einfach gegen den Gang der organiſchen Entwickelung in der Thierreihe ſchwätzen. Es hängt nicht vom Belieben eines Weſens ab, ob es ſich ſeine Vorſtellung von der Außenwelt aus einer Gruppe von Wahrnehmungen dieſes oder jenes Sinnes aufbauen will. Es iſt in dieſer Hinſicht vollſtändig dem Bau ſeines Nervenſyſtems unterworfen. Die Sinne, die vorwiegen, ſind diejenigen, welche das Weſen zum Erwerben ſeiner Erkenntniß benutzt. Die minder oder gar nicht entwickelten Sinne helfen dem Gehirn wenig oder gar nicht, die Welt zu erkennen und zu begreifen. Dem Geier und Kondor iſt die Welt ein Gemälde, der Fledermaus und dem Maulwurf iſt ſie ein Tonſtück und eine Taſtempfindung, dem Hunde iſt ſie eine Sammlung von Gerüchen. Was nun insbeſondere das Riechen betrifft, ſo hat es ſeinen Zentralſitz in dem ſogenannten Riechlappen des Gehirns, der in dem Maße kleiner wird, in welchem ſich der Stirnlappen entwickelt. Je weiter man in der Reihe der Wirbelthiere zurückgeht, umſo größer iſt verhältnißmäßig der Riech-, umſo kleiner der Stirnlappen. Beim Menſchen iſt der Riechlappen ganz zurück-

getreten und der Stirnlappen, der muthmaßliche Sitz der höchsten Geistesverrichtungen, auch der Sprache, wiegt weit vor. Die Folge dieser anatomischen Verhältnisse, die sich unserer Einwirkung entziehen, ist, daß das Riechen an der Erkenntniß des Menschen kaum mehr einen Antheil hat. Er erlangt seine Eindrücke von der Außenwelt nicht mehr durch die Nase, sondern hauptsächlich durch Auge und Ohr. Zu den Begriffen, welche aus einzelnen Bestandtheilen der Vorstellungen gebildet werden, liefern Geruchswahrnehmungen nur einen verschwindend kleinen Beitrag. Düfte können also nur im beschränktesten Maße abgezogene Begriffe erwecken, das heißt höhere und zusammengesetzte Denkthätigkeit und die sie begleitenden Emotionen anregen, eine „Duft-Symphonie" im Sinne des Esseintes kann folglich auch nicht den Eindruck des Sittlich-Schönen geben, da dieses eine Vorstellung ist, die von den gedankenbildenden Zentren ausgearbeitet wird. Um dem Menschen durch bloße Gerüche abgezogene Begriffe, folgerichtig gegliederte Gedanken und Urtheile einzugeben, um ihn die Welterscheinung, deren Veränderungen und die Ursachen der Bewegung als eine Reihenfolge von Düften erfassen zu lassen, müßte man seinen Stirnlappen unterdrücken und ihm den Riechlappen eines Hundes geben und das geht denn doch über die Fähigkeit „verständnißvoller" Schwachköpfe hinaus, auch wenn sie ihre alberne Aesthetik noch so fanatisch predigen. Die Riecher unter den Entarteten stellen einen Rückschlag, nicht etwa auf urmenschliche, sondern noch sehr viel weiter, auf vormenschliche Verhältnisse dar. Ihr Atavismus geht bis zu Thieren zurück, bei welchen, wie noch heute beim Moschusthier, die Geschlechtsthätigkeit unmittelbar durch Riechstoffe angeregt wurde oder die, wie gegenwärtig der Hund,

ihre Erkenntniß von der Welt aus der Thätigkeit ihrer Nase gewannen.

Der außerordentliche Erfolg, den Zola bei seinen Zeitgenossen gehabt, erklärt sich nicht aus seinen guten Schriftsteller-Eigenschaften, nämlich aus der Wucht und Gewalt seiner romantischen Schilderungen und aus der Heftigkeit und Wahrheit seiner pessimistischen Emotion, die seine Darstellung von Leid und Traurigkeit unwiderstehlich eindrucksvoll macht, sondern aus seinen schlimmsten Fehlern, aus seiner Gemeinheit und Schlüpfrigkeit. Man kann dies durch die sicherste Methode beweisen, durch die der Zahlen. Man sehe sich die Angaben über die bisherige Verbreitung seiner verschiedenen Romane an, wie sie z. B. der neuesten, die Jahreszahl 1893 tragenden, Ausgabe des „Assommoir“ vorgedruckt sind. Es sind abgesetzt worden: von „Nana“ 160000, von „La Debâcle“ 143000, von „L'Assommoir“ 127000, von „La Terre“ 100000, von „Germinal“ 88000, von „La bête humaine“ und „Le Rêve“ je 83000, von „Pot-Bouille“ 82000, dagegen von „L'Oeuvre“ 55000, „La Joie de vivre“ 44000, „La Curée“ 36000, „La Conquête de Plassans“ 25000, von den „Contes à Ninon“ keine 2000 Abdrücke u. s. w. Also: die stärkste Verbreitung haben die Romane gefunden, in denen Unzucht und thierische Rohheit am Heftigsten hervortreten, und der Absatz nimmt mathematisch genau in dem Maße ab, in welchem die von Zola mit der Maurerkelle über sein Werk verbreitete Unrath-Schichte dünner und minder übelriechend wird. Drei Romane scheinen von dieser Regel eine Ausnahme zu bilden: „La débâcle“, „Germinal“ und „Le Rêve“. Ihr hoher Rang im Verzeichniß der Auflage-

Ziffern erklärt sich daraus, daß der erste den 1870er Krieg, der zweite den Sozialismus, der dritte den Mystizismus behandelt. Diese drei Werke wendeten sich an eine Zeitstimmung. Sie schwammen mit einer Modeströmung. Alle anderen aber verdanken ihr Glück den gemeinsten Trieben der Menge, ihrer bestialischen Leidenschaft für den Anblick des Verbrechens und der Wollust.

Zola mußte nothwendig Schule machen, einmal wegen seiner buchhändlerischen Erfolge, die das ganze Gesindel der schriftstellerischen Streber und Abschreiber in sein Kielwasser trieben, und dann wegen der Leichtigkeit, mit der seine auffallendsten Eigenthümlichkeiten nachgeahmt werden können. Seine Aesthetik ist jedem Tagedieb zugänglich, der durch Schreibbewegungen seiner unsaubern Hand den Schriftstellerberuf entehrt. Nichtssagende, mechanische Herzählung gänzlich gleichgiltiger Anblicke unter dem Vorwande der Schilderung macht Niemand Mühe. Platte Ausschweifung in den rohesten Ausdrücken zu erzählen bringt jeder Bordell-Hausknecht fertig. Das einzige, was noch einige Schwierigkeit bereiten könnte, wäre die Erfindung einer Fabel, der Aufbau eines Gerüstes von Handlung. Aber Zola, der nicht eine Spur von Fabulir-Talent hat, rühmt seinen Mangel als besondern Vorzug und verkündet es als Kunstregel: der Dichter darf nichts zu erzählen haben. Diese Kunstregel paßt den Mistkäfern, die hinter ihm einherkriechen, vortrefflich. Ihre Unfähigkeit wird zu ihrer glänzendsten Eigenschaft. Sie wissen nichts, sie können nichts und haben darum die besondere Eignung zur „Moderne", wie sie sich ausdrücken. In ihren sogenannten „Romanen" gibt es keine Menschen, keine Charaktere, keine Schicksale, keine

Lagen, keine Begebenheiten, aber das macht ja gerade ihren Werth aus, du bedauernswerther Philiſter, der du das nicht einſiehſt!

Die Gerechtigkeit erfordert übrigens, unter den Nachahmern Zolas zwei Gruppen zu unterſcheiden. Die eine pflegt hauptſächlich ſeinen Peſſimismus und nimmt ohne Enthuſiasmus, ja oft mit merklicher Verlegenheit und geheimem Widerwillen, ſeine Unfläterei mit in den Kauf. Sie beſteht aus Hyſterikern und Entarteten, die guten Glaubens ſind, die in Folge ihrer organiſchen Verfaſſung thatſächlich peſſimiſtiſch fühlen und bei Zola die Kunſtformel gefunden haben, die ihren echteſten Empfindungen entſpricht. Zu dieſer Gruppe rechne ich einige Dramatiker der Pariſer „Freien Bühne“ und die italieniſchen „Veriſten“. Das naturaliſtiſche Theater iſt das unwahrſte, das man bisher geſehen hat, unwahrer ſelbſt als die Operette und die Feerie. Es pflegt nämlich die ſogenannten „grauſamen Worte“, das heißt Aeußerungen, in welchen die handelnden Perſonen alle erbärmlichen, ruchloſen und feigen Gedanken und Gefühle offen auskramen, die in ihrem Bewußtſein auftauchen, und überſieht grundſätzlich die urſprünglichſte und handgreiflichſte Thatſache, daß die weitaus verbreitetſte und zäheſte Eigenſchaft des Menſchen Heuchelei und Verſtellung iſt, daß die Formen der Sitte die Sittlichkeit unabſehbar lang überdauern und daß der Menſch um ſo ehrbarer thut und ſeine Niedertracht um ſo ſcheinheiliger verbirgt, je ſchurkiſcher und gemeiner ſeine Triebe ſind. Die Veriſten, unter denen ſich manche ſtarke Schriftſteller-Naturen finden, ſind eine der überraſchendſten und betrübendſten Erſcheinungen im Schriftthum der Gegenwart. Man begreift den Peſſimismus in dem von

ſchweren Schickſalen heimgeſuchten Frankreich, man begreift ihn auch im grau bewölkten, vom Alkoholismus verwüſteten, in den kleinlichſten bürgerlichen Verhältniſſen hindämmernden Norden. Auch der Erotismus iſt bei der Ueberreizung und Erſchöpfung des Pariſer Volkes und im ſkandinaviſchen Norden als eine allerdings weit über das berechtigte Ziel hinausſchießende Auflehnung gegen die eifernde Zucht und den mürriſchen Zwang einer freudloſen, fleiſchabtödtenden Kirchenfrömmigkeit verſtändlich. Aber wie konnte unter der ſtrahlenden Sonne und dem ewig blauen Himmel Italiens, inmitten eines ſchönen, fröhlichen, ſelbſt im Sprechen ſingenden Volkes ſyſtematiſcher Peſſimismus (einzelne Kranke wie Leopardi können als Ausnahme natürlich überall auftreten) entſtehen und wie kamen Italiener zu einer geiſteskranken Lüſtelei, da doch in ihrem Lande noch eine Erinnerung an die harmlos derbe Sinnlichkeit der klaſſiſchen Welt mit ihren Sinnbildern der Fruchtbarkeit in Tempeln und Feldern lebendig iſt und geſunde, natürliche Geſchlechtlichkeit dort durch die Jahrhunderte immer das Recht behalten hat, ſich naiv in Kunſt und Schriftthum zu äußern? Wenn der Verismus etwas Anderes ſein ſoll als ein Beiſpiel der Verbreitung geiſtiger Seuchen durch Nachahmung, ſo erwächſt der wiſſenſchaftlichen Kritik Italiens die Aufgabe, dieſes ſittengeſchichtliche Paradoxon zu erklären.

Die andere Gruppe der Zola-Nachahmer beſteht nicht aus höheren Entarteten, nicht aus Kranken, die ſich aufrichtig geben, wie ſie ſind, und oft mit Talent ausdrücken, was ſie fühlen, ſondern aus Leuten, die ſittlich und geiſtig auf der Höhe der Zuhälter ſtehen und ſtatt des Gewerbes dieſer Nachtvögel das ungefährlichere und bis jetzt geachtetere von Roman- und

Dramen-Schreiben gewählt haben, als die Theorie des Naturalismus es ihnen erreichbar gemacht hatte. Dieſes Gezücht hat von Zola blos die Zote übernommen und ſie, ihrem Bildungsgrad entſprechend, bis zur Schweinerei ohne Umſchweif zurückgeführt. Zu dieſer Gruppe gehören die Pariſer Berufs-Pornographen, deren Tage- und Wochenblätter, deren Geſchichten, Bilder und Theatervorſtellungen nach Chiracſcher Art den Zuchtpolizei-Gerichten fortwährend Arbeit geben, die norwegiſchen Verfaſſer von Straßendirnen-Romanen und leider auch ein Theil unſerer „jüngſtdeutſchen“ Realiſten. Dieſe Gruppe ſteht außerhalb des Schriftthums. Sie bildet einen Theil jenes Auswurfs der Großſtädte, der aus Arbeitsſcheu und Gewinnſucht Unſittlichkeit gewerbsmäßig betreibt und dieſes Gewerbe in voller Zurechnungsfähigkeit, blos aus Arbeitsſcheu und Gewinnſucht, gewählt hat. Zu ihrer Beurtheilung iſt nicht die Irrenheilkunde, ſondern die Strafrechtspflege zuſtändig.

II. Die „jungdeutſchen“ Nachäffer.

Dieſes Kapitel fällt eigentlich aus dem Rahmen des Werkes heraus. Man vergeſſe nicht, daß ich weder eine Literatur-Geſchichte ſchreiben noch landläufige äſthetiſche Kritik üben, ſondern den ungeſunden Geiſteszuſtand der Urheber literariſcher Moderichtungen nachweiſen wollte. Meinem Vorſatz entſpricht es nur, mich mit jenen Entarteten oder Wahnſinnigen zu beſchäftigen, die ihre Werke aus ihrem eigenen krankhaften Seelenleben heraus ſchaffen und ſelbſt die künſtleriſche Formel für ihre Beſonderheiten finden, alſo mit den Führern, die ihren Weg gehen, wie ſie wollen oder müſſen. Bloße Nachahmer habe ich im ganzen Gange meiner Unterſuchung grundſätzlich vernachläſſigt, einmal, weil unter ihnen die echten Entarteten nur eine ſchwache Minderheit bilden, während die große Mehrheit vollkommen zurechnungsfähiges Schwindler- und Schmarotzer-Geſindel iſt, und dann, weil ſelbſt die wenigen Kranken unter ihnen nicht zur Klaſſe der „höheren“ Entarteten gehören, ſondern armſelige Schwachköpfe ſind, die einzeln keinerlei Bedeutung beſitzen und höchſtens inſofern auf flüchtige Erwähnung Anſpruch haben, als ſie für den Einfluß ihrer Meiſter auf Geſtörte zeugen.

Wenn ich trotzdem den „jungdeutſchen“ ſogenannten „Realiſten“ ein eigenes Kapitel widme, während ich auf die italieniſchen und ſkandinaviſchen Zola-Schüler blos mit einigen Worten hingewieſen habe, ſo iſt es beileibe nicht, weil ſie etwa bedeutender wären als dieſe. Im Gegentheil, einzelne italieniſche „Veriſten“, der Däne J. P. Jakobſen, der Norweger Arne Garborg, der Schwede A. Strindberg, ſo ſehr ſie auch der wirklichen Eigenart entbehren, haben doch in einem Finger mehr Kraft und Fähigkeit als ganz „Jungdeutſchland“ zuſammengenommen. Ich verweile bei dieſem denn auch nur, weil die Geſchichte der Ausbreitung einer geiſtigen Seuche im eigenen Lande für den deutſchen Leſer immerhin Bedeutung hat, ferner weil die Art des Auftretens und das Durchdringen dieſer Gruppe einige Züge aufweiſt, in denen man die Zeit-Neuroſe wiederfindet, endlich weil einzelne ihrer Mitglieder gute Beiſpiele hochgradiger Hyſterie ſind: ſie haben, bei vollſtändiger Unfähigkeit und allgemeiner Geiſtesſchwäche, jene bösartige, geſellſchaftfeindliche Selbſtſucht, jene ſittliche Stumpfheit, jenes unwiderſtehliche Bedürfniß, die Aufmerkſamkeit, es ſei mit welchen Mitteln immer, auf ſich zu lenken, jene drollige Eitelkeit und Selbſtverliebtheit, welche die Krankheit kennzeichnen.

Ich verhehle es nicht: in dem Augenblicke, da ich mich der „jungdeutſchen“ Bewegung zuwende, habe ich Mühe, mir den kühlen Gleichmuth zu wahren, mit dem ich bisher gegebene Erſcheinungen nach einer wiſſenſchaftlichen Methode beobachtete. Als deutſcher Schriftſteller empfinde ich tiefe und ſchmerzliche Beſchämung bei dem Anblick deſſen, was ſich mit grundſätzlicher Nichtbeachtung alles nicht mit ſeinem Stempel Gezeichneten ſo lange und ſo gewaltthätig als das eigentliche, das einzige, das

ausſchließliche deutſche Schriftthum der Gegenwart — und ſogar der Zukunft! — ausposaunt hat, bis ein großer Theil des deutſchen Publikums und ſogar auch ſchon das ſchadenfroh höhnende Ausland[1]) es wirklich dafür anſah.

Seit der Weimarer Genie-Periode war das deutſche Schriftthum immer das führende in der weißen Menſchheit. Wir waren die Erfinder, die fremden Völker die Nachahmer. Wir verſorgten die Welt mit Dichtungsformen und mit Gedanken. Die Romantik entſtand bei uns und wurde erſt Jahrzehnte ſpäter in Frankreich, dann über Frankreich in England literariſche und künſtleriſche Mode. Görres, Zacharias Werner, Novalis, Oskar v. Redwitz ſchufen bei uns den lyriſchen Myſtizismus und Neo-Katholizismus, bei dem Frankreich eben erſt angelangt iſt. Unſere vormärzlichen Dichter, die Karl Beck, Georg Herwegh, Freiligrath, Ludwig Seeger, Friedrich v. Sallet, R. E.

[1]) „Le Temps“, 13 Februar 1892: „Das Schriftthum iſt gegenwärtig in Germanien von einer unerhörten Bettelhaftigkeit. Von einem Ende des Jahres bis zum andern wird es unmöglich, dort einen Roman, ein Drama, eine Seite Kritik zu entdecken, die werth wären, bezeichnet zu werden. Die Deutſche Rundſchau ſelbſt gab dies neulich voll Verzweiflung zu. Nicht nur der Geiſt und der Stil ſind es, die fehlen, Alles iſt armſelig, leer und platt. Man möchte ſich in Frankreich zur Zeit Bouillys glauben. . . Es ſcheint ſelbſt die Abſicht zu fehlen, ſich über eine gewiſſe Höhe gemeinen Geſchreibſels (d'écriture vulgaire) zu erheben. Man iſt ſchließlich einem zeitgenöſſiſchen deutſchen Schriftſteller ſchon dafür dankbar, wenn man bei ihm . . . die leiſeſte Anſtrengung wahrnimmt, . . . nicht mehr wie ein Gaſſenkehrer zu ſchreiben.“ Daß dies das Urtheil eines hämiſchen Feindes iſt, bemerkt jeder Deutſche, der die ſchriftſtelleriſche Hervorbringung der Zeitgenoſſen überblickt. Es erklärt und rechtfertigt ſich aber daraus, daß zur Zeit nur die „Realiſten“ genug Getöſe machen, um an gewiſſen Stellen des Auslandes gehört zu werden, und daß man da ſehr froh iſt, ſie für das ganze deutſche Schriftthum der Gegenwart anſehen zu können.

Prutz u. s. w., sangen schon das Elend, die Empörungen und Hoffnungen der Enterbten, ehe die Walt Whitmans, Morris, Jouys geboren waren, welche man in Amerika, England und Frankreich heute als die Entdecker des vierten Standes für die lyrische Dichtung ansehen möchte. Der Pessimismus verkörperte sich ungefähr gleichzeitig in Italien in Leopardi und bei uns in Nikolaus Lenau mehr als ein Menschenalter, ehe der französische Naturalismus seine Kunst auf ihm erbaute. Die symbolische Dichtung schuf Goethe in seinem zweiten Theile des „Faust“ ein halbes Jahrhundert, ehe Ibsen und die französischen Symbolisten die Richtung parodirten. Jede gesunde und jede krankhafte Strömung in der zeitgenössischen Kunst und Dichtung kann auf eine deutsche Quelle zurückgeführt werden, jeder Fortschritt und jeder Verfall auf diesem Gebiete hat in Deutschland seine Anfänge und die philosophische Begründung jeder neuen Denkweise, auch jedes neuen Irrthums, die sich seit hundert Jahren der gesitteten Menschheit bemächtigt haben, ist von Deutschen geliefert worden: von Fichte die Begründung der Romantik, von Feuerbach (fast gleichzeitig mit dem damals weniger beachteten Comte!) die der mechanistischen Weltanschauung, von Schopenhauer die des Pessimismus, von den Hegelschülern Stirner und Marx die der schroffsten Ichsucht und des ebenso schroffen Kollektivismus u. s. w. Und nun erleben wir die Demüthigung, daß ein Haufe verächtlicher Abschreiber die plumpste und roheste Nachfälschung von französischen Machwerken, die alle besseren Geister in Frankreich selbst bereits überwunden haben und verleugnen, als das „Modernste“, was Deutschland hervorbringt, als die Blüthe des deutschen Schrifthums von heute und morgen ausbökert, und wir müssen

es uns gefallen lassen, daß die ausländischen Kritiker sagen: „Altbackene Moden, die in Frankreich sogar schon von den Dorfschönen verschmäht werden, sieht man in den Schaufenstern Deutschlands als das Allerneueste ausgestellt und vom Publikum gläubig angenommen.“ Die Realisten selbst leugnen natürlich, daß sie Nachplapperer und weit zurückgebliebene Nachhinker sind.[1]) Wer aber von Kunst und Dichtung etwas mehr weiß, als man in einer Berliner Realisten-Stammkneipe oder aus einem Sudelblättchen dieser Gesellschaft erfährt, wer die zeitgenössische Bewegung der Geister in ihrem ganzen Umfang überblickt, ohne bei den Grenzen des eigenen Landes stehen zu bleiben, der ist darüber im Klaren, daß der deutsche Realismus als örtliche Erscheinung für Deutschland selbst eine traurige Bedeutung haben mag, für die Weltliteratur aber gar nicht vorhanden ist, weil ihm jede Spur von persönlicher oder nationaler Eigenart fehlt und er dem Chor, in welchem die Stimmen der Menschheit deren Fühlen und Denken ausdrücken, nicht die leiseste neue Note hinzuzufügen hat.

---

[1]) Arno Holz — Johannes Schlaf, Die Familie Selicke. Dritte Auflage. Berlin, 1892. S. VI: „Nichts kann uns in der That mehr lächeln machen, . . . als wenn man uns in seiner Herzensnoth, die nach Schablonen schreit, als Nachtreter der großen Ausländer etikettirt. Möge man es sich daher gesagt sein lassen. . . Es wird dereinst erkannt werden: noch nie hat es in unserer Literatur eine Bewegung gegeben, die von Außen her weniger beeinflußt gewesen wäre, die so von innen heraus gewachsen, die mit einem Wort nationaler war, als eben grade diejenige, vor deren weiteren Entwickelung wir heute stehen und die mit unserm ‚Papa Hamlet‘ ihren ersten sichtbaren Ausgang genommen. Die ‚Familie Selicke‘ ist das deutscheste Stück, das unsere Literatur überhaupt besitzt.“ U. s. w. Diese Stelle diene dem Leser als Muster zugleich des Stils, den diese Bursche schreiben, und des Tons, in welchem sie von sich und ihren Ausscheidungen sprechen.

So tief ſtehende Nachäffer wie die deutſchen Realiſten haben keinen Anſpruch darauf, daß man jedem einzelnen von ihnen eine eingehende Betrachtung widme. Man würde ſich dadurch in den Augen der Urtheilsfähigen nur lächerlich und außerdem zum Mitſchuldigen von Kuliſſenreißern machen, denen es gleich iſt, ob man ſie lobt oder tadelt, wenn man ſie nur nennt. Und noch andere Gründe mahnen mich zur Vorſicht bei der Wahl der Beiſpiele, die ich dem Leſer zu zeigen gedenke. Ich habe die ſichere Ueberzeugung, daß binnen wenigen Jahren die ganze Bewegung bis auf den Namen vergeſſen ſein wird. Die Burſche, die heute die Zukunft des deutſchen Schriftthums zu ſein behaupten, werden allmälig dahinter kommen, daß das Geſchäft, welches ſie betreiben, weniger angenehm und einträglich iſt, als ſie ſich vorgeſtellt haben.[1]) Diejenigen von ihnen, in denen noch ein letzter Reſt von Geſundheit und Kraft iſt, werden den Weg zu ihren natürlichen Berufen finden und entweder Kellner oder Hausknechte, Nachtwächter oder Hauſirer werden und ich fürchte, es würde in dieſen ehrbaren Gewerben ihrem Fortkommen ſchaden, wenn das Andenken an ihre frühere Verirrung, deren ſich ſonſt Niemand mehr erinnern würde, hier feſtgenagelt bliebe. Die Schwächeren und Fauleren unter ihnen,

---

[1]) Die Klage über Geldmangel iſt bei den „Jungdeutſchen“ eine beſtändig wiederkehrende Weiſe: „Du hatteſt heute wieder nichts zu eſſen — Dafür aß jeder Straßenſtrolch ſich ſatt.“ „Der hölliſchen Verdammniß Schrecken iſt — Ein Roſengarten unter Frühlingsküſſen, — Denk' ich daran, wie Herz und Seel' es frißt, — Stündlich der Geldnoth ins Gebiß zu müſſen.“ Detlev Freiherr von Liliencron. „Es herrſcht das Erz, es herrſcht das Gold, — Genie ſich bettelnd weitertrollt.“ „Eine Tonne Goldes ſein zu nennen, — Unerreichbar hehres Menſchenziel!“ Karl Bleibtreu. U. ſ. w.

die ſich nicht dazu werden ermannen können, ihren Lebensunterhalt durch eine anſtändige Beſchäftigung zu gewinnen, dürften als Trunkenbolde, Landſtreicher, Bettler, vielleicht ſogar Zuchthäusler verkommen und wenn ein ernſter Leſer nach Jahren ihre Namen in dieſem Buche antreffen würde, wäre er zum Ausrufe berechtigt: „Was iſt das für ſchlechter Scherz? Was will mir der Verfaſſer da weismachen? Dieſe Leute hat es ja nie gegeben.“ Endlich iſt ein vollkommen unfähiger After-Schriftſteller an ſich ohne jede Bedeutung und erlangt ſolche erſt als Beſtandtheil einer Zahl. Er kann alſo gar nicht kritiſch, ſondern nur ſtatiſtiſch behandelt werden. Aus allen dieſen Gründen werde ich mir aus dem Haufen nur einzelne Geſtalten und Werke herausholen, um an ihnen zu zeigen, was der deutſche „Realismus“ wirklich iſt.

Der Gründer der realiſtiſchen Schule iſt Karl Bleibtreu. Die Gründung vollzog ſich in der Weiſe, daß er eine Broſchüre veröffentlichte, an welcher das Eigenartigſte ein knallrother Umſchlag mit aufgemalten ſchwarzen Blitz-Zacken war und die den paukenſchlagenden Titel „Revolution in der Literatur“ trug. Bleibtreu machte in dieſer Reklameſchrift ohne eine Spur von Geiſt, ohne den leiſeſten Verſuch einer Begründung, aber mit eiſerner Stirne eine Reihe geachteter und erfolgreicher Schriftſteller ſchlecht, ſchwor große Eide, daß ſie todt und begraben ſeien, und verkündete den Anbruch einer neuen Literatur-Epoche, die bereits eine Anzahl Genies zählte, an deren Spitze er ſelbſt ſtand. Ueber Karl Bleibtreu als Schriftſteller iſt nicht viel zu ſagen. Er hat ſich auf allen Gebieten verſucht und es iſt ihm auf allen Gebieten Nichts gelungen. Als Lyriker kennzeichne ihn dieſe erſte Strophe ſeines Gedichtes „Ahasver“, das

Hofmann von Hofmannswaldau an einem ſeiner ſchlechteſten Tage geſchrieben haben könnte:

„Die Sonne ſinkt. Du brennendes Orakel,
Du Nimbus der Natur, Planeten-Pol!
Du Kerze auf der Schöpfung Tabernakel,
Des Genius Symbol!“

Als Dramatiker hat er ſich an Napoleons Geſtalt verſündigt und verſchiedene Sommertheater-Schauerſtücke zuſammengefädelt, gegen die gehalten die Dramen der verſpotteten und verſchollenen Birch-Pfeiffer hohe Meiſterwerke ſind. In ſeinen Novellen hat er zuerſt Björnſon kindlich parodiſtiſch nachgeahmt, dann durch Unzucht etwas Aufmerkſamkeit zu erwecken geſucht. Am wenigſten unbekannt ſind einige ſchwülſtige, an den Stil ſchöngeiſtiger Schuſtergeſellen erinnernde Umſchreibungen von Stücken des großen Generalſtabswerks über den 1870er Krieg geblieben, die auf die immer rege Theilnahme der Leſer für Schlachtenbilder aus der großen Zeit berechnet waren. In unleſerlichen Romanen hat er anſtändige Privatperſonen verleumdet und beleidigt und ſich dafür eine Verurtheilung zugezogen. Alles in Allem enthalten ſeine Bücher, deren er bereits eine unheimlich große Zahl beim widerſtrebenden Publikum anzubringen geſucht hat, nicht einen neuen, nicht einen perſönlichen Gedanken, nicht eine wirkliche Spiegelung der Gegenwart; ſie ſind ein Haufe formloſen, verſchimmelten Zeuges, in welchem man, beſudelt und verdorben, die ausgekehrten Abfälle aller Literaturen der beiden letzten Menſchenalter erkennen kann.

Aber wenn Bleibtreu als Schriftſteller überhaupt nicht vorhanden iſt, ſo wäre es doch ungerecht, ſeine große Geſchicklichkeit als Macher zu verkennen. In dieſer Hinſicht iſt „Re-

volution in der Literatur“ eine muſtergiltige Leiſtung. Mit vollendeter Schlauheit miſchte er unter die bewährten Schriftſteller, die er zu Wurſtfleiſch verhackte, einige ſeichte Modegrößen, die mit gewaltigen Gladiator-Geberden zu bekämpfen zwar etwas einfältig iſt, die aber Niemand gegen lächelnde Geringſchätzung in Schutz genommen hätte, und die Anweſenheit dieſer unberechtigten Einſchleicher in der Gruppe, die er aus der Literatur auszurotten unternahm, konnte ſeiner Schilderhebung in den Augen flüchtiger Leſer einen Schein von Berechtigung geben. Nicht weniger klug waren die Leute gewählt, die er den Leſern als die neuen Genies vorſtellte. Mit Ausnahme von zwei oder drei anſtändigen Mittelmäßigkeiten, für die im Schriftthum eines großen Volks immer ein beſcheidenes Plätzchen vorhanden iſt, waren es vollſtändige Nullen, von denen ſelbſt er niemals einen gefährlichen Wettbewerb zu beſorgen hatte. Das größte unter ſeinen Genies iſt z. B. Max Kretzer, ein Mann, der im Deutſch eines Kamerun-Negers angebliche „Berliner“ Romane ſchreibt, von denen der meiſtgenannte, „Die Verkommenen“, ſo ſehr „Berliniſch“ iſt, daß er einfach die Geſchichte der Witwe Gras und des Arbeiters Gaudry breitſchlägt, die ſich 1877 in Paris ereignet hat. Dieſe Begebenheit, berühmt als das erſte Cocotten-Abenteuer, in welchem Schwefelſäure eine Rolle ſpielte, konnte ſich nur in Paris, nur unter den Bedingungen des Pariſer Lebens entwickeln. Sie iſt ſpezifiſch Pariſeriſch. Kretzer aber trennte ruhig die Pariſer Märke heraus, zeichnete ſie mit dem Namen „Berlin“ und hatte nun einen „Berliner“ Roman geſchaffen, den Bleibtreu als das Ideal „echter“ und „lebenswahrer“ Darſtellung pries. Seine neu entdeckten „Genies“, welche an

Falstaffs Rekruten Schimmlich, Schatte, Warze, Schwächlich und Bullkalb erinnern, kleidete er in eine Uniform, die er nicht wirksamer wählen konnte. Er zog ihnen nämlich die Tracht der Schillerschen Räuber aus den böhmischen Wäldern an, er gab sie für die Truppe der Rebellen, für Barrikaden-Streiter, für Lützowsche Jäger im Befreiungskampfe gegen Muckerei, Perücken- und Zopfthum und alle Lichtlöscher aus und durfte hoffen, daß ihn die Jugend und die Fortschrittsfreunde für etwas Rechtes halten würden, wenn er an der Spitze seiner so verkleideten armen Krüppel und Knickebeine herangezogen käme.

Seine Spekulation, obschon vortrefflich geplant und eingeleitet, gelang nur zum Theil. Kaum hatte er sein Fähnlein einigermaßen gegliedert und gedrillt, als es auch schon gegen ihn meuterte und ihn wegjagte. Einen neuen Feldhauptmann wählte es nicht, denn jeder Gemeine wollte selbst der Führer sein und nur die Schwächlichsten und Zagsten in der Rotte erkannten außer dem eigenen noch ein anderes Genie an. Bleibtreu hat bis zum heutigen Tage den Undank der Leute nicht verwunden, die seine Fopperei ernst genommen und sich wirklich für die Genies gehalten hatten, als die er sie, wie er überzeugt war, gefahrlos, ausgetrommelt, und er haucht noch in seiner neuesten Veröffentlichung („Aus einem lyrischen Tagebuch“) seinen Schmerz in den bitteren Reimen aus: „Wozu der lange Kampf? Umsunst! — Und mir erlahmt die Hand. — Hoch Lüge, Dummheit, Narrethei! — Ade, du deutsche Schweinerei! — Graberde löscht den Brand. — Ich war, so lang ich denken kann, — Ein rechter Dummrian. — Ich war kein deutscher Biedermann, — Ich war ein wunder Schwan.“

Begabung hat Bleibtreu den von ihm erfundenen Realisten

nicht geben können, wohl aber haben sie ihm einige von seinen Geschäftskniffen abgeguckt. Sie haben sich, um auf Unkundige Eindruck zu machen, als Ehrenmitglieder einige anständige Schriftsteller beigesellt, die man erstaunt ist, in dieser Galere mitfahren zu sehen. So rechnen die Realisten z. B. zu den Ihrigen Theodor Fontane, einen echten Dichter, dessen Romane neben den besten, die gegenwärtig von irgend einem europäischen Schriftthum hervorgebracht werden, ihren Platz behaupten, H. Heiberg, ein starkes, obschon ungleiches, Talent, das nur leider, anscheinend durch äußerliche Umstände, zu hastiger und übermäßiger Arbeit genöthigt ist, gegen welche vielleicht sein künstlerisches Gewissen vergebens Einspruch erhebt, und Detlev von Liliencron, der zwar durchaus kein Genie, aber ein guter, formtüchtiger Lyriker ist und sich neben den Epigonen-Dichtern, einem Hopfen, Lingg, Greif sehen lassen kann. Bei dem hohen Stande, den die deutsche Lyrik, auch nach dem Urtheil des Auslandes die erste der Welt, seit Goethe ununterbrochen eingenommen hat, ist es schon ein großes Lob, wenn man von einem deutschen Dichter sagen kann, er bleibe nicht hinter dem Durchschnitt der letzten siebenzig Jahre zurück. Allerdings ragt Liliencron über ihn auch nicht hinaus und ich sehe nicht, wie man ihn gerechterweise etwa über R. Baumbach stellen kann, gegen den die Realisten Geringschätzung heucheln, wohl weil er es verschmäht hat, sich dem Rudel anzuschließen. Es ist nicht unbegreiflich, daß ein Fontane oder Heiberg sich die aufdringliche Gemeinschaft der Realisten gefallen läßt. Zu Meßdienern, die blos das Weihrauchfaß zu schwingen haben, werden auch in der Kirche manchmal Jungen von der Straße zugelassen. Und die einzige Gegenleistung für die Ernennung zum Realisten

honoris causa ist ja in ihrem Falle die schweigende und lächelnde Duldung dieser Blosstellung eines guten Namens. Nur Liliencron glaubt sich verpflichtet, seinen neuen Genossen einige Zugeständnisse zu machen, indem er in seinen letzten Gedichten ab und zu nicht seine, sondern ihre Sprache spricht, z. B.: „Was ist denn los im Schloß? Der Gutsherr liegt im Sterben.“ „Schab ab, du schwarzer Schmerz.“ „. . . er weiß, daß seine Gäule — Ihn auch ohne Ruf und Peitsche — Kennen, daß sie niemals scheuen, — Daß sie brave Kerle sind.“ „Huch“ (!!) „was ist das?“ „Und wir fühlen uns belämmert, — Denn wir hatten uns blamoren, — Gräßlich, gräßlich uns blamoren“ u. s. w. Der Fall Liliencrons beweist immerhin, daß es doch nicht ganz ungefährlich ist, die unverlangte Reklame zweifelhafter Gesellen anzunehmen, und so menschlich es ist, daß man auch pöbelhaftes Lob, auch Ueberschätzung angenehm empfindet, ein feinfühliger Schriftsteller sollte doch nicht, wie Kaiser Vespasian von seinem Harnsteuer-Gelde, von einer Bewunderung dieser Art sagen: „Sie riecht nicht.“

Außer der Einschmuggelung einiger guten Namen unter ihre eigenen haben die Realisten noch einen zweiten Geschäftskniff Bleibtreus sorgsam weiter geübt und gepflegt: die wirksame Verkleidung. Sie legten sich (zuerst in dem lyrischen Sammel-Bande „Jung-Deutschland“, Friedenau und Leipzig, 1886) den Namen „Jung-Deutschland“ bei, welcher die Erinnerung an die großen und kühnen Neuerer von 1830 und die Vorstellungen von blühender Jugend und Frühling leise mitklingen läßt, und banden sich eine falsche Nase von Modernität vor. Auf diesen Anspruch der Modernität werde ich später zurückzukommen haben. Hier aber sei sofort bemerkt,

daß die Realiſten, Nachäffer bis ins Mark der Knochen, nicht einmal ſo viel Selbſtſtändigkeit beſitzen, um einen eigenen Namen für ſich zu finden, ſondern ruhig die Bezeichnung abſchrieben, unter der die Heine-, Boerne- und Gutzkow-Gruppe berühmt geworden iſt.

Als erſte Stichprobe des „realiſtiſchen“ Schriftthums Jung-Deutſchlands will ich den Roman „Im Liebesrauſch“ von Heinz Tovote [1]) anführen. Er erzählt die Geſchichte eines Gutsbeſitzers und ehemaligen Offiziers, Herberts von Düren, der eine frühere Kellnerin und Geliebte einer ganzen Anzahl einander ablöſender junger Leute, Lucie, kennen lernt, zu ſeiner Geliebten macht und ſich an ihrem Leibe ſo lange berauſcht, bis er ſie zu heiraten beſchließt, da er ohne ſie nicht mehr leben kann. Herbert, der die Vergangenheit von Lucie nur theilweiſe kennt, führt ſie ſeiner Mutter zu, dieſe, welche die Beziehungen ihres Sohnes zu der Perſon bald durchſchaut, gibt trotzdem ihre Einwilligung und die Ehe wird geſchloſſen. In der Berliner Adels- und Offiziergeſellſchaft, wo das Paar ſich eine Weile bewegt, kommt jedoch bald heraus, was Lucie früher geweſen iſt, und ſie wird von aller Welt „geſchnitten“. Herbert hält treu zu ihr, bis er eines Tages zufällig bei einem befreundeten, natürlich „realiſtiſchen“, Maler ein Bild entdeckt, das Lucie entkleidet im Seebade darſtellt. Herbert ſchließt folgerichtig genug, daß Lucie dem Maler Modell geſtanden hat, und er jagt ſie weg. Thatſächlich hat aber der „realiſtiſche“ Maler die nackte Geſtalt aus der Einbildungskraft geſchaffen und ihr nur unwillkürlich Lucies Züge gegeben, weil er in geheimer,

[1]) Heinz Tovote, Im Liebesrauſch. Berliner Roman. Sechſte Auflage. Berlin, 1893.

ehrerbietiger Bewunderung für sie schwärmt. Nun sucht Herbert die verschwundene Lucie reumüthig wieder auf und entdeckt sie nach herzbrechenden Anstrengungen auf seinem eigenen Gute, wo sie, ohne daß er es wußte, seit Monaten gelebt hat. Die Versöhnung der Gatten findet unter allseitiger Rührung statt und Lucie stirbt bei gefühlvollen Redensarten, während sie einem Kinde das Leben gibt.

Ueber die Albernheit dieser Geschichte will ich kein Wort verlieren. Aber das Wesentliche an einem Roman ist ja auch nicht die Fabel, sondern die Form im engern und weitern Sinne: die Sprache, der Stil, der Aufbau, und diese sollen etwas eingehender geprüft werden.

Das Erste und Ursprünglichste, was man von einem Menschen fordern darf, der sich herausnimmt, für das Publikum, also doch wohl auch für die Gebildeten seines Volks, berufsmäßig zu schreiben, ist offenbar, daß er seiner Sprache mächtig sei. Von dem Deutsch Tovotes nun werden folgende Proben eine Vorstellung geben: „Im Restaurant eilten die Kellner mit ... belegten Bröten hin und her." „Es ist seltsam, wie in einer Großstadt noch Jedermann Vergnügen daran haben kann, eine sich allein befindliche Dame anzugaffen." „Ich bin es gewöhnt u. s. w." „Zweimal öffnete sie ein verkehrtes Zimmer." (Er will offenbar sagen „das unrichtige".) „Der Hund schlug freudig mit dem Schwanze" und drei Zeilen darauf: „Das Herz schlug ihm bei dem Gedanken." (Wenn er schon die Ausdrücke verwechselt, so hätte er wenigstens sagen müssen: „Das Herz wedelte ihm bei dem Gedanken.") „Allnächtig lag sie." (Statt „allnächtlich".) „Er preßte die Handballen fest auf die Lider." (Der einzige „Ballen", den die deutsche

Sprache an der Handfläche kennt, ist der unter dem Daumen. Von „Handballen“ hat kein Deutscher noch jemals Etwas gehört.) „Er ging die Potsdamer Straße lang.“ „Die dunkeln Möbeln.“ „Falten, die sich eng um Knie und Unterbeine legen.“ (Er meint sichtlich „Unterschenkel“.) „Lucie hatte ihre frische Farbe wieder erhalten.“ (Diese drollige Verwechselung von „erhalten“ mit „bekommen“ trifft man manchmal im Munde Ungebildeter an, die sich recht vornehm ausdrücken wollen und denen „bekommen“ zu gewöhnlich scheint.) „Häufig wurden aus der Umgegend kleine Ausflüge nach hier gemacht.“ „Die nicht mit am Spiel theilnahm.“ „Sie wollte sich ermannen.“ (Es wäre interessant, zu erfahren, wie eine Frau es anfängt, um sich zu „ermannen“.) „Sie war begabt mit jenem Taktgefühl, das echte Zeichen angeborener Vornehmheit.“

Einzelne dieser abscheulichen Sprachfehler sind ziemlich verbreitet (wie „nach hier“ für „hierher“), andere gehören dem Kauderwälsch der rohesten Volksklasse an (wie „Bröte“ für „Brote“, „Möbeln“ für „Möbel“, „lang“ für „entlang“), einige aber hat Tovote nie gehört; sie sind ein Ergebniß seiner eigenen Unkenntniß der deutschen Grammatik.

Nun sein Stil. Wenn Tovote beschreibt, so wählt er grundsätzlich zur Bestimmung und Verstärkung des Hauptworts dasjenige Beiwort, welches am selbstverständlichsten im Hauptwort enthalten ist. Hier einige Beispiele dieser unleidlichen Tautologie: „Ein eisiger Januarsturm.“ „In der Friedrichstraße drängten sich leichtgebaute, elegante Equipagen.“ „Verkörperung der lieblichsten Anmuth.“ „Ein langsam schleichendes Fieber.“ (Man kennt also auch „schnelles Schleichen“?) „Eine träge Schläfrigkeit.“ „Die im letzten Lichte feurig erglühten.“

„Sie litt grauſame Qualen“ u. ſ. w. Ich bezweifle, daß ein Schriftſteller, der auch nur einige Achtung vor ſich, ſeinem Berufe, ſeiner Mutterſprache, ſeinen Leſern hat, ſolche Worte an einander reihen wird. Man braucht in der Jagd nach dem „ſeltenen und köſtlichen Beiwort“ nicht ſo weit zu gehen wie die franzöſiſchen Stilkünſtler, aber ein ſolches Zuſammenfegen der abgeſtandenſten, unnöthigſten, ausdrucksloſeſten Beiwörter iſt nicht mehr Schriftſtellerei, ſondern in der That, um mit dem franzöſiſchen Kritiker zu reden, Straßenkehrer-Arbeit. Eine andere Seite ſeines Stils iſt deſſen Einfältigkeit. Tovote erzählt, daß Herbert von Düren ſich für die Operette „Der Mikado“ „ſchon bei ihrem erſten Auftreten lebhaft intereſſirt hatte. Jetzt, da ſie das engliſche Gewand abgelegt hatte, ſchien ſie ihm noch heimiſcher zu ſein.“ Alſo er ſtellt ernſthaft feſt, daß eine engliſche Operette einem Deutſchen in deutſcher Sprache heimiſcher ſchien als auf Engliſch! „Plötzlich überkam ihn eine ſinnloſe Wuth gegen dieſen Menſchen, der ihn ſo höflich grüßte, daß er, der ſonſt die Liebenswürdigkeit ſelbſt gegen Jedermann war, den Gruß nicht erwiderte und ſich abwandte.“ Die Nichterwiderung eines Grußes als Aeußerung „ſinnloſer Wuth“ würde man höchſtens beim ſanftmüthigen und friedſamen Bardikulieh Bliemchen, nicht aber bei einem ehemaligen Offizier glaublich finden. „Die Pferde ließen traurig die Köpfe hängen und ſchliefen.“ Daß man traurig oder luſtig ſchlafen könne, iſt eine Entdeckung Tovotes. „Gleich Mauern ſtanden die Häuſerkoloſſe an einander gedrängt.“ (Es iſt von der Leipziger Straße die Rede.) Gleich Mauern? Man ſollte denken, daß Häuſer wirklich Mauern haben? Es iſt genau, wie wenn Tovote

ſagen würde: „Gleich Menſchen ſtanden die Leute an einander gedrängt.“

Wenn Tovote ſich anſtrengt, recht ſchön und erhaben zu ſchreiben, ſo kommt Folgendes dabei heraus: „Doch lag in den ſchlanken, voll ausgeglichenen Linien eine ſchlummernde Kraft.“ (Was das wohl ſein mag, „Linien“, die „ſchlank“, das heißt nicht unterſetzt, und die „voll ausgeglichen“ ſind?) „Sie lächelte ſchon wieder, noch halb unter Thränen, und ihr Antlitz glich einer Sommerlandſchaft, die, während noch der Regen auf das Korn niederfällt, ſchon wieder im hellen Strahle der aus den Wolken auftauchenden Sonne ſich badet.“ In der That, das Nächſte, woran man bei der Betrachtung eines Geſichtes denken muß, iſt eine Sommerlandſchaft. „Er fühlte, wie ihre Lippen ſich an die ſeinen klammerten (!!)“ „Man mußte ihm bei ſeiner Jugend das unbeſtreitbare Genie einer lebendigen Auffaſſung zugeben.“ U. ſ. w.

Tovote ſucht den franzöſiſchen Naturaliſten ihre breiten Schilderungen nachzumachen und entrollt Bilder, deren Neuheit, Anſchaulichkeit und Kraft man an dieſen Proben bewundere: (Schluß einer Theater-Vorſtellung.) „Im Parkett klappten die Sitze mit dumpfem Geräuſch auf. . . Man erhob ſich, Thüren wurden geöffnet, die Vorhänge zurückgeſchoben und langſam leerte ſich das Haus, während nur vereinzelte Zuſchauer auf ihren Plätzen blieben.“ „Unaufhörlich, die ganze Nacht, flockte der Schnee. In dicken Ballen (!) legte er ſich auf die nackten Zweige der Bäume, die zu brechen drohten in winterlicher Kraftloſigkeit. Die Tannen und niederen Büſche waren mit einem dichten Schneemantel umkleidet. An dem um die Roſenſtöcke gewundenen Stroh klebte der Schnee und formte

daraus ſeltſame Geſtalten, lagerte fußhoch auf den Mauern und umhüllte fein die Spitzen der eiſernen Gitter. Alle Spuren waren verwiſcht. Der Wind, der die Flocken vor ſich hertrieb, warf ſie in alle Vertiefungen hinein, daß alle Ecken und Unebenheiten verſchwanden.“ „Sie ſtanden hoch über dem Meere, das ſich wie eine unendliche Ebene ringsum dehnte.“ „Die Sonne war untergegangen. . . Die Wolken, die ſchwer am Horizonte lagerten, erglühten noch in flammendem Purpurroth, dann gingen ſie in Violett über, das ſich in farbloſes Grau“ (es gibt alſo auch farbiges Grau?) „verwandelte, bis die Nacht einbrach und alle Farben nach und nach erloſchen.“ (Man vergleiche dieſen jämmerlichen Verſuch, „Impreſſionismus“ zu heucheln, mit den im vorigen Kapitel angeführten franzöſiſchen Muſtern!) „Die Nacht war völlig hereingebrochen, eine dunkle, tiefſchwarze Nacht.“ (Man würdige die Nebeneinanderſtellung dieſer beiden Beiwörter!) „Nur der Mond hing trübe über den Waſſern“ (der Mond in der ſowohl „dunkeln“ als auch „tiefſchwarzen“ Nacht!) „und der Leuchtthurm warf ſeine Lichtfluten in die Ferne. Tief zu ihren Füßen rauſchte das Meer, dumpf toſend in tauſendjährigem (!) Groll, und leckte an den zerklüfteten Felſen.“ Ein „toſender Groll“, der „leckt“, iſt kaum ein ſehr gefährlicher Groll. „Eine tiefe Wunde über dem Auge behielt ſie zeitlebens als kleine Narbe.“ Wenn ſie eine „kleine Narbe“ hatte, ſo behielt ſie doch nicht „zeitlebens die tiefe Wunde“! „Hoch über ihnen am blauen Himmel kreiſte ein Habicht, mit geſpreizten Schwingen ſeine Kreiſe ziehend, wie ein ſchwarzer Punkt in dieſem Lichtmeer verloren.“ An einem Habicht, der nur als „ein ſchwarzer Punkt“ ſichtbar iſt, kann man unmöglich „geſpreizte Schwingen“ unterſcheiden. Die

Beſchreibung eines Geſichtes: „Zwei volle friſche Lippen, keuſch (!!) hellroth, ein zierliches Näschen, unmerklich aufgeworfen, aber mit ſchmaler, gerader Linie von der Stirn aus.“ Der Leſer verſuche es, ſich dieſes „unmerklich aufgeworfene Näschen“ mit der „ſchmalen, geraden Linie“ vorzuſtellen! „Die Maſchine des Schnellzugs keuchte durch die gleichförmige Ebene, die wie eine brennende Wüſte ſich ringsum dehnte. Links und rechts lange Getreidefelder, fruchttragende Aecker und grüne Wieſen.“ Getreide, Aecker, Wieſen und doch „brennende“ (?) „Wüſte“? „Die halbgeſchloſſenen Augen mit den weißen Flimmerhäutchen blicken ihn ſo ſtier an.“ Es handelt ſich nicht etwa um Vogelaugen, deren Nickhaut Tovote aus Unwiſſenheit mit einem falſchen Ausdrucke bezeichnet, ſondern um Menſchenaugen, an denen er dieſes unbegreifliche „Flimmerhäutchen“ entdeckt zu haben vorgibt.

Was aus dem Impreſſionismus und dem Beſchreibungs-Tic des Naturalismus unter den Fäuſten Tovotes geworden iſt, haben wir geſehen. Ich will nun zeigen, wie dieſer „Realiſt“ die Wirklichkeit zu beobachten und wiederzugeben weiß, im Kleinſten wie im Größten. Herbert führt Lucie am erſten Abend ihrer Bekanntſchaft in ein Gaſthaus und beſtellt unter Anderm eine Flaſche Burgunder. „Der Kellner . . . ſtellte in ſchwungvollem Bogen die dickbauchige Flaſche auf den Tiſch.“ Burgunder in „dickbauchigen“ Flaſchen! Sie eſſen Suppe, die in „ſilbernen Bechern (!!)“ aufgetragen wird, Schoten und Kapaun, deren Vorzüglichkeit den Gegenſtand des unglaublichen Tiſchgeſprächs bildet, und nachdem dieſes Abendeſſen verzehrt worden iſt und Lucie ſich auch ſchon eine Zigarette angezündet hat, verlangt ſie Auſtern, die ſie denn auch erhält und ißt,

indem ſie ſie „kunſtgerecht ſervirt“. Ich mache ſicherlich Niemand einen Vorwurf daraus, daß er nicht weiß, wie eine Burgunderflaſche ausſieht und an welcher Stelle einer Mahlzeit Auſtern gegeſſen werden. Ich bin ſelbſt auch nicht bei Auſtern und Burgunder aufgewachſen, aber ich war ſo ehrlich, von dieſen guten Dingen erſt zu ſprechen, als ich ihre Bekanntſchaft gemacht hatte. Auf die unbewußte, mit Neid gemiſchte Ehrfurcht vor der ſchwierigen und vornehmen Uebung des Auſterneſſens, die ſich in der bewundernden Feſtſtellung des „kunſtgerechten“ „Servirens (?)“ der Auſtern köſtlich offenbart, und auf die Hinterwäldler-Ahnungsloſigkeit der Anfangsgründe von Lebensart, die darin zu Tage tritt, daß Tovote einen Mann von Welt bei Tiſche vom Fraße lang und breit reden läßt, ſei nur nebenbei hingewieſen. Weiter. Lucies Geliebter iſt über Brüſſel „von Hâvre nach Aegypten gereiſt“. Da muß er einen eigenen Dampfer gechartert haben, denn eine regelmäßige Schiffs-Verbindung zwiſchen Hâvre und Aegypten beſteht nicht. Herbert hat auf ſeinem Schreibtiſche ſeit einigen Monaten angefangene Handſchriften liegen. „Er wühlte dieſen Haufen vergilbter Manuſkripte durch.“ Unter Dach und Fach dürfte wohl ſelbſt das ſchlechteſte Holzfaſerpapier nicht innerhalb weniger Monate „vergilben.“ Das von Herbert mit aller Sorgfalt für ſeine Lucie eingerichtete Schlafzimmer hat „blauſeidene Vorhänge“ und Sitzmöbel „aus mattroſa Atlas“. Eine ſo wilde Zuſammenſtellung wird von beſſeren Trödlern ſogar in ihrem Verkaufsladen vermieden.

Ich gebe zu, daß alle dieſe Schnitzer, obſchon ergötzlich, doch klein ſind. Sie dürfen aber nicht überſehen werden, wenn ein „Realiſt“ ſie begeht, der mit „Beobachtung“ und „Wahr-

heit“ aufſchneidet. Ernſter ſind übrigens die Unwahrheiten im Thun und Sein der Menſchen. In einem Augenblicke des Kummers läßt Lucie „die Arme auf die Serviette in ihrem Schoße fallen und blickt ſtarren Blickes geradeaus, während ſie die Unterlippe leicht zwiſchen die Zähne nimmt.“ Hat jemals ein Menſch dieſe Bewegung in dieſer Stimmung gemacht oder machen ſehen? Wilde Verzückung der Liebe drückt Lucie ſo aus: „Küſſe mich, bat ſie ihn, und ihr ganzes Weſen ſchien in ihm aufgehen zu wollen; — küſſe mich!“ Herbert hatte Lucie zuerſt auf Helgoland kennen gelernt, wo ſie mit einem Engländer Ward lebte und herumtollte, und er hatte ſie für die Braut Wards gehalten! Ein deutſcher Offizier aus beſter Familie, hoher Dreißiger, hat ein Frauenzimmer, das mit einem jungen, reichen Fremden allein im Seebad lebt, für deſſen Braut gehalten! Lucie, ein verwahrloſtes Kind armer Arbeiter, hat im Umgang mit Ward in weniger als einem Jahre Engliſch gelernt, daß man ſie überall für eine Engländerin hält, und Klavierſpielen, daß ſie Operetten-Auszüge vortragen kann u. ſ. w.

Daß er das Radſchlagen mit dem Stocke „tourniquet machen“ nennt ſtatt „moulinet“ machen und daß er von „cabinets séparés“ ſpricht ſtatt von „cabinets particuliers“ will ich ihm nicht anrechnen. Ein deutſcher Schriftſteller braucht nicht Franzöſiſch zu können. Es wäre ſchon ſehr ſchön, wenn er Deutſch könnte! Freilich wäre es geſchmackvoller, nicht mit Brocken einer Sprache flunkern zu wollen, deren man gänzlich unkundig iſt.

Die Schlüpfrigkeiten, von denen der Roman wimmelt, ſind unvergleichlich zahmer als ähnliche Stellen bei Zola, aber ſie wirken beſonders widerlich, weil ſie, bei aller Unfähigkeit

Tovotes, ſich über das Sauglockenläuten von Handlungsreiſenden, die ihre Hotel-Liebesabenteuer erzählen, zu erheben, doch ſeine heftige Abſicht verrathen, recht aufregend, recht raffinirt ſinnlich zu ſein.

Wenn ich bei dieſem tief unter der Literatur-Schwelle ſtehenden Machwerk ſo lange verweilte, ſo iſt es, weil es für den deutſchen Realismus durchaus typiſch iſt. Die Sprache verſtößt gegen die einfachſten Regeln der Grammatik. Kein einziger Ausdruck iſt richtig gewählt und bezeichnet wirklich den Gegenſtand oder Begriff, der dem Leſer gezeigt werden ſoll. Daß ein Schriftſteller vollends nicht blos richtig, ſondern ausdrucksvoll ſprechen, daß er Eindrücke und Gedanken neu und ſtark wiedergeben könne, daß er ein Gefühl für den Werth und feinern Sinn des Wortes haben müſſe, davon geht Tovote noch nicht die leiſeſte Ahnung auf. Die Schilderung iſt von einer Schäbigkeit, deren ſich der letzte Winkelblatt-Berichterſtatter über Polizeiangelegenheiten ſchämen würde. Es iſt Nichts geſehen, Nichts gefühlt, Alles nur ein brummender Widerhall geleſenen Zeugs ſchlechteſter Art. Die „Modernität“ endlich beſteht darin, daß die öde Banalität des Vorganges theilweiſe Berlin zum Schauplatze hat und daß hie und da obenhin von Sozialismus und Realismus gemurmelt wird. Die deutſche Kritik hat in den Siebenziger Jahren mit Recht gefordert, daß der deutſche Roman auf feſten Boden gebaut werde, daß er in bekannter Zeit und wirklichem Raume, daß er in der deutſchen Hauptſtadt unſerer Tage ſpiele. Auf dieſe Anregung entſtand der „Berliner“ Roman der Nachäffer. Das beſondere und kennzeichnende Berlinerthum dieſes Romans beſteht darin, daß der Verfaſſer jedesmal, ſo oft er von einer Straße zu

ſprechen hat, in das bodenloſe Erſtaunen eines im Panoptikum ausgeſtellten Hottentoten geräth, weil er in der Straße viele Menſchen, viele Wagen und viele Kaufläden entdeckt, und daß er Gelegenheiten ſucht, Berliner Straßennamen anzuführen, z. B.: „Das Coupé jagte die Friedrichſtraße entlang, unter dem Stadtbahnbogen hindurch, am Centralhotel vorüber. . . An der Dorotheenſtraße mußte der Kutſcher die Pferde zügeln, um einen grell klingelnden Pferdebahnwagen vorüber zu laſſen. . . Im nächſten Moment bog das Coupé in kurzem Trabe in die Linden ein.“ Oder: „Der Wagen jagte die Linden entlang. . . Jetzt unter den breiten, grauen Pfeilern des Brandenburgerthores durch. Die unendliche Charlottenburger Chauſſee liegt vor ihnen, aber der Wagen biegt ſcharf nach links und fährt an dem dunkeln Thiergarten hin.“ Man ſieht: das Mittel liegt im Handbereiche eines jeden Hotel-Lohndieners. Um ſolches Berlinerthum in einen Sudelroman zu bekommen, braucht der Verfaſſer blos einen Stadtplan und allenfalls einen Fremdenführer zu beſitzen. Die Beſonderheit des Großſtadtlebens wird durch Stellen wie dieſe dargeſtellt: „Zu beiden Seiten des Trottoirs“ (er will ſagen: „Auf dem Trottoir an beiden Seiten“) „drängte ſich eine dichte Menſchenmenge und in der Mitte der Allee, unter den Bäumen, die ihre erſten Blätter entfalteten, ſtrebte eine zerſtreute Schaar, wie die unregelmäßigen“ (?) „Wellen einer Flut, aus der Stadt hinaus.“ Oder: „Auf allen Trottoirs eine Völkerwanderung, ein Durcheinanderſchieben und haſtendes Streben, das auf dem Platze zwiſchen dem betäubenden Gewirre der Droſchken, der Trambahnwagen und der großen, ſchwerfälligen Omnibuſſe“ (ſo!) „mit ihren vollbeſetzten Verdecken in ein Rennen und Laufen ausartete, um nicht unter

die Räder zu gerathen“ (man beachte dieſes Deutſch: ein Streben, das nicht unter die Räder gerathen will!), „um ſich auf die Rotunde des Platzes zu retten“ u. ſ. w. Alſo das Einzige, was Tovote in Berlin ſieht, iſt das, was ein Bauernjunge aus Buxtehude bemerkt, der zum erſtenmale ſein Dorf verläßt und ſich vor Verblüffung nicht faſſen kann, in der Stadt mehr Menſchen und mehr Wagen zu finden als in ſeiner Dorfgaſſe. Es iſt gerade der Anblick, den der Städter überhaupt nicht mehr wahrnimmt, der einer beſondern Schilderung nicht bedarf, weil er im Begriffe „Stadt“, und vollends „Großſtadt“, enthalten iſt, und der namentlich für Berlin in keiner Weiſe kennzeichnend iſt, da Breslau, Hamburg, Köln u. ſ. w. ihn ganz ebenſo aufzuweiſen haben.

Der Sozialismus kommt in den „modernen“ Romanen wie Pilatus ins Credo. Tovote erzählt z. B., wie Herbert die durchgegangene Lucie ſucht; er kommt dabei auch in die Arbeiter-Viertel Berlins und das iſt dem Verfaſſer ein genügender Anlaß zu dieſer ſchönen Betrachtung: „Ueberall die blaue und graurothe Blouſe des Arbeiters, der ſich nie unter den Linden zeigte, der hier tagein, tagaus an der keuchenden Maſchine ſtand, am Arbeitstiſche, wo er jahrzentelang wie im Schlaf dieſelben Handgriffe verrichtete, bis die Schwielen der Hände ſich zu Eiſen verhärteten.“ An die Schwielen der Arbeiter ſoll der ſeine Geliebte verzweifelt ſuchende Herbert oder der für dieſen Vorgang unſere Theilnahme erregen wollende Erzähler gedacht haben!

Die Gliederpuppen, die im „realiſtiſchen“ Romane Scheinbewegungen ausführen und zwiſchen denen ſich die elendſten, vermodertſten Hintertreppenroman-Rührſeligkeiten abſpielen, ſind

immer dieſelben: ein Edelmann, womöglich ehemaliger Offizier, von dem in nebeligen Ausdrücken verſichert wird, daß er ſich mit „Arbeiten über den Sozialismus“ beſchäftige (welcher Art dieſe Arbeiten ſind, erfährt man nie, es wird nur betheuert, daß ſie „ſehr wichtig“ ſind), eine Kellnerin als Verkörperung des Ewig-Weiblichen und ein realiſtiſcher Maler, der Bilder plant oder ausführt, welche beſtimmt ſind, die Menſchheit vollſtändig umzuwandeln und das tauſendjährige Reich auf Erden zu ſtiften. Das iſt das Rezept der „Modernität“ des jungdeutſchen Realismus: Anführung von Berliner Straßennamen, Verzückung beim Anblick einiger Droſchken und Omnibus, etwas Berliner Dialekt im Munde der handelnden Perſonen, rohe, geiſtloſe Erotik, ſchwärmeriſche Seitenblicke auf Sozialismus und Redensarten über Malerei, wie ſie etwa eine reichgewordene Gänſe-Nudlerin machen mag, wenn ſie ſich für etwas Rechtes ausgeben will. Von den drei Geſtalten, welche die Träger dieſer „Modernität“ ſind, iſt die Kellnerin wirklich eigenartig. Das Verdienſt, ſie gefunden zu haben, gebührt Bleibtreu, der ſie zuerſt in den Novellen „Schlechte Geſellſchaft“ ſeinem Häuflein zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellte. Sie iſt ein Gemiſch aller Fabelweſen, welche die Dichtkunſt bisher erſonnen hat: zugleich Chimäre mit Flügeln, Sphinx mit Löwenpranken und Sirene mit Fiſchſchwanz. Sie ſchließt allen Zauber und alle Gaben, Liebe und Weisheit, Tugend und liebeheißes Heidenthum in ſich. An der Kellnerin kann man die Beobachtungsfähigkeit und Geſtaltungskraft der deutſchen „Realiſten“ am genaueſten meſſen.

Iſt Tovote ein muſtergiltiger Vertreter der durchaus nicht kranken, nur über alle Begriffe unfähigen Eindringlinge in das

Schriftthum, zu dem ſie höchſtens als Kolportageroman-Hauſirer in Beziehung zu treten berechtigt wären, ſo lernen wir in Hermann Bahr eine ausgeſprochen krankhafte Erſcheinung kennen. Bahr iſt ein hochgradiger Hyſteriker, der um jeden Preis von ſich reden machen will und auf den unglücklichen Einfall gerathen iſt, dies durch Bücher zu erreichen. Talentlos bis zur Unwahrſcheinlichkeit, ſucht er durch die verrückteſten Abſonderlichkeiten aufzufallen. So nennt er das für ſeine Art bezeichnendſte Buch, das er bisher veröffentlicht hat, „Die gute Schule“ [1]), „Seelenſtände.“ „Seelenſtände?“ fragt der Leſer erſtaunt. Ja wohl. Er hat nämlich bei den neuen franzöſiſchen Schriftſtellern das Wort „états d'âme“ geleſen und nicht verſtanden. Für Jeden, der etwas Deutſch und Franzöſiſch kann, bedeutet der Ausdruck „Seelenzuſtände“. Bahr hat mit Hilfe eines Wörterbuchs herausgebracht, daß „état“ auch „Stand“ heißt, und er hat flott überſetzt: „Seelenſtände“. Schade, daß er nicht „Seelenſtaaten“ geſagt hat, das wäre noch hübſcher geweſen.

Die Geſchichte, die in den „Seelenſtänden“ erzählt wird, iſt mit Benutzung wenigſtens eines Theils des oben mitgetheilten Rezepts angefertigt. Der Held iſt nämlich ein öſterreichiſcher Maler, der in Paris lebt; eines Tages des Alleinſeins müde, gabelt er ſich auf der Straße ein Mädchen auf, das zwar unorthodoxer Weiſe keine Kellnerin, ſondern eine Modiſtin iſt, aber doch alle Märchen-Herrlichkeit der jungdeutſchen Kellnerin beſitzt; er hauſt eine Weile mit ihr, wird ihrer dann überdrüſſig und quält ſie ſo lange, bis ſie ihn verläßt und mit einem reichen Neger geht, den ſie beſtimmt, dem Verlaſſenen um große Preiſe Bilder abzukaufen.

[1]) Hermann Bahr, Die gute Schule. Seelenſtände (!!). Berlin, 1890.

Dieſe ſchöne Geſchichte iſt der Rahmen, in welchem Bahr die „Seelenſtände“ ſeines Helden ſich entwickeln läßt. Bahr iſt ein Nachäffer von einer Unerbittlichkeit, die man nur in der ſchweren Hyſterie antrifft. Kein einziger Schriftſteller von einiger Individualität, der ihm vor die Augen gekommen iſt, hat ſeiner Nachäffungs-Wuth entrinnen können. Der Grundgedanke der „Guten Schule“, die Qual eines Malers, der mit der Idee eines ſeine ganze Seele ausdrückenden Kunſtwerks ringt und voll Verzweiflung ſeine Unfähigkeit erkennt, ſie zu verwirklichen, iſt aus Zolas „L'Oeuvre“ gehamſtert. Alle Einzelheiten hat er ſich, wie wir gleich ſehen werden, aus Nietzſche, Stirner, Ibſen, den franzöſiſchen Diaboliſern, Decadenten und Impreſſioniſten geholt. Aber Alles, was er nachſchreibt, wird unter ſeiner Feder zu einer Parodie von unbezahlbar köſtlicher Drolligkeit.

Die Qual des Malers iſt „der Lyrismus des Rothen. Seine ganze Seele gab darin das Roth, alle ſeine Gefühle, ſeine Abſichten, ſeine Wünſche, in klagenden und hoffenden Sonetten; und überhaupt eine völlige Biographie des Rothen, was in ihm geſchah und nur überhaupt mit ihm geſchehen konnte. . . Aber im Wirklichen, in den ſchlichten Tönen des täglichen Lebens vollzog ſich dies hohe Lied des Rothen. . . Es war ein großer wohlgeſottener Hummer, in welchem er die Herrſchſucht und Gewaltthat des Rothen verleibte“ (für „verkörperte“!), „ſein Schmachten an einem Lachs daneben, und das Schelmiſche und den Frohſinn an vielen Radieschen in heiteren Wechſeln. Aber die große, letzte Beichte ſeiner ganzen Seele hing an einem ſchwerbauſchigen, purpurnen Teppich vom Tiſche, den Sonne ſtreifte, ſchmal, aber von deſto feurigerer Gluth.“ War ſchon das

Ringen mit der „Biographie des Rothen“ eine Qual, ſo ſollte es ihm noch ſchlimmer ergehen. Eines Tages „traf ihn der Fluch, hinterrücks, aus einem vortrefflichen, ſaftigen und ſanften Lachs, dem man keine Tücke anſehen konnte, wie er ſo mit roſigem Schimmer in der üppigen Kräuterſauce ſich wiegte.“ (Ein gekochter Lachs, der ſich wiegte! Das mußte geſpenſtiſch anzuſehen ſein. Und dieſer unheimliche Lachs traf ihn „hinterrücks“, obwohl er vor ihm auf dem Tiſche ſtand!) „Aber dieſe Sauce gerade, dieſe grüne Kräuterſauce, der Stolz des Koches — ja, die war es geweſen. Die hatte ihn geſchlagen. Aehnliches hatte er nie geſehen, niemals zuvor, ſo lange er ſich erinnerte, ein milderes und ſüßeres Grün, ſo ſchmachtend und ſo freudig zugleich, daß man gleich ſingen und jauchzen mochte. Das ganze Rokoko war darin, nur noch in einer viel gütigeren, ſehnſüchtigeren Note. Es mußte auf ſein Bild.“ Aber er konnte dieſe grüne Sauce nie treffen und das war die Tragik ſeines Lebens. Er „hielt die Wahrheit verſchloſſen, feige und träge, der einzige, der ſie gewähren konnte, er gab es ihnen nicht, den Durſt zu löſchen, das heilende und erlöſende Werk ſeiner Bruſt“, nämlich die grüne Sauce! „Einen Rieſenbohrer, mit ſengender Schraube, hätte er ſich ins Fleiſch wälzen mögen, . . . tief, ganz tief, bis ein großes Loch würde, . . . ein ungeheures Triumphthor ſeiner Kunſt, durch welches die Eingeweide ſie herausſpeien könnten.“ Daß er ſeine Kunſt in ſeinen Eingeweiden ſucht, kann nicht überraſchen, da es ſich um grüne Sauce, alſo eine Speiſe, handelt. Merkwürdig iſt nur, daß er, um ſeine Kunſt aus ſeinen Eingeweiden ans Tageslicht zu befördern, erſt mit einem Bohrer „ein ungeheures Triumph-

thor“ ſchaffen will. Das geſchieht doch ſonſt mit viel einfacheren und weniger gewaltſamen Mitteln!

Was dieſem Ringen mit der grünen Sauce zum Zweck ihrer Bewältigung in einem „heilenden und erlöſenden“ Kunſtwerke ſeine unvergleichliche Komik gibt, das iſt, daß die ganze Stelle nicht ſpöttiſch, ſondern heilig ernſt gemeint iſt!

Bahr kennzeichnet ſelbſt ſeinen Stil mit dieſen Worten: „Ein wilder, fieberiſcher, tropiſcher Stil, der nichts mit dem gebräuchlichen Namen in der üblichen Wendung heißt, ſondern ſich um unerhörte, dunkle, ſeltſame Wortneuerungen in ſonderbarer und gewaltſamer Fügung peinigt.“ Ich will einige Ergebniſſe dieſer Peinigung anführen, die einen Begriff von Bahrs Sprache und ſeiner Art, die Dinge zu ſehen, geben ſoll. Die Geliebte des Malers hat „ein zauſes Lockenzöpfchen“. Der Maler „zieht die ſtolze Lanze ſeines geſchmeidigen Spitzbarts aus“. Er gibt „lange Erklärungen, mit Vorſchlägen, Einwürfen und Räthen“ (für „Rathſchlägen“!). „Irres Ballen toller Krämpfe.“ „Sie ſetzte ſich auf, . . . ſtarren, weit hinaus geſtielten Blickes.“ „Ohne Ziel, wie die Zigeunerinen laufen, wenn das Blut in ihnen ruft.“ „Er ſchlürfte mit lauſchend ausgeſtreckten Sinnen dieſen Duft von Blumen und Fleiſch.“ „Mit koſendem Finger über Hüften und Lenden, ſchaukelte er leiſe ihre Nerven.“ „Die Zeilen ihres Buſenkorbes (!) ſchwollen zum Berſten.“ „Aber es fernte (!), wenn er ſich legte, der Schlaf, ſondern (!) wurde nur, in Stößen und in Fröſten, markzerfreſſeriſch, ein gräßliches Wälzen unter grauſamen Scheinen.“ „Aber da war ſie auf einmal weg. . . Wie ein Vogel aus der Ruhe ſtößt. Wie ſich ein Stern

ſchneuzt.“ „Alle wüſtlingiſche Karikatur deklamirte er mit jauchzender Begeiſterung.“

Die Geliebte des Malers muß nach der Schilderung ein herrliches Weſen ſein. Wenn ein Unbekannter ſie auf der Straße anſprach, „beſchleunigte ſie ihren Schritt ein wenig, indem ſie, mit hochmüthig aufgezogenen Lidern, das Köpfchen rückwärts zur Seite neigte, und fing, indem ſie ungeduldig mit den Fingern ſchnappte, daß es ſchnalzte, leiſe vor ſich zu ſingen an, daß ihm wohl die Luſt vergehen mußte, in ſo verlorener Werbung zu verharren.“ Dieſes Benehmen veranlaßt Bahr, ſie „ein unnahbar hoheitsvolles Fräulein“ zu nennen. Noch bemerkenswerther als auf der Straße iſt ſie zu Hauſe, bei ihrer Morgentoilette. „Oft, wenn ſie unter den Grüßen des Morgens, der golden die Hyazinthe ihres Fleiſches überſchuppte (!!), ſich aufrecht vor dem Spiegel flocht, von ſeinen Begierden umringelt, und langſam mit zupfenden Fingern, die wie raſche Schlangen ſchimmerten, ganz ſachte und beharrlich die verwirrten Wimpern (!), die geſträubten Brauen auszog, netzte, bog, während die Lippen ſich in ſtumme Pfiffe rundeten, zwiſchen welchen eilig die unruhige Zunge hervorziſchelte, ausſchnellte, einſchmatzte, und dann, mit verſchloſſenen Lidern, wie unter betender Demuth vorgeneigt, leiſe, behutſam, innig die Puderquaſte, während das Näschen, in der Furcht des Staubes, ſich wegſpreizte, über die geſenkten Wangen wiſchte,“ wurde der Maler begreiflicherweiſe ſo verliebt, daß er „die Seife von ihren Fingern leckte, den fieberiſchen Gaumen zu kühlen.“ „Plötzlich aufrecht, auf einem Bein, ſchnellte ſie mit dem Schwunge des andern den Schuh hoch, um ihn durch eine flinke und zuverſichtliche Geberde wieder aufzufangen. In dieſer anmuthigen Poſe ver-

weilte sie.“ „Bald neigte sie sich schmachtend nach sich selber, ganz leise, ganz langsam, wollüstig in der Krümmung der Brüste verweilend, tief in die Kniee, während die Lippen winkten; bald, während die Hüften kreisten, schlich ihr Nacken in schwänischen (!) Bögen buhlerisch gegen ihr folgsames Bild.“ Dabei war ihr Liebhaber so entzückt, „als ob aus tausend Brunnen brandige (!) Ströme durch seine Adern loderten“.

Ich denke, es ist nicht nöthig, noch mehr Proben von dieser Irrsinn heuchelnden Redeweise zu geben, die weder in der Bildung und Anwendung der Worte noch im Satzbau der deutschen Sprache angehört. Ich möchte nur noch zeigen, wie weit Bahr in der Nachäffung geht. Hier haben wir Nietzsche: „Aber nur immer: dieses sollte er thun und jenes sollte er lassen, die gleiche Litanei seit der ersten Kindheit, und immer nur sollte und sollte, und was er wollte, das einzig wurde er niemals gefragt, und so, in dieser entsetzlichen Knechtschaft war der ungeheure Drang über ihn gekommen, einmal er selbst zu sein, endlich, und die ungeheure Angst, immer ein anderer zu sein, ewig.“ „Daß Jeder nur aus sich heraus in den Andern drängte, . . . über ihn zu herrschen! Daß man niemals man selbst sein sollte und durfte, nicht eine selige Stunde, sondern ewig nur auf sich verzichten, sich verwandeln, sich zerstückeln, zur Wolluſt des Andern. . . Einsam, einsam — warum wollten sie einen nicht einsam lassen? . . .“ „Sich die Wüste zu schaffen, die stille, stumme Wüste.“ „Die Anderen hatten nicht dieses Gefühl des Ich, so überschwenglich und maßlos.“ „Den fröhlichen Haß der Menschen und der Welt.“ Hier Ibsen: „Er wollte aufs Land, ja, er selber, genau wie es der andere vorschlug, gewiß. Aber er wollte aufs Land aus freiem Ent-

ſchluſſe, weil es ſein Wille war, und nicht auf fremden Vorſchlag... Und eher, bevor er fremdem Willen ſich beugte, eher verzichtete er noch auf den eigenen lieber; und übrigens, ſeit es der andere wollte, da war es ihm verdorben, es ſelber zu wollen.“ Hier Goncourt: „Es war um ſie aus ſchmerzlich Violett und hellem Golde ein feuchter Schimmer.“ Sein Gefühl war etwas Unfaßliches, „und auch auf gelbem Grunde; ſchmutzig Gelb, lechzend, verzückt, ermattet, ausröchelnd, verſchmachtend, und mit violetten Tönen, aber nur ganz leiſe.“ „Das war die keuſche Wolluſt. Da hatte er es perlgrau im Gehirn, in ſchmächtiges Violett hinüber.“ Villiers de l'Isle Adam: „Er mußte die neue Liebe begründen... Im Stile der Elektrizität und des Dampfes, darum handelte es ſich. Eine Ediſon-Liebe... Ja, eine maſchinenmäßige Liebe.“ Ein Gemiſch von Baudelaire und Huysmans: „Im wogenden Silberſtaube des Lichtes erglühte von ihrem Roſenfleiſch ein holder, bebender Schein, aus ſchwarzblauen und hellgrünen Dämpfen gewoben, welche ihr Flaum ausathmete... Er wollte ſie ganz verwüſten und entfleiſchen... Nur Blut, Blut. Da wurde ihm erſt gut, wie es herunter ſtriemte (!)... Er machte ſich eine Theorie darüber, daß dieſes die Fährte nach der neuen Liebe ſei: durch die Marter.“ „Da lagerten feuerrothe Wieſen, in lieblichen Hängen verbreitet, ... und blaue Vampyre erſchlafften, die Hoffnungen. Aber es wandelte, in aufrechtem Stolze und mit kaiſerlicher Trauer, eine gewaltige graue Sonnenblume, ſtumm und fahl, am Arme einer plumpen, dick ſtinkenden Diſtel, welche mit breitem, rohem Golde ſchlepperte (?), weithin.“ „Das wurde für ihn jetzt ... die wahre Kunſt, die einzige erlöſende und beglückende: die Kunſt der Gerüche...

Aus den blaſſen, ſtöhnenden Dämpfen der White Roſe, in welchen der Selbſtmord ſiegt, erweckte er die ewige Lehre des Buddha u. ſ. w.“ Das Weitere lieſt man beſſer in der Urſchrift, in Huysmans „A rebours“ nach. Auf die nach der Zwangsjacke ſchreienden, Satyriaſis und Sadismus heuchelnden brünſtigen Stellen, auf die luſtigen Verwechſelungen und Falſchſchreibungen franzöſiſcher Namen, die dem ſich als Pariſer aufſpielenden Verfaſſer auf Schritt und Tritt unterlaufen, auf ſeine häufigen Aeußerungen von Größenwahn ſei nur nebenbei hingewieſen. Sie ſind nicht weſentlich, aber ſie tragen dazu bei, Bahrs Buch zu einer im deutſchen Schriftthum bis jetzt einzig daſtehenden Kundgebung hyſteriſcher Geiſtesſtörung zu machen.

Die meiſten jungdeutſchen Nachäffer haben ſich bisher noch nicht zu den denkmalhaften Leiſtungen eines Tovote oder Bahr erhoben, ſondern ſind beim kurzathmigen lyriſchen Gedichte ſtehen geblieben. Eine bequeme Überſicht über ihre Lyrik gewährt der von Bierbaum herausgegebene Sammelband[1]). Einige „Gedichte“ dieſer Sammlung ſind die einfache Niederſchrift des mundfaulen Gequaſſels eines ſchneidig thuenden Burſchen, der ſich am Biertiſch im ungeſchickt nachgeahmten Fähnrichs-Tone mit einem Trinkkumpan unterhält; z. B. dieſe Leiſtung von Arno Holz: („Alter Garten.“) „Ein Faun, der die Flöte bläſt. — Ich ſehe deutlich ſeine Finger. — . . . Auch die rechte“ (Schulter) „ſehe ich. — Nur den Kopf nicht. — Der fehlt. — Der iſt runtergekollert. — Der liegt ſeit hundert Jahren ſchon — Unten im Tümpel. — Plitſch! — ? — Ein Froſch.“ („Schmerz.“) „Vergeben? — Ich? — Dir? —

[1]) Moderner Muſen-Almanach auf das Jahr 1893 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Sammelbuch deutſcher Kunſt. München.

Längſt! — Ich thats, noch eh ichs wußte.“ Wenn er beſonders leidenſchaftlich und pathetiſch wird, dann ſieht es ſo aus: („Du.“) „Dich haben, — Dich haben, — Dich endlich mal haben, — Ganz und nackt, — Ganz und nackt! . . . — Ganz und nackt, — Ganz und nackt! — Und mein Herz — Stand — Still. — Vor Glück, — Vor Glück.“ Die beſſeren Gedichte der Sammlung klingen wie eine Drehorgel-Übertragung der Heineſchen Weiſe, mit geſchmackloſer Herhorhebung des platt Sinnlichen. Die „Modernität“ dieſer Stücke iſt alſo ungefähr ſechzig oder ſiebenzig Jahre alt. Schlecht kann man ſie nicht nennen, ſie ſind nur gewöhnlich. Bei der hohen Zucht, welche unſere Lyrik ſeit anderthalb Jahrhunderten erfahren hat, liegt ein ganz annehmbarer Reim-Klingklang jedem Deutſchen im Blute. Er iſt ihm das Angeborene, eine Erb-Fähigkeit, die man durch die Abſtammung von deutſchen Eltern erlangt und deren ſich jeder Gymnaſiaſt, ja jeder etwas gebildetere Handwerksburſche bewußt wird. Nicht ſolche Gedichte wie die beſſeren im „Modernen Muſen-Almanach“ zu ſchreiben iſt ein Verdienſt, ſondern dem natürlichen Drange zu ihrer Niederſchrift zu widerſtehen. Einige der Mitläufer in der lyriſchen Herde haben ſich für ihre Nachäffung doch mindeſtens andere Muſter gewählt als den ewigen Heine. Guſtav Falke, ein Hamburger, in deſſen Vaterſtadt Beſchäftigung mit engliſcher Sprache und Literatur Herkommen iſt, hat vom Präraphaelismus Kunde erhalten und ſäuſelt roſſettiſch-myſtiſch-äſthetiſch: („Sonnenblumen.“) „Am Abend zwiſchen Traum und Wachen — Ich dachte nicht grade an heilige Sachen, — Vor mir der Nazarener ſtand. — . . . Hielt eine Blume in der Hand, — Hochſtengelig ein goldner Stern — Lehnt an der Schulter unſerm Herrn, — Wie frommer

Maler Engelsgeſtalten — Ihre Friedenspalmen halten: — Eine Sonnenblume, voll erſchloſſen.“ Johannes Schlaf äfft ſogar den alten Opitz nach: („Papa Opitz.“) „Gleichwie das Taggeſtirn aus ſchwarzen Wolken ſtrahlet — Und rings das Frühlingsfeld mit güldnem Schein bemahlet“ u. ſ. w. Geſund, vortrefflich und perſönlich iſt nur Ernſt Freiherr von Wolzogen, der ſich ſo vernehmen läßt („Bekenntniſſe“):

„Mich ärgern die flapſig protzenden Rüden
Juſt ſo ſehr wie die tantenhaft Prüden
Ich lache der Gecken, der ſchniepelig zieren —
Halt' aber ſehr auf gute Manieren.
Ich liebe die Grünen, die derbfriſchen Kleinen,
Sie dürfen aber nicht lärmen und greinen.
Wer die Ahnen wirft unters alte Eiſen,
Soll eigene Zeugungskraft erſt beweiſen.“

Man darf ſich wundern, daß Wolzogen mit dieſen Geſinnungen ſich herbeigelaſſen hat, in der Geſellſchaft dieſer „flapſig protzenden Rüden“ zu erſcheinen.

Der Führer der Herde, Bierbaum, der in München ſeinen kleinen Bleibtreu ſpielt und, ein Warwick des jungdeutſchen Schriftthums, realiſtiſche Genies ſchafft und abſetzt, behauptet mit der die Richtung kennzeichnenden Dreiſtigkeit, er ſchreite „Vorwärts, vorwärts — Mitten durch ſtickige Dunkelheit — Heller Wahrheit entgegen.“[1]) Hier einige Proben dieſer „hellen Wahrheit“: („Jeanette“ — mit einem n!) „Was iſt mein Schatz? Eine Plättmamſell. — Wo wohnt ſie? Unten am Gries, — Wo die Iſar rauſcht, wo die Brücke ſteht, —

[1]) Otto Julius Bierbaum. Erlebte Gedichte. Zweite Auflage. Berlin, 1893. S. 8, 9, 41, 93.

Wo die Wieſe von flatternden Hemden weht: — Da liegt mein Paradies. — Im allerkleinſten Hauſe drin, — Mit den Fenſterläden grün, — Da ſteht mein Schatz am Bügelbret, — Hoiho, wie ſie hurtig den Bügelſtahl dreht, — Gott, wie die Backen glühn.“ Der Leſer würdigt hoffentlich die große Wahrheit und Natürlichkeit dieſes „Hoiho“ und „Gott“. („Schrei.“) „Mich frißt die Wuth, mich frißt die Gier: — Nach dir, nach dir, nach dir, nach dir! — Es raſt mein Blut, es raſt mein Hirn: — Nach dir, nach dir, du lachende Dirn! — Krank bin ich vor Liebe an Seele und Leib: — Nach dir, nach dir, du lockendes Weib.“ („Von rothen Backen las ich dieſen Spruch.“) „Bauernmädel rundes, — Bauernmädel geſundes, — Bauernmädel ſchenkelſtramm — Haut die ganze Welt zuſamm.“

All das iſt nur lächerlich und kaum eines Achſelzuckens werth. Wahren Schmerz muß man jedoch beim Anblick des Treibens eines der Jungdeutſchen empfinden, der mit einem mächtigen lyriſchen Talente begnadet war, ſeine urſprüngliche Begabung jedoch in bodenloſer Rohheit verkommen läßt. Karl Henckell hat vielverſprechend angefangen. In ſeinen „Amſelrufen“ war wirklich Poeſie. In einer ſpätern Sammlung aber[1]) kommen Strophen vor wie dieſe: „Bauchmaſt- und Entfettungskuren, — Chic und Chec und Schock, die Huren, — Die Kulthuren der Kultur, — Laſter, Lug und Trug die Louis — Rotzten auf die Dichterpfuis — Der beleidigten Natur.“ Er iſt ſtolz darauf, daß er mit ſolchem Schweinebehagen in ſeiner Jauche fühlt, und grinſt im Voraus den anſtändigen Menſchen, die ſich die Naſe zuhalten und den Schritt beſchleunigen, wenn ſie an ſeinem Tümpel vorübergehen,

[1]) Karl Henckell, Diorama. Zürich, 1880. S. 2, 75, 93, 139.

höhniſch ins Geſicht: („Vornehme Kritik.“) „Wie werden die reinen, zweihändigen Enten — Das Schmutzbad von ſich federn und ſchütteln! — Wie werden meine anſtändigen Rezenſenten — Moraläſthetiſch mich rädern und bütteln!“ Er hat nicht nur den Geſittungsmenſchen vollſtändig abgelegt und ſich zur Rüpelhaftigkeit eines Buſch-Flegels zurückvervollkommt, er hat bei dieſer Umwandlung auch das letzte Fünkchen Poeſie verloren und leiſtet Stellen wie die folgende: „In Gelſenkirchen, — Im rothen Rheinland, — Streiken die Grubenleute — Und iſt ein gewaltiges Weſen im Gange.“ Das iſt nicht etwa der Anfang einer nach Zeilen bezahlten Berichterſtatter-Meldung, das ſollen Verſe ſein! Ungefähr auf der gleichen Höhe ſteht das Gedicht „Moralitäten“, das ich auch darum anführe, weil es einige Selbſterkenntniß verräth: „Sie ſtecken uns noch tief im Blut, — Die rohen Henkerskniffe, — Der Unterſchied von Bös und Gut, — Die ſittlichen Begriffe. — Wir ſprechen immer noch von Schuld, — Von Sühne und Verbrechen, — Wie wir noch ſtets von Gottes Huld — Und Strafe Gottes ſprechen. — Ich aber weiß, ich bin durch Nichts — Vom Mörder unterſchieden — Als durch die Gabe des Gedichts — Und freiern Seelenfrieden.“ Um ſeinen Anſpruch auf „Modernität“ zu begründen[1]), hat Henckell hier, wie man ſieht, Nietzſche auf Klapphorn-Reime gezogen. Wenn der jungdeutſche Realismus ſelbſt nichts Anderes verſchuldet hätte, als den einen Karl Henckell rettungslos verſeucht und verſchwärt zu haben, ſo würde er ſchon vollauf verdienen, in einem Faß ſeines eigenen Unraths erſäuft zu werden.

---

[1]) „Ich bin ein zukunftwinkender — Poet der Gegenwart.“ „Wir ſind die ‚modernen Vandalen‘, — Wir wandeln wuchtig und ſchwer — In eiſenbeſchlagnen Sandalen — Die Pfade der Zukunft daher“ u. ſ. w.

Besondere Beachtung verdient Gerhard Hauptmann, der sich bedauerlicherweise ebenfalls unter die „Jungdeutschen“ stecken ließ. Man wird ihn kaum mit diesen verwechseln, denn wenn er ihrer Ästhetik des Gemeinen auch mit einer Leichtblütigkeit Zugeständnisse macht, welche bereits eine beunruhigende Stumpfheit seines Geschmacks und Künstlergewissens verräth, so unterscheidet er sich doch von ihnen durch einige große Eigenschaften: er besitzt eine saftige, tief gefärbte, mit Ausdruck und Gefühl vollgeladene Sprache, wenn es auch eine Mundart ist, er weiß die Wirklichkeit zu sehen und hat die Kraft, sie in der Dichtung wiederzugeben.

Ein endgiltiges Urtheil wird Niemand über den Dreißigjährigen fällen wollen. Man kann nur von seinen Anfängen sprechen und aus ihnen Hoffnungen für seine weitere Entwickelung schöpfen. Was er bisher geleistet hat, das ist erstaunlich ungleich. Diese Arbeiten zeigen neben Eigenart öde Nachahmung, neben hoher künstlerischer Einsicht Unbeholfenheiten und Naivetäten eines Schuljungen und neben genialen Aufflügen betrübende Banalitäten. Es läßt sich nicht einmal noch erkennen, ob er Dramatiker oder Erzähler ist. Denn in zweien seiner Stücke, „Vor Sonnenaufgang“ und „College Crampton“, herrscht eine so vollständige Abwesenheit von fortschreitender Handlung, eine so reine, entwickelungslose Zuständlichkeit, wie der Trieb eines von der Natur auf das Theater hingewiesenen Talents sie nie geduldet hätte. Vielleicht steht Hauptmann blos unter dem Bann einer ästhetischen Theorie, aus dem er sich später befreien wird. Er will nämlich das „milieu“ treu und vollständig schildern und verliert darüber die Hauptsache in der Dichtung, die handelnden Personen und

ihre Geſchicke, aus den Augen. Seine Dramen zerfallen deshalb vielfach in eine Reihe Epiſoden, die an ſich gut beobachtet und charakteriſtiſch ſind, aber mit der Handlung nur loſe oder gar nicht zuſammenhängen, wie in dem Drama „Vor Sonnenaufgang“ das Auftreten des Hopslabär, der abziehenden Magd Marie, der Milch mauſenden Kutſchenfrau u. ſ. w., und ſie werden dadurch zu Sittenbildern, hören aber gleichzeitig auf, einheitliche Dichtungen zu ſein.

Wie von den franzöſiſchen Realiſten die übermäßige und unnütze Betonung des milieu, ſo hat er von Ibſen die Modernitäts-Marktſchreierei und den Theſen-Schwindel übernommen. Nach dem Muſter des norwegiſchen Dichters klebt er in irgend eine banale, keiner beſondern Zeit und keinem beſondern Orte ausſchließlich angehörende Geſchichte plötzlich und unorganiſch eine aufdringliche Phraſe ein, die dunkel auf die „große Zeit, in der wir leben“, die „gewaltigen Ereigniſſe, die ſich vorbereiten“, u. dgl. anſpielen. „Einſame Menſchen“ beiſpielsweiſe ſind der unnöthig anſpruchsvolle Titel eines Dramas, das uns einen echt Ibſenſchen Idioten zeigt, welcher ſich von ſeiner trefflichen Gattin unverſtanden glaubt und ſich in eine ruſſiſche Studentin verliebt, die als Beſucherin in ſeinem Hauſe weilt. Wie kraftloſe Wichte dieſer Art zu thun pflegen, möchte er zugleich die Ruſſin beſitzen und die Gattin nicht verlieren; er hat weder den Muth, ſeiner Frau durch offene Losſagung von ihr Herzleid zu bereiten, noch die Kraft, ſeine pflichtwidrige Leidenſchaft zur Fremden zu bezwingen. Er will in ſeiner Qual ſich ſelbſt belügen, ſich überreden, daß er für die Ruſſin nur Freundſchaft, nur Dankbarkeit für Verſtändniß und geiſtige Anregung empfindet; die Ruſſin ſieht aber klarer

und will das Haus verlassen. Das Ende vom Liede ist, daß der Idiot sich ersäuft. Dieser Vorwurf, das Schwanken eines Schwächlings zwischen zwei Weibern, von denen das eine die Pflicht, das andere das vermeintliche Glück verkörpert, ist so alt wie das Theater selbst. Er hat nichts mit der Zeit zu thun. Modernität kann ihm höchstens angeschwindelt werden. Und in diesem schwächlichen Drama läßt Hauptmann seine Personen folgende tiefsinnige und beziehungsvolle Redensarten machen[1]): „Frl. Anna (die Russin). Es ist eigentlich eine große Zeit, in der wir leben. Es kommt mir vor, als ob etwas Dumpfes, Drückendes allmälig von uns wiche. Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor? Johannes (der Idiot). In wie fern? Frl. Anna. Auf der einen Seite beherrschte uns eine schwüle Angst, auf der andern ein finstrer Fanatismus. Die übertriebene Spannung scheint nun ausgeglichen. So etwas wie ein frischer Luftstrom, sagen wir aus dem zwanzigsten Jahrhundert, ist hereingeschlagen.“

Dieselbe aufdringliche Modernitäts-Flunkerei bestimmte ihn auch, sein Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang“ zu nennen und als „soziales Drama“ zu bezeichnen. Es ist nicht „sozialer“ als irgend ein anderes Drama und mit „Sonnenaufgang“ in bildlichem Sinne hat es nicht das Geringste zu thun. Es zeigt die Verhältnisse eines schlesischen Dorfes, in welchem die Bauern durch Kohlenfunde auf ihren Gütern Millionäre geworden sind. Der Gegensatz zwischen der Rohheit der Dörfler und ihrem Reichthum gibt gute Possenauftritte; was hat er aber mit der Zeit und ihren Fragen zu schaffen? In die Posse ist ein

---

[1]) Einsame Menschen, Drama. Berlin, 1891. S. 84.

Theſenſtück eingeſchachtelt. Der Millionen-Bauer iſt ein Trunkenbold. Seine Tochter kann das Laſter des Vaters geerbt haben. Deshalb verläßt ein Mann, der ſich in ſie verliebt und mit ihr verlobt hat, ſie ſchmerzlich entſchloſſen, als er erfährt, daß der Alte ſäuft. Dieſe Theſe iſt eine Albernheit. Denn ein Säufer kann wohl ſeine Verirrung auf ſeine Kinder übertragen, muß es aber nicht, und in dem gegebenen Falle verräth die doch ſchon erwachſene Tochter nicht die leiſeſte Neigung zum Trunke. Die Theſe iſt nach dem Vorbilde der Ibſenſchen Faſeleien ausgetiftelt und ebenſowenig aus dem Leben genommen wie der Bräutigam, der ſeine Liebe einer höchſt unſichern Theorie unterordnet. In dieſem Manne erkennen wir nämlich unſern alten Freund, den Typus aus dem Roman-Rezept der Realiſten, der unbeſtimmte Anſpielungen auf ſozialiſtiſche Studien macht, die er verfolgen ſoll[1]), und ſich durch dieſe nebeligen Hinweiſe als „moderner" Menſch ausweiſt.

Wahr und ſtark iſt Hauptmann nur, wo er arme, kleine Leute aus der unterſten Volksklaſſe in ihrer eigenen Mundart ſprechen läßt. Die Mägde in „Vor Sonnenaufgang" ſind

---

[1]) Gerhard Hauptmann, Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama. Sechſte Auflage. Berlin, 1892. S. 14: „In dieſen zwei Gefängnißjahren habe ich mein erſtes volkswirthſchaftliches Buch geſchrieben." S. 42: „Die Ikarier — . . . alle Arbeit und allen Verdienſt theilen ſie gleichmäßig. Keiner iſt arm, es gibt keine Armen unter ihnen." S. 47: „Mein Kampf iſt ein Kampf um das Glück Aller. . . Ich muß übrigens ſagen, daß mir der Kampf im Intereſſe des Fortſchritts doch große Befriedigung gewährt." (Wohlverſtanden: von dieſem berühmten „Kampf" iſt im Stücke ſelbſt nicht die leiſeſte Spur zu ſehen!) S. 63: „Ich möchte die hieſigen Verhältniſſe ſtudiren. Ich will die Lage der hieſigen Bergleute ſtudiren. . . Meine Arbeit ſoll vorzugsweiſe eine deſkriptive werden u. ſ. w."

prächtig. Die Amme, die den Säugling einsingt, die Wäscherin Frau Lehmann, die ihr häusliches Unglück klagt, sind weitaus die gelungensten Gestalten in „Einsame Menschen“. Und wenn „Die Weber“ das Beste sind, was er bisher geschaffen hat, so ist es, weil sich hier blos die ärmsten und kleinsten Leute bewegen und weil hier blos Dialekt gesprochen wird. So wie er aber verwickeltere Menschen der gebildeten Klassen auf die Socken stellen soll, Menschen, die nicht hungern und an Geldnoth leiden, die hochdeutsch sprechen, die einen weitern geistigen Gesichtskreis haben, wird er unsicher und flau und greift zum Musterbuch des Realismus, statt die Wirklichkeit als Vorlage zu benutzen.

„Die Weber“ sind das einzige wirkliche Drama unter den fünf, die Hauptmann bisher geschaffen. Viel Handlung ist auch hier nicht vorhanden, aber sie reicht aus und sie schreitet fort. Wir sehen zuerst das tiefe Elend, in dem die Weber verkommen, dann sind wir Zeugen des Erwachens ihrer Wuth über den unleidlichen Zustand und dann entwickelt sich die Leidenschaft vor unseren Augen in steter Steigerung zur Raserei, zum Zerstörungswahnsinn, zum Aufruhr und Straßenkampf mit allen seinen tragischen Folgen. Das Außerordentliche an diesem Drama ist, daß Hauptmann darin mit Hochachtung abnöthigender Genialität die ungeheure Schwierigkeit überwunden hat, uns fortwährend menschlich zu fesseln und zu bewegen, ohne seiner Dichtung einen bestimmten Menschen als Mittelpunkt zu geben, und die Handlung auf eine große Anzahl Personen und in eine Fülle von Einzelzügen zu vertheilen, ohne daß sie jemals aufhört, einheitlich und straff zu sein. Diese peinlich genau beobachteten Züge sind nothwendig

von einzelnen Menſchen erlebt und doch erwecken ſie Spannung, Antheilnahme, Mitleid nicht für den Einzelnen, ſondern für eine ganze Menſchenklaſſe. Wir gelangen durch die Emotion zu einer Verallgemeinerung, die ſonſt nur Verſtandesarbeit iſt, durch die Dichtung zu einem Gefühle, das ſonſt nur von der Weltgeſchichte erregt wird. Indem er dies möglich macht, erhebt Hauptmann ſich weit über den Sumpf öder Nachahmung und ſchafft eine wirklich neue Form: das Drama, in welchem nicht ein Einzelner, ſondern die Menge der Held iſt; er erreicht mit Kunſtmitteln die Sinnestäuſchung, daß wir beſtändig glauben, die namenloſe Million vor uns zu ſehen, obwohl natürlich immer nur wenige Individuen auf der Bühne leiden, ſprechen und handeln. Neben dieſer großen und grundſtürzenden Neuerung ſind in dem Stücke noch andere äſthetiſche Hauptfragen überwältigend ſchön und ſchlicht gelöſt. Wir haben da ein Drama ohne Liebe und damit den Beweis, daß auch mit anderen menſchlichen Gefühlen als nur dem Geſchlechtstriebe das Gemüth des Leſers aufs Gewaltigſte erſchüttert werden kann. Das Stück iſt ferner ein merkwürdiger Beitrag zu der ganz neuen „Pſychologie der Menge“, mit der Sighele, Fournial u. A. ſich beſchäftigt haben[1]), und es gibt ein durchaus richtiges Bild von dem Delirium und den Sinnestäuſchungen, die ſich des Einzelnen in einem aufgeregten Haufen bemächtigen und ſeinen Charakter und alle ſeine Triebe nach dem Vorbilde der in der Regel verbrecheriſchen Führer umgeſtalten. Es enthält endlich einen in der ganzen mir bekannten Weltliteratur nicht ſo vollendet anzutreffenden Beweis, daß auch

[1]) Scipio Sighele, La folla delinquente. Turin, 1892. Fournial, Essai sur la psychologie des foules. Lyon, 1892.

mit dem Ekelhaften, wenn es richtig verwendet iſt, Schönheitswirkung erzielt werden kann. Ein armer Weber, der ſeit zwei Jahren kein Fleiſch gegeſſen hat, läßt von einem Kameraden ein ihm zugelaufenes nettes Hündchen ſchlachten, da er dazu ſelbſt nicht das Herz hat, und ſeine Frau brät es ihm. Er kann ſeine Gier nicht bemeiſtern und fängt an, aus der Bratpfanne heraus zu ſchlingen, faſt ehe das Fleiſch noch gar geworden iſt. Aber ſein Magen verträgt den Leckerbiſſen nicht und er muß ihn zu ſeiner Verzweiflung wieder von ſich geben[1]). Der Zug iſt an ſich höchſt unappetitlich. Aber er wird hier ſchön und tief bewegend, denn er kennzeichnet mit unvergleichlich tragiſcher Kraft das Elend der bejammernswerthen Hungerleider.

Dieſes Stück, ſcheinbar ſo realiſtiſch in dem Sinne, den die oberflächlichen Schwätzer dieſem Worte beilegen, iſt als Ganzes der überzeugendſte Widerſpruch gegen die Theorie des Realismus. Denn es iſt unglaublich, daß alle Züge, welche die entſetzliche Lage der Weber kennzeichnen, ſich gerade in die eine Mittagsſtunde und in das eine Zimmer beim Fabrikanten Dreißiger zuſammengedrängt haben ſollen, und es iſt, wenn

---

[1]) Gerhart Hauptmann, Die Weber. Schauſpiel aus den vierziger Jahren. Zweite Auflage. Berlin, 1892. S. 39: „Bertha. Wo is denn Vater? (Der alte Baumert hat ſich ſtillſchweigend entfernt.) Mutter Baumert. Ich weeß nich, wo a mag hinſein. Bertha. Is etwan, das a das Fleeſcherne nimehr gewehnt is?! Mutter Baumert (außer ſich, weinend). Nu da ſeht irſch, nu da ſeht irſch! Da bleibts n noch ni amal. Da wird a das ganze biſſel ſcheenes Eſſen wieder von ſich geben. Der alte Baumert (kommt wieder, weinend vor Ingrimm). Nee, nee! mit mir is bald gar alle. Mich habn ſe bald a ſo weit! Hat man ſich amal was gutes dergattert, da kann mas ni amal mehr bei ſich behaltn. (Er ſitzt weinend nieder auf die Ofenbank.)“

nicht völlig unmöglich, doch höchst unwahrscheinlich, daß die mörderische Soldatenkugel gerade den Weber Hilse getödtet haben wird, den einen gottvertrauenden, in sein Geschick ergebenen Mann, der ruhig bei seiner Arbeit geblieben ist, als alle Anderen zur Plünderung und zum Straßenkampf stürzten. Da hat der Dichter nicht „reales" Leben wiedergegeben, sondern den Stoff, den er sich durch die Beobachtung des Lebens erworben, frei verwendet, um seinen persönlichen Gedanken künstlerisch zu versinnlichen. Sein Gedanke war, für eine bestimmte Form von Menschenelend unser Mitleid so heftig, wie er es selbst empfindet, zu erregen. Zu diesem Zwecke sammelte und fügte er mit sicherer Künstlerhand in einen engen Rahmen, was im Leben wohl über Monate oder Jahre und weite Strecken vertheilt war, und lenkte den Flug einer blind unbewußten Kugel so, daß sie wie ein vernünftiger Bösewicht ein besonders ruchloses Verbrechen beging und dadurch unser Mitgefühl mit den armen Webern zu unleidlicher Entrüstung steigerte. Das Stück zeigt uns also Gedanken und Absichten des Dichters, es zeigt uns seine Art, die Wirklichkeit zu sehen und zu deuten, es läßt uns die Gefühle erkennen, welche das Schauspiel der Welt in ihm erweckt, es ist also eine im höchsten Maße subjektive Dichtung, das heißt das Gegentheil einer „realistischen" Abbildung des Thatsächlichen, die nothwendig photographisch objektiv sein müßte.

Wie ist es möglich, daß der seine Mittel mit so feinem Geschmack und kluger Berechnung der Wirkung verwendende Künstler zugleich solche Naivetäten begeht wie etwa diese Bühnen-Anweisungen in „Vor Sonnenaufgang": „Frau Krause, im Begriffe, sich zu setzen, erinnert sich, daß das Tischgebet noch nicht

gesprochen ist, und faltet mechanisch, doch ohne ihrer Bosheit im Uebrigen Herr zu sein, die Hände.“ „Es ist der Bauer Krause, welcher wie immer als letzter Gast das Wirthshaus verlassen hat.“ „Er umarmt sie mit der Plumpheit eines Gorillas“ u. s. w. Wie soll ein Schauspieler es anfangen, den Zuschauer bei seiner Plumpheit gerade an einen Gorilla denken zu machen oder ihm zu zeigen, daß er das Wirthshaus „wie immer“ als Letzter verläßt? Und besonders: wie ist es zu erklären, daß derselbe Hauptmann, der die „Weber“ geschaffen hat, nach dieser stolzen Dichtung die Novellen „Der Apostel“ und „Bahnwärter Thiel“[1]) schreiben konnte? Hier fallen wir in die unterste Tiefe der jungdeutschen Unfähigkeit zurück. Der Gedanke Unsinn und Nachahmung, von Lebenswahrheit kein Schimmer und die Sprache, die, wo Hauptmann sie mundartlich schreibt, so eigenartig und lebendig ist und jede leiseste Schattirung des Gedankens so genau wiedergibt, banal und hudelig zum Weinen. Ueber den „Apostel“ ist kein Wort zu verlieren. Ein offenbar geisteskranker Schwärmer geht in morgenländischer Prophetentracht durch die Straßen von Zürich und wird von der Menge für Christus gehalten und angebetet. Das ist die ganze Geschichte. Sie ist so vorgetragen, daß man nie weiß, wo Träume des „Apostels“, wo Wirklichkeiten erzählt werden. Seine Gedanken und Gefühle sind ein Widerhall von Nietzsche. Unverkennbar ist „Zarathustra“ Hauptmann zu Kopfe gestiegen und es hat ihn nicht ruhen lassen, ehe er von diesem Blödsinn einen zweiten Aufguß hergestellt hat. „Bahnwärter Thiel“ hat seine Frau bei der Geburt ihres ersten Kindes

[1]) Gerhart Hauptmann, Der Apostel. Bahnwärter Thiel. Novellistische Studien. Berlin, 1892.

verloren. Dienſtlich ſtets vom Hauſe abweſend, muß er, um dem Kind eine Pflegerin zu geben, eine zweite Frau heiraten. Die Stiefmutter, die dem Gatten bald ein eigenes Kind gebiert, behandelt das mutterloſe ſchlecht. Trotz der Warnung Thiels läßt ſie eines Tages das Stiefkind auf der Bahnſtrecke ohne Aufſicht und es wird vom Zuge überfahren. Darauf ermordet Thiel in der Nacht ſeine Frau und ſein Kind zweiter Ehe mit einer Axt aufs Gräßlichſte und wird als Tobſüchtiger in eine Irrenanſtalt geſchafft. Aus der Schilderung Thiels nur einige Züge: „Im Dunkel . . . wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle. Eine verblichene Photographie der Verſtorbenen vor ſich auf dem Tiſch, Geſangbuch und Bibel aufgeſchlagen, las und ſang er abwechſelnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwiſchenräumen vorbeitobenden Bahnzügen unterbrochen, und gerieth hierbei in eine Extaſe, die ſich zu Geſichten ſteigerte, in denen er die Todte leibhaftig vor ſich ſah.“ „Die“ (Telegraphen-) „Stange am Südende des Reviers hatte einen beſonders vollen und ſchönen Akkord. . . Der Wärter wurde weihevoll geſtimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterſchied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an ſeine verſtorbene Frau erinnerte. Er ſtellte ſich vor, es ſei ein Chor ſeliger Geiſter, in den ſie ja auch ihre Stimme miſche, und dieſe Vorſtellung erweckte in ihm eine Sehnſucht, eine Rührung bis zu Thränen.“ Jungdeutſchland ſpricht von Auerbach verächtlich, weil er empfindſame Bauern geſchildert hat. Iſt auch nur ein einziger Schwarzwäldler Auerbachs ſo zucker- und roſenwäſſerig ſentimental wie dieſer Bahnwärter des „Realiſten“ Hauptmann, der ſich an die Telegraphenſtange lehnt und von ihrem Tönen zu Thränen gerührt wird? Auch die Stelle

(S. 22—23), wo gezeigt ist, wie Thiel beim Anblick seines Weibes in verliebte Erregung geräth („eine Kraft schien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel sich nicht gewachsen fühlte“), hat Hauptmann aus Zolas Romanen und nicht aus der Beobachtung deutscher Bahnwärter geschöpft. Oder wollte er überhaupt einen Geisteskranken schildern, der dies immer war, lange ehe seine Tobsucht zum Ausbruch kam? Dann hat er das Bild sehr falsch gezeichnet.

Und der Stil in diesem unglücklichen Buche! „Die Kiefern ... rieben quietschend ihre Zweige aneinander“ und „ein lautes Quietschen, Schnarren, Rasseln und Klirren“ (von einem gebremsten Zug) „durchdrang weithin die Abendstille.“ Ein und dasselbe Wort, um die Geräusche sich an einander reibender Baumzweige und eines gebremsten Zuges zu bezeichnen! „Zwei rothe, runde Lichter“ (einer Lokomotive) „durchdrangen wie die Glotzaugen eines riesigen Ungethüms die Dunkelheit.“ „Die Sonne . . . im Aufgehen gleich einem ungeheuern blutrothen Edelstein funkelnd.“ „Der Himmel, der wie eine riesige, makellos blaue Kristallschale das Goldlicht der Sonne auffing.“ Und noch einmal: „Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Kristallschale.“ Der Mond hing „einer Ampel vergleichbar, über dem Forst.“ Wie kann ein Schriftsteller, der vor sich Achtung hat, solche Gleichnisse gebrauchen, deren sich ein schreibender Schneidergeselle schämen würde? Auch sonst unzählige Liederlichkeiten: „Vor seinen Augen schwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich.“ Diese glänzen nicht gelb, sondern bläulich. „Seine gläsernen Pupillen bewegten sich unaufhörlich.“ Diese Erscheinung hat noch nie Jemand gesehen. „Die Stämme der Kiefern streckten sich wie bleiches, verwestes

Gebein zwischen die Wipfel hinein.“ Das Gebein ist der Theil des Körpers, der nicht verwest. „Das fließende Blut war das Zeichen des Kampfes.“ In der That ein zuverlässiges Zeichen! Selbst an groben Verstößen gegen die Sprachlehre fehlt es nicht, ich will aber annehmen, daß dies Druckfehler sein mögen. Wenn Gerhart Hauptmann ehrliche Freunde hat, so ist es ihre heilige Pflicht, ihm das Gewissen zu schärfen. Er, der gezeigt hat, wie Bedeutendes er leisten kann hat nicht das Recht, gedankenlos zu sudeln wir der erstbeste „jungdeutsche“ Pfuscher. Er muß streng gegen sich sein und sich bemühen, immer der Künstler zu bleiben, der er in den „Webern“ gewesen ist.

Hauptmanns Erfolge haben Arno Holz und Johannes Schlaf nicht ruhen lassen und die Beiden haben sich zusammengethan, um sein „Vor Sonnenaufgang“ nachzuahmen. Aus ihrem vereinten Bemühen ist die „Familie Selicke“ hervorgegangen, ein Drama, in dem ebenfalls gar nichts geschieht, in dem ebenfalls der Alkoholismus behandelt wird und die Personen ebenfalls mundartlich sprechen. Für die „Modernität“ ist ein Kandidat der Theologie angestellt, der ein Freidenker geworden ist, übrigens aber trotzdem eine Pastorstelle annehmen will. Ich erwähne dieses nichtssagenden Machwerks blos, weil die Realisten es als eine ihrer Großthaten anzuführen pflegen.

So sehen die jungdeutschen Realisten aus, zu denen ich, wie gesagt, den einen wirklichen, berechtigten Schriftsteller Gerhart Hauptmann nicht rechnen möchte. Sie können nicht deutsch, sie sind unfähig, das Leben auch nur zu bemerken, geschweige denn zu verstehen, sie wissen nichts, lernen nichts, erfahren und erleben nichts, sie haben nichts zu sagen, weder ein echtes Gefühl noch einen persönlichen Gedanken auszudrücken, aber sie

schreiben immer zu und ihr Geschreibsel gilt weiten Kreisen für das einzige deutsche Schriftthum der Gegenwart und Zukunft. Sie äffen die abgestandensten Moden des Auslandes nach und wollen Neuerer und Originalgenies sein. Sie hängen vor ihren Kramladen das Schild: „Zur Modernität“ und man findet bei ihnen nichts als die abgelegten Hosen der ältesten Dutzendschriftsteller. Man braucht aus Allem, was sie bisher veröffentlicht haben, nur die paar Zeilen zu streichen, in welchen von den dunkeln sozialistischen „Studien“ oder „Arbeiten“ des Helden gemunkelt wird, und es bleibt ein elender Quark ohne Farbe, Geschmack und Beziehung zu Zeit und Raum übrig, den schon vor fünfzig Jahren ein etwas gewissenhafter Redakteur als gar zu verschimmelt unter den Tisch geworfen hätte. Sie wissen das ganz gut und um denen zuvorzukommen, die ihnen ihren Schwindel vorhalten würden, schreiben sie ihn keck den von ihnen begeiferten anständigen Schriftstellern zu. So wagt Hans Merian[1]) zu sagen: „Spielhagen gibt sich den Anschein, als ob er die Grundideen und Konflikte seiner Romane aus den unsere Gegenwart bewegenden großen Zeitfragen schöpfe. Bei näherer Betrachtung löst sich aber auch diese ganze Herrlichkeit in eitel Spiegelfechterei auf.“ Und: „Den in neuester Zeit in Realismus machenden Romanfabrikanten à la Paul Lindau machen wir den falschen, unechten Realismus zum Vorwurf.“ Und derselbe Hans Merian findet Max Kretzers und Karl Bleibtreus Realismus echt, ihre nach Berlin geschmuggelten Pariser Cocottengeschichten und

[1]) Hans Merian, Die sogenannten „Jungdeutschen“ in unserer zeitgenössischen Literatur. Zweite Auflage. Leipzig, ohne Jahreszahl. S. 12, 14.

Abenteuer mythischer Kellnerinen „aus den großen Zeitfragen geschöpft“! Bleibtreu, dessen einzige Fähigkeit die für die Reklame ist, der nur mit den überwältigendsten Reklamekünsten sein realistisches Jungdeutschland gegründet hat, singt mit frommem Augenaufschlag: „Der Säugling kreischt aus dem Reklamewindel: — O bitte, bitte, etwas Presseschwindel, — Der Pöbel immerdar verehrt die Suada der Pathosschwätzer!“ Ist das nicht die Methode der Leute, die vor einem Schutzmann ausreißen und im Laufen am lautesten schreien: „Haltet den Dieb“?

Die jungdeutsche Bewegung ist ein unvergleichliches Beispiel jener literarischen Bandenbildung, die ich im ersten Buche beschrieben habe. Sie begann mit einer Gründung in aller Form. Ein Mann warf sich zum Hauptmann auf und warb Spießgesellen, um mit ihnen in die böhmischen Wälder zu ziehen. Der Zweck war derselbe, den jede andere Verbrecherbande, die Maffia, die Mala vita, die Mano negra u. s. w. verfolgt: Wohlleben ohne Arbeit durch Plünderung der Reichen und Brandschatzung der eingeschüchterten Armen, Begünstigung der Rachehandlungen einzelner Mitglieder an Persönlichkeiten, die sie beneiden, hassen oder fürchten, straflose Befriedigung des durch Sitte und Gesetz eingeengten Hanges zur Unzucht und zu Missethaten. Wie die Mala vita u. s. w. beschönigt auch diese Bande ihr Treiben durch Schlagworte, die ihr die Gunst oder doch die Nachsicht der urtheillosen und leicht gerührten Menge werben sollen. Die Briganten behaupten immer, daß sie vom Wunsche geleitet seien, die Ungerechtigkeiten des Schicksals nach Möglichkeit gut zu machen, indem sie den Reichen ihren Ueberfluß nehmen, um die Noth der Armen

damit zu lindern. Ebenſo gibt dieſe Bande vor, daß ſie die Sache, der Wahrheit, der Freiheit und des Fortſchrittes — mit unflätigen Liebesgeſchichten von Kellnerinen und Straßendirnen! — vertheidigt. Man wird ihr Mitglied durch förmliche Aufnahme und nach Beſtehung beſtimmter Proben. Man muß zuerſt einen anerkannten und verdienten Schriftſteller öffentlich mit Unrath bewerfen. Bei dem Vorherrſchen der gemeinen und ſchlechten Emotionen in den Mitgliedern der Bande macht es ihnen mehr Vergnügen, einen Beneideten verunglimpft zu ſehen, als ſelbſt gelobt zu werden. Dann muß der Bewerber Einen oder Einige von der Bande als Genies anbeten und zuletzt hat er in Vers oder Proſa den Beweis zu liefern, daß er ebenfalls in der Sprache eines Zuhälters Gedanken eines Strolches und Empfindungen eines Stinkthiers auszudrücken wiſſe. Sind dieſe drei Proben gut beſtanden, ſo wird man in die Bande aufgenommen und für ein Genie erklärt. Wie die Räuberbanden ihre Schlupfwinkel, ihre Hehler und ihre geheimen Bundesgenoſſen oder „Affiliirten“ in der bürgerlichen Geſellſchaft haben, ſo beſitzt die Bande ihre eigenen Blätter, ihre beſtimmten Verleger, die ihr — wenigſtens anfangs — Alles abnahmen, und geheime Einverſtändniſſe mit Kritikern anſtändiger Zeitungen. Ihr Einfluß reicht ſogar bis in die Fremde hinüber, eine Erſcheinung, die bei der Bandenbildung häufig beobachtet und von Lombroſo ausdrücklich feſtgeſtellt wird. „Die Mattoiden“, ſagt er[1]), „ſind, im Gegenſatz zu den Genies und Wahnſinnigen, durch Gemeinſamkeit der Intereſſen und des Haſſes verbunden; ſie bilden eine Art Freimaurerei,

[1]) C. Lombroſo et R. Laſcht, Le crime politique etc. 2. Band S. 116.

die umso mächtiger ist, als sie weniger regelmäßig ist; sie ist gegründet auf das Bedürfniß, der Lächerlichkeit zu widerstehen, die ihnen allen gemein ist und sie unerbittlich überall hin verfolgt, und ihren natürlichen Gegensatz, das Genie, zu entwurzeln oder wenigstens anzufeinden; sie hassen sich unter einander, aber sie stehen doch für einander ein."

Wer auf einer Warte steht, die einen etwas weiten Umblick gewährt, der kann leicht die Arbeit der Sendboten dieser internationalen Freimaurerei beobachten. Der schon erwähnte T. de Wyzewa, der den Franzosen Nietzsche als den bedeutendsten Schriftsteller vorstellt, welchen Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hervorgebracht hat, spricht in der „Revue bleue" und dem „Figaro" von Conrad Alberti als dem „Dichter", der das deutsche Schriftthum des zwanzigsten Jahrhunderts beherrschen werde. Die Winkelblättchen der Symbolisten und Instrumentisten, die „Revue blanche" und der „Mercure de France", übersetzen die „Erlebten Gedichte" von D. J. Bierbaum, aus denen ich Proben mitgetheilt habe. Andererseits legt D. E. Hartleben sogenannte „Gedichte" des belgischen Symbolisten Albert Giraud, „Pierrot lunaire", dem deutschen Publikum vor und H. Bahr sabbert verzückt über die Pariser Mystiker. Ola Hansson schwärmt vor den deutschen Lesern von den nordischen Realisten und verkündet in Schweden die frohe Botschaft des jungdeutschen Realismus u. s. w.

Ihr Treiben hat der Bande selbst nicht viel genützt, aber es hat im deutschen Schriftthum schweren Schaden angerichtet. Sie übte auf die jungen Leute, die in den letzten sieben oder acht Jahren hervorgetreten sind, nothwendig eine unheilvolle Anziehung aus. Wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten

erwägt, die sich dem Neuling entgegenstellen, welcher ohne Verbindungen, ohne Beschützer und Förderer, ganz auf sich selbst angewiesen, den Marterweg zum schriftstellerischen Erfolge antritt, so wird man es begreiflich finden, daß die Auftretenden das Verlangen haben mußten, sich einer Gesellschaft anzuschließen, die eine mächtige Gliederung, eigene Zeitschriften und Verleger und ein bestimmtes Publikum besaß und stets bereit war, für ihre Angehörigen mit der Unbedenklichkeit und den Kampfgewohnheiten von Messerstechern einzutreten. Als Mitglied der Bande war man aller Mühsal des Beginns enthoben. Nur die allerstärksten Talente, wie z. B. Hermann Sudermann, verschmähten es, sich den Kampf durch solche Bundesgenossen zu erleichtern. Die Anderen ließen sich gern in die Bande einreihen. Die Folge davon war, daß gänzlich unberechtigte Bursche zum Schriftstellern verlockt wurden, die nie vor das Publikum gelangt wären, wenn es die besonderen Ablagerungsstellen nicht gegeben hätte, wo jeder Müll angefahren werden durfte, und daß andere, vielleicht nicht ganz unbegabte, Zeitschriften und Verleger für Kindereien fanden, deren Erscheinen im Druck vor der Bildung der Bande undenkbar gewesen wäre. Die Einen warfen sich auf das berufsmäßige Schreiben in einem Alter, in welchem sie noch lange hätten lernen müssen, und blieben dadurch unwissend, unreif und oberflächlich, die Anderen gewöhnten sich eine Lotterigkeit und Schlumperei an, in die sie nie versunken wären, wenn sie, in Ermangelung der ihnen von der Organisation der Bande gebotenen Bequemlichkeiten, sich einiger Zucht hätten unterwerfen und ihre Fähigkeit sorgsam ausbilden müssen. Der Bestand dieser literarischen Maffia begünstigte die Nachäffer gegen die Selbstständigen, die Rotte gegen die

Einſamen, die Schmierer gegen die Künſtler und die Unflätigen gegen die Feinfühligen ſo ſtark, daß ein Wettbewerb faſt nicht mehr möglich wurde. Das wuchernde Aufſchießen läppiſcher, knabenhafter und roher Machwerke iſt das Ergebniß dieſer Pflege der Unfähigkeit und Unreife und dieſer Prämie auf die Gemeinheit. Ich möchte die zerſtörende Wirkung der Bande nur an einem Falle nachweiſen. Man erinnert ſich vielleicht des Darmſtädter Gymnaſiaſten, der unter dem Decknamen Hans G. Ludwigs ſchrieb und ſich 1892 im Alter von 17 Jahren tödtete. Er hatte damals ſchon ſeit zwei Jahren in den amtlichen Zeitſchriften Jungdeutſchlands realiſtiſche Genies beweihräuchert und idiotiſche Novellen veröffentlicht und er beging Selbſtmord, weil ihm, wie er ſchrieb, „dieſes verfluchte Winkelleben“, das heißt die Pflicht, in der Schule regelmäßig zu lernen und zu arbeiten, „die Kraft brach.“ Viele Gymnaſiaſten ſchreiben albernes Zeug und ſchicken es den Blättern. Da es aber nicht gedruckt wird, ſo kommen ſie allmälig zur Beſinnung, der Kopf wird ihnen nicht verdreht und ſie bilden ſich nicht ein, daß ſie viel zu gut dazu ſind, Aufgaben zu machen und ſich für Schulprüfungen fleißig vorzubereiten. Ludwigs wäre vielleicht von ſeiner Thorheit geheilt worden, er würde heute vielleicht leben und ein nützlicher Menſch werden können, wenn ruchloſe Redaktionen realiſtiſcher Zeitſchriften nicht ſeine Faſeleien gedruckt, ihn von ſeinen Studien abgelenkt und ſeine krankhafte Knabeneitelkeit zu Größenwahn geſteigert hätten.

Daß dieſer Einbruch mit bewaffneter Hand in das Schriftthum, um ein Nietzſcheſches Wort zu gebrauchen: dieſer Sklavenaufſtand in der Literatur, bis zu einem gewiſſen Maße gelingen konnte, das findet ſeine Erklärung in den deutſchen Zuſtänden.

Eine Versumpfung war nach 1870 in unserm Schriftthum thatsächlich eingetreten. Dies konnte auch nicht anders sein. Das deutsche Volk hatte seine ganze Kraft anspannen müssen, um seine Einheit in furchtbaren Kriegen zu erringen. Man kann aber nicht zugleich Weltgeschichte in größtem Stil machen und ein blühendes Kunstleben führen, sondern nur das eine oder das andere. Im Frankreich Napoleons I. hießen die berühmtesten Schriftsteller Abbé Delille und Nepomucène Lemercier. Das Deutschland Wilhelms I., Moltkes und Bismarcks konnte keinen Goethe und Schiller hervorbringen. Die Sache erklärt sich ganz unmystisch. Das Volk gewinnt aus den gewaltigen Ereignissen, die es erlebt und an denen es mitwirkt, einen Maßstab, gegen den gemessen alle Kunstwerke zusammenschrumpfen, und die Dichter und Künstler, und zwar gerade die begabtesten und gewissenhaftesten unter ihnen, fühlen sich gedrückt und entmuthigt, oft ganz gelähmt, durch die doppelte Erkenntniß, daß ihr Volk ihre Arbeiten nur zerstreut und obenhin verfolgt und daß ihre Schöpfungen an die Größe der vor ihren Augen ablaufenden geschichtlichen Vorgänge unmöglich hinanreichen können. In diese kritische Zeit vorübergehender geistiger Erschlaffung fiel das Auftreten der jungdeutschen Bande und es kam ihr sehr zu Statten, daß auch die anständigen und vernünftigen Leute ihre Angriffe auf viele der damals regierenden Senatoren der Literatur, wenn sie auch ihre Form verurtheilten, als berechtigt anerkennen mußten.

Der andere und wichtigere Grund aber ist die Anarchie, die gegenwärtig im deutschen Schriftthum herrscht. Unser Literaturstaat ist nicht regiert und nicht vertheidigt. Er hat keine Obrigkeit und keine Polizei und darum kann eine kleine, aber

entſchloſſene Bande von Miſſethätern in ihm nach Willkür ſchalten. Unſere Meiſter kümmern ſich nicht um den Nachwuchs, wie dies früher Brauch war. Sie haben keinen Sinn für die Pflicht, den Erfolg und Ruhm ihnen auferlegen. Man mißverſtehe mich nicht. Nichts kann mir ferner liegen als der Gedanke, die Literatur in eine Zunft zu verwandeln und von den Angelangten zu verlangen, daß ſie Lehrlinge und Geſellen heranziehen. (Thatſächlich bildet jedes neue Geſchlecht ſich unbewußt ja doch an den Werken der geiſtigen Ahnen.) Aber ſie dürfen nicht gleichgiltig ſein gegen das, was nach ihnen kommt. Sie ſind die geiſtigen Führer des Volkes. Sie beſitzen deſſen Ohr. Ihnen liegt es ob, den Auftretenden die Anfänge zu erleichtern und ſie beim Publikum einzuführen. Dadurch würde vielerlei erreicht werden: Stetigkeit der Entwickelung, die Ausbildung einer Literatur-Überlieferung, Achtung und Dankbarkeit für die Alten, frühe ſtrenge Unterdrückung der gänzlich Unberechtigten, Erſparung der Kraft, die der junge Schriftſteller heute an das Durchbrechen der Eiſchale vergeuden muß. Aber unſere Literaturgrößen haben hierfür kein Verſtändniß. Jeder denkt nur an ſich und iſt auf die Mit- und Nachſtrebenden grimmig eiferſüchtig. Keiner ſagt ſich, daß im geiſtigen Konzert eines großen Volkes für Dutzende verſchiedener Künſtler reichlich Platz iſt, von denen jeder ſein eigenes Inſtrument ſpielt. Keiner erwägt, daß nach ihm doch noch neue Talente geboren werden, daß er dies doch nicht verhindern kann und daß er ſich ſelbſt ein beſſeres Alter bereitet, wenn er denen, die doch ſeine Nachfolger in der Gunſt der Leſer ſein werden, die Wege ebnet, ſtatt ſie ihnen biſſig verſperren zu wollen. Wer von uns hat je ein Wort der Aufmunterung von den Literatur-

größen empfangen? Wem von uns haben ſie Antheilnahme und Wohlwollen bekundet? Keiner von uns ſchuldet denn auch irgend Einem von ihnen das Geringſte, keiner fühlt ſich verpflichtet, ihnen gerecht zu werden und für ſie einzutreten, und als die Bande nach Raufboldart über ſie herfiel, um ſie wegzuprügeln und ſich ſelbſt an ihre Stelle zu ſetzen, da erhob ſich keine Hand zu ihrer Vertheidigung und es rächte ſich grauſam an ihnen, daß ſie vereinzelt gelebt und gewirkt hatten, geheim feindſelig gegen einander, ſchroff abwehrend gegen den Nachwuchs, gleichgiltig gegen den Geſchmack des Volkes, ſo weit er ſich nicht ausſchließlich ihren eigenen Werken zuwendete.

Und wie wir keine Geruſia haben, ſo fehlt es uns auch an jeder kritiſchen Polizei. Ein Rezenſent kann das elendeſte Zeug anpreiſen, er kann das höchſte Meiſterwerk todtſchweigen oder in den Koth ziehen, er kann als den Inhalt eines Buches Dinge angeben, von denen darin nicht die leiſeſte Andeutung zu finden iſt, Niemand zieht ihn zur Verantwortung, Niemand brandmarkt ſeine Unfähigkeit, ſeine Schamloſigkeit oder Verlogenheit. Ein Publikum aber, das von ſeinen Geronten nicht geführt und berathen, von ſeinen kritiſchen Schutzleuten nicht behütet wird, iſt die vorbeſtimmte Beute aller Marktſchreier und Schwindler.

Fünftes Buch.

Das zwanzigste Jahrhundert.

I. Prognose.

Die lange und leidvolle Wanderung durch das Krankenhaus, als das wir, wenn nicht die ganze gesittete Menschheit, so doch die obere Schichte der Großstadt-Bevölkerung kennen gelernt haben, ist vollendet. Wir haben die mannigfaltigen Verkörperungen beobachtet, welche die Entartung und Hysterie in der Kunst, Dichtung und Philosophie der Gegenwart annehmen. Als die Hauptkundgebungen der geistigen Zerrüttung unserer Zeitgenossen haben sich uns auf diesen Gebieten dargestellt: der Mystizismus, welcher der Ausdruck des Unvermögens zur Aufmerksamkeit, zu klarem Denken und zur Beherrschung der Emotionen ist und auf Schwächung der höchsten Hirnzentren beruht, die Ich-Sucht, die eine Folge schlecht leitender Sinnesnerven, stumpfer Wahrnehmungs-Zentren, der Verirrung der Triebe aus Begierde nach genügend starken Eindrücken und des starken Ueberwiegens der organischen Empfindungen über die Vorstellungen ist, der falsche Realismus, der von verworrenen ästhetischen Theorien ausgeht und sich durch Pessimismus und unwiderstehliche Hinneigung zu schlüpfrigen Vorstellungen und gemeinster, schmutzigster Ausdrucksweise kennzeichnet. In allen drei Richtungen finden wir dieselben letzten

Bestandtheile wieder: ein Gehirn, das nicht im Stande ist, regelrecht zu arbeiten, daher Willensschwäche, Unaufmerksamkeit, Vorherrschaft der Emotion, Mangel an Erkenntniß, Abwesenheit von Mitgefühl, fehlende Antheilnahme an Welt und Menschheit, Verkümmerung des Begriffes von Pflicht und Sittlichkeit. Klinisch einander ziemlich unähnlich, sind diese Krankheitsbilder doch nur verschiedene Aeußerungen eines einzigen Grundzustandes, der Erschöpfung, und müssen vom Irrenarzt in die allgemeine Gruppe der Melancholie eingereiht werden, welche die psychiatrische Erscheinungsform eines erschöpften Zentral-Nervensystems ist.

Oberflächliche oder unehrliche Beurtheiler haben mir die Behauptung angedichtet, daß Entartung und Hysterie Ausgeburten der Gegenwart seien. Der aufmerksame und gutgläubige Leser wird mir bezeugen, daß ich einen solchen Unsinn nie ausgesprochen habe. Hysterie und Entartung hat es immer gegeben. Aber sie traten früher vereinzelt auf und erlangten keine Wichtigkeit für das Leben der ganzen Gesellschaft. Erst die tiefe Ermüdung, welche das Geschlecht erfuhr, an das die Fülle der jäh über es hereinbrechenden Erfindungen und Neuerungen unerschwingliche organische Anforderungen stellte, schuf die günstigen Bedingungen, unter welchen jene Siechthümer sich ungeheuer ausbreiten und zu einer Gefahr für die Gesittung werden konnten. Gewisse Kleinlebewesen, welche tödtliche Krankheiten erregen, z. B. der Cholera-Bazillus, sind wohl auch immer vorhanden gewesen, Seuchen verursachen sie aber erst, wenn Umstände eintreten, welche ihrer Vermehrung starken Vorschub leisten. Ebenso beherbergt der Körper beständig Schmarotzer, die ihm erst schaden, wenn ein anderer

Spaltpilz in ihn eingebrochen ist und Verheerungen angerichtet hat. Wir sind z. B. immer von Staphylo- und Strepto-Kokken bewohnt, aber der Influenza-Bazillus muß zuerst als Vorfrucht erscheinen, damit sie üppig wuchern und tödtliche Eiterungen hervorrufen. So wird das Ungeziefer der Nachäffer in Kunst und Schriftthum erst gefährlich, wenn eigenartige, Sonderwege wandelnde Wahnsinnige den durch Ermüdung geschwächten Zeitgeist vorher vergiftet und widerstandsunfähig gemacht haben.

Wir stehen nun mitten in einer schweren geistigen Volkskrankheit, in einer Art schwarzer Pest von Entartung und Hysterie und es ist natürlich, daß man allseitig ängstlich fragt: „Was soll weiter werden?“

Diese Frage nach dem Ausgange tritt an den Arzt in jedem schweren Fall heran und so heikel und gewagt, so unwissenschaftlich es namentlich auch ist, weissagen zu wollen, er kann sich dennoch der Nothwendigkeit nicht entziehen, eine Prognose zu stellen. Ganz Willkür, ganz blindes Rathen ins Blaue ist sie übrigens nicht und sorgfältigste Beobachtung aller Anzeichen, unterstützt durch Erfahrung, gestattet einen in der Regel richtigen Schluß auf die künftige Entwickelung des Uebels.

Es ist möglich, daß die Seuche ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Wenn sie noch heftiger werden, noch weiter und tiefer um sich greifen sollte, so würden einzelne Erscheinungen, die man schon jetzt als Ausnahmen oder erst angedeutet wahrnimmt, sich gewaltig vermehren und folgerichtig entwickeln und andere, die gegenwärtig nur bei den Insassen von Irrenanstalten vorkommen, zu Alltags-Gewohnheiten ganzer

Bevölkerungsklassen werden. Das Leben könnte dann etwa folgendes Bild darbieten:

Jede Großstadt hat ihren Klub der Selbstmörder. Neben diesem bestehen Klubs für gegenseitige Ermordung durch Erwürgen, Hängen oder Erstechen. An Stelle der heutigen Wirthshäuser thun sich besondere Anstalten für Aether-, Chloral-, Naphtha- und Haschisch-Genuß auf. Die Zahl der Personen, die an Verirrungen des Geschmacks und Geruchs leiden, ist so groß geworden, daß es sich lohnt, für sie Läden einzurichten, wo sie aus reichen Gefäßen Unrath aller Art schlürfen und in einer Umgebung, die ihren Schönheitssinn und ihre Gewohnheiten der Bequemlichkeit nicht verletzen, Verwesungs- und Kothduft einathmen können. Es bilden sich eine Menge neuer Berufe heraus: der Beruf der Verabreicher von Morphin- und Cocain-Einspritzungen, der von Eckenstehern, die an Platzscheu Leidende an Straßenkreuzungen und beim Ueberschreiten von Plätzen führen, der von Begleitern, die durch kräftiges Jasagen Zweifelwahnsinnige zu beruhigen haben, wenn sie einen Angstanfall bekommen u. s. w.

Die weit über das heutige Maß hinaus gewachsene nervöse Reizbarkeit hat die Nothwendigkeit gewisser Schutzmaßregeln erkennen lassen. Nachdem es sich häufig ereignet hat, daß aufgeregte Personen, die einem plötzlichen Zwangsantrieb nicht widerstehen konnten, aus ihren Fenstern mit Windbüchsen, oder sogar ohne den Versuch der Heimlichkeit in offenem Ueberfall, Gassenjungen todtgeschossen haben, die schrille Pfiffe oder grundlose Gellquietsche ausgestoßen, daß sie in fremde Wohnungen, wo von Anfängern Klavierspiel oder Gesang geübt wurde, eingedrungen sind und Metzeleien angerichtet, daß sie Dynamit-

Anschläge auf Pferdebahnwagen ausgeführt haben, deren Schaffner läutete oder pfiff, ist es gesetzlich verboten worden, auf der Straße zu pfeifen und zu grölzen, für Klavier- und Gesangsübungen sind eigene Gebäude hergestellt worden, die so eingerichtet sind, daß aus ihrem Innern kein Ton nach außen dringt, das öffentliche Fuhrwerk darf kein Geräusch machen und gleichzeitig ist auf den Besitz von Windbüchsen die schwerste Strafe gesetzt. Da das Bellen von Hunden in der Nachbarschaft viele Leute zum Wahnsinn und Selbstmord getrieben hat, dürfen diese Thiere in der Stadt nur gehalten werden, wenn sie durch Zerschneidung des Recurrensnervs stumm gemacht worden sind. Eine neue Preßgesetzgebung verbietet den Zeitungen auf das Strengste ausführliche Berichterstattung über Gewaltthaten oder Selbstmorde unter eigenthümlichen Umständen. Die Redakteure werden für alle strafbaren Handlungen verantwortlich gemacht, die in Nachahmung ihrer Schilderungen begangen werden.

Die Sexual-Psychopathien aller Art sind so allgemein und so mächtig geworden, daß die Sitten und Gesetze sich ihnen haben anpassen müssen. Sie treten schon in den Moden zu Tage. Die Masochisten oder Passivisten, welche die Mehrheit aller Männer bilden, kleiden sich in eine Tracht, die in Farbe und Schnitt an die weibliche erinnert. Die Weiber, welche den Männern dieser Gattung gefallen wollen, tragen Männerkleider, Monocle, Sporenstiefel und Reitpeitsche und zeigen sich auf der Straße nur mit dicken Zigarren im Munde. Die Forderung der Leute mit konträrer Sexual-Empfindung, daß Personen des gleichen Geschlechts einen gesetzlichen Ehebund schließen können [1]),

[1]) Dr. R. v. Krafft-Ebing, Neue Forschungen u. s. w. 2. Aufl. S. 109, 118. Desselben Psychopathia sexualis u. s. w. 3. Aufl. S. 65.

ist erfüllt, da sie zahlreich genug gewesen sind, um eine Mehrheit von Abgeordneten ihrer Richtung zu wählen. Sadisten, Bestiale, Koso- und Nekrophile u. s. w. finden geregelte Gelegenheit, ihren Hang zu befriedigen. Schamhaftigkeit und Zucht sind ausgestorbener Aberglaube der Vergangenheit, der nur noch als Atavismus und bei den Bewohnern entlegener Dörfer vorkommt. Lustmord wird als Krankheit betrachtet und durch einen wundärztlichen Eingriff behandelt u. s. w.

Die Fähigkeit, aufmerksam und gesammelt zu sein, hat so stark abgenommen, daß der Schulunterricht höchstens zwei Stunden täglich und kein öffentliches Vergnügen, wie Theater, Konzerte, Vorträge u. s. w., länger als eine halbe Stunde dauert. Im Lehrplan ist übrigens die Geistesbildung fast ganz unterdrückt und den Leibesübungen der weitaus größte Theil der Zeit eingeräumt und auf der Bühne gefallen nur Darstellungen unverhüllter Erotik und blutiger Verbrechen, zu welchen sich überall freiwillige Opfer herandrängen, die sich die Wonne verschaffen wollen, unter dem Händeklatschen entzückter Zuschauer zu sterben.

Die alten Religionen haben nicht mehr viel Anhänger. Dagegen gibt es in großer Anzahl Spiritisten-Gemeinden, die an Stelle von Priestern Weissager, Todtenbeschwörer, Zauberer, Stern- und Handliniendeuter u. s. w. unterhalten.

Bücher der heutigen Art sind längst nicht mehr Mode. Man druckt nur noch auf schwarzes, blaues oder goldfarbenes Papier in anderer Farbe einzelne, unzusammenhängende Worte, oft auch nur Silben, ja sogar blos Buchstaben oder Zahlen, die eine sinnbildliche Bedeutung haben, welche man aus der Farbe des Papiers und Drucks, aus der Form des Papiers,

aus der Größe und Art der angewendeten Schrift errathen soll. Die Schriftsteller, die nach Volksthümlichkeit haschen, erleichtern das Verständniß dadurch, daß sie der Schrift symbolische Arabesken beifügen und das Papier mit einem bestimmten Duft tränken. Doch gilt dies bei den Feinschmeckern und Kennern für gewöhnlich und ist wenig geschätzt. Einige Dichter, die nur noch einzelne Buchstaben veröffentlichen oder deren Werke farbige Blätter sind, auf denen gar nichts steht, erregen die größte Bewunderung. Es gibt Gesellschaften, die sich ihre Auslegung zur Aufgabe machen, und ihre Begeisterung ist so fanatisch, daß sie einander häufig mörderische Massenkämpfe liefern.

Es wäre leicht, dieses Bild noch weiter auszuführen, an dem kein einziger Zug erfunden ist, dessen sämmtliche Einzelheiten vielmehr aus den strafrechtlichen und irrenärztlichen Fachschriften und aus der Beobachtung der Eigenthümlichkeiten von Neurasthenikern, Hysterikern und Mattoiden gesammelt sind. Das wäre in einer nahen Zukunft die Verfassung der gesitteten Menschheit, wenn die Ermüdung, die Nervenerschöpfung und die durch sie bedingten Krankheiten und Entartungen weitere Fortschritte machen würden.

Wird es dazu kommen? Nun denn: nein, ich glaube es nicht. Aus einem Grunde, der schwerlich einen Einwand gestattet: weil die Menschheit noch nicht an das Ende ihrer Entwickelung gelangt ist, weil die Ueberanstrengung von zwei oder drei Geschlechtsaltern ihre ganze Lebenskraft unmöglich erschöpft haben kann. Die Menschheit ist nicht greisenhaft. Sie ist noch jung und der Jugend ist ein Augenblick der Ueberanstrengung nicht tödtlich, sie erholt sich von ihr wieder. Die Menschheit gleicht einem ungeheuern Lavastrom, der breit und

tief aus dem Krater eines unabläſſig thätigen Vulkans bricht. Die äußerſte Schichte zerfällt in kalte, glaſige Schlacken, aber unter dieſer todten Rinde fließt die Maſſe in lebendiger Glut raſch und gleich dahin.

So lange die Lebenskraft eines Einzelweſens wie einer Gattung nicht vollſtändig aufgebraucht iſt, macht der Organismus Anſtrengungen, ſich thätig oder leidend anzupaſſen, indem er ſchädliche Bedingungen zu ändern ſucht oder ſich ſo einrichtet, daß die nicht zu ändernden ihm möglichſt wenig ſchaden. Entartete, Hyſteriker, Neuraſtheniker ſind nicht anpaſſungsfähig. Sie ſind deshalb beſtimmt, zu verſchwinden. Sie gehen unrettbar daran zu Grunde, daß ſie ſich zur Wirklichkeit nicht zu ſtellen wiſſen. Sie ſind verloren, ob ſie nun allein auf der Welt ſind oder ob es neben ihnen noch Geſunde, oder Geſündere, oder mindeſtens Heilbare gibt.

Sie ſind verloren, wenn ſie allein ſind: denn geſellſchaftfeindlich, unaufmerkſam, ohne Urtheil und Vorausſicht, ſind ſie zu keiner nützlichen Einzelanſtrengung und noch weniger zu einer gemeinſamen Arbeit fähig, welche Gehorſam, Zucht und regelmäßige Pflichterfüllung fordert. Sie vergeuden ihr Leben in einſamer, unfruchtbarer äſthetiſcher Schwelgerei und entnervendes Genießen iſt das Einzige, wozu ihre in voller Rückbildung begriffenen Organe noch zu gebrauchen ſind. Wie Fledermäuſe in alten Thürmen ſo hauſen ſie im ſtolzen Bau der von ihnen fertig vorgefundenen Geſittung, aber ſie ſelbſt bauen nichts Neues und ſie können keinen Verfall aufhalten. Sie ſchmarotzen an der Arbeit, welche die voraufgegangenen Geſchlechter für ſie aufgehäuft haben, ſowie aber das Erbe aufgezehrt iſt, müſſen ſie elend verhungern.

Aber noch sicherer und rascher sind sie verloren, wenn sie nicht allein auf der Welt sind, sondern neben ihnen noch Gesunde leben. Denn dann haben sie den Wettkampf ums Dasein zu kämpfen und es bleibt ihnen keine Zeit, in allmäligem Verfall an ihrer eigenen Schaffensunfähigkeit zu Grunde zu gehen. Der Normalmensch mit klaren Sinnen, folgerichtigem Denken, nüchternem Urtheil und kräftigem Willen sieht, wo der Entartete tappt, er plant und handelt, wo dieser schwummert und träumt, er verdrängt ihn ohne Anstrengung von allen Stellen, wo die Lebensquellen der Natur sprudeln, und im Besitze aller Güter dieser Erde, läßt er dem ohnmächtigen Entarteten höchstens aus verächtlichem Mitleid das Obdach des Krankenhauses, der Irrenanstalt und des Gefängnisses. Man denke sich Nietzsches faselnden Zarathustra sammt seinen Papp-Löwen, Adlern und Schlangen aus der Spielwaarenhandlung, oder den nachtwachenden, nüsselnden und schleckernden des Esseintes der Dekadenten oder Ibsens „einsam mächtigen“ Stockmann und selbstmordlüsternen Rosmer im Kampfe mit Menschen, die früh aufstehen und nicht vor Sonnenuntergang ermüden, die einen hellen Kopf, einen guten Magen und stramme Muskeln haben — es ist ein Anblick zum Lachen.

Die Entarteten müssen also erliegen, denn sie können sich weder den Bedingungen der Natur und Gesittung anpassen noch sich im Kampf ums Dasein gegen die Gesunden behaupten. Die Gesunden aber, und die tiefen Massen des Volkes schließen ihrer noch ungezählte Millionen in sich, werden sich rasch und leicht den Verhältnissen anbequemen, welche die neuen Erfindungen der Menschheit geschaffen haben. Die organisch entschieden Unzulänglichen in dem Geschlechte, das von diesen

Erfindungen überrumpelt worden ist, fallen aus, sie werden hysterisch und neurasthenisch, zeugen Entartete und in diesen endet ihr Stamm[1]), die Kräftigeren aber, obschon sie zuerst auch verwirrt und müde geworden sind, erholen sich allmälig, ihre Nachkommen gewöhnen sich an die raschere Gangart, welche die Menschheit annehmen mußte, und bald wird ihr langsames Athmen, ihr ruhiger Herzschlag beweisen, daß es sie keine Anstrengung mehr kostet, Schritt zu halten und flott mitzukommen. Das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wird also wahrscheinlich ein Geschlecht sehen, dem es nicht schaden wird, täglich ein Dutzend Geviertmeter Zeitungen zu lesen, beständig an den Fernsprecher gerufen zu werden, an alle fünf Welttheile zugleich zu denken, halb im Bahnwagen oder Flugnachen zu wohnen und einem Kreise von zehntausend Bekannten, Genossen und Freunden gerecht zu werden. Es wird inmitten der Millionenstadt Behagen zu finden wissen und mit seinen riesenstarken Nerven den kaum zu zählenden Anforderungen des Lebens ohne Hast und Aufregung entsprechen können.

Sollte die neue Gesittung der Menschheit jedoch entschieden unerschwinglich, sollten selbst die Stärksten der Gattung ihr auf die Dauer nicht gewachsen sein, dann werden die nachgeborenen Geschlechter auf andere Weise mit ihr fertig werden: sie werden sie einfach aufgeben. Denn die Menschheit hat ein sicheres Vertheidigungsmittel gegen Neuerungen, welche ihrem Nervensystem zerstörende Anstrengung auferlegen, den Miso-

---

[1]) B. A. Morel, Traité des dégénérescences etc. Paris, 1857. S. 581, Fußnote: „Der Zustand der Entwickelungshemmung und die Unfruchtbarkeit sind die wesentlichen Kennzeichen der am letzten Ziele der Entartung angelangten Wesen."

neismus, jene triebhafte, unüberwindliche Abneigung gegen den Fortschritt und seine Mühsal, die Lombroso eingehend studirt und mit einem Namen versehen hat[1]). Der Misoneismus schützt den Menschen gegen Aenderungen, deren Plötzlichkeit oder Umfang ihm gefährlich werden würde. Seine einzige Form ist aber nicht der Widerstand gegen die Aufnahme des Neuen, er kann auch in einer andern Gestalt auftreten, als Vernachlässigung und allmälige Ausscheidung der Erfindungen, welche an den Menschen zu harte Anforderungen stellen. Wir sehen Wilde, die aussterben, wenn die Gewalt der Weißen es ihnen unmöglich macht, sich gegen die Gesittung zu verschließen, aber wir sehen auch solche, die sich beeilen, den ihnen aufgenöthigten Bildungs-Steifkragen frohlockend abzureißen und wegzuwerfen, so wie der Zwang aufhört. Ich erinnere nur an die von Darwin[2]) ausführlich erzählte Geschichte des Feuerländers Jemmy Button, der als Kind nach England gebracht und dort erzogen worden war, in Lackstiefeln und Handschuhen, vom sonstigen Modeanzug nicht zu sprechen, nach seiner Heimat zurückkehrte, kaum dort angelangt aber all den fremden Bildungszauber abstieß, für den er nicht reif war, und wieder ein Wilder unter Wilden wurde. In der Völkerwanderung bauten die Barbaren Blockhäuser im Schatten der Marmorpaläste der von ihnen besiegten Römer und behielten von deren Einrichtungen, Erfindungen, Künsten und Wissenschaften gerade nur so viel, wie ihnen leicht und angenehm erträglich war. Das

[1]) C. Lombroso et R. Laschi, Le crime politique u. s. w. 1. Band S. 8 ff.

[2]) Ch. Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart, 1875. S. 237 ff.

Bestreben, alles Unverdauliche auszustoßen, hat die Menschheit heute wie je. Wenn die folgenden Geschlechter finden werden, daß der Gang des Fortschrittes für sie zu rasch ist, so werden sie ihn nach einiger Zeit gemüthsruhig aufgeben. Sie werden nach ihrem eigenen Behagen schlendern oder stehen bleiben. Man wird Briefbestellungen ausfallen, Bahnstrecken eingehen lassen, den Fernsprecher aus den Wohnungen abschaffen und nur allenfalls für Staatszwecke beibehalten, man wird die Wochenblätter den täglichen Zeitungen vorziehen, aus der Großstadt auf das Land zurückkehren, den Modenwechsel verlangsamen, den Inhalt des Tages und Jahres vereinfachen und den Nerven wieder einige Ruhe gönnen. Die Anpassung wird also in jedem Fall erfolgen, entweder durch Steigerung der Nervenkraft oder durch Verzicht auf die Errungenschaften, die dem Nervensystem zu viel zumuthen.

Was nun die Zukunft der Kunst und des Schriftthums betrifft, mit denen diese Untersuchungen sich besonders beschäftigen, so läßt sie sich mit ziemlicher Deutlichkeit voraussehen. Ich widerstehe der Versuchung, einen allzu fernen Zeitpunkt ins Auge zu fassen. Ich würde sonst vielleicht beweisen oder doch sehr wahrscheinlich machen können, daß im Geistesleben weit vor uns liegender Jahrhunderte Kunst und Dichtung nur noch einen sehr kleinen Platz einnehmen werden. Die Psychologie lehrt uns, daß die Entwickelung vom Trieb zur Erkenntniß, von der Emotion zum Urtheil, von der schweifenden zur geregelten Ideenassoziation geht. An die Stelle der Gedankenflucht tritt Aufmerksamkeit, an die der Laune der vom Verstande geleitete Wille. Die Beobachtung besiegt also die Einbildungskraft immer mehr und der künstlerische Symbolismus,

das heißt das Hineintragen irriger persönlicher Deutungen in die Welterscheinung, wird immer mehr vom Verständniß der Naturgesetze verdrängt. Andererseits gibt uns auch der bisherige Gang der Gesittung eine Vorstellung von dem Lose, das der Kunst und Dichtung in einer sehr fernen Zukunft vorbehalten sein dürfte. Was ursprünglich die wichtigste Beschäftigung der geistig voll entwickelten Männer, der reifsten, besten und klügsten Glieder der Gesellschaft gewesen ist, das wird allmälig zu einem untergeordneten Zeitvertreib und zuletzt zum Kinderspiel. Der Tanz war einst eine überaus bedeutungsvolle Angelegenheit. Er wurde bei festlichen Anlässen von den angesehensten Kriegern des Stammes unter feierlichen Zeremonien, nach Opfern und Anrufung der Götter, als eine Staatshandlung erster Ordnung ausgeführt. Heute ist er nur noch ein flüchtiges Vergnügen der Frauen und Jünglinge und später wird der Kinderreigen die letzte ataviſtische Erinnerung an ihn sein. Fabel und Märchen waren einst die höchste Hervorbringung des menschlichen Geistes. In ihnen drückten sich die geheimste Weisheit des Stammes und seine kostbarsten Ueberlieferungen aus. Heute stellen sie eine Literatur-Gattung dar, die nur noch für die Kinderstube gepflegt wird. Der Vers, der durch Rhythmus, Bildlichkeit des Ausdrucks und Reim dreifach seinen Ursprung aus den Erregungen der rhythmisch arbeitenden untergeordneten Organe, aus der Ideen-Assoziation nach äußeren Aehnlichkeiten und aus derjenigen nach dem Gleichklange verräth, war ursprünglich die einzige Form der Schriftwerke; heute ist er nur noch für rein emotionelle Darstellungen gebräuchlich, für alle anderen Zwecke aber durch die Prosa überwunden und beinahe schon zu einer ataviſtischen Redeweise geworden. Vor unseren Augen vollzieht

sich die Zurücksetzung des Romans, den die ernsten und hochgebildeten Männer kaum mehr ihrer Aufmerksamkeit würdigen und der sich immer ausschließlicher an die Jugend und die Frauen wendet. Aus allen diesen Beispielen ist wohl zu schließen, daß nach einigen Jahrhunderten Kunst und Dichtung reine Atavismen geworden und nur noch vom emotionellsten Theile der Menschheit, den Frauen, der Jugend, vielleicht sogar der Kindheit, gepflegt sein werden.

Doch wie gesagt: über ihre so entfernten Schicksale will ich nicht mehr als diese flüchtigen Andeutungen wagen und mich an die weit sicherere nächste Zukunft halten.

In allen Ländern wiederholen ästhetische Theoretiker und Kritiker die Phrase, daß die bisherigen Formen der Kunst überwunden und unbrauchbar seien und daß etwas ganz Neues, von allem Bekannten völlig Verschiedenes sich vorbereite. Wagner sprach zuerst vom „Kunstwerke der Zukunft" und Hunderte unfähiger Nachäffer lallen ihm das Wort nach. Manche von diesen wollen sogar sich und der Welt weismachen, daß irgend eine ausdruckslose Banalität oder anspruchsvolle Eselei, die sie zusammengebastelt haben, dieses Kunstwerk der Zukunft sei. Aber dieses ganze Gerede von Sonnenaufgang, Morgenroth, Neuland u. s. w. ist nur Gefasel denkunfähiger Entarteter. Die Vorstellung, daß morgen früh um halb acht plötzlich ein ungeheures, nicht geahntes Ereigniß eintreten, daß nächsten Donnerstag mit einem Schlag eine vollständige Umwälzung vor sich gehen werde, daß eine Offenbarung, eine Erlösung, der Anbruch einer neuen Zeit bevorstehe, wird bei Geisteskranken sehr häufig beobachtet; sie ist ein mystisches Delirium. Die Wirklichkeit kennt derartige jähe Umschwünge nicht. Selbst die große Umwälzung

Frankreichs, obſchon unmittelbar das Werk einiger Geſtörten wie Marat und Robespierre, drang, wie Taine nachgewieſen hat und der weitere Gang der Geſchichte bewies, nicht weit in die Tiefe und änderte mehr die Aeußerlichkeiten als die innerſten Verhältniſſe des franzöſiſchen Geſellſchafts-Organismus. Alle Entwickelung geht allmälig vor ſich, der nächſte Tag iſt die Fortſetzung des voraufgegangenen, jede neue Erſcheinung wird von einer ältern geboren und bewahrt die Familienähnlichkeit mit ihr. „Man möchte ſagen", bemerkt Renan[1]) mit mildem Spotte, „daß die jungen Leute weder die Geſchichte der Philoſophie noch den Prediger geleſen haben. ‚Was geweſen iſt, das wird ſein'." Die Kunſt und Dichtung von morgen wird in allen weſentlichen Punkten ſo ſein wie die von heute und geſtern und das krampfhafte Suchen nach neuen Formen iſt nichts anderes als hyſteriſche Eitelkeit, kuliſſenreißeriſche Narrheit und Marktſchreierei. Sein einziges Ergebniß war bisher die Kinderei von Deklamationen mit farbiger Licht- und wechſelnder Duftbegleitung und von ataviſtiſchen Schattenſpielen und Pantomimen, und es wird auch künftig nichts Ernſteres hervorbringen.

Neue Formen! Sind die alten nicht ſo ſchmiegſam und dehnbar, daß ſie für jedes Gefühl und jeden Gedanken Raum haben? Hat ein wirklicher Dichter jemals irgend eine Schwierigkeit gefunden, das, was in ihm wogte und hervorzubrechen verlangte, in die bekannten und bewährten Formen zu gießen? Hat die Form überhaupt die ſcheidende, vorbeſtimmende und einſchränkende Bedeutung, welche Duſeler und Stümper ihr beimeſſen? Die Form des lyriſchen Gedichts geht von der Geburtstags-Reimerei des auf Beſtellung arbeitenden, ſich im

[1]) Erneſt Renan, Feuilles détachées. Paris, 1892. Vorrede.

Anzeigetheil der Zeitungen ankündigenden „Volks- und Gelegenheits-Dichters“ bis zu Schillers „Lied von der Glocke“; die dramatische Form schließt zugleich den „Geschundenen Raubritter“ und Goethes „Faust“ in sich; die epische umfaßt die „Jobsiade“ und die „Göttliche Komödie“, Heinz Tovotes „Im Liebesrausche“ und Thackerays „Vanity fair.“ Und da meckert man nach „neuen Formen“? Diese werden den Unfähigen kein Talent geben und die Begabten wissen auch innerhalb der alten Formen etwas Rechtes zu schaffen. Das Wichtigste ist immer, daß Jemand etwas zu sagen habe. Ob er es dann lyrisch, dramatisch oder episch thut, ist unwesentlich und auch das Bedürfniß, aus diesen Formen herauszutreten und irgend etwas Blitzblaues zur Einkleidung seiner Gedanken zu erdifteln, wird er schwerlich empfinden. Die Geschichte der Kunst und Dichtung lehrt uns überdies, daß seit dreitausend Jahren neue Formen nicht gefunden wurden. Die alten sind durch die Beschaffenheit des menschlichen Denkens selbst gegeben. Sie könnten sich nur ändern, wenn die Form unseres Denkens eine andere würde. Eine Entwickelung findet natürlich statt, aber sie betrifft Aeußerlichkeiten, nicht das innerste Wesen. Die Malerei findet z. B. nach dem Wand- das Staffelei-Bild, die Bildhauerei nach dem freistehenden Werke das Hoch- und dann das bereits nicht unbedenklich in das Gebiet der Malerei hinübergreifende Flach-Relief, das Drama gibt das Uebernatürliche auf und lernt straffern, knappern Vortrag, das Epos verläßt die rhythmische Rede und bedient sich der Prosa u. s. w. In solchen Einzelheiten wird die Entwickelung auch weiter sichtbar bleiben, aber an den Grundlinien der verschiedenen Ausdrucksweisen menschlicher Emotion wird sich Nichts ändern.

Jede Erweiterung der gegebenen künſtleriſchen Rahmen hat bisher in der Einbeziehung neuer Stoffe und Geſtalten, nicht in der Erfindung neuer Formen beſtanden. Es war ein Fortſchritt, als Petronius an Stelle der Götter und Helden, die bis dahin allein das Epos bevölkerten, im „Gaſtmahl des Trimalchio“ Alltags-Geſtalten des zeitgenöſſiſchen römiſchen Lebens in die erzählende Dichtung einführte oder als die Niederländer des 17. Jahrhunderts für die Malerei, die nur religiöſe, mythologiſche oder Haupt- und Staats-Vorgänge kannte, die Welt der Kirmeſſen, Volksfeſte und Bauernſchenken entdeckten. Quevedo und Mendoza, die das fahrende Volk in dem „picaresken“ Roman, dem Vorbild unſerer Grimmelshauſenſchen Schriften, darſtellten, Richardſon, Fielding, Rouſſeau, die ſtatt außerordentlicher Abenteuer die Gefühle und Seelenregungen ſchlichter Durchſchnittsmenſchen zum Gegenſtand ihrer Romane machten, Diderot, der im „Natürlichen Sohn“ und „Familienvater“ (Leſſing überſetzt „Hausvater“) Perſonen des Bürgerſtandes auf die ſtolze Schaubühne Frankreichs ſtellte, welche bis dahin kleine Leute nur als Luſtſpiel- und Poſſenfiguren, im ernſten Drama aber blos Könige und vornehme Herren gekannt hatte, erfanden ſicherlich keine neuen Formen, aber ſie gaben den alten Formen einen von dem überlieferten verſchiedenen Inhalt. Einen Fortſchritt dieſer Art beobachten wir nun auch in der Dichtung und Kunſt unſerer Tage. Sie hat den Proletarier kunſt- und literaturfähig gemacht. Sie zeigt den Arbeiter nicht als rohe oder lächerliche Geſtalt, nicht zur Erzielung einer komiſchen oder abſtoßenden Wirkung, ſondern als ernſtes, unſerer Theilnahme würdiges, häufig tragiſches Weſen. Das iſt eine Bereicherung der Kunſt, ganz ſo wie es früher die Einbeziehung

der Spitzbuben und Abenteurer, einer Clarissa, eines Tom Jones, einer Julie („Neue Heloise"), des Werther, der Constance („Natürlicher Sohn") u. s. w. in den Kreis ihrer Darstellungen war. Freilich, wenn manche Wirrköpfe daraufhin ausrufen: „Die Kunst von morgen wird sozialistisch sein!" so reden sie einen bodenlosen Unsinn. Der Sozialismus ist eine Anschauung von den Gesetzen, welche die Erzeugung und Vertheilung der Güter bestimmen sollten. Damit hat die Kunst nichts zu schaffen. Sie kann nicht Parteipolitik treiben. Es ist auch nicht ihres Amtes, Lösungen wirthschaftlicher Fragen zu finden und vorzuschlagen. Ihre Aufgabe ist, die ewig menschlichen Ursachen der sozialistischen Bewegung, das Leiden armer Menschen, ihre Sehnsucht nach Glück, ihren Kampf gegen feindliche Gewalten in der Natur und im Gefüge der Gesellschaft, ihren gewaltigen Auftrieb aus der Tiefe in einen höhern geistigen und sittlichen Luftkreis, darzustellen. Wenn sie diese Aufgabe erfüllt, wenn sie den Proletarier zeigt, wie er lebt und leidet, wie er fühlt und strebt, so erweckt sie in uns eine Emotion, welche die Mutter von Plänen zur Aenderung, zur Umgestaltung und Besserung wird. Dadurch, daß die Kunst solche fruchtbare Emotionen und durch diese die Absicht der Heilung von Schäden anregt, arbeitet sie am Fortschritt mit, nicht aber durch sozialistische Deklamation und vielleicht noch weniger durch Ausmalung von Bildern des Staats und der Gesellschaft der Zukunft. Bellamys Machwerk „Looking backward" steht außerhalb der Kunst und Bücher dieses Schlags wird das 20. Jahrhundert sicherlich nicht bevorzugen. Die Proletarier-Verherrlichung eines Henckell, der vor dem vierten Stande ekelhaftern Byzantinismus treibt, als ein schweifwedelnder

Schranze es jemals vor einem Könige gethan hat, ist gänzlich unbrauchbar zur Erweckung von Antheilnahme und Mitgefühl für den Arbeiter. Auch von unwahren Süßlichkeiten wie Ludwig Fuldas „Verlorenes Paradies“ [1]) oder Ernst von Wildenbruchs „Haubenlerche“ [2]) ist irgend eine echte und nützliche Emotion nicht zu erwarten. Eine tapfere Frau wie Minna Wettstein-Adelt, die sich als Tagelöhnerin in eine Fabrik aufnehmen läßt und schlicht erzählt, was sie da erlebt hat [3]), ein wackerer

[1]) Ludwig Fulda, Das verlorene Paradies. Schauspiel in drei Aufzügen. Stuttgart, 1892. S. 112: „Mühlberger. Rieke — Rieke — komm heraus! . . . Rieke. O Jott! Wollen sie mir fortschicken? Mühlberger. Hier is meine Dochter — die soll an die frische Luft — an die frische Luft — Rieke. Vater, laß los — ick muß arbeeten. Mühlberger (mit leidenschaftlicher Entschlossenheit). Nee, nich mehr arbeeten — nich mehr — nie mehr — An die frische Luft sollste — mein Kind — mein jutet, krankes Kind. (Er hält sie umschlungen. Pause. Niemand von den Anwesenden kann sich dem Eindruck dieser Episode entziehen).“ Das sagt der Verfasser wohl! Ich glaube nicht, daß diese empfindsamen Redensarten auf irgend Jemand den geringsten Eindruck machen. Man beachte bei dieser Gelegenheit, wie selbst der begabte, durchaus nicht zu den „jungdeutschen Realisten“ gehörende Fulda von ihrem Toben genug eingeschüchtert ist, um ebenfalls in der Anwendung der Berliner Mundart „Modernität“ zu suchen.

[2]) Ernst von Wildenbruch, Die Haubenlerche. Schauspiel in vier Akten. Berlin, 1891. S. 134: „August. . . Arbeit erbaut die Welt, darum muß man sie um ihrer selbst willen thun, darum muß man sie lieben! . . . Und Sie — wenn ich Sie an Ihrer Bütte habe stehen sehen — mit der Schöpfform in der Hand — daß die Filze nur so flogen — na, hab ich mir gedacht, das ist mal Einer, der hat seine Bütte lieb! . . . Ilefeld. Herr Aujust — als wär ick mit ihr verheirat' jewesen, mit meiner Bütte — so is es jewesen! August. Und da lassen Sie sie stehn, damit irgend ein Anderer drüber herkommt? Was soll ich der Bütte denn sagen, wenn sie nach Paul Ilefeld fragt? Ilefeld (setzt sich schwer nieder, wischt sich mit der Hand die Augen.)“ Alle Arbeiter, die ich kenne, würden bei dieser grotesken Rede Lachkrämpfe bekommen.

[3]) Frau Dr. Minna Wettstein-Adelt, 3½ Monate Fabrikarbeiterin. Eine praktische Studie. Zweite Auflage. Berlin, 1892.

Mann mit gesundem Sinn und warmem Herzen wie Göhre, der nach eigener Erfahrung das Dasein eines Fabrikarbeiters schildert[1]), auch ein Gerhard Hauptmann mit den beobachteten Einzelheiten der „Weber" thun mehr für das Proletariat als alle Zolas mit ihrem leeren Theoretisiren in „Germinal" und „L'Argent", als alle Morris' mit ihren hochtrabenden Reimereien über den edeln Arbeiter, der unter ihrer Feder zu einem Zerrbild des vielbelachten „edeln Wilden" der ältern Urwald-Romantiker geworden ist, und namentlich als alle die Sudler, die in ihren Quark sozialistische Redensarten als „moderne" Würze einstreuen. „Onkel Toms Hütte" der Beecher-Stowe hat nicht gegen die Sklaverei gepredigt und keine Vorschläge zu ihrer Abschaffung zum Besten gegeben. Aber das Buch hat Millionen weinen und die Negersklaverei als eine Schmach Amerikas empfinden gemacht und dadurch zur Negerbefreiung wesentlich beigetragen. Die Kunst und Dichtung kann für die Proletarier das thun, was Frau Beecher-Stowe für die Neger der Vereinigten Staaten gethan hat. Mehr kann und wird sie nicht thun.

Nicht selten stößt man gegenwärtig auf die Phrase: „Die Kunst und Dichtung der Zukunft wird wissenschaftlich sein." Diejenigen, welche dies sagen, machen ungemein stolze Mienen und halten sich unverkennbar für überaus fortschrittlich und „modern". Ich frage mich aber vergebens, was wohl der Sinn jener Worte sein mag. Bilden sich die Leutchen, die es mit der Wissenschaft so gut meinen, etwa ein, daß die Bildhauer künftig Mikroskope aus Marmor aushauen, die Maler

[1]) Kand. Paul Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie. 1.—10. Tausend. Leipzig, 1892.

den Blutumlauf malen, die Dichter die Lehrsätze des Euklid in reichen Reimen vortragen werden? Wohlgemerkt: Wissenschaft wäre selbst das noch nicht, sondern nur mechanische Beschäftigung mit dem äußerlichen Apparat der Wissenschaft. Aber sicherlich wird selbst das nicht geschehen. In der Vergangenheit war eine Verwechselung von Kunst und Wissenschaft möglich. In der Zukunft ist dies undenkbar. Zu einer solchen Verquickung hat sich die menschliche Geistesthätigkeit schon zu hoch entwickelt. Kunst und Dichtung haben Emotion, Wissenschaft hat Erkenntniß zum Inhalt. Jene sind subjektiv, diese ist objektiv. Jene arbeiten mit der Einbildungskraft, das heißt der von der Emotion gelenkten Ideenassoziation, diese arbeitet mit der Beobachtung, das heißt der Ideenassoziation, welche durch Sinneseindrücke bestimmt wird, deren Erwerbung und Verstärkung die Aufmerksamkeit besorgt. Gebiete, Stoffe und Methoden der Kunst und der Wissenschaft sind so verschieden, theilweise auch so gegensätzlich, daß ihre Durcheinanderwirrung einen Rückschritt um Jahrtausende bedeuten würde. Richtig ist nur eins: die Bilder, die aus der alten anthropomorphischen Anschauung hervorgewachsen sind, die Anspielungen auf verschollene Zustände und Vorstellungen, die Fritz Mauthner „todte Symbole" genannt hat, all das wird aus der Kunst verschwinden. Ich glaube, es wird im 20. Jahrhundert keinem Maler mehr einfallen, Bilder wie Guido Renis Aurora im Rospigliosischen Palaste zu malen, und ein Dichter wird Gelächter erregen, wenn er den Mond voll Liebesgrams in das Kämmerlein eines hübschen Mädchens blicken lassen wird. Der Künstler ist ein Kind seiner Zeit, die herrschende Weltanschauung ist auch die seine und bei all seiner Neigung zum Atavismus

sind seine Ausdrucksmittel doch die, welche ihm die zeitgenössische Bildung an die Hand gibt. Grobe Verstöße gegen die allbekannten Lehren der Wissenschaft wird die Kunst künftig gewiß mehr vermeiden als bisher, aber Wissenschaft wird sie nicht sein.

Die Lustgefühle, die der Mensch von der Kunst empfängt, entspringen aus der Befriedigung von drei verschiedenen organischen Neigungen oder Tendenzen. Er bedarf der Anregung, welche ihm die Abwechselung bietet; er freut sich, Urbilder in Nachahmungen zu erkennen; er vergegenwärtigt sich die Gefühle der Nebenmenschen und empfindet sie mit ihm. Die Abwechselung findet er in Werken, welche ihn in Lagen versetzen, die von den ihm bekannten und geläufigen völlig verschieden sind. Das Lustgefühl des Erkennens gewähren ihm sorgfältige Nachbildungen der ihm vertrauten Wirklichkeit. Seine Sympathie läßt ihn an jeder stark und deutlich ausgedrückten Emotion des Künstlers unter lebhaften eigenen Emotionen theilnehmen. Es wird auch künftig wie bisher Liebhaber für Werke der Einbildungskraft geben, welche den Leser oder Betrachter in ferne Zeiten und Länder versetzen oder ihm außerordentliche Abenteuer erzählen, andere werden die Werke vorziehen, in welchen die treue Beobachtung des Bekannten vorherrscht, die Feinfühligsten und Entwickeltsten werden sich nur der Werke freuen, in denen sich ihnen eine Seele mit ihrem tiefsten Fühlen und Denken offenbart. Die Kunst der Zukunft wird weder romantisch allein, noch realistisch allein, noch individualistisch allein sein, sondern nach wie vor sowohl durch die Anekdote zur Neugierde, als auch durch die Nachahmung zur Freude am Erkennen als auch durch die Veräußerlichung der Persönlichkeit des Künstlers zur Sympathie sprechen.

Zwei Beſtrebungen, die ſchon ſeit geraumer Zeit mit einander im Wettſtreite liegen, werden muthmaßtich in der Zukunft noch heftiger um die Vorherrſchaft ringen: die Beobachtung und das freie Walten der Einbildungskraft, kürzer, allerdings auch ungenauer, geſagt: Realismus und Romantik. Die guten Künſtler werden ohne Zweifel in Folge ihrer höhern geiſtigen Entwickelung immer mehr geneigt und fähig ſein, die Welterſcheinung richtig zu ſehen und richtig wiederzugeben. Die Menge aber wird ebenſo zweifellos in der Zukunft von den Künſtlern etwas Anderes als ein Bild der durchſchnittlichen Weltwirklichkeit fordern. Bei den Schaffenden wird der Drang zum Realismus, bei den Empfangenden das Bedürfniß nach Romantik beſtehen. Denn — und das ſcheint mir ein wichtiger Punkt — die Kunſt wird im folgenden Jahrhundert die Aufgabe haben, auf die Menſchen jenen Reiz der Abwechſelung zu üben, den die Wirklichkeit nicht mehr gewähren wird und auf den das Gehirn nicht verzichten kann. Alles, was man „maleriſch“ nennt, verſchwindet nothwendig immer mehr von der Erde. Die Geſittung wird immer gleichmäßiger. Das Unterſcheidende wird von denen, die es als Merkmal an ſich tragen, als Unbequemlichkeit empfunden und beſeitigt. Ruinen ſind eine Wonne für die Augen des Fremden, den Einheimiſchen aber ſtören ſie und er räumt ſie aus dem Wege. Der Reiſende iſt empört, die Schönheit Venedigs durch Dampfboote entheiligt zu ſehen, für den Venezianer aber iſt es eine Wohlthat, daß er um zehn Centeſimi weite Strecken raſch zurücklegen kann. Bald wird die letzte Rothhaut Gehrock und Zylinderhut tragen, das vorſchriftmäßige Stationsgebäude wird an der Großen Mauer von China und unter den Palmen von Tuggurt in der Sahara

seine Tünche und seine nüchterne Form zeigen und Macaulays berühmter Maori wird nicht vor den Ruinen Westminsters stehen, sondern eine schundige Nachbildung des Westminster-Palastes wird den Maoris als Parlamentsgebäude dienen. Der eine Yosemite-Park, den die Nordamerikaner voll weiser Voraussicht unberührt in seiner vorweltlichen Wildheit erhalten wollen, wird dem Bedürfniß der Menschheit nach Neuem, Anderem, Malerischem, Romantischem nicht genügen und sie wird von der Kunst verlangen, was ihr die gewaschene, gekämmte und geschniegelte Gesittung nicht mehr bieten wird.

Ich kann nun meine Prognose in wenige Worte zusammenfassen. Die Zeithysterie wird nicht dauern. Die Völker werden sich von ihrer heutigen Ermüdung erholen. Die Schwachen, die Entarteten werden untergehen, die Starken sich den Errungenschaften der Gesittung anpassen oder diese ihrem eigenen organischen Vermögen unterordnen. Die Verirrungen der Kunst haben keine Zukunft. Sie werden verschwinden, wenn die gesittete Menschheit ihren Erschöpfungszustand überwunden haben wird. Die Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts wird in allen Punkten an die der Vergangenheit anknüpfen, aber sie wird eine neue Aufgabe zu erfüllen haben: die, in die Einförmigkeit des Kulturlebens anregende Abwechselung zu bringen, eine Wirkung, die wohl erst viele Jahrhunderte später die Wissenschaft allein bei der großen Mehrheit der Menschen zu üben im Stande sein wird.

II. Therapie.

Iſt es möglich, die Geneſung der oberſten Bildungsſchichten von der heutigen Erkrankung ihres Nervenſyſtems durch geeignete Behandlung zu beſchleunigen?

Ich glaube es ernſtlich und deshalb allein habe ich die gegenwärtige Arbeit unternommen.

Für ſo kindlich hält mich hoffentlich Niemand, daß ich mir einbilde, Entartete zur Vernunft bringen zu können, wenn ich ihnen noch ſo unwiderleglich und überzeugend nachweiſe, daß ſie geiſteskrank ſind. Wer von Berufs wegen mit Irrſinnigen viel zu thun hat, der weiß, daß es gänzlich ausſichtlos iſt, ſie durch Ueberredung oder Gründe zur Anerkennung der Unwirklichkeit und Krankhaftigkeit ihrer Wahnvorſtellungen bewegen zu wollen. Das Einzige, was man erreicht, iſt, daß ſie im Arzt entweder einen Feind und Verfolger ſehen und ihn grimmig haſſen, oder daß ſie ihn für einen verſtändnißunfähigen Dummkopf halten und belächeln.

Den Fanatikern der irrſinnigen Moderichtungen in Kunſt und Schriftthum, die, ohne eigentlich geiſteskrank zu ſein, doch an der Grenze des Wahnſinns ſtehen, predigt man ebenfalls vergebens, daß ſie ſich für Verirrung und Aberwitz begeiſtern. Sie glauben es nicht und können es nicht glauben. Denn die

Werke, deren Tollheit jeder Vernünftige auf den ersten Blick erkennt, gewähren ihnen thatsächlich Lustgefühle. Sie sind ein Ausdruck ihrer eigenen geistigen Verdrehtheit und der Perversion ihrer eigenen Triebe, die Halbnarren gerathen beim Lesen oder Betrachten dieser Werke in eine Erregung, die sie für eine ästhetische halten, während sie thatsächlich eine wollüstige ist, und diese Empfindung ist eine so echte und unmittelbare, sie sind ihrer so sicher, daß sie sich nur ärgern oder Mitleid empfinden können, wenn man ihnen klar machen will, daß die Werke keinen Genuß bieten, sondern Ekel und Verachtung hervorrufen. Es ist möglich, einem Gewohnheitstrinker zu beweisen, daß Absinth schädlich ist, aber es ist schlechterdings unmöglich, ihn zu überzeugen, daß er schlecht schmeckt. Ihm schmeckt er nämlich wirklich verführerisch schön. Der irrenheilkundige Kritiker hat gut dem Gestörten versichern: „Dieses Buch, dieses Bild sind abscheuliche Delirien," der Gestörte wird in gutem Glauben antworten: „Delirien? Das mag sein. Aber abscheulich? Das lasse ich mir nicht weismachen. Ich weiß das besser. Sie erregen mich tief und wonnig und nichts, was Sie sagen, kann machen, daß sie dies nicht thun!" Die heftiger Zerrütteten gehen noch weiter und sagen einfach: „Wir fühlen in allen Nerven die Schönheit dieser Werke; Sie fühlen sie nicht; umso schlimmer für Sie. Statt einzusehen, daß Sie ein verständnißloser Barbar und stumpfsinniger Philister sind, wollen Sie uns unsere gewissesten Empfindungen abstreiten. Der Einzige, der hier delirirt, sind Sie."

Die Sittengeschichte lehrt zum Ueberdruß, daß Verrücktheiten lodernde Begeisterung erwecken und auf Jahrhunderte oder Jahrtausende eine unüberwindliche Herrschaft über das Denken

und Fühlen von Millionen erlangen, weil sie einem bestehenden Triebe eine wenn auch ungesunde Befriedigung gewähren. Gegen das, was dem Menschen Lustgefühle gibt, kommen die Einwendungen des Verstandes nicht auf.

Diejenigen Entarteten, bei denen die geistige Zerrüttung eine zu tiefe ist, müssen ihrem unerbittlichen Schicksal überlassen werden. An ihnen ist nichts zu retten und zu bessern. Sie werden eine Zeit lang rasen und dann untergehen. Für sie ist dieses Buch offenbar nicht geschrieben. Es ist aber zu erreichen, daß die Zeitkrankheit nach dem ausgezeichneten Ausdrucke der deutschen Heilkunde „auf ihre anatomische Nothwendigkeit beschränkt wird", und dieses Ziel muß mit allen Kräften angestrebt werden. Denn heute folgen den Entartungsrichtungen außer denen, die durch ihre organische Verfassung hierzu unerlösbar verurtheilt sind, auch Viele, die nur der Mode und gewissen schlauen Täuschungen zum Opfer fallen, und diese Verführten kann man auf richtige Bahnen hinüberzuleiten hoffen. Würde man sie dagegen unthätig den Einwirkungen der graphomanischen Narren und ihrer schwachsinnigen oder ruchlosen kritischen Trabanten überlassen, so wäre eine noch weit raschere und heftigere Ausbreitung der geistigen Seuche die nothwendige Folge dieser Pflichtversäumniß und die gesittete Menschheit würde sich viel schwerer und langsamer von der Zeitkrankheit erholen, als es bei richtiger und entschlossener Bekämpfung des Uebels möglich wäre.

Für die leicht Erkrankten und Gesunden, die sich von listig ausgesonnenen Schlagworten bethören lassen oder die aus Maulaffen-Gedankenlosigkeit dorthin eilen, wo sie Zulauf sehen, war es vor Allem nothwendig, den Nachweis zu führen, daß

die äſthetiſchen Moderichtungen ein Ergebniß der Geiſteskrankheit von Entarteten und Hyſterikern ſind. Gewiſſe Kritiker glaubten mich bis zur Sprachloſigkeit einzuſchüchtern, indem ſie ſagten: „Wenn die angeführten Kennzeichen ein Beweis von Entartung und Geiſteskrankheit ſind, dann iſt die Kunſt und Dichtung überhaupt, auch diejenige, die man bisher ohne Vorbehalt bewundert hat, das Werk von Verrückten und Degenerirten, denn auch bei ihnen ſind die Merkmale der Entartung anzutreffen.“ Darauf erwidere ich: wenn die wiſſenſchaftliche Kritik, welche das Kunſtwerk nach den Lehren der Pſychologie und Pſychiatrie prüft, zu dem Ergebniß führen ſollte, daß alle Kunſtthätigkeit krankhaft iſt, ſo würde das noch immer nichts gegen die Richtigkeit meiner kritiſchen Methode beweiſen. Es wäre nur eine neue Erkenntniß gewonnen. Sie würde zwar eine holde Täuſchung zerſtören und Vielen ſchmerzlich ſein, aber die Wiſſenſchaft darf nicht vor der Erwägung ſtehen bleiben, daß ihre Ergebniſſe angenehme Irrthümer vernichten und die Bequemen aus behaglichen Denkgewohnheiten aufſcheuchen. Der Glaube iſt wohl noch eine andere Majeſtät als die Kunſt, er hat der Menſchheit auf einer gewiſſen Stufe ihrer Entwickelung noch andere Dienſte geleiſtet, ſie anders getröſtet und erhoben, ihr andere Ideale gegeben und ſie ſittlich anders gefördert wie ſelbſt die größten künſtleriſchen Genies; die Wiſſenſchaft hat dennoch nicht gezögert, den Glauben für einen ſubjektiven Irrthum des Menſchen zu erklären, ſie würde alſo noch viel weniger Bedenken tragen, die Kunſt als etwas Krankhaftes zu bezeichnen, wenn die Thatſachen ſie hiervon überzeugen würden. Ueberdies braucht nicht alles Krankhafte häßlich und ſchädlich zu ſein. Der Auswurf eines Lungenleidenden iſt ganz ſo eine krankhafte Abſonderung

wie die Perle. Macht es die Perle häßlicher, macht es den Auswurf ſchöner, daß beide Stoffe denſelben Urſprung haben? Das Wurſtgift iſt die Ausſcheidung einer Bakterie, der Aethyl-Alkohol die eines Hefepilzes. Bedingt die gleiche Entſtehungsweiſe den gleichen Genußwerth einer vergifteten Wurſt und eines Glaſes alten Rheinweins? Es würde durchaus nichts für Tolſtois „Kreutzerſonate“ oder Ibſens „Rosmersholm“ beweiſen, wenn anerkannt werden müßte, daß Goethes „Werther“ an unvernünftigem Erotismus leidet und die „Göttliche Komödie“ oder „Fauſt“ ſymboliſche Dichtungen ſind. Aber der ganze Einwand geht ja aus einem Verkennen der einfachſten biologiſchen Thatſachen hervor. Zwiſchen Krankheit und Geſundheit beſteht kein Weſens-, ſondern nur ein Mengen-Unterſchied. Es gibt nur eine Art von Lebensthätigkeit der Zellen und Zellenſyſteme oder Organe. Sie iſt dieſelbe in Krankheit und Geſundheit. Nur iſt ſie manchmal geſteigert und manchmal verlangſamt und wenn dieſe Abweichung von der Regel den Zwecken des Geſammt-Organismus ſchädlich iſt, ſo nennen wir ſie Krankheit. Da es ſich bei dieſer um ein Mehr oder Weniger handelt, ſo iſt ihre Grenze auch nicht ſcharf zu ziehen. Aeußerſte Fälle erkennt man natürlich leicht. Wer aber will mit Sicherheit beſtimmen, an welchem genauen Punkte die Abweichung von der Norm, das heißt der Geſundheit, beginnt? Das wahnſinnige Gehirn arbeitet nach ganz denſelben Geſetzen wie das vernünftige, nur gehorcht es dieſen Geſetzen unvollkommen oder übertrieben. Bei jedem Menſchen beſteht z. B. die Neigung, Sinneseindrücke falſch zu deuten. Krankhaft iſt ſie nur, wenn ſie außerordentlich ſtark auftritt. Der Reiſende im Bahnwagen glaubt zu bemerken, daß die Landſchaft an ihm vorbeijagt, während er ſtillſitzt.

Der Verfolgungswahnſinnige bildet ſich ein, daß man ihm üble Gerüche zubläſt oder elektriſche Ströme auf ihn ſchleudert. Beide Vorſtellungen beruhen auf Sinnestäuſchungen. Sind beide darum Anzeichen der Verrücktheit? Der Reiſende und der Paranoiker begehen denſelben Denkfehler und trotzdem iſt jener völlig geiſtesgeſund und dieſer geiſteskrank. Man mag alſo ruhig feſtſtellen, daß gewiſſe Eigenthümlichkeiten, wie ſtarke Emotivität, der Hang zum Symbolismus, das Vorherrſchen der Einbildungskraft, bei allen echten Künſtlern anzutreffen ſind. Deshalb brauchen doch noch lange nicht alle Entartete zu ſein. Erſt die Uebertreibung dieſer Eigenthümlichkeiten macht ſie zur Krankheit. Der einzige Schluß, den ihr regelmäßiges Auftreten bei den Künſtlern rechtfertigen würde, wäre der, daß die Kunſt, ohne ſchon eine eigentliche Krankheit des Menſchengeiſtes zu ſein, doch eine beginnende, leiſe Abweichung von der vollen Geſundheit iſt, und gegen dieſen Schluß würde ich mich nicht auflehnen, umſo weniger, als er den eigentlichen Entarteten und ihren ausgeſprochen krankhaften Werken in keiner Weiſe zu Gute käme.

Mit dem Nachweiſe, daß Myſtik, Ichſucht und Realiſten-Peſſimismus Formen der Geiſtesſtörung ſind, iſt es aber nicht gethan. Man muß dieſen Richtungen auch alle beſtechenden Masken abreißen, in denen ſie auftreten, und ihr wirkliches Antlitz in ſeiner grinſenden Nacktheit zeigen.

Sie wollen gegenüber der geſunden Kunſt, die ſie als ſchimmelig und alterthümlich verſpotten, die Jugend darſtellen. Eine übelberathene Kritik iſt ihnen thatſächlich auf den Leim gegangen und betont immer höhniſch ihre Jugend. Welche Ungeſchicklichkeit! Als ob es irgend einer Anſtrengung der Welt

gelingen könnte, das Wort jung, dieſen Inbegriff alles Blühenden und Friſchen, dieſen Anklang an Morgenroth und Frühling, ſeines Zaubers zu entkleiden und in einen Tadel oder Schimpf zu verwandeln! Die Wahrheit iſt aber, daß die Entarteten nicht nur nicht jung, ſondern daß ſie unheimlich greiſenhaft ſind. Greiſenhaft iſt ihre gallige Verleumdung der Welt und des Lebens, greiſenhaft ihr Lallen, Faſeln, Irrereden und Fadenverlieren, greiſenhaft ihr unvermögendes Lüſteln und ihre Gier nach allen Anreizungen der Erloſchenen. Jung iſt hoffen, jung iſt einfach und natürlich lieben, jung iſt ſich der eigenen Kraft und Geſundheit und aller Menſchen und der Vögel in der Luft und der Käferchen im Graſe freuen und von dieſen Zügen iſt bei den jugendheuchelnden morſchen Entarteten auch nicht einer anzutreffen.

Sie führen den Namen der Freiheit im Munde, wenn ſie ihr faules Ich als ihren Gott ausrufen, und nennen es Fortſchritt, wenn ſie das Verbrechen preiſen, die Sittlichkeit leugnen, dem Trieb Altäre bauen, die Wiſſenſchaft verhöhnen, äſthetiſirende Tagedieberei als einzigen Lebenszweck hinſtellen. Aber ihre Anrufung der Freiheit und des Fortſchrittes iſt freche Läſterung. Wie kann von Freiheit die Rede ſein, wenn der Trieb allmächtig ſein ſoll? Man denke doch an den Grafen Muffat in Zolas Nana: „Manchmal war er ein Hund. Sie warf ihm ihr parfümirtes Taſchentuch in die Ecke und er mußte nachlaufen, auf allen Vieren, um es mit den Zähnen zu holen. ‚Bring, Cäſar, na warte, du Faulpelz! Schön, Cäſar, artig! Aufwarten!‘ Und er liebte die Erniedrigung, er ſchwelgte im Genuß, ein Vieh zu ſein, er wollte noch tiefer ſinken, er ſchrie: ‚Schlage doch zu! Wau! Wau! Ich bin toll! Hau mich doch!‘“

Der Verfolgungswahnſinnige bildet ſich ein, daß man ihm üble Gerüche zubläſt oder elektriſche Ströme auf ihn ſchleudert. Beide Vorſtellungen beruhen auf Sinnestäuſchungen. Sind beide darum Anzeichen der Verrücktheit? Der Reiſende und der Paranoiker begehen denſelben Denkfehler und trotzdem iſt jener völlig geiſtesgeſund und dieſer geiſteskrank. Man mag alſo ruhig feſtſtellen, daß gewiſſe Eigenthümlichkeiten, wie ſtarke Emotivität, der Hang zum Symbolismus, das Vorherrſchen der Einbildungskraft, bei allen echten Künſtlern anzutreffen ſind. Deshalb brauchen doch noch lange nicht alle Entartete zu ſein. Erſt die Uebertreibung dieſer Eigenthümlichkeiten macht ſie zur Krankheit. Der einzige Schluß, den ihr regelmäßiges Auftreten bei den Künſtlern rechtfertigen würde, wäre der, daß die Kunſt, ohne ſchon eine eigentliche Krankheit des Menſchengeiſtes zu ſein, doch eine beginnende, leiſe Abweichung von der vollen Geſundheit iſt, und gegen dieſen Schluß würde ich mich nicht auflehnen, umſo weniger, als er den eigentlichen Entarteten und ihren ausgeſprochen krankhaften Werken in keiner Weiſe zu Gute käme.

Mit dem Nachweiſe, daß Myſtik, Ichſucht und Realiſten-Peſſimismus Formen der Geiſtesſtörung ſind, iſt es aber nicht gethan. Man muß dieſen Richtungen auch alle beſtechenden Masken abreißen, in denen ſie auftreten, und ihr wirkliches Antlitz in ſeiner grinſenden Nacktheit zeigen.

Sie wollen gegenüber der geſunden Kunſt, die ſie als ſchimmelig und alterthümlich verſpotten, die Jugend darſtellen. Eine übelberathene Kritik iſt ihnen thatſächlich auf den Leim gegangen und betont immer höhniſch ihre Jugend. Welche Ungeſchicklichkeit! Als ob es irgend einer Anſtrengung der Welt

gelingen könnte, das Wort jung, diesen Inbegriff alles Blühenden und Frischen, diesen Anklang an Morgenroth und Frühling, seines Zaubers zu entkleiden und in einen Tadel oder Schimpf zu verwandeln! Die Wahrheit ist aber, daß die Entarteten nicht nur nicht jung, sondern daß sie unheimlich greisenhaft sind. Greisenhaft ist ihre gallige Verleumdung der Welt und des Lebens, greisenhaft ihr Lallen, Faseln, Irrereden und Fadenverlieren, greisenhaft ihr unvermögendes Lüsteln und ihre Gier nach allen Anreizungen der Erloschenen. Jung ist hoffen, jung ist einfach und natürlich lieben, jung ist sich der eigenen Kraft und Gesundheit und aller Menschen und der Vögel in der Luft und der Käferchen im Grase freuen und von diesen Zügen ist bei den jugendheuchelnden morschen Entarteten auch nicht einer anzutreffen.

Sie führen den Namen der Freiheit im Munde, wenn sie ihr faules Ich als ihren Gott ausrufen, und nennen es Fortschritt, wenn sie das Verbrechen preisen, die Sittlichkeit leugnen, dem Trieb Altäre bauen, die Wissenschaft verhöhnen, ästhetisirende Tagedieberei als einzigen Lebenszweck hinstellen. Aber ihre Anrufung der Freiheit und des Fortschrittes ist freche Lästerung. Wie kann von Freiheit die Rede sein, wenn der Trieb allmächtig sein soll? Man denke doch an den Grafen Muffat in Zolas Nana: „Manchmal war er ein Hund. Sie warf ihm ihr parfümirtes Taschentuch in die Ecke und er mußte nachlaufen, auf allen Vieren, um es mit den Zähnen zu holen. ‚Bring, Cäsar, na warte, du Faulpelz! Schön, Cäsar, artig! Aufwarten!‘ Und er liebte die Erniedrigung, er schwelgte im Genuß, ein Vieh zu sein, er wollte noch tiefer sinken, er schrie: ‚Schlage doch zu! Wau! Wau! Ich bin toll! Hau mich doch!‘“

Das ist die Freiheit eines „Emanzipirten“ im Sinne der Entarteten! Er darf ein Hund sein, wenn sein toll gewordener Trieb ihm befiehlt, ein Hund zu sein! Und wenn der „Emanzipirte“ Ravachol heißt und sein Trieb zum Verbrechen ihm befiehlt, ein Haus mit Dynamit in die Luft zu sprengen, so hat der friedliche Bürger, der in diesem Hause schläft, die Freiheit, aufzufliegen und als blutiger Regen von Fleischfetzen und Knochensplittern wieder zur Erde zu gelangen. Fortschritt ist nur durch Steigerung der Erkenntniß möglich, diese aber ist die Arbeit des Bewußtseins und Urtheils, nicht des Triebes. Den Gang des Fortschrittes kennzeichnet die Erweiterung des Bewußtseins und die Einschränkung des Unbewußten; die Kräftigung des Willens und die Schwächung der Zwangsantriebe; die Erhöhung der Selbstverantwortlichkeit und die Unterdrückung der rücksichtslosen Selbstsucht. Wer den Trieb zum Herrn des Menschen macht, der will nicht Freiheit, sondern schmachvollste, niedrigste Sklaverei, Knechtung der Einsicht des Individuums durch seine thörichtsten und selbstzerstörendsten Begierden, Knechtung des brünstigen Mannes durch die wahnsinnigste Laune einer Freudendirne, Knechtung des Volkes durch einige stärkere und gewaltthätige Persönlichkeiten. Und wer die Lust über die Zucht und den Zwangsantrieb über die Selbstzügelung setzt, der will nicht den Fortschritt, sondern die Umkehr zur ältesten Thierheit.

Umkehr, Rückfall, das ist überhaupt das wirkliche Ideal dieser Bande, die sich unterfteht, von Freiheit und Fortschritt zu sprechen. Sie will die Zukunft sein. Das ist einer ihrer Hauptansprüche. Das ist eins der Mittel, mit denen sie die meisten Gimpel fängt. Wir haben aber in allen einzelnen

Fällen geſehen, daß ſie nicht die Zukunft, ſondern die verſchollenſte, fabelhafteſte Vergangenheit iſt. Die Entarteten lallen und ſtammeln ſtatt zu ſprechen. Sie ſtoßen einſilbige Schreie aus, ſtatt grammatikaliſch und ſyntaktiſch gegliederte Sätze zu bauen. Sie zeichnen und malen wie Kinder, die mit unnützen Händen Tiſche und Wände beſchmutzen. Sie machen Muſik wie die gelben Menſchen Oſtaſiens. Sie miſchen alle Kunſtgattungen durch einander und führen ſie zu den Urformen zurück, die ſie hatten, ehe die Entwickelung ſie differenzirt hat. Jeder Zug an ihnen iſt ataviſtiſch und wir wiſſen ja überhaupt, daß Atavismus eines der ſtändigſten Merkmale der Entartung iſt. Lombroſo hat überzeugend nachgewieſen, daß auch viele Eigenthümlichkeiten des von ihm beſchriebenen Typus geborener Verbrecher Atavismen ſind. Schnellfertige Kritiker glaubten einen ſehr ſchlauen Einwand gefunden zu haben, als ſie ihm mit ſelbſtgefälligem Lächeln dieſe Kritik entgegenhielten: „Der Trieb zum Verbrechen ſoll zugleich Entartung und Atavismus ſein. Dieſe beiden Behauptungen ſchließen einander aber aus. Entartung iſt eine krankhafte Verfaſſung; der beſte Beweis dafür iſt, daß der entartete Typus ſich nicht fortpflanzt, ſondern ausſtirbt. Atavismus iſt Rückkehr zu frühen Zuſtänden, die nicht krankhaft geweſen ſein können, da die Menſchen, die in jenen Zuſtänden gelebt, ſich entwickelt haben und fortgeſchritten ſind. Rückkehr zu einem, wenn auch entlegenen, ſo doch geſunden Zuſtand kann aber unmöglich Krankheit ſein.“ Dieſes ganze Gerede hat ſeine Wurzel in dem hartnäckigen Aberglauben, welcher in der Krankheit einen von der Geſundheit im Weſen verſchiedenen Zuſtand ſehen will. Es iſt ein gutes Beiſpiel der Verwirrung, die ein Wort in unklaren oder unwiſſenden

Köpfen anrichten kann. Es gibt in der Wirklichkeit keine Thätigkeit und kein Verhalten des lebenden Organismus, die man an sich als „Gesundheit“ oder „Krankheit“ bezeichnen könnte. Sie werden es jedoch im Hinblick auf alle Verhältnisse und Zwecke des Organismus. Ein und derselbe Zustand kann sehr wohl einmal Krankheit und einmal Gesundheit sein, je nach dem Augenblick, in welchem er auftritt. Die Hasenscharte ist eine richtige, gesunde Erscheinung an der menschlichen Frucht in ihrer sechsten Lebenswoche. Sie ist eine Verkrüppelung beim neugeborenen Kinde. Im ersten Lebensjahre kann das Kind nicht gehen. Warum? Etwa weil seine Beine zu schwach sind, um es zu tragen? Durchaus nicht. Die bekannten Untersuchungen des Dr. L. Robinson an 60 neugeborenen Kindern haben bewiesen, daß sie im Stande sind, sich mit den Händen an einem Stabe bis zu dreißig Sekunden frei hängend zu halten, eine Leistung, welche eine Muskelkraft voraussetzt, die im Verhältniß ebenso bedeutend ist wie die der Erwachsenen. Nicht aus Schwäche können sie nicht gehen, sondern weil ihr Nervensystem noch nicht gelernt hat, die Thätigkeit der verschiedenen Muskelgruppen so zu regeln und zusammenzustimmen, daß eine zweckmäßige Bewegung zu Stande kommt; die Kinder können noch nicht „koordiniren“. Unfähigkeit zur Koordination der Muskelthätigkeit nennt die Medizin Ataxie. Diese ist also beim Kinde der natürliche und gesunde Zustand. Und ganz dieselbe Ataxie ist schwere Krankheit, wenn sie beim Erwachsenen, als Hauptmerkmal der Rückenmarks-Entzündung, auftritt. Die Gleichheit der krankhaften Ataxie des Rückenmärkers und der gesunden Ataxie des Säuglings ist eine so vollständige, daß Dr. S. Frenkel[1]) eine

[1]) Dr. S. Frenkel, Die Therapie atactischer Bewegungsstörungen. Münchener medizinische Wochenschrift. Nr. 52, 1892.

Behandlung der Rückenmark-Leidenden auf sie gründen konnte, die wesentlich darin besteht, daß die Kranken wie Kinder von Neuem gehen und stehen lernen. Man sieht also, daß ein Zustand zugleich krankhaft und doch die bloße Wiederkehr eines ursprünglich vollkommen gesunden Verhaltens sein kann, und es war ein sträflich leichtsinniger Vorwurf, als man Lombroso des Widerspruchs zieh, weil er im verbrecherischen Triebe zugleich Entartung und Atavismus sah. Das Krankhafte an der Entartung besteht eben darin, daß der degenerirte Organismus nicht die Kraft hat, die von der Gattung bereits erreichte Höhe der Entwickelung zu erklimmen, sondern an irgend einem frühen oder späten Punkte unterwegs stehen bleibt. Der Rückfall des Entarteten kann bis zur schwindelerregendsten Tiefe gehen. Wie er körperlich bis zur Stufe der Fische, ja der Gliederthiere und selbst der geschlechtlich noch nicht differenzirten Wurzelfüßer hinabsinkt, wenn er durch Spaltbildungen am Oberkiefer die sechstheiligen Lippen der Käfer, durch Halsfisteln die Kiemenbögen gerade der allerniedrigsten Fische, der Selachier, durch überzählige Finger (Polydaktylie) die vielstrahligen Flossen der Fische, vielleicht sogar die Borsten der Würmer, durch Hermaphroditismus die Ungeschlechtlichkeit der Rhizopoden wiederholt, so erneuert er geistig im besten Falle, als höherer Entarteter, den Typus des Urmenschen der ältern Steinzeit, im schlimmsten Falle, als Idiot, den eines weit vormenschlichen Thiers.

Das ist es, worüber wir die Urtheilsschwachen oder Unerfahrenen mit allen Mitteln und unermüdlich aufzuklären haben. Die schönen Namen, welche die Entarteten, ihre Nachäffer und ihre kritischen Reisläufer sich beilegen, sind Lüge und Betrug. Sie sind nicht die Zukunft, sondern eine unabsehbar entlegene

Köpfen anrichten kann. Es gibt in der Wirklichkeit keine Thätigkeit und kein Verhalten des lebenden Organismus, die man an sich als „Gesundheit“ oder „Krankheit“ bezeichnen könnte. Sie werden es jedoch im Hinblick auf alle Verhältnisse und Zwecke des Organismus. Ein und derselbe Zustand kann sehr wohl einmal Krankheit und einmal Gesundheit sein, je nach dem Augenblick, in welchem er auftritt. Die Hasenscharte ist eine richtige, gesunde Erscheinung an der menschlichen Frucht in ihrer sechsten Lebenswoche. Sie ist eine Verkrüppelung beim neugeborenen Kinde. Im ersten Lebensjahre kann das Kind nicht gehen. Warum? Etwa weil seine Beine zu schwach sind, um es zu tragen? Durchaus nicht. Die bekannten Untersuchungen des Dr. L. Robinson an 60 neugeborenen Kindern haben bewiesen, daß sie im Stande sind, sich mit den Händen an einem Stabe bis zu dreißig Sekunden frei hängend zu halten, eine Leistung, welche eine Muskelkraft voraussetzt, die im Verhältniß ebenso bedeutend ist wie die der Erwachsenen. Nicht aus Schwäche können sie nicht gehen, sondern weil ihr Nervensystem noch nicht gelernt hat, die Thätigkeit der verschiedenen Muskelgruppen so zu regeln und zusammenzustimmen, daß eine zweckmäßige Bewegung zu Stande kommt; die Kinder können noch nicht „koordiniren“. Unfähigkeit zur Koordination der Muskelthätigkeit nennt die Medizin Ataxie. Diese ist also beim Kinde der natürliche und gesunde Zustand. Und ganz dieselbe Ataxie ist schwere Krankheit, wenn sie beim Erwachsenen, als Hauptmerkmal der Rückenmarks-Entzündung, auftritt. Die Gleichheit der krankhaften Ataxie des Rückenmärkers und der gesunden Ataxie des Säuglings ist eine so vollständige, daß Dr. S. Frenkel[1]) eine

[1]) Dr. S. Frenkel, Die Therapie atactischer Bewegungsstörungen. Münchener medizinische Wochenschrift. Nr. 52, 1892.

Behandlung der Rückenmark-Leidenden auf sie gründen konnte, die wesentlich darin besteht, daß die Kranken wie Kinder von Neuem gehen und stehen lernen. Man sieht also, daß ein Zustand zugleich krankhaft und doch die bloße Wiederkehr eines ursprünglich vollkommen gesunden Verhaltens sein kann, und es war ein sträflich leichtsinniger Vorwurf, als man Lombroso des Widerspruchs zieh, weil er im verbrecherischen Triebe zugleich Entartung und Atavismus sah. Das Krankhafte an der Entartung besteht eben darin, daß der degenerirte Organismus nicht die Kraft hat, die von der Gattung bereits erreichte Höhe der Entwickelung zu erklimmen, sondern an irgend einem frühen oder späten Punkte unterwegs stehen bleibt. Der Rückfall des Entarteten kann bis zur schwindelerregendsten Tiefe gehen. Wie er körperlich bis zur Stufe der Fische, ja der Gliederthiere und selbst der geschlechtlich noch nicht differenzirten Wurzelfüßer hinabsinkt, wenn er durch Spaltbildungen am Oberkiefer die sechstheiligen Lippen der Käfer, durch Halsfisteln die Kiemenbögen gerade der allerniedrigsten Fische, der Selachier, durch überzählige Finger (Polydaktylie) die vielstrahligen Flossen der Fische, vielleicht sogar die Borsten der Würmer, durch Hermaphroditismus die Ungeschlechtlichkeit der Rhizopoden wiederholt, so erneuert er geistig im besten Falle, als höherer Entarteter, den Typus des Urmenschen der ältern Steinzeit, im schlimmsten Falle, als Idiot, den eines weit vormenschlichen Thiers.

Das ist es, worüber wir die Urtheilsschwachen oder Unerfahrenen mit allen Mitteln und unermüdlich aufzuklären haben. Die schönen Namen, welche die Entarteten, ihre Nachäffer und ihre kritischen Reisläufer sich beilegen, sind Lüge und Betrug. Sie sind nicht die Zukunft, sondern eine unabsehbar entlegene

Vergangenheit. Sie sind nicht der Fortschritt, sondern die grauenhafteste Reaktion. Sie sind nicht die Freiheit, sondern die schmachvollste Sklaverei. Sie sind nicht die Jugend und das Morgenroth, sondern die erschöpfteste Greisenhaftigkeit, die sternlose Winternacht, das Grab und die Verwesung.

Alle gesunden und sittlichen Menschen haben die heilige Pflicht, sich an dem Werke der Beschützung und Rettung der noch nicht zu tief Erkrankten zu betheiligen. Nur wenn Jeder seine Schuldigkeit thut, kann die geistige Seuche eingedämmt werden. Es ist nicht angebracht, blos die Achseln zu zucken und verächtlich zu lächeln. Während die Gleichgiltigen sich damit trösten, daß „kein Vernünftiger diesen Blödsinn ernst nimmt", thun Wahnsinn und Verbrechen ihr Werk und vergiften ein ganzes Geschlecht.

Die Mystiker, besonders aber die Ichsüchtigen und die unflätigen Pseudo-Realisten, sind Gesellschaftsfeinde schlimmster Art. Die Gesellschaft muß sich unbedingt gegen sie vertheidigen. Wer mit mir glaubt, daß die Gesellschaft die natürliche, organische Form der Menschheit ist, in der allein sie leben, gedeihen und sich zu höheren Geschicken weiterentwickeln kann, wer die Gesittung für ein Gut hält, das Werth hat und vertheidigt zu werden verdient, der muß unerbittlich den Daumen auf das gesellschaftfeindliche Ungeziefer drücken. Wer mit Nietzsche für das „frei schweifende lüsterne Raubthier" schwärmt, dem rufen wir zu: „Hinaus aus der Gesittung! Schweife fern von uns! Sei lüsternes Raubthier in der Wildniß! Genüge dir! Ebne dir Wege, errichte dir Hütten, kleide und nähre dich, wie du kannst! Unsere Straßen und Häuser sind nicht für dich gebaut, unsere Webstühle haben keine Stoffe für dich, unsere Aecker sind nicht

für dich bestellt. Alle unsere Arbeit ist von Menschen gethan, die einander schätzen, auf einander Rücksicht nehmen, einander gegenseitig helfen und ihre Selbstsucht zum gemeinen Wohle zu zügeln wissen. Für das lüsterne Raubthier ist bei uns kein Platz und wenn du dich unter uns wagst, so schlagen wir dich unbarmherzig mit Knüppeln todt."

Und noch entschiedener gilt es, gegen die kothlöffelnde Schweinebande der berufsmäßigen Pornographen Partei zu nehmen. Diese haben keinen Anspruch auf das Maß von Mitleid, das man den eigentlichen Entarteten als Kranken immerhin gönnen mag, denn sie haben ihr niederträchtiges Gewerbe frei gewählt und betreiben es aus Gewinnsucht, Eitelkeit und Arbeitsscheu. Die systematische Aufreizung der Lüsternheit bringt dem einzelnen Menschen den schwersten Schaden an der leiblichen und geistigen Gesundheit und eine aus geschlechtlich überreizten Individuen bestehende Gesellschaft, die keine Selbstbeherrschung, keine Zucht, keine Scham mehr kennt, geht dem sichern Untergang entgegen, da sie zu stumpf und schlaff ist, um noch größere Aufgaben erfüllen zu können. Der Pornograph verseucht die Quellen, aus denen das Leben der künftigen Geschlechter fließt. Keine Arbeit ist der Gesittung so mühselig geworden wie die der Bändigung der Lüsternheit. Der Pornograph will uns um die Frucht dieser härtesten Anstrengung der Menschheit bringen. Für ihn dürfen wir keine Schonung haben.

Die Polizei kann uns nicht helfen. Der Staatsanwalt und Strafrichter sind nicht die richtigen Beschützer der Gesellschaft gegen Verbrechen mit der Feder und dem Stifte. Sie mischen in ihr Vorgehen zu viel Rücksicht auf Interessen, die

nicht immer, nicht nothwendig die der gebildeten und sittlichen Menschen sind. Der Gendarm hat so oft im Dienste einer bevorrechteten Klasse, der unleidlichen Ueberhebung der Aemter, des Unfehlbarkeits-Dünkels von Ministern und sonstigen Regierungsmännern, des unwürdigsten Byzantinismus und des dümmsten Aberglaubens einschreiten müssen, daß er den Menschen nicht entehrt, dem er die schwere Hand auf die Schulter legt. Darauf aber kommt es an: der Pornograph muß mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt sein und ein Strafurtheil des Richters hat nicht mit Sicherheit diese Wirkung.

Die Verurtheilung von Werken, welche auf Unzucht spekuliren, muß von Männern ausgehen, an deren Vorurtheilslosigkeit, Geistesfreiheit, Verständniß und Unabhängigkeit Niemand zweifelt. Das Wort solcher Männer würde auf das Volk von tiefer Wirkung sein. Es besteht bereits ein „Männerbund zur Bekämpfung von Unsittlichkeit". Leider läßt er sich nicht ausschließlich von der Sorge um die sittliche Gesundheit und Reinheit der Menge und namentlich der Jugend leiten, sondern von Erwägungen, welche der Mehrheit des Volkes Vorurtheile scheinen. Der Männerbund fahndet auf Unglauben fast noch mehr als auf Unzüchtigkeit. Ein freies Wort gegen die Offenbarung und die Kirche flößt ihm größern Abscheu ein als eine Zote. Dieser engherzige Konfessionalismus ist daran schuld, daß sein Wirken weniger segensreich ist, als es sein könnte. Aber trotzdem können wir uns diesen „Männerbund" zum Vorbild nehmen. Thun wir, was er thut, aber thun wir es ohne Muckerei. Hier ist eine große und dankbare Aufgabe z. B. für die neue „Gesellschaft für ethische Kultur". Sie möge sich zur freiwilligen Wächterin über die Sittlichkeit des Volkes

machen. Die Pornographen werden natürlich versuchen, sie zu verspotten. Aber der Hohn wird ihnen bald genug in der Kehle stecken bleiben. Ein Verein, dem die Führer und Lehrer des Volkes, Professoren, Schriftsteller, Abgeordnete, Richter, hohe Beamte angehören, hat die Macht, einen unwiderstehlichen Boycott zu üben. Die „Gesellschaft für ethische Kultur" möge es unternehmen, die künstlerische und schriftstellerische Hervorbringung auf ihre Züchtigkeit zu prüfen. Ihre Zusammensetzung bürgt dafür, daß die Prüfung nicht kleinlich, nicht zimperlich und augenverdreherisch geschehen würde. Ihre Mitglieder haben Bildung und Geschmack genug, um die Unbedenklichkeit eines sittlich gesunden Künstlers von der niedrigen Spekulation eines schreibenden Ruffians zu unterscheiden. Wenn eine solche Gesellschaft, der gerade im Hinblick auf diese Thätigkeit die besten Männer des Volkes beitreten würden, nach ernster Untersuchung und im Bewußtsein schwerer Verantwortlichkeit von einem Menschen sagen würde: „Er ist ein Verbrecher!" und von einem Werke: „Es ist eine Schande für unser Land!" so wären Werk und Mensch vernichtet. Kein anständiger Buchhändler würde das gerichtete Buch führen, kein anständiges Blatt es erwähnen oder seinem Verfasser Zugang zu seinen Spalten gestatten, keine anständige Familie den Gebrandmarkten in ihr Haus lassen und die heilsame Furcht vor diesem Schicksale würde sehr bald das Erscheinen solcher Bücher wie Bahrs „Gute Schule" verhüten und es den „Realisten" abgewöhnen, mit einer Verurtheilung wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit wie mit einer Auszeichnung Staat zu machen.

Auch die Irrenärzte haben noch nicht ihre Pflicht begriffen. Es ist Zeit, daß sie vor die Front treten. „Es ist ein Vor-

urtheil", ſagt Bianchi[1]) ſehr richtig, „daß die Pſychiatrie in einem Heiligthum gleich dem von Mekka verſchloſſen gehalten werden muß." Rückenmarkſchnitte in Chromſäure härten und mit neutrophiler Löſung färben iſt ganz verdienſtlich, aber damit ſollte die Thätigkeit eines Profeſſors der Irrenheilkunde nicht erſchöpft ſein. Es iſt auch nicht genug, daß er nebenbei Rechtsbefliſſenen einige Vorträge hält und in Fachzeitſchriften Beobachtungen veröffentlicht. Er ſpreche zur Maſſe der Gebildeten, die weder Aerzte noch Rechtskundige ſind! Er kläre ſie in allgemeinen Zeitſchriften und in zugänglichen Vorträgen über die Hauptthatſachen der Irrenheilkunde auf! Er zeige ihnen die Geiſtesſtörung der entarteten Künſtler und Schriftſteller und belehre ſie darüber, daß die Modewerke geſchriebene und gemalte Delirien ſind! Er wird zwar nur zu wiederholen haben, was ich hier geſagt habe, aber er darf dies nicht aus Hochmuth unterlaſſen. Das deutſche Volk glaubt an eine hohe Obrigkeit. Rang und Titel ſind in ſeinen Augen wichtige Empfehlungen. Es wird die von mir dargeſtellten Thatſachen ſofort anerkennen und beherzigen, wenn ſie ihm von Geheimräthen und Profeſſoren beſtätigt werden. In allen anderen Abtheilungen der Heilkunde hat man begriffen, daß Hygiene wichtiger iſt als Therapie und daß die öffentliche Geſundheit mehr von Vorbeugung als von Behandlung zu erwarten hat. Nur der Pſychiater denkt bei uns noch nicht an die Hygiene des Geiſtes. Es iſt Zeit, daß er ſeinen Beruf auch nach dieſer Richtung hin übe. Ein Maudsley in England, ein Charcot, ein Magnan in Frankreich, ein Lombroſo, ein Tonnini in Italien haben weiten

[1]) A. G. Bianchi, La patologia del genio e gli scienziati italiani. Milano, 1892. S. 79.

Volkskreiſen Verſtändniß für die dunkeln Erſcheinungen des Geiſteslebens beigebracht und Kenntniſſe verbreitet, die es in jenen Ländern unmöglich machen würden, daß ausgeſprochene Verfolgungswahnſinnige Einfluß auf Hunderttauſende ſtimmberechtigter Bürger gewinnen, wenn ſie auch noch nicht verhindern konnten, daß die Kunſt der Entarteten in Mode komme. Blos in Deutſchland hat bis jetzt kein namhafter Pſychiater dieſes Beiſpiel befolgt. Hier iſt Verſäumtes nachzuholen. Volksthümliche Darſtellungen aus der Feder von Fachmännern, die ſich dem Leſer durch angeſehene Amts-Stellung empfehlen, würden viele Geiſtesgeſunde davon abhalten, ſich den Entartungs-Richtungen anzuſchließen.

Das iſt die Behandlung der Zeitkrankheit, die ich für wirkſam halte: Kennzeichnung der führenden Entarteten und Hyſteriker als Kranke, Entlarvung und Brandmarkung der Nachäffer als Geſellſchaftsfeinde, Warnung des Publikums vor den Lügen dieſer Schmarotzer.

Wir beſonders, die es uns zur Lebensaufgabe gemacht haben, alten Aberglauben zu bekämpfen, Aufklärung zu verbreiten, geſchichtliche Ruinen vollends niederzureißen und ihren Schutt wegzuräumen, die Freiheit des Individuums gegen den Druck des Staates und der gedankenloſen Philiſter-Routine zu vertheidigen, wir müſſen uns entſchloſſen dagegen wehren, daß elende Streber ſich unſerer theuerſten Loſungsworte bemächtigen, um mit ihnen Bauernfängerei zu treiben. Die „Freiheit“ und „Modernität“, der „Fortſchritt“ und die „Wahrheit“ dieſer Burſche ſind nicht die unſrigen. Wir haben nichts mit ihnen gemein. Sie wollen Schwelgerei, wir wollen Arbeit. Sie wollen das Bewußtſein im Unbewußten erſäufen, wir wollen

das Bewußtsein stärken und bereichern. Sie wollen Gedankenflucht und Faselei, wir wollen Aufmerksamkeit, Beobachtung und Erkenntniß. Daran mag Jeder die echten Modernen erkennen und von den Schwindlern, die sich Moderne nennen, sicher unterscheiden: wer ihm Zuchtlosigkeit predigt, der ist ein Feind des Forschrittes, und wer sein Ich anbetet, der ist ein Feind der Gesellschaft. Diese hat Nächstenliebe und Opferfähigkeit zur ersten Voraussetzung und der Fortschritt ist die Wirkung immer härterer Bezwingung des Thiers im Menschen, immer strafferer Selbstzügelung, immer feinern Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühls. Die Emanzipation, für die wir wirken, ist die des Urtheils, nicht die der Begierden. Um es mit einem tiefdröhnenden Worte der Schrift zu sagen (Matth. 5, 17): „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen."

Ende.

Inhalt.

Drittes Buch. Die Ich-Sucht.

Seite

I. Psychologie der Ich-Sucht 3
II. Parnassier und Diaboliker 47
III. Decadenten und Aestheten 96
IV. Der Ibsenismus 170
V. Friedrich Nietzsche 303

Viertes Buch. Der Realismus.

I. Zola und die Zolaschulen 401
II. Die „jungdeutschen" Nachäffer 460

Fünftes Buch. Das zwanzigste Jahrhundert.

I. Prognose 521
II. Therapie 545

Druck von G. Bernstein in Berlin.